Liebe und ehe im alten und modernen Indien

Richard Schmidt

Soc 5250.5

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Liebe und Ehe

im alten und modernen

Indien

(Vorder-, Hinter- und Niederländisch-Indien)

Von

Richard Schmidt

BERLIN W. 30
VERLAG VON H. BARSDORF
1904

Digitized by Google

I²
Soc 5250,5

Inscriptionsfund

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort und Literatur . . . . . Seite 1—6

§ 1. Psychologie des Sexuellen in Indien.

Dualismus in Indien: Weltflucht — Weltgenuß. Abgeschlossenheit des Landes. Indien hat keine Weltgeschichte. Griechischer Einfluß nichtssagend. Kastenwesen. Neben härtester Askese rasendste Wollust. Bedeutung des Liebeslebens gegenüber den Pflichten frommer Zucht und praktischer Tätigkeit. Befriedigung des Sexualtriebes ein Erfordernis der Gesundheitslehre. Sexuelles im vedischen Opferritual: Coitus während des Soma-Opfers; obscöne symbolische Handlung bei dem Roßopfer; bei dem Menschenopfer; Zoten zwischen den Priestern und den anwesenden Frauen. Die Inder kennen den Begriff des Obscönen nicht. Unanständige Abbildungen an Tempeln; an heiligen Wagen. Entblößung und schamloses Treiben zur Verscheuchung der Dämonen. Holi-Fest; Kajari. Der Dämon Nathurâm. Entblößung des Bräutigams bei den Ramoshis; bei Festen; gegen Unfruchtbarkeit; bei Hungersnot; bei Regengüssen; bei Cholera; bei Erkrankungen der Haustiere; bei der Errichtung von Tempelkuppeln; zur Abschreckung des Regengottes; Verscheuchen von Wind- und Wasserhosen durch Exhibitionismus auf Ceramlaut; Abschreckung des Patianak auf dieselbe Weise bei den Tagalen; auf Lombok. Entblößung auf Java zur Erzielung reicher Reisernten; auf Nussalaut zur Hebung der Gewürznelkenernte. Lingadienst in Indien. Die zwölf berühmtesten Lingas. Beschreibung eines Linga. Legenden von seinem Ursprunge. Die Sekten der Linga-Anbeter. Die Lingayets (Lingavants, Jangamas). Linga-Dienst an der Koromandel-Küste. Phallusdienst in Niederländ.-Indien. Verwendung des Lingam zu abergläubischen Zwecken. Wüste Orgien. Der Visnu-Dienst. Ist die indische Litteratur unzüchtig. Die mukri. Das Rasikaranjanam Râmacandra's. Unzüchtige Illustrationen in den Lehrbüchern der Liebe. Reaktion gegen die Sinnengenüsse. Eine Kapuzinade gegen die Weiber. — Das „Milieu". Das elegante Leben. Berauschende Getränke. Palmwein. Betelkauen. Hahnen- und Wachtelkämpfe. — Frauen und Frauenbildung in Indien. Die heutige

Digitized by Google

Hindufrau. Ein altindisches Schönheitsideal; ein javanisches. Eisenbahnfahrt indischer Damen. Die Birmaninnen. Frauenerziehung bei den Parsen. Alexandra Institution. Indische Ärztinnen. Heranbildung eingeborener Hebeammen. — Die erotische Litteratur in Indien.

Seite 7—78.

§ 2. Die Liebe in Indien.

Definition der Lust nach dem Kâmasûtra. Erfordernisse zum Begriff „Volliebe". Existenzberechtigung eines Lehrbuches der Liebe. Die vier Arten der Neigung. Die sieben Arten der sinnlichen Liebe. Eine rhetorische Einteilung. Die achtzig Neigungen bei Kṣemendra. Die Farbe der Liebe. Die psychische Seite der Liebe nach den indischen Rhetorikern. Gründe der Trennung zweier Liebenden. Die Liebesstadien. Das Schmollen. Verreisen des Geliebten. Bharata's vierzehn Bezeichnungen des Liebhabers. Die Vierteilung bei den Rhetorikern. Weitere Unterabteilungen — Einteilung der Frauen. Die drei Hauptklassen. Die vier Klassen der padminî etc. Ihre besonderen Eigenschaften. Die drei Temperamente. Die Altersstufen. Die verschiedenen sattva's. Die weiblichen Charakterköpfe bei Bharata. Eine Dreiteilung bei den Rhetorikern; die eigene, fremde und gemeinsame Geliebte. Weitere Unterarten. Die acht verschiedenen Lagen, in denen sich eine liebende Frau befinden kann. Die Strohwitwe und ihre Pflichten. Gesamtsumme aller möglichen Fälle = 384. Anzeichen der Verliebtheit. Liebeslaunen. Weshalb eine Frau Zurückhaltung zeigt. Wie der Mann seine Liebe verrät. Prüfung des Verhaltens der Frau. Wie eine verheiratete Frau ihre Liebe kundtut. Die bei den Frauen vom Glücke begünstigten Männer. Die mühelos zu gewinnenden Frauen. Schwer zu erlangende und ganz zu meidende Frauen. Die Rechtsgelehrten über die zu meidenden Frauen. Liebesleben hoher Herren. Stelldichein im königlichen Harem. Ehebruch als Landessitte. Das Urbild eines fürstlichen Wüstlings. Die Frauen verschiedener indischer Provinzen. Geschlechtsleben der Jetztzeit: bei den Parsen; in Pegu; bei den Nayars; Sumatra. Haremsleben. Ausschweifung der Haremsfrauen. Haremsleben in verschiedenen Gegenden Indiens. Bestrafung untreuer Haremsfrauen in Kandy. — Die „Botin", Kupplerin. — Ihre Verwendung. Wer eignet sich zur Kupplerin? Acht Arten von Kupplerinnen. Auftreten der Kupplerin. — Liebeszauber: 1. vedische. 2. weltliche Zaubersprüche. Abergläubische Praktiken. Bezaubernd wirkende mouches, Augensalben, Puder, Speisen, Salben. Räucherungen. Moderne Liebeszauber.

Seite 79—174.

§ 3. Physiologie des Sexuallebens in Indien.

Behandlung des Stoffes in Indien. Beschreibung des Penis. Einteilung der Männer auf Grund der Größe des membrum virile in Hasen, Stiere und Hengste. Ihre Eigenschaften. Humoristische Be-

Digitized by Google

zeichnungen. Mittel, der Natur aufzuhelfen: zur Vergrößerung des membrum. Mechanische Mittel zu diesem Zwecke. Ihre verschiedenen Arten. Von den Frauen benutzte künstliche penes. Reizmittel ad augendam feminae voluptatem: perforatio penis in Südindien; in Niederländisch-Indien. Beschreibung des ampallang. Etymologie dieses Wortes. Der Kambiong auf Celebes. Manipulationen auf Java; bei den Bataks auf Sumatra; bei den Malaien auf Borneo. Reizmittel bei den Bisaya. Ähnliche Gebräuche in Pegu. — Beschneidung in Niederländisch-Indien: Circumcision und Incision. Beschneidung der Mädchen. Ploß' Erklärung der Beschneidung und ihre Bestätigung durch die Tatsachen. Ursprung und Ausführung der Mädchenbeschneidung. Spuren von Beschneidung in Vorderindien. — Größenverhältnisse der Vulva und darauf gegründete Einteilung der Frauen. Beschreibung von Gazelle, Stute und Elefantenkuh. Anatomie und Physiologie des weiblichen Sexualapparates. Mittel zur Depilation. Waschungen, Einreibungen und Räucherungen der Vulva. — Die Ejakulation. Das Sperma und seine Beschaffenheit. Sperma beim Liebeszauber. Mittel zur Vermeidung der Dysgenesia anticipans. Menstruation. Ihre Bedeutung für die Verheiratung. Legende von der Entstehung der Menstruation. Menstruierende gelten für unrein. Verhaltungsmaßregeln. Lehre der Mediziner. Koitus während der Menstruation verboten. Regelung der Cohabitatio nach dem Eintritt der Menstruation. Die zur Konzeption geeignetsten Tage. Menstrualblut im Aberglauben. Mittel gegen Störungen der Menstruationstätigkeit. Angaben über den Eintritt der Menstruation bei den heutigen Inderinnen. Einsperren der Menstruierenden. Feier des Eintritts der Pubertät auf Java und in Siam. Wertschätzung der Jungfräulichkeit. Öffentliche Keuschheitsprobe. Defloratio per procuram. Jus primae noctis. Infibulation. Rezepte zur Verengerung und Erweiterung der Vagina. — Die Möglichkeiten der Vereinigung: je nach der Größe der pudenda, dem Temperamente und der Zeit des Eintrittes des Orgasmus. Ejakulation bei der Frau. Die Ansichten der alten Erotiker über den Orgasmus der Frau. Hilfsmittel, das gleichzeitige Eintreten des Orgasmus bei Mann und Frau zu erzielen: mechanische und innerliche. Der indische Liebeskalender. Das Auf- und Niedersteigen der Liebe im Körper der Frau. Die bandha's. „Absonderliche" Stellungen. Einiges aus der Psychopathia sexualis. Masochismus. Masturbation bei Männern und Frauen. Bestialität. Sadismus. Coitus ore conficiendus. Cunnilingus. Tribadie. Laster bei den Parsen; im indischen Archipel. Päderastie. Odor di femina. Geschlechtskrankheiten. Upadaṃśa. Andere Krankheiten des Penis: arśas. Geschwollene Hoden. Syphilis. Impotenz. Kennzeichen der Potenz. Verschiedene Grade der Impotenz. Mittel gegen Impotenz. Harnkrankheiten (prameha). Harnsteine. Steinoperation bei Männern und Frauen. Harngries. Harnstrenge. Frauenkrankheiten.

Seite 175—295.

Digitized by Google

§ 4. Ehe und Hochzeit im alten und modernen Indien.

Wertschätzung der Ehe im alten Indien. Prüfung der Familie der Auserkorenen. Ebenbürtigkeit. Verbotene Ehen. Vorzüge und Fehler der beiden Partner. Der Brautvater. Kinderheiraten. Selbstwahl. Veranlassung dazu. Zwei absonderliche Arten der Selbstwahl. Selbstwahl im Archipel. Vorrang der Erstgeburt. Liebesheirat. Freiwerber. Freien auf eigene Faust. Freien auf Java, bei den Buginesen und Makassaren. Der Barbier als Ehestifter. Freien bei den indischen Mohammedanern. Brautstand. Eheformen im alten Indien. Die Gandharven-Ehe nach dem Kâmasûtra. Promiscuität. Polyandrie. Polygamie. Matriarchat. Das Los der verheirateten Frau. Entführung. Endogamie und Exogamie. Brautschatz. Leviratsehe. Tagwählerei. Hochzeit im alten Indien. Tobiasnächte. Hochzeitsfeier der modernen Hindus, der Todas, der Nambutiris, der Santals, der Tipperah Raj, der Uriya, Kisan, Bhuiya, Hos, Kurmis; der einzelnen Sekten. Eherecht der buddhistischen Birmanen. Hochzeit bei den indischen Mohammedanern. Eherecht und Hochzeitsgebräuche bei den Parsen; in Golkonda, Siam, Tonkin. Hochzeitsorakel bei den Tamulen. Die Scheinbraut und andere Mittel zur Verscheuchung der Dämonen; zur Abwendung des bösen Blickes. Baumhochzeiten. Tierhochzeiten. Hochzeitsgebräuche im indischen Archipel: allgemeine Übersicht. Einfache Gebräuche. Zusammenessen; Zusammennähen. Dextrarum junctio. Aneinanderdrücken der Köpfe. Auflegen des Fußes. Knaben auf den Schoß setzen. Körnerstreuen. Umzüge. Festessen. Koppensnellen. Haarschneiden. Zähne feilen. Schilderung der Hochzeitsgebräuche nach den einzelnen Stämmen: Javanen, Buginesen und Makassaren. Bataks. Buru. Ehebruch. Untreue aus Spekulation. Ehescheidung: altes und modernes Indien: Nambutiris, indische Mohammedaner, Birma, Tonkin, Bataks, Buginesen, Buru, Minahasa, Dajaks, Nias. Wiederverheiratung bei den Hindus, halbzivilisierten Stämmen, Parsen und Mohammedanern. Witwenverbrennung.

Seite 296—472.

§ 5. Embryologie, Schwangerschaft und Geburt.

Wie man Knaben oder Mädchen zeugt. — Mädchenmord. — Unfruchtbarkeit. — Wundertätige Götterbildnisse. — Die sieben Pagoden. — Wundertätige Brunnen. — Schläge mit der heiligen Kette. — Magische Quadrate. — Heilige Gräber. — Brandstiftung. — Hingerichtete. — Durchkriechen. — Wundertätige Früchte. — Dämonen verursachen Sterilität. — Mittel zur Vermeidung der Konzeption; künstlicher Abortus. — Gebräuche im Archipel. — Schwangerschaft nach der Lehre der altindischen Mediziner. — Anzeichen der Schwangerschaft. — Verhalten der Schwangeren. — Diät. — Embryologie. — Schwangerschaftsgelüste. — Geschlechtsbestimmung des erwarteten Kindes. — Die Zeremonie zur Erzielung eines Knaben. — Die Vorschriften zur Erzielung von Kinder-

Digitized by Google

segen bei den Erotikern; zur Verhütung einer Fehlgeburt. — Entbindung im alten Indien. — „Haus der Wöchnerin". — Der Geburtsakt. — Abortus. — Die Lagen des Kindes. — Der Barbier bei der Entbindung. — Geburtszeremonien. — Hebammen. — Aberglaube bei der Geburt. — Der Vater darf das Kind nicht sehen. — Dämonen, die Mutter und Kind bedrohen. — Zeremonien bei den Frauen. — Gebräuche im Archipel. — Nabelschnur. — Säugen. — Couvade in Vorderindien; im indischen Archipel. — Namengebung.

Seite 473—542.

§ 6. Die Prostitution.

Heilige Prostitution. — Gastliche Prostitution. — Gewerbsmäßige Prostitution in Indien eine uralte Einrichtung. — Verschiedene Arten von Hetären. — Zuhälter. — Die Hetären kennen auch echte Liebe. — Die „lebenden Wunschbäume" der Hetären. — Welche Männer eine Hetäre meiden soll. — Die Geldfrage ist wichtiger als alles andere. — Das Verhalten gegenüber dem reichen Besucher. — Die listigen Mittel, Geld herauszuschlagen. — Der gleichgültige Liebhaber. — Wie ein lästiger Besucher entfernt wird. — Eine altindische Hetärengeschichte. — Die heutigen Tänzerinnen, Nautch girl und devadâsi. — Lucknow als Paradies der Tänzerinnen. — Änderung des Geschmackes in Indien. — Urteile über die Kunst der indischen Tänzerinnen. — Eine Paschalaune. — Prostitution in Niederländisch-Indien. — Talèdèk und ronggèng, padjogé und panjeroan. — Männliche Prostituierte; basir. Soldatenfrauen. — Ärztliche Aufsicht. — Gesundheitszustand der Prostituierten. — Das Giftmädchen.

Seite 543—566.

Sachregister . . . . . 567—571.

Digitized by Google

Vorliegendes Buch bedarf dringend eines erklärenden, ja, beinahe entschuldigenden Vorwortes. Ueberkluge Leute nämlich, die das Gras wachsen und die Maikäfer niesen hören, könnten meinen, ich wolle ein Konkurrenzunternehmen zu meinen *Beiträgen zur indischen Erotik* ins Leben rufen. Nichts von alledem! An dem buchhändlerischen Erfolge jenes Werkes habe ich — wie ich ausdrücklich öffentlich erklären möchte — gar kein Interesse, indem ich davon keinen roten Heller bekomme; ich denke, daß auch sein Verleger durch mein neues Buch keinen Schaden haben wird. Jenes bleibt als Materialiensammlung durch dieses unberührt, so sehr ich auch von seinem Inhalte selbstverständlich habe leben müssen. Das ist aber ein gänzlich unschuldiges, von dem Plane des neuen Buches bedingtes *upajīvanam*.

Es ist als eine Fortsetzung und Ergänzung der *Beiträge zur indischen Erotik* gedacht. Hier ist zum ersten Male der Versuch gemacht worden, die altindische Theorie der Liebe im Zusammenhange darzustellen, wozu es nötig war, die bisher so gut wie unbekannten Erotiker, soweit ihre Werke in Sanskrit geschrieben sind, in Text und Uebersetzung wiederzugeben. Damit war zu gleicher Zeit für die Sanskritisten und die des Sanskrit unkundigen Forscher, besonders Ärzte, Ethnologen, Kulturhistoriker und Juristen, eine breite Grundlage geschaffen, auf der weiter gebaut werden kann und — muß! Denn der ungeheure Stoff ist in den sechzig Bogen jenes Buches noch lange nicht erschöpft, ja, noch nicht einmal vollständig zur Sprache gebracht worden, und zahllose Ergänzungen werden nötig sein, um alles berührt zu haben.

Digitized by Google

Eine solche Nachlese bietet nun die vorliegende Arbeit. Ihr Verfasser hat darin nicht nur eigentliche Nachträge geliefert, sondern ist noch ein gut Stück weitergegangen, indem er auch das moderne Indien berücksichtigt, Bestätigungen der Theorie durch die Praxis in älteren und neueren Reisewerken über Indien gesammelt und endlich seine Untersuchungen auch auf die angrenzenden Länder ausgedehnt hat. Kommen dabei gelegentlich auch stammesfremde Völkerschaften zu Worte, so hat doch der Verfasser geglaubt, sie nicht unbeachtet lassen zu dürfen, zumal sich dabei eine Fülle interessanter Einzelheiten ergeben. Es sei hier nur an die Couvade, das Mutterrecht, die Polyandrie, die perforatio penis u. a. m. erinnert. Für Java ist ja außerdem der indische Einfluß über allen Zweifel sicher bezeugt; und schon das Kāmasūtra zieht eine Anzahl von Ländern in den Kreis seiner Betrachtungen, die nicht unbedingt hineingehören.

Einer Erklärung bedürfen vor allem die Zitate. Ich hätte gern die einzelnen Autoren in ihrer jeweiligen Sprache reden lassen; der Herr Verleger meinte aber, daß sich das Publikum zwar allenfalls noch Französisch gefallen lasse, dagegen vor Englisch schon einen *horror* habe, und wies mir als Beleg den Brief eines Arztes vor! So mußte ich denn zu dem mir zwar wenig zusagenden Mittel greifen, mit Uebersetzungen und Umschreibungen der armen Laienschaft entgegen zu kommen. Ich hoffe, daß man diesen Ausweg nicht benutzt, um mir vorzuwerfen, ich hätte mich mit fremden Federn geschmückt. Die Angabe der Quellen habe ich stets genau beachtet; nur ein tückischer Zufall könnte das Gegenteil verschuldet haben.

Im folgenden gebe ich eine Zusammenstellung der hauptsächlich von mir benutzten Literatur. Die durch den Druck hervorgehobenen Worte sind zugleich die Stichworte im Texte.

Anquetils du Perron, Reisen nach Ostindien. Frankfurt 1776.

Aymonier, Voyage dans le Laos. Paris 1893. 1897. [Annales du Musée Guimet V. VI.]

Bader, Clarisse, La femme dans l'Inde antique . . . Deuxième édition. Paris 1867.

Digitized by Google

Baierlein, Nach und aus Indien. Leipzig 1873.

Banerjee, Gooroodass, The Hindu Law of Marriage and Stridhana . . . Second edition revised. Calcutta 1896.

Barbosa, Duarte, A Description of the coasts of East Africa and Malabar . . . translated . . . by Henry E. J. Stanley. London 1886. (Hakluyt Society 35.)

Beauvoir, Java, Siam, Canton. Voyage autour du Monde. Troisième édition. Paris 1870.

Bergaigne, Abel, La Religion védique d'après les hymnes du Rig-Veda. Paris.

al Beruni's India . . . by Edward C. Sachau. London 1888.

Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde von Neêrlandsch Indië. 's Gravenhage.

Billington, Mary Frances, Woman in India. London 1895.

Bock, Carl, Reis in Ost- en Zuid-Borneo van Koetei naar Banjermassin, 's Gravenhage 1887.

Boeck, Kurt, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal, Leipzig 1903.

Hugh Boyds Gesandtschaftsreise nach Ceylon. Hamburg 1802.

Burnes, Alexander, Kabul . . . Aus dem Englischen von Theodor Oelkers. Leipzig 1843.

Caraka, ed. Kabiraj Debendra Nath Sen & Kabiraj Upendra Nath Sen, Calcutta, saka 1819.

W. Crooke, The Popular Religion and Folk-Lore of Northern India. New edition. Westminster 1896.

Ḍallanamiśra, Nibandhasaṃgraha, ed. Jivānanda Vidyāsāgara, Calcutta 1891.

Delaporte, Reisen eines Franzosen III. IV. Leipzig 1769. 1770.

Della Valle, Petri, Reiss-Beschreibung . . . Genff 1674.

Encyclopaedie van Nederlandsch-Indië . . . samengesteld door P. A. van der Lith en Joh. F. Snelleman. 's Gravenhage-Leiden.

Fergusson, James, History of Indian and Eastern Architecture, London 1876.

Friedrich, Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. I. Hamburg 1870.

Garcin de Tassy, Histoire de la Littérature Hindoui et Hindoustani, Paris 1839. 1847.

Geiger, Wilhelm, Ostirānische Kultur im Altertum, Erlangen 1882.

De Indische Gids. Staat- en letterkundig maandschrift. Amsterdam.

Graul, K., Reise nach Ostindien . . . Leipzig 1854.

Grierson, George A., Bihār Peasant Life. Calcutta 1885.

Grierson, George A., The Modern Vernācular Literature of Hindustan. Calcutta 1889.

Digitized by Google

Haeckel, Ernst, Indische Reisebriefe. Vierte Auflage. Berlin 1903.

Hart, C. van der, Reize rondom het eiland Celebes, 's Gravenhage 1853.

Heber, Reginald, Narrative of a journey through the Upper provinces of India. London 1844.

Wilhelm Hodges Reisen durch Ostindien. Hamburg 1793.

Huc, M., Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Thibet, Paris 1868.

Hübner, Alexander von, Durch das Britische Reich. Zweite Auflage. Leipzig, 1891.

Hunter, W., Kurze Nachricht von dem Königreiche Pegu [Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Neunter Theil. Hamburg 1787].

Indian Pandits in the Land of Snow. By Śri Śarat Chandra Dás. Calcutta 1893.

De imperio Magni Mogolis sive India vera Commentarius. E variis auctoribus congestus. Lugduni Batavorum 1531.

Eduard Ives Reisen nach Indien und Persien . . . von Christian Wilhelm Dohm. Leipzig 1774.

JAI: The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.

JAOS: Journal of the American Oriental Society. New York.

JASB: Journal of the Asiatic Society of Bengal, Calcutta.

JIA: Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia. Singapore 1847 ff.

Kittel, F., Ueber den Ursprung des Lingakultus in Indien. Mangalore 1876.

Knox, Robert, Ceylanische Reise-Beschreibung . . . Leipzig 1689.

Die Reise . . . des Prinzen Waldemar von Preussen nach Indien in den Jahren 1844 bis 1846 . . . im Auszuge mitgeteilt von J. G. Kutzner. Berlin 1857.

Lamairesse, Le Kama Soutra. Paris 1891.

Linschoten, Itinerarium ofte Schip-vaert naer Oost ofte Portugaels Indien . . . 't Amstelredam 1644.

The Mackenzie Collection. A Descriptive Catalogue . . . by the late H. H. Wilson. Second edition. Calcutta 1828. Madras 1882.

Mādhavakara, Nidānam, ed. Jīvānanda Vidyāsāgara. Calcutta 1876.

Mandelslo, Johann Albrecht, Morgenländische Reise-Beschreibung . . . Zum andern mahl heraus gegeben . . . durch Adam Olearium . . . Schlesswig 1668.

Marsden, Wilhelm, Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra. Leipzig 1785.

Digitized by Google

Annales du Musée Guimet, Paris.

Oliphant, Laurence, A Journey to Katmandu. London 1852.

Des Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien . . . von Johann Reinhold Forster. Berlin 1798.

Pottinger, Heinrich, Reisen durch Beloochistan und Sinde. Weimar 1817.

Prenger, J., The Dusuns of Borneo and their riddles, Leide 1896.

Reinwardt, C. G. C., Reis nar het oostelijk gedeelte van den Indischen Archipel . . . Amsterdam 1858.

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen. Leipzig 1752 (X.) 1754 (XII.).

Rhode, J. G., Ueber religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus . . . Leipzig 1827.

Roger, Abraham, Offne Thür zu dem verborgenen Heydenthum, Nürnberg 1663.

Śārṅgadhara, Bhiṣagvara-Śārṅgadhararacita' Śārṅgadharasaṃhitā (cikitsāgranth) . . . ed. Khemrāj śri Kṛṣṇadās, Bombay 1894. (Mit dem Co. des Dattarām Caturvedi in Māthuri-Dialekt.)

Schierbrand, Wolf C. von, Reisebericht aus Java. Königsberg 1888.

Schwaner, C. A. L. M., Borneo. Beschrijving van het stroomgebied van den Barito. Amsterdam 1853. 1854.

Selberg, Reise nach Java. Oldenburg 1846.

Sellon, Edward, Annotations on the Sacred Writings of the Hindüs. New edition. London 1902. Printed for private circulation.

Sonnerat, Reise nach Ostindien und China, Zürich 1783.

Sprengel, M. C., Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen . . . XI [Robert Percivals Beschreibung der Insel Ceylon und ihrer Bewohner].

Stern, Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei. Berlin 1903.

A Description of the Burmese Empire, compiled . . . by . . . Sangermano and translated . . . by William Tandy. Rome 1833.

Tavernier, Les six voyages de Jean Baptiste T., Paris 1679.

Turner, Samuel, Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo Lama durch Bootan und einen Theil von Tibet. Hamburg 1801.

Ujfalvy, Karl Eugen von, Aus dem westlichen Himalaja. Leipzig 1884.

Vāgbhaṭa, Aṣṭāṅgahṛdaya ed. Kunte, 2. Aufl. Bombay 1891.

Verhandelingen van het Bataviaansch Genootschaap van Kunsten en Wetenschappen. Batavia.

Veth, P. J., Borneo's Wester-Afdeeling, Zaltbommel 1854.

Digitized by Google

Il Viaggio all' Indie Orientali del Padre F. Vincenzo Maria, Venedig 1678.

Vṛnda, Vṛndamādhava (Siddhiyoga), ed. Pādhye, Puna 1894 (Ānand. Series No. 27).

Wilson, H. H., Sketch of the religious sects of the Hindus. Calcutta 1846. [Auch in: Works of the Late Horace Hayman Wilson, I.]

Schon diese Liste zeigt, daß meine Arbeit bloß eine Auswahl dessen ist, was mir am interessantesten zu sein schien. Ob ich in der Auslese immer glücklich gewesen bin, mögen meine Kritiker entscheiden, die ja klüger sein müssen als der Verfasser.

Digitized by Google

§ 1. Psychologie des Sexuellen in Indien.

Dualismus in Indien: Weltflucht — Weltgenuß. Abgeschlossenheit des Landes. Indien hat keine Weltgeschichte. — Griechischer Einfluß nichtssagend. Kastenwesen. Neben härtester Askese rasendste Wollust. Bedeutung des Liebeslebens gegenüber den Pflichten frommer Zucht und praktischer Tätigkeit. Befriedigung des Sexualtriebes ein Erfordernis der Gesundheitslehre. Sexuelles im vedischen Opfertribunal: Koitus während des Soma-Opfer; obscöne symbolische Handlung bei dem Roßopfer; bei dem Menschenopfer; Zoten zwischen den Priestern und den anwesenden Frauen. Die Inder kennen den Begriff des Obscönen nicht. Unanständige Abbildungen an Tempeln; an heiligen Wagen. Entblößung und schamloses Treiben zur Verscheuchung der Dämonen. Holi-Fest; Kajarî. Der Dämon Naṭhurâm. Enblößung des Bräutigams bei den Ramoshis; bei Festen; gegen Unfruchtbarkeit; bei Hungersnot; bei Regengüssen; bei Cholera; bei Erkrankungen der Haustiere; bei der Errichtung von Tempelkuppeln; zur Abschreckung des Regengottes. Verscheuchen von Wind- und Wasserhosen durch Exhibitionismus auf Ceramlaut; Abschreckung des Patianak auf dieselbe Weise bei den Tagalen; auf Lombok. Entblößung auf Java zur Erzielung reicher Reisernten, auf Nussalaut zur Hebung der Gewürznelkenernte. Lingadienst in Indien. Die zwölf berühmtesten Lingas. Beschreibung eines Linga. Legenden von seinem Ursprunge. Die Sekten der Linga-Anbeter. Die Lingayets (Lingavants, Jangamas). Linga-Dienst an der Koromandel-Küste. Phallusdienst in Niederländisch-Indien. Verwendung des Lingam zu abergläubischen Zwecken. Wüste Orgien. Der Viṣṇu-Dienst. Ist die indische Literatur unzüchtig? Die mukrî. Das Rasikarañjana Rāmacandras. Unzüchtige Illustrationen in den Lehrbüchern der Liebe. Reaktion gegen die Sinnengenüsse. Eine Kapuzinade gegen die Weiber. — Das „Milieu". Das elegante Leben. Berauschende Getränke. Palmwein. Betelkauen. Hahnen- und Wachtelkämpfe. — Frauen und Frauenbildung in Indien. Die heutige Hindufrau. Ein altindisches Schönheitsideal; ein javanisches. Eisenbahnfahrt indischer Damen. Die Birmaninnen. Frauenerziehung bei den Parsen. Alexandra-Institution. Indische Ärztinnen. Heranbildung eingeborener Hebammen. — Die erotische Literatur in Indien.

Digitized by Google

Mit unendlich mehr Berechtigung als mancher weltschmerzlich zerrissene Bekenner zur Dekadenz darf der Inder ältester wie jüngster Zeit von sich sagen: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust!" Als breiter, unüberbrückbarer Riß klafft der Dualismus Weltflucht — Weltgenuß in Indien uns entgegen; freilich nicht als etwas sonderlich Ueberraschendes: denn wie dort neben märchenhaften Blumen die Cobra, in dem üppigen Wuchse des Dschungels der Tiger, in den gesegneten Niederungen das Sumpffieber lauert, so liegen auch in dem Menschen dort die schreiendsten Gegensätze hart, unversöhnt und unvermittelt nebeneinander. In dem von altersher so genannten Wunderlande Indien hat sich auch der Mensch zu einer wahren Wunderblume entwickelt, gleich erstaunlich in seinem grandiosen Geistesringen, seinem abgrundtiefen Philosophieren, wie in seiner maßlosen Freude am Sinnengenuß, seiner Wollustraserei. Wie alt dieser Zwiespalt ist, wer vermöchte das zu sagen? Und ob es jemals anders geworden wäre, wenn etwa ein mächtiger, alles mit sich fortreißender, das Alte zertrümmernder Anstoß von außen her erfolgt wäre — wer will das entscheiden?

Das erste, was dazu beigetragen hat, die Inder zum „Sonderling unter den Völkern" zu machen, war ihre Abgeschiedenheit von aller Welt. Die große Mauer des Himalaya, über die sie bei ihrer Trennung von den Stammesbrüdern in grauer Vorzeit in das gesegnete Fünfstromland hinabgestiegen waren, schloß sie von der Außenwelt ab; und so waren sie — nach einem leichten Siege über „die dunkle Haut", die Ureinwohner des Landes, — in ihrer Einsamkeit bald allein. Die nordwärts gezogenen Brüder und Vettern hatten es nicht so leicht: sie mußten in Wahrheit hinaus ins feindliche Leben und ihre physischen wie intellektuellen Kräfte aufs äußerste anspannen, um den Kampf mit dem Dasein so siegreich zu bestehen, wie es in der Tat der Fall gewesen ist. In Indien aber, wo der Boden in üppigster Fülle und mühelos Früchte brachte, mußten die neuen Bewohner gar bald erschlaffen: da gab es kein Ringen um das tägliche Brot; da gab es kein

Digitized by Google

Ringen mit feindlichen Nachbarn — Indien hat für viele, viele Jahrhunderte keine Geschichte! Während andere Völker das Leben praktisch anfaßten, philosophierten die Inder und spannen sich immer dichter in ihre Träume ein, um nur einmal und auch dann nur auf kurze Zeit aufgescheucht zu werden: durch Alexander den Großen. Aber er kam zu spät! Was etwa als griechischer Einfluß angesehen werden könnte, hat für das Volk als solches gar keine Bedeutung gewonnen. Denn was will es besagen, wenn etwa die Kunst eines Kālidāsa von Menander geborgt wäre? Abgesehen davon, daß diese Anleihe noch gar nicht sicher nachgewiesen ist, müßte uns die Beantwortung der Frage viel mehr interessieren, was denn nun, nach der Bekanntschaft mit den Griechen und infolge der Befruchtung durch den griechischen Geist, die Inder im Wettbewerbe mit den anderen Völkern Großes geleistet haben. Wir können getrost sagen: nichts! Für sie gab es überhaupt keinen Wettbewerb. Kaum daß ihnen zum Bewußtsein kam, hinter den Bergen könnte es auch noch Leute geben; und das Meer, welches Indien umspült, bekam auch keine kühnen Seefahrer indischer Abstammung zu sehen.

Die Priesterkaste — und damit kommen wir zu dem zweiten Grundfehler indischer Lebensführung — beherrschte alle übrigen Leute, nicht ohne gelegentliche offene und wohl dauernde heimliche Auflehnung gegen ihre Knechtung zu erfahren: aber mit Pfaffenschlauheit geriebenster Art wußte sie die Zügel doch fest in den Händen zu behalten. Zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß sie gegen „Ketzer" nicht mit Feuer und Schwert wütete — aber das ist auch alles; im übrigen muß uns Modernen das Kastenwesen als eine unerträgliche Zwangsjacke für jede vernünftige freie Entwicklung erscheinen. Der dümmste Strohkopf von Brahmanensohn erlitt deshalb, weil sein Gehirn nicht normal war, keineswegs eine Einbuße an Würden und Pfründen, während der arme Teufel von Śūdra zeitlebens ein verachtetes Dasein führen mußte, auch wenn er ein Genie war! Der Sohn erbte zwangsweise Stellung, Macht, Geschäft, Ehre oder Unehre von seinem Vater, er mochte wollen

Digitized by Google

oder nicht — höchst wahrscheinlich aber wollte er! Widerstand gegen den starren Kastengeist hätte ja doch nichts genützt: so ergab er sich mit schlaffer, stumpfer Gleichgültigkeit in das Unabänderliche. Ein Reservatrecht besaß ja ein jeder, dessen Ausübung ihm frei stand, ja, zu einer für das Gedeihen von Leib und Seele unumgänglich notwendigen Hauptsache gestempelt worden war: den Sinnengenuß, die Weltfreude im weitesten Sinne. Wenn die gewöhnlichen Leute, die Geknechteten und Enterbten Trost suchen in der Sinnenlust, die ja von jeher „dem armen Manne sin Swinebroten" gewesen ist, so darf uns das nicht verwundern; auch nicht, wenn in Reichtum und Ueppigkeit schwelgende Herren der Göttin von Paphos Hekatomben opfern. Aber wenn die Frommen aus ihren erbaulichen Betrachtungen, ihrer Versenkung in die Allseele, ihrer grausamen Askese plötzlich auffahren und die Bestie in ihnen erwacht und nach Wollust brüllt, dann ist das — wenige Ausnahmefälle ausgenommen — echt indisch! Dann erst ist das Bild des Inders vollständig, des Inders, der sich wahnwitzig kasteit, sich die Fingernägel in die Handfläche wachsen lässt, oder sich unter den heiligen Wagen wirft, ein andermal dagegen die vierundsechzig Künste der Liebe treibt.

Dabei kann er sich auf althergebrachte, heilige Satzung berufen! Wenn bei uns ein Mucker plötzlich als Wüstling entlarvt wird, so ist das schändlich und erregt den Abscheu weiter Kreise: in Indien aber stehen die Werke der Liebe, der Genuß der sinnlichen Freuden überhaupt auf der gleichen Stufe mit den sonstigen Bestrebungen der Menschen. Es gibt vier Kasten bei den Indern, vier Lebensstufen, vier Lebensziele. Als Brahmanenschüler muß man auf Wissen und Erwerb ausgehen, als Hausvater nimmt man ein Weib und pflegt der Liebe, im dritten Stadium lebt man als Einsiedler im Walde und übt die Pflichten des dharma, der frommen Zucht, und im letzten Lebensabschnitte wirft man alles Haften an dieser Welt von sich, um als Bettler nur noch an die Erlösung zu denken.

Freilich läßt sich dieses Schema nicht streng durch-

Digitized by Google

führen. Das menschliche Leben ist dazu viel zu unbeständig, und seine Anforderungen kreuzen sich fortwährend, so daß an eine reinliche Scheidung nicht zu denken ist. Die Vorschrift lautet denn auch im Kāmasūtra, man solle alle diese verschiedenen „Lebensziele" zu erreichen suchen, ohne bei dem Streben nach dem einen die sonstigen Pflichten zu verletzen. Es ergeben sich dabei für den Inder die absonderlichsten Kollisionen — Yaśodhara zählt sie uns in seinem Kommentare zum Kāmasūtra eingehend her — die namentlich auch für die Hetären von nicht geringer Bedeutung sind, wie wir dort sehen können.

Hier aber soll nur mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß der Genuß der weltlichen Freuden, die Betätigung des kāma und speziell der Geschlechtsliebe, für das Bewußtsein des Inders ganz genau dieselbe Berechtigung hat wie das Bestreben, Besitz an Wissen und Geld zu erwerben, oder wie fromme Zucht und Andacht. Mag der einzelne in der Liebesleidenschaft auch noch so tolle Sprünge machen, „wenn das Rad der Leidenschaft ins Rollen gekommen ist" — das ist und bleibt Privatsache, persönlicher Geschmack. Im übrigen heißt es im Kāmasūtra: „Die Taten des Kāma (der Sinnenlust im weitesten Sinne) stehen auf gleicher Stufe mit dem Essen, da sie das Gedeihen des Leibes bedingen" (p. 25). Dabei ist es nur eine Pflicht der Klugheit, das Zuviel und das Unzuträgliche zu meiden, geradeso wie man ja auch in den Speisen eine Auswahl treffen muß, um nicht von Indigestionen usw. betroffen zu werden. Das sind eben die Schattenseiten, die einem jeden Dinge hienieden anhaften — bei der Liebe z. B. sind es unrühmliche Unternehmungen wie die nächtlichen Liebesbesuche, das Überklettern über Mauern, der Umgang mit anrüchigen Leuten, Kupplerinnen etc.; häßliche Ausgaben für berauschende Getränke, Dirnen, Geschenke; Schmälerung des guten Rufes, schimpfliche Krankheiten u. a. m. — aber das alles verschwindet gegenüber den Segnungen, die der kāma für das Wohlbefinden des Leibes und der Seele im Gefolge hat. Man unterläßt ja auch das Zubereiten der Speise nicht,

Digitized by Google

weil Bettler kommen und sie für sich erbetteln könnten, so wenig wie man das Aussäen der Saat unterläßt, weil das Wild die aufgegangene Saat abweiden könnte.

Aus dieser außerordentlichen Wertschätzung des sexuellen Momentes in Indien erklären sich nun mit Leichtigkeit zwei für unser Gefühl recht absonderliche Erscheinungen: die Verquickung des Sexuellen erstens mit der Religion und zweitens mit dem Aberglauben.

Um mit dem alten Indien zu beginnen, so finden wir, daß das vedische Opferritual, welches doch gewiß an umständlicher Feierlichkeit kaum überboten werden kann, eine Reihe von Zügen enthält, die wir nicht anders als im höchsten Grade anstößig nennen können. Versöhnlich wirkt dabei aber auch wieder die Naivität, mit der diese Obscönitäten auftreten! Man denke sich z. B. das überaus feierliche, mehrere Tage währende Soma-Opfer und suche sich dann mit dem Kontraste abzufinden, der darin besteht, daß währenddem ein Paar den Koitus ausüben muß — allerdings in einem umhegten Raume, aber doch auf dem Opferplatze, neben und während einer so heiligen Handlung, wie das Opfer, der Gottesdienst, eine ist!

Bei dem Roßopfer legt sich die Hauptgemahlin des Königs, sobald das Tier verendet ist, dessen Penis in den Schoß, wobei man schamhaft genug ist, diese obscöne symbolische Handlung (zur Erzielung von Fruchtbarkeit) durch eine Decke den Zuschauern zu entziehen.

Dieselbe empörende Pflicht — empörend freilich nur für unser Empfinden, keineswegs auch für die Inder — hatte die erste Gemahlin des Königs auch bei dem Menschenopfer.

Bei der Spende für Agni, begleitet von den Götterfrauen, führt der neṣtar genannte Priester die Gattin des Opfernden herbei, „die sich mit dem Hauptsänger (Udgātar) zu beäugeln hat, indem sie ihn bittet, ihr Samen zu spenden; sie begießt außerdem ihren entblößten Schenkel zu wiederholten Malen mit Wasser".

Dazu kommt dann noch so etwas wie ein Satyrspiel, aufgeführt von den Priestern und den anwesenden Frauen,

Digitized by Google

die sich nach Tötung des Opferrosses mit einem zotigen Frage- und Antwortspiele unterhalten; die Vājasaneyi-Samhitā XXIII, 22 ff. gibt darüber Auskunft. (Hillebrandt, Ritual-Literatur 133, 149, 152, 153; Oldenberg, Religion des Veda, 304, 392, 445, 475, 506.)

Wir müssen dabei immer wieder fest die Tatsache im Auge behalten, daß die Inder den Begriff des Obscönen nicht gekannt haben. „Among a people of such exuberant fancy as the Hindus," sagt Sir William Jones (Works II, 311), „it is natural that everything should receive form and life. It is remarkable to what a degree their works of imagination are pervaded by the idea of sexuality. Indeed, it seems never to have entered into the heads of the Hindu Legislators and people that anything natural could be offensively obscene, a singularity which pervades all their writings, but is no proof of the depravity of their morals, thence the worship of the *Linga* by the followers of *Siva*, and of the Yoni by the followers of *Vishnu*."

Auf diesen Linga-Dienst komme ich bald noch zu sprechen; er ist auch nur eine Folgeerscheinung der echt indischen Anschauung: naturalia non sunt turpia. [Hier will ich gleich noch bemerken, daß wir in ihm ein einheimisches Gewächs und nicht etwa Einfuhrgut zu sehen haben; Kittel hat das schon vor 27 Jahren nachgewiesen.] Dasselbe gilt von den unanständigen Abbildungen und figürlichen Darstellungen an heiligen Stätten, die jederzeit dem Volke offenstehen und alt und jung, Männern und Frauen die scheußlichsten Szenen, z. B. Affen, die sich gegenseitig masturbieren, coitum in ore conficiendum, coitum cum grege vaccarum [die berüchtigten „Knäuelszenen"!] und andere Scheußlichkeiten vor Augen führen; und zwar beschränken sich diese Kunstwerke nicht etwa auf einzelne Städte oder Bezirke, sondern finden sich über das ganze weite Gebiet von Indien verbreitet. Hier nur einige wenige Proben: In dem Höhlentempel von Elephanta ist eine Darstellung des aupariṣṭaka [„Onanisme buccal", Gauthier], „où l'homme agit sur la femme qui a la tête en bas." Dieselben Verirrungen sieht man auch in den Śiva-Tempeln vom Meißel

Digitized by Google

des Bildhauers verewigt; so in dem berühmten Bhuvaneśvara-Tempel bei Cuttak, in Orissa. (Vergl. Richard Payne, Le Culte de Priape: mir nicht zugänglich!) Linschoten nennt p. 64 b solche Darstellungen „so grousame vreeselycke en Duyvelsche Figueren, dat het een grouwel is 't aensien", und spricht „van so bysteren en lelycke Figueren, dat een mensch het hayr te bergh staet dieder in comt."

In der Hauptstadt Nepals befinden sich zahlreiche Tempel, „deren Ausschmückung mit skandalösen Holzschnitzereien in anderen Ländern unerhört wäre und nirgends geduldet werden würde. Gelehrte Nepaler, die ich fragte, warum derartige unpassende Szenen denn gerade an den Außenseiten von Tempeln angebracht würden, widersprachen sich recht auffällig; die einen erklärten sie als Darstellungen der galanten Abenteuer Krischnas, sozusagen des brahminischen Liebesgottes, andere betrachteten sie als Mahnung an die Tempelbesucher, ihre weltlichen und sündhaften Gedanken hübsch außerhalb des Tempels zu lassen, und noch andere sagten ganz naiv, diese Gruppen seien dort, weil sie den Nepalern besonderen Spaß machten und die lieben Leutchen zum Tempel hinzögen." (Boeck 264.)

Auch die heiligen Wagen, auf denen die Götterbilder durch die Straßen gefahren werden, sind mit obscönen Darstellungen verziert, „many of the combinations being of a most debasing character. But it must be borne in mind that these representations, whether of the character of theatrical performances or in that of sculpture, were regarded by the ancients as a part of their religious system, as it is now accepted by the Hindus of the present day. How far the general character and moral tone of the Hindus will bear comparison with the dwellers in the capitals of Europe is a point which may safely be left to the decision of those travellers who have had an opportunity of visiting and residing among both communities" (Sellon 34).

An dem heiligen Wagen von Mazulipatam ist eine Gruppe von sechs Personen dargestellt: „un homme besognant cinq femmes avec sa langue, ses pieds et ses mains.

Digitized by Google

Rien de plus dégoûtant que cette peinture de grandeur plus que naturelle, dont les enfants des deux sexes se montrent tous les détails constamment exposés à tous les yeux.

Très souvent la masturbation, comme manifestation d'amour, est figuré sur les chars sacrés. Sur celui de Chandernagor une gopi (Hirtin] s'y livre en regardant Krishna. Les cariatydes d'un char récemment fait à Pondichéry sont des singes se masturbant" (Lamairesse 95).

Della Valle sah in einem Orte Ahineli einen Tempel, unter dessen Verzierungen ein Weibsbild war, „welche ihre Kleider vornen aufdeckte, und daß jenige zeigete, was sie von Erbarkeit wegen hätte bedecken sollen. Ein anders war ein Mann- und Weibs-Bild, welche einander küsseten, der Mann aber deß Weibs Brüste in der Hand hielte. Ein anders stellete ein nackendes Manns- und Weibsbild vor, die einander mit den Händen an die Schaam-Glieder grieffen, worunter deß Manns seins von übermässiger Grösse war; und also unterschiedliche, ärgerliche, und in Warheit einem solchen Tempel geziemende Abbildungen." (IV, 80a.) Dieselbe Beschreibung bei Delaporte III, 526.

Auf Bali fand Jacobs bei einem Häuptlinge die Ehebetten mit Gardinen verziert, die „Hunderte von verschiedenen Darstellungen enthielten, wie der Geschlechtstrieb befriedigt werden kann, sowie eine Zahl von verschiedenen Stellungen bei dem Koitus" (Ploss I, 509).

Crooke (I, 68) sieht in den obscönen Skulpturen an den Tempeln ein Mittel, böse Geister davon fernzuhalten und bemerkt mit Bezug auf die unanständigen Darstellungen an den Tempelwänden in Nepal, daß sie zum Schutze gegen Blitzschlag angebracht seien.

Auch sonst dient obscöne Entblößung und — nach unseren Begriffen — schamloses Treiben zum Verscheuchen der Geister; so bei den Obscönitäten in Wort und Tat bei dem Holî- und Kajarî-Feste in Ober-Indien. Bei der Holî, einem Frühlingsfeste, handelt es sich um die Abwehr solcher Geister, die Hungersnot und Krankheit verursachen.

Ein ganz besonders hervortretender Zug bei diesen Festlichkeiten ist nach Crooke II, 320, die Schamlosigkeit

Digitized by Google

in Wort und Tat. Es ist auch Grund genug vorhanden zu glauben, daß bei der Verehrung gewisser Gottheiten im Frühling unterschiedsloser fleischlicher Verkehr als ein notwendiger Bestandteil des Gottesdienstes angesehen wurde. Das zeigt sich z. B. in Kulu bei dem sogenannten Kâhi ka Mela, wo man annimmt, daß Schamlosigkeit die bösen Geister vertreibe; und es scheint zum mindesten eine glaubwürdige Annahme zu sein, daß die ungezügelte Liederlichkeit, die bei den Hindus während des Frühlingsfestes und während der Kajalî im Herbste an der Tagesordnung ist, den Zweck hat, die bösen Geister zu verscheuchen, welche die Fruchtbarkeit von Menschen, Tieren und Fluren beeinträchtigen. Dieselbe Anschauung liegt wahrscheinlich auch dem ausgelassenen Feste Karama bei den dravidischen Völkern zu Grunde.[1])

Die Mârwâris kennen einen bösen Geist, namens Nathurâm, der als Mensch eine Menge Weiber verführte, bis er ertappt und getötet wurde. Nun stellt er Frauen und Kindern nach, „and now his spirit can be appeased only by a series of indecent songs and gestures performed by the women" (Crooke II, 320).

Eine ganze Reihe ähnlicher Züge finden wir durch ganz Indien verstreut, bei denen namentlich die Nacktheit eine große Rolle spielt: bei den Hochzeitsgebräuchen, um Regen zu erzielen, allzu reichlichen Regen aufhören zu lassen, Unfruchtbarkeit zu heilen, an Tempeln die Spitztürme anzubringen, Cholera zu verscheuchen, Hungersnot zu lindern, erkrankte Haustiere zu retten, kurz, zur Verscheuchung der Dämonen, von denen man annimmt, daß sie bei dem Anblick von Nuditäten entsetzt fliehen, namentlich wenn zu diesem „abergläubischen Exhibitionismus" noch eine abstoßende Häßlichkeit hinzukommt!

So wird bei den Ramoshi im Dekkhan der Bräutigam nackt ausgezogen, bevor die Hochzeitsfeier beginnt; und

[1]) Weiteres über das Holi-Fest bei Wilson, 17 [II, 222], Kittel 9 f.; Mantegazza, Indien 366; ders., Quadri della natura umana. Den Parsi-Frauen ist die Teilnahme an den Holi- und ähnlichen Festen streng verboten (Musée Guimet II, 7, 252 ff.

Digitized by Google

dieselbe Zeremonie ist ganz allgemein in Upper India verbreitet.

Bei dem Dayamava-Fest in Karnâtak wandeln die Frauen nackt zu dem Tempel, wo sie ihre Gelübde tun; desgleichen ist auch der Mâng nackt, der die Brocken der heiligen Speise trägt, um sie zur Beförderung der Fruchtbarkeit in den Feldfluren auszustreuen.

In Indien gibt es auch, ebenso wie in vielen anderen Teilen der Erde, Gebräuche ähnlich denen der Bona Dea, an denen nur Frauen teilnehmen, während die Männer davon ausgeschlossen werden: Nacktheit bildet dabei oftmals einen Hauptbestandteil.

Unfruchtbare Frauen, die sich Kinder wünschen, treten nackend in die Sonne, blicken zu ihr auf und erflehen ihre Hilfe zur Behebung ihrer Unfruchtbarkeit.

Während der Hungersnot von Gorakhpur, 1873—1874, erzählte man sich vielfach von Frauen, die nachts mit einem Pfluge umherzogen, indem sie sich nackt auszogen und den Pflug über die Felder führten, um damit den Regengott anzurufen.

Wenn in Chattarpur Regen fällt, legen eine Frau und die Schwester ihres Mannes alle ihre Kleider ab und lassen sieben Kuchen von Kuhmist in eine Mistgrube fallen, um Korn zu erzielen.

Die Hindu-Frauen besänftigen auf höchst absonderliche Weise die Göttin, welche die Cholera in den bâzâr bringt. Sie gehen am Abend aus, ungefähr um sieben Uhr, manchmal zwei- oder dreihundert zu gleicher Zeit, indem eine jede eine *lota* (ein messingenes Gefäß) voll Zucker, Wasser, Nelken etc. trägt. Zunächst bringen sie dann Anbetung dar; dann legen sie ihre Kleider ab, binden ihr einziges Untergewand um ihre Hüften, und zwar so hoch über dem Knie als sie es hochbringen können, und führen dann einen überaus rasenden Tanz auf, wobei sie einen Kreis bilden, in dessen Mitte ungefähr fünf oder sechs vollständig nackte Frauen tanzen. (Crooke I, 68 ff.)

Auch bei Erkrankungen der Haustiere gilt Entblößung als heilkräftig. Auch scheint sie an manchen Orten die

Digitized by Google

Bedingung zur Errichtung der „pinnacles *(kalas)*“ an den Hindu-Tempeln zu sein. Wenigstens berichtet Crooke I, 71: Der Tempel von Arang im Râêpur-Distrikte und derjenige von Deobalada wurden gleichzeitig gebaut. Als sie fertig waren und die Spitztürme aufgesetzt werden sollten, kamen der Maurer und seine Schwester überein, sie an einem glückverheißenden Augenblicke gleichzeitig an Ort und Stelle zu bringen. Als Tag und Stunde von den Brahmanen festgesetzt worden war, zogen sich beide nackend aus, so wie es bei derartigen Gelegenheiten Sitte ist, und stiegen auf die Spitze. Als sie die Höhe erklommen hatten, konnten sie einander sehen, und vor Scham stürzten sie sich beide in den *tank* nahe bei den Tempeln hinab, wo sie, in Stein verwandelt, sich noch heute befinden und sichtbar werden, wenn in Zeiten der Trockenheit der Wasserspiegel des *tank* fällt.

Entblößung dient auch dazu, allzu reichlichen Regen aufhören zu lassen. So befiehlt man in Madras einer Frau, und zwar gewöhnlich einer häßlichen Witwe, zu tanzen; sie trägt dabei einen brennenden Stock in der Hand, sieht den Himmel an und ist bisweilen nackt. Dieses Schauspiel mißfällt Varuna, dem Regengotte, der vor einem solchen Anblick zurückschreckt und zu regnen aufhört. (Crooke I, 76.)

Zu letzterem Beispiele, wo der Gott resp. Dämon über die Entblößung sich so entsetzt, daß er flieht, finden wir amüsante Gegenstücke in Niederländisch-Indien. Hier dient der Phallus — außer zur Unschädlichmachung der jettatura — auch zur Vertreibung böser Geister. Das kommt deutlich zum Ausdruck bei den Bewohnern der Ceramlaut-Eilande. Diese haben nämlich den Glauben, daß Wind- und Wasserhosen durch böse Geister hervorgerufen werden, um den Menschen zu schaden. Wenn nun solch ein Naturereignis bevorsteht, muß man „den ontblooten phallus in de handen nemen en er naar wijzen, opdat de geest beschaamd wegtrekke.“

Aehnlich behandelt man auf den Philippinen die im Malaiischen sogenannten *pontijanaq* oder *puntijanaq (pa-*

Digitized by Google

tianak bei den Tagalas und Bisayas), die Seelen der in der Schwangerschaft verstorbenen Frauen, die als Spukgeister in die Welt der Lebenden zurückkehren und es besonders auf die Schwangeren abgesehen haben. Als bestes Mittel, sie zu vertreiben, gilt folgendes: „Da der Patianak vor allem Nackten eine große Scheu besitzt, so besteigt der Ehegatte, bei dessen Weib die Geburtswehen eintreten, vollständig nackt oder nur mit einem Schurze bekleidet, das Dach seines Hauses; er ist mit Schwert, Schild und Lanze bewaffnet; ähnlich ausgerüstete Freunde stellen sich um und unter die (auf Pfählen ruhende) Hütte; alle beginnen mit rasender Wut in die Luft zu hauen und zu stechen, dadurch werden nach ihrem Glauben die Unholde in Angst versetzt und ziehen sich wieder zurück." Durch den Anblick der Genitalien soll hier der Dämon verscheucht werden, ähnlich wie die Tagalen es machen: Wenn diese nämlich von ihrem Wege abkommen und sich verirren, schreiben sie es dem Patianak zu. Um den rechten Weg wieder zu finden, ziehen sie sich nackt aus und entblößen die Genitalien, wodurch der Patianak erschreckt wird und nicht mehr imstande ist sie irrezuleiten. — Diesen Brauch, den *pontianaq* dadurch zu vertreiben, daß man ihm den Penis zeigt, findet man auch auf der Insel Lombok. [Wilken in Bijdragen V, I, 399 f.]

Die Javanen glauben den Ertrag ihrer Reiskulturen dadurch erhöhen zu können, daß sie zur Nachtzeit mit ihren Frauen nackt die Felder entlang laufen und dort ein Linga samt einer Yoni opfern.

Etwas Ähnliches trifft man bei den Bewohnern des zur Gruppe der Molukken gehörenden Eilandes Nussalaut bezüglich der Gewürznelkenkulturen. Wenn nämlich der Stand der Pflanzungen auf eine kärgliche Ernte deutet, dann begibt sich der Mann nachts nach seinen Gärten, tut dort seine Kleider ab und versucht die Bäume fruchtbarer zu machen, indem er, dort stehend, „de beweging van den coïtus" macht (Wilken in Gids II, 1192).

Die bekannteste Apotheose des Sexuellen aber finden wir in dem weitverbreiteten Linga-[und Yoni-]Dienste, der

Digitized by Google

Anbetung der Zeugungsorgane als der Symbole der geheimnisvollen, schöpferischen Urkraft. Mag dieser Kult etwas ursprünglich Indisches sein oder nicht — soviel steht fest, daß er weit über Indien verbreitet ist. Die Zahl der anerkannt berühmtesten Heiligtümer ist zwölf; im zweiten Bande des Indian Antiquary p. 15 sind sie namhaft gemacht; danach bei Kittel p. 5 und — arg entstellt — bei Sellon p. 38.[1]) Der Gott Śiva selbst wird bemüht, deren Heiligkeit zu erhärten: „I am omnipresent, but I am especially in twelve forms and places," läßt ihn ein Purāṇa sagen (Sellon 37). Es sind Oṃkāra an der Narmadā, Someśvara (Somanātha) zu Surat, Tryambaka und Bhīmaśaṃkara zu Mahārāṣṭra, Mallikārjuna und Rāmeśvara im Gebiete der Dravida, Mahākāla und Amareśvara in Mālava, Viśveśvara zu Benares, Vaidyanātha in Bengalen, Kedāreśa auf dem Himalaya und Gautameśa von unbekannter Lage.

Mit dieser Aufzählung sind aber die berühmten Linga-Tempel keineswegs erschöpft. Es fehlt z. B. das berühmte Linga von Gokarṇa an der Westküste; es fehlen die Lingas, „die einen großen lokalen Ruhm haben, so unter andrem die in Süd-Indien zu Kañci, Tiruvānaikā (bei Tirucināpaḷḷi), Tiruvaṇṇāmalai (auch Soṇagiri oder Aruṇācala genannt), Tirukāḷatti (oder Śrī Kāḷahasti) und Cidambara" *(Kittel 6)*. Außer den ganz berühmten Lingas aber, die das Hauptziel der Pilger bilden, gibt es noch Hunderte von geringerer Bedeutung, und tausende und abertausende, deren Ruhm und Herrlichkeit dahin sind.

In Bengalen sind die Linga-Tempel gewöhnlich gebaut „in a range of six, eight, or twelve on each side of a Ghaut[2]) leading to the river. At Kalna is a circular group of one hundred and eight temples erected by the Rajah

[1]) Dieser schreibt *Wilson* pag. 141 ohne Namen zu nennen ab!

[2]) Treppen aus Stein oder Marmor, die dort zum Flusse hinabführen, wo seine Ufer zu hoch sind, als daß die Leute ungefährdet an das Wasser gelangen könnten.

Digitized by Google

of Burdwan *(Sellon* p. 9 [= *Wilson* p. 138 Anm. Sellon schreibt ab, ohne die Quelle zu nennen!])

Zu der Verehrung des Linga gehören außer einem Feiertagsgewande fünf Lampen, ein Gefäß für Weihwasser *(jari)*, eine Schale, um damit die als Opfergabe dienenden Blumen zu besprengen *(dippa)*, und endlich die heilige Glocke, die während des Hersagens der Gebete geläutet wird, um die Aufmerksamkeit des Gottes zu erwecken und die bösen Geister zu verscheuchen. — Eine Abbildung des Linga in Verbindung mit der Yoni, dem pudendum muliebre, findet man bei *Boeck* p. 100; die zum Kultus gehörigen Gerätschaften p. 101 und 282. An letzterer Stelle befindet sich auch eine Beschreibung des Tempels des „fünfköpfigen" Linga zu Paschpattinath, der heiligsten Stätte für den brahmanischen Teil der Bevölkerung Nepals.

Das Liṅgapurāṇa, welches sich in 163 Kapiteln mit dem Linga, seiner Entstehung, Verehrung etc. in legendenhaft-theologisch-mystischer Weise befaßt, beschreibt die verschiedenen Arten desselben im 74. Kapitel (ed. Kalkutta śaka 1812). Auf Befehl des Herrn hat Viśvakarman, der Künstler der Götter, verschiedene Lingas verfertigt und verteilt sie nun unter diese: Viṣṇu bekommt ein saphirnes (smaragdnes), Śakra eins aus Rubinen, der Sohn des Viśravas ein goldenes, die Viśvedevās ein silbernes, die Vasus ein kāntika (?), Vāyu ein messingenes, die Aśvins ein irdenes, Varuṇa eins aus Bergkristall, die Ādityas ein kupfernes, Soma eins aus Perlen. Ferner gelangen zur Verteilung Lingas aus Eisen, Korallen, Sand, Holz, Asche, Kuhmist, Kuśa-Gras etc. etc., für einen jeden seiner Eigenart entsprechend. In den Tempeln ist das Linga aus weißem oder schwarzem Marmor, wohl auch aus zart getöntem Alabaster, sonst aus Stein oder, wenn als Amulett getragen, aus edlem Metall.

Das Lingam-Idol beschreibt Boeck (S. 100) als eine „abgerundete Steinsäule als Symbol der Schöpfernatur des Gottes Schiwa, der dadurch in seiner erhabensten Form als Mahādeva, d. h. als zwar zunächst zerstörende, aber

Digitized by Google

zugleich mit der Gabe des Wiedererschaffens[1]) ausgestattete Gottheit verehrt wird; als Zeichen dieser gleichzeitig männlichen und weiblichen, aktiven und passiven Schaffenskraft ist das Lingam gewöhnlich, selbst bei den winzigen silbernen Lingáms für den Hauskapellengebrauch, inmitten eines anderen Idols, der Yoni, angebracht, das als Symbol eben dieser gleichzeitig weiblich-produktiven Schaffensfähigkeit Mahādevas aufzufassen ist; aber nicht oft genug kann man sich daran erinnern, daß die Schöpfungen der bildenden Kunst der Indier in Bezug auf religiöse Dinge nur Symbole und Gleichnisse und nicht etwa die materiellen Erscheinungen selbst auszudrücken suchen. Die Phantasie der Hindus ist lebhaft genug, selbst aus ganz zufälligen Naturspielen ein Lingam-Abbild herauszufinden; so wird z. B. jeder Donnerkeil[2]) oder sonstiger, etwa durch Wassergewalt konisch abgeschliffener Stein von den Hindus als Lingam verehrt."

Eine amüsante Erklärung des Ursprunges des Linga-Kultus gibt Fra Paolino da San Bartolomeo (p. 75 der deutschen Ausgabe): „Damit die Schamteile in ihrem gesunden Zustande bleiben möchten, verordneten die indischen Philosophen die Reinigung vermittelst des Wassers; und damit dieser Gebrauch nicht wieder abkommen sollte, trafen sie die Veranstaltung, eben diesen Teilen, welche die zeugende Kraft der Sonne, des Mondes und der Elemente vorstellen, göttliche Ehre erweisen zu lassen."

Zwei nicht minder schnurrige Legenden vom Ursprunge des Linga-Dienstes geben uns Abraham Roger p. 247 und Sonnerat. Als jener seinen Freund und Gewährsmann, den Brahmanen Padmanābha, über den Ursprung und die Bedeutung des Linga befragte, bekam er nach längerem Zögern die folgende Erklärung zu hören: „An demjenigen Ort (nicht da *Esvara* [Íśvara] ist / als ein Geist / sondern in *Kailason* [Kailāsa], welches ein Himmel ist / höher dann der Himmel / *Weicontam* [Vaikuṇṭha] genant /

[1]) Vergl. Sellon, S. 6.
[2]) Crooke I, 82.

Digitized by Google

woselbst *Esvvara* in leiblicher Gestalt / mit seinem Weib *Parvati* [Pärvati], umgehet; da er auch viel Diener bey sich hat / und dahin auch diejenigen / so ihm dienen / zu ihm gelangen) daselbst / sprich ich / soll es sich begeben haben / daß auf eine gewisse Zeit ein *Monisvvera* [Muniśvara] (welches sehr grosse Heiligen sind) dahin gekommen / *Esvvara* zu besuchen. Aber eben zu derselbigen Zeit soll *Esvvara*, mit seiner Frauen *Parvati*, sich in höchster Freud und Ergötzlichkeit befunden haben; also daß der *Monisvvera* gantz zur Unzeit gekommen: Gleichwohl aber begehrte er dennoch hinein zu gehen. Der Thürhüter wolte es nicht zugeben / und sagte / es wäre nun zur Unzeit; sintemal *Esvvara* eben mit *Parvati* in Freuden lebte: Also daß der *Monisvvera* sehr lang / wider seinen Willen / warten musste. Endlich wurde es ihm gar zu lang / ergrimmte sich / und sprach aus Unwillen: *Esvvara* werde eben / als dasjenige Werk / damit er itzt umgehet! Diß hörete *Esvvara*, und sagte: Warum redest du also? Darauf antwortete der *Monisvvera* mit Bitte / und sprach: Ich hab es aus Zorn geredt / verzeih mirs! Doch wirst du mir auch diß verwilligen / daß es demjenigen / welcher der Figur *Lingam* dienet (so da ist das *membrum virile in membro muliebri)* mehr frommen und helffen möge / dann so er deine Figur / mit Händen und Füssen gemacht / anbetete; das wirst du auch also verordnen! Solches bewilligte ihm dann auch *Esvvara;* und darum wird *Esvvara* durch das gantze Land unter einer solchen Figur / in seiner *Pagode*, geehret / und ihm gedienet."

Nach Sonnerat I, 149, ist die Herleitung des Linga-Dienstes folgende: „(Man erzählt,) daß einige Büßer durch ihre Gebete und Opfer große Gewalt erhalten haben, zu deren Fortdauer aber nötig war, daß ihre und ihrer Weiber Herzen stets rein wären. Śiva hörte von der Schönheit dieser ihrer Weiber sprechen, und entschloß sich, dieselben zu verführen: In dieser Absicht verwandelte er sich in einen jungen, ausgebildet schönen Bettler, und den Viṣṇu in ein junges vollkommen schönes Mädchen; befahl ihm dann dahin zu gehen, wo die Büßer waren, und sie durch ihre Reize verliebt zu machen. Viṣṇu ging auch wirklich

Digitized by Google

dahin und warf so zärtliche Blicke auf dieselben, daß sie alle gegen ihn entbrannten: Sie verließen ihre Opfer und liefen der jungen Schönheit nach, wie ein Schmetterling um das Licht flattert, das er zur Nachtszeit gewahr wird. Ihre Begierde drückte sich in allen ihren Bewegungen aus; sie fragten das Mädchen, wo es wohne, ob auf der Erde oder im Sorgon [Sarga, Himmel]? „Haben sich für euch die Aschurer [asura, Halbgott] wechselweise einander aufgerieben?" sagten sie zu demselben: „Wir wissen zwar den Beweggrund nicht, warum ihr hierher gekommen seid; sei es indessen was immer für einer, erweiset uns nur die Ehre, uns unter eure Diener aufzunehmen." Ihre dahinwelkenden Körper schienen ohne Belebung, sie waren wie Wachs, das am nahen Feuer schmilzt.

Indessen ging Śiva mit einem Gefäß in der Hand zur Wohnung der Weiber und sang wie einer, der um Almosen bittet: Seine Stimme machte solchen Eindruck auf dieselben, daß sie alle auf die Straße liefen, wo ihnen aber der Anblick des Sängers den Kopf vollends schwindlicht machte. Einige darunter waren so ganz außer sich, daß sie all ihren Schmuck und ihre Schürzen verloren und ihm nachliefen, ohne zu bemerken, daß sie ganz nackt waren: Andere wollten ihm Reis schenken, wurden aber, als sie nahe zu ihm kamen, so zerstreut, so ganz zerstreut, daß sie rücklings auf die Erde fielen. Viele andere wollten mit ihm reden; da er ihnen aber keine Antwort gab, schrieen sie vor Ärger ihren Freundinnen zu, sie sollten ihm kein Almosen geben. „Ihr habt eine so einnehmende Gestalt," (versicherten ihn noch andre), „warum wollt ihr von Haus zu Haus betteln? Bleibet bei uns, und ihr werdet tausendmal glücklicher sein." Weiber, so schön wie Latschimi [Lakṣmī], trugen Blumen und wohlriechenden Staub herzu und schütteten dieselben in solcher Menge vor seine Füße hin, daß die Straßen ganz davon bedeckt wurden. Nachdem der Sänger das ganze Dorf durchgegangen, verließ er es wieder, aber nicht allein; denn alle Weiber folgten ihm bis in ein nahegelegenes Lustwäldchen, wo sie ihm alles zugestanden, was er nur immer verlangte.

Digitized by Google

Die Büßer bemerkten bald, daß ihre Opfer nicht mehr die gewöhnliche Wirkung taten, und daß ihre eigne Macht nicht mehr die ehemalige sei. Nach einigen Augenblicken von Geistessammlung erkannten sie, daß Śiva unter der Gestalt eines Jünglings ihre Weiber verführt, und daß Viṣṇu sie selbst unter dem Bilde eines Mädchens um ihre Unschuld gebracht. Ihr Zorn ward noch heftiger, da sie erfuhren, daß Śiva den Viṣṇu zu diesem Streich verleitet habe; und nun beschlossen sie, ihn durch ein Opfer zu töten.

Sie verrichteten also ein Opfer, das aber bloß aus gütiger Zulassung des Śiva selbst einige Wirkung haben konnte. Dieses Opfer brachte zuerst einen Tiger hervor, dessen Rachen einer Berghöhle, dessen Brüllen dem Krachen des Donners ähnlich war, und aus dessen Augen brennende Feuerflammen hervor spritzten. Die Büßer warfen sich zu seinen Füßen und baten ihn, er sollte den Śiva erwürgen: aber Śiva zog ihm sein Fell ab und brauchte es statt eines Kleides. Darauf brachte das Opfer einen *Maju* vor, welchen sie gegen den Gott abschickten, der ihn aber in die Hand faßte, so wie auch einen Hirschen, der auf Befehl der Büßer auf ihn los sprang, und dabei ein Geschrei machte, vor dem alle Wesen schauerten.

Nach diesen schickten sie noch eine Menge Schlangen gegen ihn, aus denen aber Śiva Halsbänder machte; auch viele Budons [bhūta], die ein schreckliches Gebrüll von sich gaben. Die Büßer begehrten von ihnen, sie sollten den Śiva töten; aber der Gott befahl ihnen, für immer bei ihm zu bleiben, um ihm zu dienen, und jene gehorchten. Nun erschien ein Kopf, der hüpfte umher und stieß ein fürchterliches Geheul aus. Śiva nahm ihn und setzte ihn auf den seinigen, damit er niemandem was zuleide tät.

Da die Büßer sahen, daß ihre Opfer unwirksam waren, wurden sie sehr bestürzt und endlich gar rasend. Obschon ihre Opfer nichts ausrichteten, setzten sie dieselben doch wieder fort, brachten den Riesen *Muyelagin* hervor und baten ihn, er sollte den Śiva totschlagen; in dieser Absicht schickten sie auch das Opferfeuer gegen ihn. Śiva ergriff das Opferfeuer, warf den Riesen mit einem Fußstoße zu

Digitized by Google

Boden und stieg auf seinen Rücken. Alle Dewerkels sangen ihm itzt Lobgesänge; und der Schall, den sie machten, war gleich dem Brausen des Meeres am Vollmond. Endlich donnerten die Büßer *Sabons* gegen den Śiva, um ihn zu morden; aber auch diese Flüche taten keine Wirkung, und ihr Mund ward müde, dieselben noch länger auszusprechen.

Voll Scham, daß sie ihre Ehre verloren und sich nicht rächen konnten, wagten sie noch einen letzten Versuch; sie vereinigten ihre Gebete und Bußwerke, und schickten dieselben gegen den Śiva. Dies war das fürchterlichste Opfer, dessen Wirkung der Gott selbst nicht hindern konnte; diese Gebete gingen wie eine Feuermasse hervor, welche das Zeugungsglied des Śiva ansteckte und ihm dasselbe vom Leibe riß. Śiva, voll Wut gegen die Büßer, wollte mit eben diesem Gliede die ganze Erde verbrennen; auch war der dadurch verursachte Brand schon wirklich beträchtlich, da endlich Viṣṇu und Brahma, denen es darum zu tun war, die Geschöpfe zu erhalten, ein Mittel suchten, der Feuersbrunst Einhalt zu tun. Brahma nahm die Gestalt eines Fußgestelles an und Viṣṇu die Gestalt des weiblichen Zeugungsgliedes; unter diesen Gestalten fingen sie das Zeugungsglied des Śiva auf, und stillten den allgemeinen Brand. Durch ihre Bitten gerührt, willigte Śiva endlich ein, die Welt nicht zu verbrennen, mit der Bedingung, daß alle Menschen dieses von seinem Leibe abgerissene Glied anbeten sollten." — (Im Auszuge steht diese Legende bei *Rhode* II, 234.)

*

Der Hauptsitz der Linga-Verehrung ist Benares. Hier steht der schon erwähnte Tempel des Viśveśvara, der unter der Regierung des Aurengzeb von den Mohammedanern teilweise zerstört wurde. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist er das Werk der Mahratta-Prinzessin Ahalya Bai; nicht groß und prunkend, aber bemerkenswert wegen der Schönheit seiner architektonischen Verzierungen; und während sonst die Zahl der Andächtigen in den Tempeln nicht groß ist, drängen sich hier unaufhörlich die Gläubigen (Wilson 119) und so beliebt ist jenes Symbol des Śivaismus,

Digitized by Google

daß seine Anhänger es sogar ihrem Körper als Kennzeichen aufdrücken. So tragen von den verschiedenen Sekten der Śiva-Anbeter die Śaivas das Linga an beiden Armen, die Bhākta auf der Stirn, die Jaṅgama auf dem Kopfe, die Pāśupata auf der Stirn, der Brust, dem Nabel und den Armen (Wilson 12). Die Lingayets, Lingavants oder Jangamas tragen ein kleines Linga aus Kupfer oder Silber in einem um den Hals gehängten Futterale oder auch im Turban (ibid. 142). Diese Sekte ist in Süd-Indien sehr zahlreich und liefert die Priester für die gottesdienstlichen Handlungen in den Śiva-Tempeln.

Von der Koromandel-Küste weiß Delaporte III, 289, entrüstet zu berichten, daß dort der Gottesdienst „der höchste Grad der Schaamlosigkeit" ist. „Die Priester verehren öffentlich den Gott *Priapus*, den sie *Lingan* nennen, und tragen eine unzüchtige Figur am Halse, der sie eben denselben Namen geben, und welche das Sinnbild dieses unkeuschen Gottes ist. Kraft eines eingeführten Gesetzes, von diesen Linganistischen Priestern, müssen alle junge Mädchen sich durch sie ihre Jungferschaft nehmen lassen; und dieß wird mit solcher Unanständigkeit ins Werk gerichtet, daß die Bescheidenheit davon zu schweigen gebeut."

Daß der Phallusdienst sich auch seitens der verheirateten Frauen und der nach einem Manne ausschauenden Mädchen ganz besonderer Beliebtheit erfreut, findet nach Hodder M. Westropp (Ancient Symbol Worship, p. 31) seine Erklärung in „the natural desire of women among all races, barbarous as well as civilized, to be the fruitful mother of children . . . As a symbol, therefore, of prolificacy, and as the bestower of offspring, the phallus became an object of reverence and especial worship among women."

Auch in Niederländisch-Indien kommt der Phallusdienst vor, wiewohl er hier nicht immer etwas Ursprüngliches ist, sondern auf einen früheren Śiva-Dienst zurückgeht, wie dies für Süd-Celebes *Goudswaard* nachgewiesen hat. (Mededeelingen van wege het Nederl. Zendelinggenootschap, IX, 75 ff.) Aber auch sonst findet sich Linga-Verehrung, ohne

Digitized by Google

daß sich śivaïtischer Ursprung nachweisen ließe. Dieser Kult ist ja so natürlich, daß seine allgemeine Verbreitung nicht im mindesten wundernehmen kann. Um ihren Ursprung zu erklären, haben wir es nicht nötig, uns den primitiven Menschen so vorzustellen, wie es Caspari (Urgeschichte der Menschheit, II, 122) tut, der den Zeugungsakt als eine Feuerentzündung auffaßt und das pudendum virile betrachtet wissen will „als ein heiliger Feuerbohrer, ein göttlicher, erhabener Pramantha,[1]) dem Verehrung gezollt werden mußte, da eine magische, geheimnisvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag." Die Verehrung der pudenda ist vielmehr ein Ausfluß der Wertschätzung, deren sich bei Naturvölkern eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erfreuen hat (Wilken, Gids II, 634); und gegen solche naiven Fetischisten soll man nicht mit Feuer und Schwert wüten. —

Daß man das Linga auch zu abergläubischen Zwecken benutzt hat und noch benutzt, ist ganz in der Ordnung! Ueberall schreibt man dem lingam die Heilkraft von Fetisch-Steinen zu. Sie heilen Krankheiten aller Art, und besonders heilkräftig ist das Wasser, welches man zu Libationen benutzt hat.

In Mirzapur bestreicht man das lingam des Mahādeva mit Kuhmist, um Regen zu erzielen (Crooke I, 73, vergl. 76); etc. etc. etc.

Das höchste Loblied des Linga-Dienstes aber enthält ein indischer Spruch, bei *Böhtlingk* No. 6606 (= Pañcatantra p. 33, No. 145 meiner Übersetzung), der also lautet: „Wer mit dem sechssilbigen Spruche[2]) auch nur eine einzige Blume auf die Spitze eines Linga legt, der wird nicht wiedergeboren."

Es wäre nun freilich kindlich, wollten wir annehmen, es sei bei diesem und ähnlichen stark sexuell gefärbten Kulten immer naiv und gottgefällig zugegangen. Ganz im

[1]) Der Stab, durch dessen Drehung in einem Holzstücke Feuer erzeugt wird.

[2]) Om namaḥ Śivāya (Amen! Anbetung dem Śiva).

Digitized by Google

Gegenteil! Aus dem Naiven heraus und in die wüstesten Orgien hinein, wie sie gelegentlich auch bei Muckern des christlichen Bekenntnisses — z. B. den berüchtigten Königsberger Muckern! — vorgekommen sind, versetzen uns die „frommen" Gebräuche, die Sellon S. 55 f. von den *Kauchilüas*, einer Sekte der Śākta, berichtet. Diese zeichnen sich durch einen besonderen Ritus aus, den die übrigen nicht mitmachen: sie beseitigen alle Bande weiblicher Verwandtschaft, natürliche Zurückhaltung wird vollständig außer acht gelassen, und Gemeinschaft der Weiber unter den Gläubigen gehandhabt. Gelegentlich der Abhaltung des Gottesdienstes legen die Frauen und Mädchen ihre *julies* — Schnürleiber — in eine Kiste, die der *Guru*, der Priester, in seiner Obhut hat. Nach Beendigung der Feier nimmt jeder der Andächtigen ein *julie* aus der Kiste, und die Frau, der es gehört, und wäre sie selbst seine Schwester, wird für die Nacht seine Partnerin in jenen ausschweifenden Orgien.

Ähnliche Greuel erzählt Lamairesse p. XXII von den Anhängern der „Linken Hand", einer Sekte der Bhākta: „Les rites de la main gauche unissent les deux sexes en supprimant toute distinction de caste. Dans des réunions qui ne sont point publiques, les affiliés, gorgés de viandes et de spiritueux, adorent la sakti sous la forme d'une femme, le plus souvent celle de l'un d'eux; elle est placée toute nue sur une sorte de piédestal et un initié consomme le sacrifice par l'acte charnel. La cérémonie se termine par l'accouplement général de tous, chaque couple représentant Siva et sa Sacty et devenant identique avec eux . . . Les catéchismes qui enseignent ces pratiques sont remplis de hautes théories morales et même d'ascétisme, mais en réalité, les membres de ces réunions ne sont que des libertins hypocrites."

Graul IV, 134 f. und Anm. 134 nennt zwei Orte, „an denen dieser unfläthige und den letzten Rest sittlichen Gefühles mit Gewalt erstickende Saktidienst linker Hand im Schwange geht": Putukôttei in Tinnevelly und Perijapâleijam in der Nähe von Madras. Die Anhänger des Saktidienstes,

Digitized by Google

die dort zusammenkommen, sollen *Ettu el' uttu vêtakârar* heißen, „Leute mit dem Veda der sieben Buchstaben".

So hat vor allem der Viṣṇu-Dienst dem indischen Leben einen stark erotischen Anstrich gegeben. Kṛṣṇas Liebesabenteuer mit den Hirtinnen sind bis auf den heutigen Tag vollgültige Musterbeispiele für die große Masse des Volkes geblieben, die dem Gottesdienste und den Volksfesten Gestalt und Leben verleihen. P a v i e sah auf Ceylon Szenen, die bei *Lamairesse*, XXIV, „répugnantes jusqu'au dégoût" genannt werden. „Dans la province de Bombay et au Bengale, les dévots de Krishna, surtout dans les campagnes, ont des réunions de nuit où, en imitation des jeux de Krishna et des Gopies, ils s'exaltent en commun jusqu'à un paroxysme frénétique et une licence sans bornes" (ibid.).

*

Kehren wir nun zu dem Punkte zurück, von dem wir ausgegangen waren: wir sahen, daß man in Indien das Sexuelle von jeher als etwas betrachtet hat, dessen man sich so wenig zu schämen braucht, als etwa des Essens und Trinkens! Diese Überzeugung macht sich überall so sehr geltend, daß man die Behauptung aufgestellt hat, die ganze indische Literatur sei unzüchtig! In der Tat kann man kaum eine Seite lesen, ohne die unerläßlichen Inventarstücke der indischen Dichter anzutreffen: die Brüstekrüge, den Nabelteich, die Hüftenabhänge, die Hinterbackenrundungen und die Pisang- oder Elefantenrüssel-Schenkel — Ingredienzien, die allerdings große Verlegenheit bereiten, wenn man Sanskritübungen für Damen abhalten will. Aber ist die indische Literatur wirklich unzüchtig? Das stärkste sind ja wohl die verschiedenen Lehrbücher der Liebe, vor allen Vātsyāyanas Kāmasūtra, dann der Anaṅgaraṅga, das Ratirahasya, der Pañcasāyaka, die Smaradīpikā u. a. m. Diese verbreiten sich über die geschlechtlichen Verhältnisse mit einer solchen Ungeniertheit, daß sie auf Erden wohl „ohne Konkurrenz" sind. Viele Leute werden nun über diese Bücher Zeter und Mordio schreien und sie mit B u r n e l l „miserable and pedantic" oder mit M a n t e g a z z a

Digitized by Google

„nichtswürdig" nennen. Ich glaube aber, dies Urteil ist ungerecht. Ich kann in diesen erotischen Handbüchern beim besten Willen nichts Pornographisches entdecken. Sie sind so streng wissenschaftlich, so staubtrocken, daß es schon kein Vergnügen mehr ist, sondern eine harte Arbeit, sich da hindurch zu arbeiten. Nirgends eine Zote; überall ernsteste Gelehrsamkeit! Wir haben das deutliche, wohltuende Gefühl, als sähen wir einen erfahrenen Arzt, der unsres vollsten Vertrauens würdig ist, eine gynäkologische Untersuchung anstellen oder bei einer Entbindung Hilfe leisten. Wer Schwein genug ist, wird auch darin Schweinisches finden; dem wird auch das Kāmasūtra ein Saubuch sein, das er mit faunischem Grinsen und Bocksgemecker lesen wird; oder, wie jene Französin von Rousseaus Büchern behauptete — „avec une main!" . . . Pfui Teufel. —

Für Kinder ist die indische Literatur freilich nicht geschaffen. Aber geben wir unseren Kindern etwa einen anatomischen Atlas oder ein Handbuch der Geschlechtskrankheiten zu lesen?

Ich muß gestehen, ich kenne in der indischen Literatur nur drei Erzeugnisse, die als unzüchtig bezeichnet werden müssen: erstens die zweideutigen Rätselfragen im Veda, die, wie oben erwähnt, bei dem Opfer zwischen den Priestern und den anwesenden Frauen gewechselt wurden; zweitens Rāmacandras Rasikarañjana und aus der neuindischen Literatur die unter dem Namen mukrī bekannten doppelsinnigen Hindustānī-Strophen. Diese bestehen aus vier Versen. In den drei ersten läßt der Dichter eine Frau auftreten, die sich über ihren Liebhaber zu unterhalten scheint; in dem vierten Verse fragt sie ein Zwischenredner nach dem Gegenstande ihrer Unterhaltung, und die Antwort, die in demselben Verse enthalten ist, bringt dann eine ganz andere Lösung. Ein Beispiel davon findet sich in Gilchrists Hindustānī-Grammatik S. 48: „Je l'ai eu toute la nuit sur mon sein, j'ai joui de chacun de ses charmes, jusqu'au moment où l'aurore a éclairé ma couche . . . De qui parlez-vous donc? de votre amant? . . . Non, mon cher, d'un bouquet de roses." *(Garcin de Tassy*, Rudimens de la langue hin-

Digitized by Google

doustani, Paris 1829, Avant-propos p. 13 und Anm. 25.) Ein anderes Beispiel steht im *Journal des Savans*, 1817, p. 532: „Comme je marchais le long du chemin, il me saisit par la robe; il n'entendit pas ce que je lui disais, et ne me fit aucune réponse; en un mot, il ne s'éleva pas entre nous la plus légère dispute. — Qui était-ce donc, ma belle! votre amant? — Non, mon cher, un chardon."

Rāmacandras Rasikarañjana, „das Ergötzen der Kenner", von mir in Text und Übersetzung als Privatdruck, Stuttgart 1896, herausgegeben, ist ein ziemlich junges Erzeugnis der Sanskritliteratur; es stammt aus dem Jahre 1524 und besteht aus 130 Strophen, die mit Ausnahme der drei ersten und der zwei letzten zweideutig in dem Sinne sind, daß man je nach der Auflösung der Komposita und Abtrennung der Worte einen frommen oder gottlosen Text erhält. Die Strophe 9 z. B. lautet:

Narmadām anu tapasya śāntahṛd,
dhṛṣṭa, dhīra, sikatāmaye kvacit:
saṃsṛtāv iha Parātma-yogakṛt
kiṃ tadanyad api karma śarmaṇe?

Man kann aber auch lesen:

narmadām anu tapasy aśāntahṛd
dhṛṣṭadhī rasikatām aye kvacit:
saṃsṛtāv iha parā-"tma-yogakṛt
kiṃ tadanyad api karma śarmaṇe?

Danach ist zu übersetzen: 1. An dem sandigen Ufer der Narmadā vollbringe an irgend einer Stelle Bußübungen, ruhigen Herzens, du Fester, Entschlossener! Welches andere Werk als dieses, welches mit dem höchsten Gotte vereint, gereicht hier in der Welt zum Heile? 2. Indem ich im heißen Monat unruhigen Sinnes einem Freudenmädchen nachgehe, genieße ich an irgend einer Stelle seligen Herzens die Lust der Liebe. Welches andere Werk als dieses, welches einen mit einer fremden Frau vereint, gereicht hier in der Welt zum Heile?

Digitized by Google

Strophe 18:

1. Ein Geschickter soll dahin streben, daß das Versenken in den höchsten Gott schnell geschieht. Pfui über den, welcher nur selten und ungern den Vernichter des Liebesgottes [= Śiva] anbetet!

2. Ein Geschickter soll dahin streben, daß ihm eine fremde Frau schnell zu Willen ist. Pfui über den, welcher die Liebe hart unterdrückt, sich mit einer einzigen Frau begnügt und sich selbst besiegt!

Strophe 42:

1. Wer das Fußpaar des Lotusäugigen (= Viṣṇu) in sein Herz geschlossen hat und in seiner Todesstunde daran denkt, wie sollte dieser Beglückte nicht selbst die Schätze des Himmels dem Grase gleich achten?

2. Wer das Fußpaar der Lotusäugigen zur Zeit des Liebesgenusses an sein Herz hebt, wie sollte dieser Beglückte nicht selbst die Schätze des Himmels dem Grase gleich achten?

Strophe 62:

1. Ist nicht derjenige aller Wiedergeburten ledig, der sich des Lotusäugigen erinnert? Ich bin leidenschaftslos geworden, da ich merkte, daß das Leben hier nur zwei oder drei Tage dauert und nichts wert ist.

2. Diese Lotusäugige hier hat ihre Regel: muß ich mich da nicht aller Dinge enthalten? So bin ich ohne Liebesgenuß, zwei oder drei Tage, indem ich mein Leben für zwecklos halte.

Das ist in der Tat nichtswürdig; und man braucht noch lange kein Zelot zu sein, um dieses Verstecken von Zoten hinter frommen Sprüchen einfach frivol zu finden. Man könnte dies Machwerk mit den berüchtigten „cartes galantes" vergleichen, die bei Lichte besehen widerliche Szenen enthüllen. . . . Es mag hier eingeschaltet werden, daß obscöne Darstellungen zur Augenweide versumpfter Jünglinge (und stumpfer Greise!) auch in Indien wohlbe-

Digitized by Google

kannt sind. *Bühler* und *Jacobi* z. B. wurden in Benares illustrierte Kokaśāstras zum Kaufe angeboten; in Oxford liegt eine Handschrift des Anaṅgaraṅga, die ehemals Abbildungen besaß: irgend ein frommer Wüterich hat sie herausgeschnitten und, wie mir versichert wird, nicht etwa aufgehoben, sondern vernichtet; und diese pornographische Kunst wird noch immer in Indien fleißig geübt, trotzdem derartige Bücher „forbidden by law" sind; trotz aller Bemühungen kann man sie im Wege des Buchhandels nicht auftreiben. Wie böse man aber durch solche Künstler ankommen kann, lehrt das erbarmungswürdige Erlebnis eines Engländers bezw. seiner Frau, wovon der englische Übersetzer des Anaṅgaraṅga, S. 98, Anm., Mitteilung macht: „At Puna (Poonah) and other parts of Western India, there are artists who make this the business of their lives, and who sell a series of about eighty body-colours, at the rate of two to five Rupees each. The treatment is purely conventional, and the faces, as well as the dresses, probably date from several centuries ago. A change took place when an unhappy Anglo-Indian Officer, wishing to send home a portrait of his wife, applied to one of our artists with that admirable naive ignorance of everything „native", which is the growing custom of his race. The result was that the Englishwoman's golden hair and beautiful features appear in some fifty or sixty highly compromising attitudes, and will continue to do so for many a generation to come."

Wir besitzen auch das Urteil eines einheimischen Ästhetikers über die Berechtigung des Obscönen in der Kunst. Viśvanātha Kavirāja nämlich, der Verfasser des berühmten Sāhityadarpaṇa, des „Spiegels der Komposition", spricht im siebenten Abschnitte von den Fehlern der Diktion und tadelt (p. 389 ed. Nirṇaya Sāgara Press) u. a. auch obscön-doppelsinnige Ausdrucksweise. Als Beispiel dient die Strophe:[1])

[1]) Auch bei Hemacandra, Kavyānuśāsana ed. Kāvyamālā No. 71, p. 185.

Digitized by Google

hantum eva pravṛttasya stabdhasya vivaraiṣiṇaḥ |
yathāśu jāyate pāto na tathā punar unnatiḥ ‖

„Wer stolz gebläht und nach einer Blöße spähend zum Stoße auszieht, kommt schneller zu Falle, als er sich wieder erhebt." Das kann sehr leicht in fataler Weise mißverstanden werden und bedeutet daher einen Fehler. Dagegen ist es nun erlaubt und sozusagen eine Feinheit, mit zweideutigen Ausdrücken beim Liebesgenusse bezw. bei der diesem vorangehenden Unterhaltung und auch sonst um sich zu werfen. Viśvanātha l. c. p. 406 gibt als Probe folgenden Śloka:

karihastena saṃbādhe praviśyāntar viloḍite |
upasarpan dhvajaḥ puṃsaḥ sādhanāntar virājate ‖

„Schön nimmt sich aus im feindlichen Heere die vordringende Fahne des Helden, der in das Getümmel gedrungen ist, nachdem er es mit einem Elefantenrüssel zerteilt hatte." Dabei bedeutet nun aber das Wort für „Heer" zugleich pudendum muliebre, „Fahne" ist Slang-Ausdruck für penis, „Getümmel" kann auch vulva bedeuten, und der „Elefantenrüssel" ist ebenfalls Slang-Bezeichnung für penis arte factus, worüber *Erotik* p. 540 sowie der Kommentar zu unsrer Stelle des Sāhityadarpaṇa zu vergleichen sind. — Solche Sachen sind also nach Meinung der indischen Ästhetiker nicht nur erlaubt, sondern sogar etwas Schönes! Man sieht, der Geschmack ist sehr verschieden!

Unser Gemälde von der Wertschätzung von Lust und Liebe in Indien wäre nun aber einseitig, wollten wir nicht erwähnen, daß sich auch eine Reaktion geltend gemacht hat, und zwar schon sehr frühe. Neben der spekulativ begründeten Forderung der Upaniṣad, völlige Keuschheit zu üben, stehen ungezählte Sprüche der didaktischen Poesie, die die Schlechtigkeit der Weiber in den schwärzesten Farben malen, das Eitle des Sinnengenusses predigen und den liebesdürstigen Mann dem Vieh gleichstellen. Nicht zu überbieten in dieser Hinsicht ist wohl die cynische Strophe, die Boehtlingk (Ind. Sprüche No. 2259) nur griechisch wiederzugeben gewagt hat: „Δερματὸς μερὶς ἀσχιδὴς καὶ πορδαὶς ἐξαττούσας περιθυμένῃ. οἵ ταύτῃ ἥδόμενοι ἀνδρες πῶς οὐκ ἂν εἶεν σκώληξιν ἴσοι."

Digitized by Google

Eine an kräftigen Ausdrücken ähnliche Sprache reden selbstverständlich auch die Mönche, die freilich von ihrem Standpunkte aus vollkommen recht haben, wenn sie in den Frauen die gefährlichsten Fallstricke sehen, die der Versucher für die Frommen ausgelegt hat. „Unergründlich verborgen, wie im Wasser des Fisches Weg, ist das Wesen der Weiber, der vielgewitzten Räuberinnen, bei denen Wahrheit schwer zu finden ist, denen die Lüge ist wie die Wahrheit und die Wahrheit wie die Lüge." (Oldenberg, Buddha[3], 187.) Aber deshalb hätte Amitagati, ein Jaina-Mönch des X. Jahrhunderts, sie doch nicht gleich mit einem varcogrha („Abtritt") zu vergleichen brauchen.

Eine wahre Kapuzinade gegen die Weiber ist Somaprabhācāryas Gedicht „Strom der Liebesabtötung", welches ich hier als einen verzweifelten Versuch, kein gutes Haar an den Frauen zu lassen, deutsch wiedergebe:

1. Ach, warum empfindest du Sehnsucht, wenn du die zusammengebundenen Haare der Zartgliedrigen erblickt hast, deren Liebreiz in der Schwärze der Rauchwolken von dem Waldbrande im Walde Frömmigkeit besteht? Wenn dir an deinem Heile gelegen ist, dann meide sie von weitem und betrachte sie als Schlangen, die schon durch den Anblick imstande sind, ein Hindernis für die Reise[1]) nach der Stadt der Erlösung abzugeben.

2. Freund, die glänzenden Haare der lotusäugigen Frauen, die der Wolke gleichen, indem sie den Mondschein Tugendwandel vernichten, und deinen Sinn in Erstaunen versetzen, die meide schon von weitem, indem du sie mit Sicherheit für die verkörperte Mühsal erkennst; sonst wirst du, von unaufhörlichem Leide getroffen, in einen beklagenswerten Zustand geraten.

3. Die Locken der Zartgliedrigen, die, furchtbar wie Rāhu[2]) im Verschlingen des Mondes Sinneslauterkeit, dein

[1]) Der Anblick einer Schlange beim Antritt einer Reise ist ein böses Vorzeichen.

[2]) Der Dämon Rāhu verschlingt von Zeit zu Zeit den Mond oder die Sonne und verursacht so Verfinsterungen.

Digitized by Google

Herz bezaubern — erweisen die sich nicht wirklich wie neue Sägen, brauchbar zur Zerreißung des Leibes des Entschlusses des Mannes Tugendwandel?

4. Die Leute empfinden Freude bei dem Anblick der geschmückten Lockenfülle dieser Frau: siehst du nicht, daß sie eine Fülle scharfgespitzter Speere ist, die den Helden Weltflucht durchbohren?

5. Die mit Sandel geschminkte und dem Monde am achten Tage gleichende Stirn der schönbrauigen Frauen, an die du im Herzen als an die einzige Ursache des Glückes denkst, ach, dieses Ding nennt man mit einem anderen Namen Betrug.

6. Diese überaus treffliche Augenbraue der Lotusäugigen, der einzige Platz für die Lust der Liebe, verbreitet keinen Glanz, vielmehr bringt sie als Erde die Erscheinung eines Giftbaumes der Verblendung hervor.

7. Warum empfindest du Freude darüber, daß die Langäugige auf dich ihre Seitenblicke wirft, die wie ein Kranz von Lotussen dunkel sind und [in ihrer Wirkung] den schwersten Rausch übertreffen? Wisse, daß es Schwerthiebe sind, die der König Verblendung austeilt, um den Soldaten Seelenfrieden zu töten.

8. Freund, das Antlitz dieser Frau, eine Stätte des Zornes, an welches du dich Tag und Nacht erinnerst, wobei du dir Qual bereitest, das sieh für einen Wald an und meide es. Der Mann, der von der hier lebenden gefährlichen Schlange Liebesgott gebissen wird, kennt in seinem Herzen die Unterscheidung zwischen erlaubt und verboten nicht.

9. Du Tor, warum empfindest du Freude bei dem Anblick des schönen Gesichtes der Zarten? Die Weisen nennen es ja das Vorspiel zu dem Schauspiele Sinnenverwirrung!

10. Wenn du im Geiste Liebesfieberkranker immerdar den Wunsch hegst, irgendwie den Mund der schönbrauigen Frauen zu erreichen, bist du dann nicht ganz ohne Mühe für sämtliche Daseinsreihen der Sklave aller geworden?

11. Der Mann, welcher den mit schönen Zähnen versehenen Mund dieser Frau schnell zum Wohnsitze nimmt,

Digitized by Google

sobald er ihn erblickt hat, ach, der verläßt den Pfad der Erlösung und begibt sich damit in seinem Wahne in einen unwirtlichen, endlosen Wald, wo sein Haus auf schlechten Grund gebaut ist: was für Mühsal muß er da nicht erdulden, da ihm von den Räubern Leidenschaft etc. das Geld Frömmigkeit abgenommen wird?

12. Wenn du an das jenseitige Ufer des Daseinsmeeres gelangen willst, dann meide schon von weitem die tadellosen Lippen der gazellenäugigen Frauen wie einen Felsen; sonst wird das Schiff deines reinen Geistes hier anprallen und zerschellen und dein Wünschen nicht erfüllt werden.

13. Bruder, das hinundherschwingende, eine Menge Strahlen von der Fülle glänzender, roter Edelsteine werfende Ohrgehängepaar hier der Zartgliedrigen ist nicht schön: es sind ein paar heiße, je nach dem Zustande der Trennung oder der Vereinigung mit Kummer oder Liebesfieber erfüllende Töpfe, geeignet, die Seelenruhe der Männer hier zu verbrennen.[1])

14. Der törichte Mann, der voller Verlangen ihren Ohrschmuck ansieht, welche Schläge wird der nicht in einem anderen Dasein von den Höllenwächtern erdulden müssen?

15. Wenn die Toren bei dem Anblick des schönen Halses der Lotusäugigen im Herzen Freude empfinden, ach, dann bedenken sie nicht, daß er der Riegel ist, der den Eingang in die Stadt der Erlösung versperrt.

16. Bruder, warum empfindest du, gleichsam in Nektar schwimmend, die höchste Freude, wenn es dir geglückt ist, die topfförmigen Brüste der Lotusäugigen innig zu berühren? Du mußt wissen, daß das ein Spion ist, ausgesandt von dem Barbaren Sünde, der einen Angriff auf das Heer des Königs Tugend zu unternehmen im Sinne hat.

17. Wenn du den üppigen, hochragenden, den Männern lieben, ungemeinen Busen der Gazellenäugigen erblickst, dann wisse, daß er der Untergangsberg für die Sonne Ver-

[1]) Ich lese dagdhum statt des dugdham, was der Herausgeber nur dem Kommentator zu Liebe in den Text gesetzt hat.

Digitized by Google

stand, die Ursache des Schwindens der tiefen Finsternis Verblendung, ist.

18. Laß dein Herz nicht trunken sein von dem Rauschtranke Freude, weil du die Hand auf den wie die Schläfen des Elefanten Amor schönen Busen der Gazellenäugigen gelegt habest: bedenke vielmehr, daß du damit die frommen Werke, die du dir von der Geburt an unter vielfachen mühseligen Leistungen errungen hast, mit einem Schlage zurückgewiesen hast.

19. Den in der Nähe des Halses sich bewegenden, von Lotusfasern (an Zartheit) nicht besiegten Arm der Jungfrau mögest du für eine giftstrotzende Schlange ansehen; durch die bloße Berührung desselben geht die Besinnung vollständig im Nu zugrunde.

20. Besser paßt sich für kluge Leute die Freude über eine am Halse hängende, zornige frische[1]) Schlange, die nur das leibliche Leben raubt, als über den Frauenarm, der das innere Leben des Mannes, die Frömmigkeit, vernichtet.

21. Wo ist dein Verstand, daß du, von dem Arme der Gewölbtbrauigen umstrickt, in einen Freudentaumel gerätst? Mangelhaft ist er: denn wie können diejenigen gut und böse unterscheiden, deren Geist von der Liebeskrankheit befallen ist?

22. Ei, du Liebeverblendeter, was empfindest du Wonne bei dem Anblicke des schönen Armbandes der Frauen? In Wirklichkeit nennen das die Verständigen die schlimmste Krankheit, die einzige Ursache des Untergangs der Überlegung.

23. Dieser kindische Mensch da betrachtet die Schwere der Armbänder der Gazellenäugigen und merkt nicht, daß das eine kampfbereite Heerschar der Sünde ist, welche die Armee der verdienstlichen Werke besiegen möchte.

24. Weißt du nicht, daß die schönen, im Erregen von Geistesschwäche geschickten Hände der Schönhüftigen, die

[1]) Eine, die lange nicht gebissen hat und darum reichliches Gift besitzt.

Digitized by Google

in den Bereich deiner Augen fallen, unzweifelhaft Hagelkörner[1]) sind, da sie ein Hindernis für die Reise nach der Stadt der Erlösung bereiten?

25. Die bis zum Gürtel reichende Perlenkette der Gazellenäugigen hier, bei deren Anblick du im Herzen Freude empfindest, die nennt man den Frosthauch für den Lotuswald Verstand.

26. Du Liebesfieberkranker, warum wirst du durch den Anblick des schönen Leibes der Frau verblendet? Siehst du nicht die in einem künftigen Dasein bevorstehende Gefahr des Sturzes in Höllennot?

27. In wessen Auge der Nabel der Gazellenäugigen haftet, der Mittelpunkt der Schlinge in Gestalt der glänzenden Liebesgottschlange, der sieht die ganze Welt als furchterregend an: in was ein jeder verliebt ist, das sieht er überall.

28. Warum freust du dich so unmäßig, wenn du die für die Toren geschaffene Schamgegend der Gazellenäugigen siehst? Wisse, daß sie die Wolke ist, welche den Wegzug des fleckenlosen Schwanes[2]) Verstand bewirkt.

29. Die heftige Pein verursachenden Hinterbacken der Lotusäugigen, die du zu sehen verlangst, die meide schon von weitem, indem du sie für eine durch und durch außerordentlich bittere nimba-Frucht ansiehst.[3])

30. Diese Fußspange der Langäugigen darfst du sicherlich nicht einmal mit einem Blicke ansehen, nachdem du erfahren hast, daß es eine Stadt ist, die den Feinden Leidenschaft etc. als Spielplatz dient: wenn du hier von jener, vermittelst jener nur im Munde herrlichen, vortrefflichen

---

[1]) Nach der Lehre von den Vorzeichen bedeutet ein Hagelschauer bei Antritt einer Reise schlechten Erfolg.

[2]) Dass die Schwäne (haṃsa) bei dem Erscheinen der Wolken, d. h. bei Eintritt der Regenzeit, nach dem Mānasa-See ziehen, ist ein Gemeinplatz der indischen Literatur.

[3]) Nimba ist Azadirachta indica. — Ich lese kim statt des yat der Ausgabe, wofür man wenigstens yam schreiben sollte, wie auch der Kommentar hat.

Digitized by Google

Vorzüge angezogen, mit Gewalt gefesselt bist, wirst du, Freund, selbst nach langer Zeit keine Befreiung erleben.

31. Was unter dem Namen Frau der Seelenruhe etc. hinderlich ist, möge von den Verständigen als Dolch angesehen werden; denn der Soldat Liebesgott benutzt jene auf Erden, um damit den Soldaten Verdiensteswerk zu durchbohren.

32. Diese Frau hier, die für dich die einzige Ursache der Hervorbringung von Herzenswonne in Menge ist, muß als Deichsel des Wagens des Liebesgottes angesehen werden, der auf dem unwegsamen Wege des Mißgeschickes die Welt zu besiegen trachtet.

33. Diese zarten Frauen mit den beweglichen Augen, die bei dir Liebe erregen und mit dem goldartigen Glanze ihres Körpers die Himmelsgegenden erleuchten, wahrlich, du Verständiger, nicht einmal in deren Nähe halte dich auf, falls du deinen Sinn auf die Erlangung Śivas gerichtet hast: denn jene gleichen einem Brande des Gartenfeldes Selbstbeherrschung.

34. Wer sehnt sich hier nach dem Sinnengenusse, der ja der Erlangung von Verdiensten ermangelt? In Wahrheit, wisse, ist er Giftgenuß, durch den der Mensch betäubt wird, so daß er sich seiner Pflicht nicht erinnert, in die Grube des Mißgeschickes fällt und den Weg der Erlösung nicht sieht.

35. Freund, das Sinnenglück, welches dir in deinem Herzen lieblich erscheint, das, o Mensch, hat in Wahrheit die Hölle zum Ziele, da es die Veranlassung zu einer (unbemerkt) heranschleichenden Reihe von Sünden ist.

36. Die Männer, welche am Lustteiche des Liebesgottes an dem Mundlotus der Frauen mit schönbewimperten Augen festhängen und ihren Lippennektar trinken, diese Toren finden hier in kurzer Zeit wie die Bienen mühsalreiche Bereitung von Mißgeschick, in Gestalt von Gefangennahme.

37. Freund, trinke das Wasser Zufriedenheit, laß deine Unbeständigkeit und erfreue dich herzlich in dem Walde Seelenfrieden, du Herzantilope. Die Hinterbackensteppen-

Digitized by Google

gegenden der Jungfrauen da löschen den Durst nicht, da sie weder Wasser noch Bäume besitzen, und sind unwirtlich wegen der gefährlichen hier fliegenden Pfeile [werden von Leidenschaftslosen gemieden und sind gefährlich wegen der Angriffe des Liebesgottes].

38. Herz, warum wirst du schwankend und gerätst außer dir beim Anblick der krummgestaltigen, wie Augensalbe oder wie eine Wolke dunklen Lockenfülle der Gazellenäugigen? Denke vielmehr: „Da ich mir einen großen Schatz an frommer Gesinnung aneignen wollte, ist mir jetzt als Hindernis hier diese Schlangenschar[1]) begegnet!"

39. Wenn es dir gefällt nach der Stadt Śivas[2]) zu gehen, dann meide die Hinterbacken der Schönen, die sich für den jungen Elefanten Amor zum Tummeln im Spiele eignen; sonst wirst du, den Blick getrübt durch die von dem heftigen Wind Jugendfrische hineingewehten Staubkörner Verblendung, den Weg der Ewigkeit nicht sehen und eine Menge von Wiedergeburten erleben.

40. Die Nacht Verliebte hier läßt den Räuber Amor emsig umherstreifen, um das Geld Seelenfrieden zu rauben; sie, die dem Menschen alle Besinnung wegnimmt, indem sie ihm sogleich das Siegel des Schlafes[3]) Betörung aufdrückt.

41. Sicherlich ist die Gazellenäugige da ein grenzenloser Furchtwald, den Verständige nicht betreten dürfen; denn der Bergräuber Amor fesselt dort die Männer mit den Lianen ihrer Arme und läßt sie keine Befreiung erlangen.

42. Diese Gazellenäugige bewegt vor mir nicht etwa in einem fort das krumme Rad der Braue, welches an Schönheit einer Bienenkette gleicht, sondern sie bringt damit eine mannigfach verschlungene, feste Eisenkette des

---

[1]) Bei allen Unternehmungen gilt der Anblick einer Schlange als unheilbedeutend, besonders aber dann, wenn man einen Schatz heben will.

[2]) Die Stadt Śivas ist die Erlösung.

[3]) Ich lese °sa-mudraṃ statt des °samudrāṃ der Ausgabe, welches = samṛddhiṃ sein soll.

Digitized by Google

Fünfpfeiligen[1]) herbei, um mich straucheln zu machen, der ich dem Gefängnisse Torheit entfliehen möchte.

43. Freund, laß uns schnell von hier anderswo hin gehen: denn was da an dem Halse dieser Frau mit den Augen wie die einer erschrockenen Gazelle erglänzt, ist keine Perlenkette; vielmehr strahlt da ein schöner Schlangenhautstreifen, abgeworfen von der Schlange Amor, die in dem Nabelrunde ihre Wohnung aufgeschlagen hat.

44. Der Mann, dessen Verstandesauge durch die Augenkrankheit Liebe geblendet ist, der (infolgedessen) den Weg nicht sieht, der zur Erlösung und zum Himmel führt, und der gegen die Augensalbe Wissen Gleichgültigkeit zeigt: ein solcher Mann, Bruder, wird in den verdeckten Brunnen des furchtbaren Kreislaufes der Geburten stürzen.

45. Wenn du den Wald Dasein verlassen und in die Stadt der Erlösung eingehen willst, dann verweile nicht an den Giftbäumen der Sinnenwelt; denn schon der Schatten derselben verbreitet bald große Betörung, so daß der Mensch auch nicht einen Schritt gehen kann.

46. Die dichte Finsternis (der Unwissenheit) bei den Leuten, die weder Mondglanz noch Sonnenschein beseitigt, auch die sogar weicht sogleich, wenn man diesen kurzen Unterricht vernimmt.

* *
*

Das „Milieu", aus dem heraus ein Buch wie das Kāmasūtra entstehen konnte und allein zu verstehen ist, hat J. J. Meyer in der Einleitung zu seiner Übersetzung des Daśakumāracarita (Leipzig 1902) eingehend beschrieben. Es ist ein Zeitalter der décadence, in dem sehr bezeichnender Weise *moha* (Betäubung) zugleich ein Synonymon für *rati* und *surata* (Liebeslust) ist. Wein, Weib und Gesang ist auch in Altindien die beliebteste Dreieinigkeit, der die Würfel und die verschiedenen Spiele und Wetten, namentlich

[1]) Der Liebesgott, der nach der indischen Anschauung fünf Pfeile führt.

Digitized by Google

auch Hahnenkämpfe, beizufügen sind. Die jeunesse dorée, die ja in allererster Linie in Betracht kommt, fand eine Menge Dinge „pschütt", „chic", „fin de siècle", über die wir den Kopf schütteln — müßten, wenn es jetzt bei uns nicht ebenso traurig bestellt wäre. Ein Leben, überreich an sinnlichen Genüssen, von Amüsement zu Amüsement taumelnd, voll Raffinement jeder Art, aber unsäglich arm an ernster Arbeit, der Ideale beraubt, sittlicher Kraft ermangelnd — so tritt uns Indien entgegen. Die große Masse des Volkes war dem krassesten Aberglauben ergeben und wurde von den Vornehmen und Reichen en canaille behandelt: die Dummen waren ja vogelfrei! Die Hetären vertraten die Stelle der Matronen, und es will uns ein Ärgernis bedünken, wenn wir hören, daß die „Städter", die eleganten jungen Stutzer, sich schon am Vormittage schön geschmückt zu Pferde mit den Hetären und von Dienern begleitet nach den öffentlichen Gärten begeben, dort die Herrlichkeiten genießen, mit Hahnenkämpfen und Spielen, Schauspielbesuch und gefälligen Unternehmungen die Zeit hinbringen und dann am Nachmittag ebenso zurückkehren, Kopf, Ohren und Hals mit Blumen und Zweigen geschmückt! Auch gemeinsame Bäder spielten damals eine große Rolle — die Teilnehmer sind auch hier Elegants und Hetären! Tout comme chez nous! Nur ist in Altindien keine Rede von Duellen wegen gekränkter Ehre, die ja bei unseren „Städtern" so beliebt sind, wobei es mir einstweilen nicht möglich ist, zu ergründen, wieso das Luderleben so mancher unserer Elegants ihre Ehre nicht in allererster Linie besudeln soll!

Aber — quo, Musa, tendis?! Bleiben wir hübsch bei der Stange und betrachten wir uns lieber das indische Genußleben etwas genauer! Wie gesagt, spielte dabei Venus die Hauptrolle, aber Bacchus stand ihr getreulich zur Seite und verhütete, daß sie zu frieren begann. In meinen *Beiträgen zur indischen Erotik* habe ich p. 190 ff. (und 942) die altindischen Rauschtränke zusammengestellt, worauf ich hier verweisen darf. Es werden da bis zu zwölf Sorten genannt, die auseinander zu halten uns nicht immer ge-

Digitized by Google

lingen will. Ein paar Rezepte zur Likörbereitung gibt uns Yaśodhara, und dann beschreibt *Bábu Rájendralála Mitra* JASB 1872, I, 342, die fünf Sorten kádambari, mádhvika, maireya, ásava und surá, lauter starke Liköre. Der erste wurde aus der reifen Frucht des kadamba (Nauclea cadamba) destilliert, die einen hohen Zuckergehalt besitzt, aber in ihrem natürlichen Zustande nicht eßbar ist. Gegenwärtig wird sie gar nicht mehr benutzt, sondern bietet nur den großen, fruchtfressenden bats, den fliegenden Hunden, Nahrung.

Die zweite Sorte wurde aus den reifen Petalen der Bassia latifolia hergestellt, der mowá der nordwestlichen Provinzen, wo sie bis auf den heutigen Tag für den Bedarf der niederen Klassen des Volkes „extensively manufactured" wird.

Die dritte Sorte war Rum, gewürzt mit den Blüten von Lythrum fruticosum; die vierte war reiner Rum, und die fünfte Arrak, aus Reismehl destilliert. Diese Spirituosen wurden anscheinend immer unvermischt getrunken. Denn es wird nirgends erwähnt, daß sie verdünnt worden seien; und daher war es wahrscheinlich geboten, nach jedem Schlucke etwas süße oder salzige Kuchen oder säuerliche Früchte zu genießen, um das Brennen im Munde zu beseitigen.

Die Behandlung der Sünder in Baccho war verschieden. Auf der einen Seite stellte man sie auf eine Stufe mit Brahmanenmördern, Dieben und Ehebrechern, auf der anderen Seite erlaubte man den Genuß gewisser Sorten bedingungsweise. Wenn Bühler (SBE XIV, 146) sagt: „Spirituous liquor is not now drunk openly," so stimmt damit Sonnerat überein. Ihm zufolge (I, 24) verabscheuen die Inder alle starken Getränke, die berauschen könnten; nur die verächtlichsten Stämme trinken dergleichen; und wenn etwa andere das tun, geschieht es allemal im größten Geheim. Diese Völker vermeiden die Trunkenheit aus wirklichem Abscheu gegen den schändlichen Zustand, in den sie die Menschen versetzt. Strabo versichert uns, daß eine Frau, die den König betrunken fand, ihn töten durfte,

Digitized by Google

und daß derjenige, der nach ihm König ward, sie dafür heiraten mußte.

Wir sehen aber aus der gesamten Literatur, daß trotz aller Verbote der Genuß berauschender Getränke mächtig florierte. Das Kāmasūtra nennt unter den Pflichten einer tüchtigen Hausfrau auch das Bereithalten von Rum- und Branntweinkrügen, nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch um anderen Leuten davon gelegentlich abgeben zu können und damit die Wirtschaftskasse zu bereichern. *Boeck* (p. 247) berichtet von Klein-Nepal, daß man dort in jedem Haushalte aus Holz gedrehte Krüge mit Reisschnaps findet.

Zur Feier des Liebesfestes gehörte unbedingt ein Rauschtrank; denn ein kleiner Schwips erhöhte den Reiz der Schönen in den Augen der indischen Kenner um ein gut Teil, so daß in diesem Falle berauscht und berauschend in einer für uns nordische Barbaren freilich unfaßbaren Wechselwirkung standen. Daneben kannte man auch die Wahrheit von Wilhelm Buschs klassischem Sprüchlein: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör" — man nennt gelegentlich die surā, den Likör, sarvaśokavināśini, den Brecher alles Kummers! Ja, es gab sogar schon im alten Indien Kommerse, bei denen es toll genug herging; und wenn der Wirt zufällig auch zugleich Schulze war, so animierte er gern zu besonders eifrigem Trinken, um für die unausbleiblichen Ausschreitungen dann schmunzelnd die Strafgelder einziehen zu können!

Was die Jetztzeit anlangt, so ist ja bekanntlich der Palmwein das beliebteste Getränk im ganzen Gebiete.

Die zur Gewinnung des Palmweins hauptsächlich benutzten Palmen sind Arenga saccharifera, Cocos nucifera, Borassus flabelliformis und Nipa fruticans. Außerdem kommen noch Attalea, Caryota, Elaeis, Mauritia, Phoenix und Raphia in Betracht. Zur Gewinnung des zuckerhaltigen Saftes schneidet man entweder die unreifen Blütenkolben ein oder hackt den Stamm durch. Um durch Destillation eine Art Arrak zu gewinnen, benutzt man in Südindien den „toddy" von Kokos- und Palmyra-Palmen, in Bengalen den-

Digitized by Google

jenigen von Phoenix sylvestris oder von Caryota urens, in Malakka denjenigen von kabong (Arenga). Um den Eintritt von Essiggärung zu verhüten, fügt man bittere Rinden oder Wurzeln hinzu; so auf Java den Bast einer Carapa, auf den Molukken die Wurzel einer Garcinia. Um die berauschende Wirkung zu verstärken, tut man wohl auch Blätter von Tabak, ja selbst von katjoeboeng (II, 204, Encycl.) dazu.

Thevenot (Reisebeschreibungen X, 39) nennt als beliebten Rauschtrank den Tavy, den Palmenwein, der aus zweierlei Palmen gezapft wird. Die beste Sorte ist die in der Nacht gewonnene, weil die Sonne sie nicht matt gemacht hat.[1]) Man schneidet einen jungen Trieb an, und bald tropft ein weißer, süßer Saft heraus, der in einem darunter aufgehängten Gefäße aufgefangen wird. An der Küste Malabar ist es der Stamm der Tiven, die der Gewinnung des Palmweins obliegen und die Palmen alle Morgen und Abend besteigen. Am Gipfel haben sie ein Gefäß hängen, worein sie das gießen, was über Nacht oder seit dem Morgen ausgetropft ist. Dieser Saft, mit dem man sich überall ordentlich versorgt, schmeckt zwar nicht so angenehm als Wein, berauscht aber ebenso stark; und *Dellon*, der neben einem scharfen natürlichen Verstande auch eine gute Kenntnis der Arzneikunst besaß, hält ihn für gesünder. Frisch ist er beinahe zu süß; aber nach einigen Stunden fällt er schon mehr auf die Zunge und schmeckt dann angenehmer. Destilliert gibt der Saft einen starken Branntwein, eingekocht eine Art Zucker. (*Reisebeschreibungen* XII, 461.)

Dieser Palmenschnaps ist namentlich bei den niederen Kasten beliebt; und selbst die Bekehrung zum Christentum schützt nicht gegen seinen Zauber, wie man bei Graul I, 24, nachlesen kann. *Mandelslo* (p. 61) scheint freilich anderer Meinung zu sein; wenigstens sagt er, nachdem er verschiedene Herrlichkeiten des Landes gerühmt

[1]) *Mandelslo* 42: „Der aber bey Tage heraus leufft, ist nicht so geschmacksam, sondern saur und schahl, weil ihn der Sonnen Hitze verdirbet, dass er als zu nichts, als zu Essig machen dienlich, darzu sie ihn auch gebrauchen."

Digitized by Google

hat: „Ich wüste also nicht, was einer von Speisen, nicht allein zu seines Leibes Nothturfft sondern auch Ergätzligkeit wünschen möchte, das man hier nicht bekommen könte, ohne Weinwachs, welcher in Indien nicht zu finden, hergegen haben sie den guten Palm Wein (Terri genannt), das gesunde Wasser, und auß Datteln, Reiß und Zucker gemachten Arak oder Brandwein. Ich habe offt gedacht, daß es immer Schade, daß solche Barbaren und Heiden, und nicht vielmehr Christen diß Land bewohnen sollen."!!

Unerläßlich ist zur indischen Gemütlichkeit von altersher auch das Bêtelkauen, welches ganz unserem Tabakgenusse entspricht. Auch heute noch ist Rauchen bei den strengen Hindus nicht beliebt, da sie dabei fortwährend mit ihrem eigenen Speichel in Berührung kommen würden, was für sie eine schmähliche Verunreinigung bedeutet. Dafür haben sie eben das Betelkauen, was unserem Priemen entspricht. Die Betelbüchse mit ihrem beizenden, dem europäischen Gaumen wenig zusagenden Inhalte vertritt noch heute in ganz Indien die Stelle der Cigarrentasche oder der Schnupftabakdose. Bei Besuchen bekommt man sie schleunigst angeboten, und Vornehme haben dazu und zu ihrer eigenen Bedienung einen besonderen Betelbüchsenträger, dessen Amt so alt ist wie der Genuß der Betelprieme selbst.

Um die Betelprieme zurecht zu machen, nimmt man ein oder zwei von den wohlriechenden, rotsaftigen, bitteren Blättern der Betel- oder Sirih-Pflanze, Piper Betle L. oder Chavica Betle und Chavica Siriboa Miq., die man auf dem Knie abwischt, um die Spitzen abzuscheuern; dann bestreicht man sie mit ein wenig Kalk von feiner, aus Muschelschalen hergestellter Art. Darauf bricht man ein Stück von einem Scheibchen Gambir (von Uncaria Gambir Roxb.) ab und kneift mit dem Nußknacker ein Stückchen Arekanuß ab; beide Ingredienzien werden in das Blatt gewickelt, zusammengerollt und gekaut. (*Encyclopaedie* III, 264.)

Betelkauen soll nach *Clusius* die Potenz stärken;[1]) da-

[1]) Nach Marsden 311 werden mit Betel zusammen alle Liebestränke eingegeben.

Digitized by Google

her „sollen die Weiber, wenn sie mit ihren Männern schertzen wollen, dieses *Betele* zuvor kewen, und meynen, daß es die Natur zum Werke mehr anreitzen und stärken soll." (*Mandelslo* 77.) Dasselbe sagt *Linschoten* p. 48 a/b von den Frauen in Goa, die außer dem Betel, den sie sogar nachts neben ihrem Bette haben, auch noch „handen voll Giroff-nagelen, Peper, Genghber, ende een gebackte specie, ghenaemt *Cachunde*, die van alle specereye ende heete cruyderen te samen gemenckt zyn, ende andere diergelycke specien, alles om de luxurie te vermeerderen."

Der Name ist tāmbūl(a) in Vorderindien, im Archipel sirihpinang.

Ein im alten und neuen Indien sehr beliebtes Mittel, die Zeit totzuschlagen und recht unsinnig Geld auszugeben, sind die Hahnen-, Widder- und Wachtelkämpfe. Im Daśakumāracarita finden wir ein Hahnengefecht beschrieben; in der Anmerkung eins, bei dem auch gleich gemogelt wird, indem der eine Hahn eine feine Nadel an den Fuß bekommen hat, um desto ärger verwunden zu können (p. 282 in Meyers Übersetzung).

Hahnenkämpfe trifft man auch auf Java, Bali, Sumatra, Borneo, Celebes, ja, über den ganzen Archipel als die vorzüglichste Volksbelustigung. Die Malaien der Westküste Sumatras haben ausdrücklich dazu angelegte Kampfspielhäuser (gelanggang), wo sich die Liebhaber der ganzen Umgegend versammeln. Der Besitzer des Hauses gewährt den Spielern Obdach und Beköstigung gegen einen Anteil an den Summen, die verspielt werden. An den Füßen der Hähne werden künstliche Sporen in der Form einer Lanzette angebracht, wodurch der Kampf schneller entschieden wird. (*Encyclopaedie* I, 448 f.)

Matthes bezeugt, daß die Eingenommenheit des Inländers für die Hahnenkämpfe soweit geht in Süd-Celebes, daß sogar eine Art Adel für die Hähne eingeführt worden ist. Wenn sich nämlich ein Hahn bei einem Kampfe besonders hervorgetan hat, werden seine Abkömmlinge nach ihm benannt. Ein besonderes Merkmal der Hahnenkämpfe bei den Buginesen und Makassaren ist dies, daß sich in-

Digitized by Google

folge der Spielerleidenschaft häufig Amok-Läufe ereignen, wozu Unglück im Spiele, verschiedene Auffassung etc. Veranlassung geben. Es kommt nicht selten vor, daß hohe Summen von Leuten gewettet werden, die wenig oder gar nichts besitzen. Gewinnen sie, dann läuft alles gut ab; verlieren sie aber, dann ist durchgehends der Kris das Zahlungsmittel. Schon die Kinder üben sich in dem Spiele, indem sie Hennen miteinander kämpfen lassen, denen sie ein Stückchen Bambus an die Beine binden, um die Sporen zu ersetzen. Daher die Redensart: „Es paßt sich nicht mehr für dich, Hennensporen in die Hand zu nehmen", womit man besagen will, daß der Angeredete den Kinderschuhen entwachsen ist. Den Priestern ist es verboten, bei ihren Hahnenkämpfen stählerne Sporen zu benutzen und hohe Wetten einzugehen. (*Van Eck*, Gids III, 2, 1024.)

Über die Hahnenkämpfe auf Sumatra sagt *Marsden* 300: „Selten findet man einen Mann in dem Lande reisen, der nicht einen Hahn unter dem Arme hätte, und oft findet man deren funfzig beysammen, wenn in einem der benachbarten Dörfer ein *Bimbang* ist. . Wenn ein Landmann in irgend einer Angelegenheit an die Mündung des Flusses kommt, und er nur auf einigen Muth Anspruch macht, so muß er dieses Zeichen desselben besitzen. Sie spielen bey ihren Zusammenkünften sehr hoch, besonders wenn ihr Hahn einige Mahl glücklich gewesen ist, und sich dadurch ein abergläubiges Vertrauen auf seine Unüberwindlichkeit erworben hat. Hundert Spanische Thaler sind eine sehr gewöhnliche Wette, und man hat Beyspiele erlebt, daß ein Vater seine Kinder oder seine Frau, und ein Sohn seine Mutter und Schwestern auf den Ausgang eines Gefechtes setzten, sie verlohren und in Verzweifelung geriethen. Bey solchen Gelegenheiten entstehen denn oft Streitigkeiten, welche traurige Folgen haben.

Nach ihren Gebräuchen werden vier Schiedsrichter ernannt, welche alle während der Gefechte entstehende Streitigkeiten entscheiden, und von deren Ausspruch keine Appellation Statt findet, außer der Gothischen Appellatioon an das Schwert. Wer verlieret und nicht bezahlen kann, wird so-

Digitized by Google

gleich geächtet, muß sich mit Schande entfernen, und darf sich bey keinem *Galangang* wieder zeigen. Dieses Wort bezeichnet den ebenen Platz, oder die erhabene Bühne, worauf die Gefechte gehalten werden, und welcher mit Schranken umgeben ist, die Zuschauer abzuhalten, indem nur allein die Eigenthümer und Hähne auf den Platz gelassen werden . . .

Man läßt nie Hähne mit einerley Farbe mit einander fechten, sondern einen grauen und einen gelben, einen gelben und einen rothen, u. s. f. . . . Der künstliche Sporn, mit welchem sie in Sumatra versehen werden, gleicht der Klinge eines Säbels, und tut mehr Schaden, als der Europäische Sporn."

Die Hahnenkämpfe werden auch in Tonkin sehr hoch gehalten, besonders bei Hofe. Die Vornehmen stellen ansehnliche Wetten wider die Hähne des Königs an, doch müssen diese Hähne allezeit siegen. Diese Art zu schmeicheln macht auch die Hofleute sehr arm. (Baron in: *Reisebeschreibungen* X, 102.)

Zu den Wachtelkämpfen nimmt man gern die Hennen, weil diese größer und stärker sind als die Hähne. Bei dem Kampfe suchen sie sich an der Zunge zu packen. (Marsden 300; Selberg 158.)

*

Wenn wir uns nun einmal fragen, wie denn einst und jetzt die Frauen in Indien gelebt haben, so müssen wir vor allen Dingen die ganz armen und die ganz rohen außer acht lassen. Die besser gestellten und die vornehmen allein sollen uns hier beschäftigen, nicht etwa, weil sie allein zur Beurteilung des Ganzen ausreichten, sondern weil sich um sie alles dreht. Da ist denn zu sagen, daß zu allen Zeiten die Stellung der Frau keine schlechte war. In den alten Zeiten genossen sie freilich noch mehr persönliche Freiheit als jetzt, wo man sie in Nachäffung mohammedanischer Sitte in das Harem sperrt; von einer besonderen Bildung aber ist eigentlich keine Rede. Eine Frau, die ihren Mann

Digitized by Google

an Kenntnissen im Sanskrit übertrifft, ist so interessant, daß sie im Märchen verewigt worden ist. Die Hauptstärke der indischen Frauen lag mehr im Gemüte als im Verstande: und so ist es heute noch.

„Die häusliche Tüchtigkeit, die Selbstlosigkeit, Herzensbildung und Opferwilligkeit der Hindufrau ist über jedes Lob erhaben, und ihre Religiosität ist, wie dies bei ihrem reichen Gefühlsleben begreiflich ist, fast grenzenlos. Aber ebenso unzweifelhaft mangeln ihr auch wissenschaftliche Kenntnisse und durchgreifende Verstandesbildung, was wohl mit dem alten, möglicherweise durch die Brahmanen genährten Aberglauben zusammenhängt, daß viel Wissen einer Frau schade, ja, sie sogar in Gefahr bringe, frühzeitig Witwe zu werden! Gemeint ist damit, daß die einer beträchtlichen Geistesbildung zugewendete Zeit und Mühe eine Vernachlässigung des materiellen Wohles der Familie und der Wohlfahrt und Pflege von dessen Oberhaupt zur Folge haben könne . . .

Die Hindufrau ist die verkörperte Weiblichkeit mit allen daraus entspringenden Vorzügen und Schwächen; sie ist ganz Zärtlichkeit, Hingebung und Güte, selbst in den arbeitenden, unteren Klassen, die der Reisende fast ausschließlich zu sehen bekommt und deren Vertreterinnen naturgemäß fast nie schön, sondern gewöhnlich unsagbar abgearbeitet aussehen, trotzdem aber auffallend graziös und gewandt erscheinen. Aus diesem Grunde kann man gar keine zärtlichere Kinderfrau finden als eine indische Aya. Die sorgenlos lebende Hindufrau dagegen, die über ausreichende Bedienung verfügt und ihre Körperschönheit pflegen kann, muß nach den wenigen Beispielen, die ich selbst zu sehen das seltene Glück hatte, von vollendetem Liebreiz sein. Schon in einer alten indischen Schöpfungssage werden die Vollkommenheiten und die Reize einer indischen Frau, deren Gesamtheit sich der Hindu als Göttin Tilottamä verkörpert vorstellt, überschwenglich gepriesen. Es heißt dort: „Als Parabrahma, Schöpfer des Weltalls, die Frau erschaffen wollte, machte er die Wahrnehmung, daß er bei Erschaffung des Mannes sein gesamtes Material

Digitized by Google

erschöpft hatte. Seine Bestürzung war groß, und er sann auf Ersatz. Er nahm die liebliche Rundung des Mondes, die wellenförmigen Linien und die Geschmeidigkeit des Schlangenkörpers, die graziösen Windungen der Schlingpflanze, das leichte Zittern des Grashalmes, die Schlankheit und Biegsamkeit der Weide, die sammetartige Weichheit der Blume, die Leichtigkeit der Feder, den sanften Blick der Taube, das Tändelnde, Scherzhafte des spielenden Sonnenstrahles, die Tränen der vorüberziehenden Wolke, die Unbeständigkeit des Windes, das Scheue des Hasen, die Eitelkeit des Pfaus, die Härte des Diamanten, das Süße des Honigs, die Grausamkeit des Tigers, die Glut des Feuers und die Kühle des Schnees, das Schwatzhafte des Papageis und das Girren der Turteltaube und das Einschmeichelnde, aber auch die Falschheit und Tücke der Katze. Alles dies mischte Parabrahma zusammen und formte daraus das Weib, das er dem Manne zur Gefährtin gab.."

Das in den Bardengesängen der Radschputen entstandene Urbild weiblicher Zärtlichkeit und Hingebung, die Fürstin Damajanti, und zahllose Dichterstellen zeigen, wie hoch die Indier die Frauen hielten, die vormals keineswegs so abgeschlossen wie heutzutage leben mußten; zu jener Zeit, als die Radschahhöfe noch Sitze ritterlicher und literarischer Unterhaltungen waren, wirkten die Frauen völlig uneingeschränkt in der Öffentlichkeit." (Boeck 203.)

Ein javanisches Schönheitsideal lernen wir durch *Selberg* kennen, der es p. 182 nach einem alten javanischen Gedichte wie folgt schildert: „Ihr Angesicht hat den Glanz des Mondes, und die Strahlen der Sonne werden durch ihre Erscheinung verdunkelt und geraubt. Sie ist so reizend, daß Worte nicht hinreichen, um ihre Schönheit zu schildern. Ihre Gestalt ist ein Bild der Vollkommenheit. Ihr Haar fällt in schwarzen, wellenförmigen Locken bis auf ihre Füße. Ihre Augenbrauen gleichen zweien Blättern des Imbo-Baumes, ihre Augen glänzen, ihre Nase ist schön geformt, ihre Zähne blinken in glänzender Schwärze und stehen in einer Reihe. Ihre Lippen gleichen an Farbe der frischen Schale des Mangostan, ihre Wangen haben die

Digitized by Google

Gestalt der Frucht des Durin. Ihre Brüste von runder Form gleichen dem Elfenbein und beugen sich voneinander. Ihre Arme sind einem Bogen gleich, ihre langen und beugsamen Finger gleichen den Dornen des Waldes, ihre Nägel sind Perlen, deren Farbe glänzend gelb ist, ihr Fuß steht platt auf der Erde, ihr Gang ist majestätisch gleich dem des Elefanten . . ."

Jetzt werden ja die Hindu-Damen ängstlich vor fremder Männer Augen gehütet, was so tragi-komische Szenen im Gefolge hat, wie die von Boeck erzählte:

„Die von den Eingeborenen überaus fleißig benutzten Eisenbahnen in Indien bereiten den verheirateten Männern nur dann Kummer, wenn es sich darum handelt, ihre Damen mit auf die Reise zu nehmen. Gewöhnlich wird die dichtverhängte Sänfte an das Abteil mit der einigermaßen beruhigenden Aufschrift „Women only" getragen, und alsbald werden ein paar mächtige Tücher als Wände von eunuchischen Dienern in die Höhe gehalten, und nur das geheimnisvolle Geklimper und Gerassel von Armbändern und Fußspangen erzählt von der sich hinter den Vorhängen vollziehenden Überpackung holder Damen.

Doch es gibt eine noch viel praktischere Art, um die kostbaren Lebensgefährtinnen ungesehen von fremden Männern die Reise mitmachen zu lassen. Will z. B. ein Radschput mit seinen Frauen die Eisenbahn benutzen, so muß er hierbei ganz besonders vorsichtig zu Werke gehen, denn das übliche Ehrengesetz dieser einstigen Fürstensöhne und Nachkommen der Kriegerkaste gebietet, daß nicht nur derjenige sich den Tod geben muß, der sein Vermögen eingebüßt hat, sondern auch jeder Mann, dessen Frau von einem fremden männlichen Wesen erblickt worden ist. Er läßt deshalb jede der zarten Haremsinsassen fein säuberlich in einen Palki, in einen geschlossenen Tragkasten setzen, der mittelst Stangen auf den Schultern von vier Trägern bis dicht an den Zug gebracht wird; der Herr Gemahl nimmt dann gemütlich auf den Polstern der ersten oder zweiten Wagenklasse Platz, während die verschlossenen

Digitized by Google

Sänften mit ihrem zarten Inhalt einfach in den Gepäckwagen geschoben und so an ihren Bestimmungsort geschafft werden... Tatsache ist, daß auf einer Fahrt von Baroda nach Ahmedabad vor mehreren Jahren ein Zug in Brand geriet, in dessen Gepäckwagen sich eine derartige zarte Ladung befand. Der gestrenge Gatte sprang entsetzt aus seinem Wagen und verfiel alsbald in Wahnsinn und Raserei, nicht etwa vor Aufregung über die Feuersgefahr, in der seine Frau schwebte, sondern aus Wut darüber, daß sie bei den Lösch- und Rettungsanstalten von anderen Männern, und noch dazu europäischen, aus ihrem Käfig gezerrt und erblickt worden war!"

Boeck spricht S. 53 mit wahrer Begeisterung auch von den Frauen in Birma, „dem Lande der kindlichsten Kinder, der lebenslustigsten, faulsten Männer und der geduldigsten, fleißigsten Frauen." Er sagt, daß sein „Bekanntwerden mit der liebenswürdigen birmanischen Weiblichkeit" schuld daran gewesen sei, daß er Birma mit schwerem Herzen verlassen habe, und nennt sie zwar nicht besonders schön, aber äußerst anmutig; von echt weiblichem und darum unwiderstehlich bezauberndem Wesen, praktisch und sanft zugleich.

Della Valle — um wenigstens einen älteren Reisenden zu hören — sagt IV, 176, von den Inderinnen: „Die Heydnische Weiber gehen mit blossem Gesicht, und lassen sich beydes inn- alß ausserhalb deß Hausses von jederman sehen; jedoch sind dieselbe dabey Keusch und Züchtig, und viel ehrlicher, alß die Mahometanische Weiber; also, daß es unter ihnen keine offentliche Huren gibt: da hingegen unter den Mahometischen deren unzählich viel seyn, die alle Tage offentlich in die Häuser gehen, und, wann mans begehrt, auffspielen, singen, tantzen, und das jenige thun, was ihr Handwerk mit sich bringt." Dem widerspricht, was er p. 30a von den Witwen erzählt, die nicht die Kraft haben, keusch zu leben und daher „mit andern Nationen, so nicht ihres Glaubens sind, heimlich in Unzucht leben, und annehmen, was sie bekommen können, wann es nur verborgen seyn kan."

Digitized by Google

Mit der Bildung der Frauen (sagt Menant im Musée Guimet II, 7, 333 ff.) ist es bei den Hindus schlecht bestellt. Die vorzeitigen Heiraten sowie die geringe Ermutigung, welche neue Ideen in der Familie finden, lassen die Eingeborenen für den Europäer in einem Zustande von Inferiorität. Man erlaubt nicht, daß sie irgend eine Schulbildung erhalte, die mehr oder minder derjenigen entspräche, die man den Knaben zuteil werden läßt. Das ist in Indien eine unbekannte Sache; selbst bei den wenigen Eingeborenen, die durch den Einfluß abendländischer Ansichten und Gewohnheiten umgemodelt worden sind. Einige Hindu-Mädchen haben trotzdem wissenschaftliche Bildung sich angeeignet und die Universitätsexamina bestanden; aber das sind seltene, rühmliche Ausnahmen. Andererseits passen die indischen Frauen so wie sie sind ihren Gatten und gefallen ihnen, und wir würden uns eine ganz falsche Vorstellung von der Sachlage machen, wollten wir glauben, unsere Einmischung sei erwünscht. Der Bau der indischen Familie ruht auf so fester Grundlage, daß es nicht gut tut, sie anzugreifen: und sich mit der Frau befassen, heißt sie in ihren Tiefen angreifen. Die Hindus geraten außer sich bei dem Gedanken, daß wir ihre Gattinnen nicht als würdige Gefährtinnen ansehen; sie entgegnen uns, daß sie ihnen sowohl an Tugenden als auch an Einfluß überlegen sind! Gewiß, sagen sie, Unterricht soll ihnen nicht versagt sein; sie sollen sogar an den Universitäts-Prüfungen teilnehmen können; aber sie sollen — in ihrem eigenen und der Männer Interesse — nicht in den Ideen erzogen werden, die sie verleiten würden, ihre sozialen Satzungen zu überschreiten, und die die Einrichtung der Familie antasten würden, die nach religiösen Gesetzen gegründet ist. Man schleudert ein Anathema gegen diejenigen, die man unverantwortliche Neuerer oder auch anglisierte Eingeborene nennt. „Ich schäme mich tot," ruft ein Brahmane im *Asiatic Quarterly Review* vom Oktober 1890 aus, „wenn ich an die eingeborenen Söhne eines Landes wie Indien, einst des Asyles der Weisheit und des Wissens, denke, die gleich den Kindern fremde Hilfe erbitten, um die Lage ihrer Frauen zu verbessern!

Digitized by Google

Haben etwa die Engländer die anderen Rassen ersucht, ihnen beizustehen?! . . . Wenn Reformen zu versuchen sind, müssen sie von unseren eigenen Gelehrten ausgehen und von unseren Weisen, die bessere Hilfskräfte sind als die ganze übrige Christenheit. Wofern die englische Erziehung nicht den englischen Charakter verleiht, gibt es nichts weiter zu tun als *platform speeches* zu halten und Zeitungsartikel zu schreiben."[1])

Solchen unzweideutigen Bekundungen der öffentlichen Meinung gegenüber verhält sich die englische Regierung zurückhaltend; und das ist sehr klug.

Die ersten Versuche, den Parsi-Frauen eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen, datieren erst aus dem Jahre 1849, wo man Mädchenschulen gründete; vorher lernten die Frauen, und auch nur diejenigen der höheren Klassen, lesen und schreiben und einige Elemente Guzarātī und Rechnen: das war alles! Die Männer waren eben ganz dem Beispiele der Hindus und Muselmänner gefolgt: es lag ihnen wenig daran, daß die Frauen unterrichtet wurden. Worin sollte es denn auch geschehen? Es berührte und beschäftigte sie ja nichts weiter als die Sorge um den Haushalt und die Einkäufe in den Bazars! Aber je länger die Männer Schulen und Universitäten besuchten, desto mehr erkannten sie die untergeordnete Stellung ihrer Gefährtinnen, den Nutzen, den das Kind von der Überwachung durch die Mutter haben könnte, und das Glück, wenn man sein Leben an der Seite eines intelligenten und verantwortlichen Wesens führen dürfte. Und da ein solcher Fortschritt ohne Schaden für den altüberlieferten Glauben und ohne Verletzung einer religiösen Vorschrift gemacht werden konnte, so waren die schönsten Aussichten für die Verwirklichung gegeben. Außerdem bestand für die Parsen keines der Bedenken, die die Hindus gegen die Frauen-

[1]) Vergl. *Lala Baij Nath*, Social Reform, 1893; *Pramath Nath Bose*, of Woman in India, Bombay 1889; *Diwan Bahadur Manibhai Jasbhai*, Hindu Civilisation during British Rule, 1894; *Dayaram Gidumal*, Status A memorandum on hindu Female Education in the Bombay Presidency, 1896. [Nach Menant.]

Digitized by Google

emanzipation hegen, hielte sie sich auch in noch so bescheidenen Grenzen. Trotzdem verursachte sie auch hier sehr viele Erörterungen in den Zeitungen und Zeitschriften und rollte viele Streitfragen auf. Die meisten der hierauf bezüglichen Schriften, Vorträge und Kundgebungen wurden in der *Student's Literary and Scientific Society* gelesen. Die Sache rückte zunächst nur wenig vorwärts; die Bemühungen waren individuell und gingen nicht über den Kreis der Familie hinaus. Aber die Veröffentlichung der Denkschriften bereitete die Geister vor, und eines Tages wurde ein Antrag von Behramji Kharshedji Ghandhi enthusiastisch angenommen, demzufolge jeder der Anwesenden seinen Einfluß in der Familie geltend machen sollte „pour avoir au moins une élève"! Als praktische Geschäftsleute faßten die Parsen zunächst die Geldfrage ins Auge: mehrere Glieder der Gemeinde erklärten sich bereit, Räume in ihren Häusern zu Schulzwecken zur Verfügung zu stellen. So wurden am 22. Oktober 1849 vier Mädchenschulen eröffnet und von 44 Schülerinnen besucht. Bald überzeugte man sich von den Wohltaten der neuen Einrichtung. Es fanden sich vier hochherzige Gönner, die einen Unterstützungsfond gründeten; und schon im zweiten Jahre betrachtete man die Schulen als wirkliche öffentliche Anstalten. Anfangs wurden die Kinder ohne Entgelt unterrichtet; aber von 1862 an wurden die wohlhabenden Eltern verpflichtet, monatlich eine Rupie zu bezahlen. Später, 1873, wurde jede Befreiung vom Schulgelde abgeschafft; die Eltern, welche keine größere Summe bezahlen konnten, wurden zu acht Annas monatlich eingeschätzt.

Ein Haupthindernis für die Vertiefung des Unterrichts bei den Frauen war anfangs die damals noch herrschende Sitte der vorzeitigen Heiraten, derzufolge man die Mädchen im Alter von 10—12 Jahren aus der Schule wegnahm; das größte aber von allen war die Verwendung männlicher Lehrkräfte, die man denn auch bald durch weibliche ersetzte.

Der Unterricht wurde in Guzarāti erteilt und umfaßte Rechnen, Lesen, Schreiben, Nadelarbeit, zoroastrische Sitten-

Digitized by Google

lehre, Grammatik, Geographie und Geschichte von Indien und Persien. Da sich Platzmangel fühlbar machte, ließ Sorabji Shapurji Bengali zum Andenken an seine Mutter Bai Bhikhaiji auf seine Kosten ein geräumiges, zweistöckiges Gebäude für mehr als 90000 Rupien erbauen; auch ist es seiner Hochherzigkeit zu danken, daß das Komitee der *Girl's School Association* eine Klasse zur Ausbildung von Lehrerinnen einrichten konnte. Die Erfolge aller dieser Bestrebungen fanden gar bald die ungeteilte Anerkennung der in Bombay tagenden *Education Commission*, der man eines Tages die sämtlichen Schülerinnen im *Framji Kavasji Institute* vorführte, um deren Fortschritt zu zeigen.

Bisher hatte man, wie gesagt, in Guzarāti unterrichtet. Englisch wurde nur in den Familien von Gouvernanten und Lehrern gelehrt, und es war noch keine öffentliche englische Schule für die eingeborenen Mädchen vorhanden, so wünschenswert auch eine solche Anstalt war, in der man nicht nur Englisch lehrte, sondern der ganze Unterrichtsplan nach englischem Muster eingerichtet war. Eine solche Schule zu gründen, war das Ziel von Manakji Kharshedji, jenes mit überlegenem Geiste ausgestatteten, mit Eifer und Enthusiasmus für die Erziehung der Frauen erfüllten Mannes, der von seinen Reisen aus dem Abendlande unauslöschliche Eindrücke mitgebracht hatte und seine dort gesammelten Erfahrungen zum Besten seiner Landsleute verwendete. Er begann zunächst mit seiner neuen Lehrweise in der eigenen Familie und ließ seinen beiden Töchtern Shirin und Aimai die Segnungen eines ganz europäischen Unterrichtes zuteil werden. Im Jahre 1859 eröffnete er dann in seinem Hause eine kleine Schule zur Aufnahme von einem Dutzend junger Mädchen, unter der Leitung einer Lehrerin, der seine beiden Töchter zur Seite standen: das war der Anfang der *Alexandra Institution*.

Der im Jahr 1863 erfolgte Tod seines Sohnes Hiraji war für Manakji der Anlaß, eine Einrichtung zu gründen, die den indischen Frauen Gelegenheit bieten sollte, sich eine englische Erziehung zu verschaffen. In diesem lange gehegten Plane sah er nach seinen eigenen Worten den

Digitized by Google

einzigen Trost, den ihm die Welt in seinem Kummer noch bieten konnte. Er zeichnete sofort eine Summe von 4000 Rupien zum Gedächtnis seines verstorbenen Sohnes und ebensoviel für jedes seiner noch lebenden vier Kinder, und bot bis zur Erbauung eines geeigneteren Lokals sein eigenes Haus an. Bald vereinigten sich mit ihm weitere Gönner, Parsen und Hindus, und in einem allgemeinen meeting nannte man die neue Schule *Alexandra Native Girl's English Institution*, zur Erinnerung an die Hochzeit des damaligen Prinzen von Wales mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark. Man wollte anfangs den Namen Hiraji und dann den des Manakji selber wählen, aber dieser widersetzte sich diesem Vorschlage energisch; eine solche Sitte widerstrebe seinen Empfindungen, schrieb er an seinen Freund Sir Bartle Frère. Am 2. September 1863 wurde die Schule eingeweiht und 13 Schülerinnen aufgenommen. Die Zahl stieg auf 20 — lächerlich niedrige Ziffern; aber man darf dabei nicht vergessen, daß die blühendsten Anstalten, z. B. in Bombay das *Elphinstone* und in Kalkutta *The Bethune School*, mit einer ebenso bescheidenen Zahl eröffnet worden sind. Der Unterricht war ganz englisch; dabei wurde kein Glaube, keine Überzeugung verletzt, sondern man hielt sich an die allgemein gültigen Grundsätze der Moral, die die Grundsätze aller Religionen bilden. Das Ganze war einem Stabe von Direktoren unterstellt, zu dem eine Anzahl Aufsichtsdamen kam; Fräulein Shirin Kharshedji an der Spitze.

Damit hatte Manakji seinen Zweck erreicht; er hatte die erste Unterrichtsstätte für die Frauen in Indien geschaffen und damit zugleich ein Muster für die später gegründeten Anstalten geliefert. Alle seine Bemühungen waren nun bloß noch darauf gerichtet, seine Schöpfung zu einer bleibenden zu machen, vor allem also ein entsprechendes Haus zu erbauen, um nicht immer wieder auf Mietsräume angewiesen zu sein. Aber erst 1879 konnte der Bau beginnen; mißliche wirtschaftliche Verhältnisse hatten ihn solange verzögert. Aber Manakji erlebte noch das Glück, sein Werk gekrönt zu sehen; und im Jahre 1896 zählte man

Digitized by Google

schon mehr als 100 Schülerinnen. Bald zeigten sich auch die Früchte seiner rastlosen Mühe: im Jahre 1884 hatten fünf junge Damen den Mut, dem allgemeinen Vorurteile die Stirn zu bieten und ließen sich teils an der Universität, teils am *Grant Medical College* als Hörerinnen eintragen! Man kann es sich in Europa nicht vorstellen, mit was für Schwierigkeiten die Inderinnen zu kämpfen haben, wenn sie die öffentlichen Schulen besuchen oder Universitätsgrade erringen wollen. Schon das Studium einer fremden Sprache bedeutet an und für sich ein sehr seltenes Verdienst; und dabei ist die Kenntnis des Englischen für Männer wie Frauen ganz unentbehrlich, wenn sie mit den Europäern gleichwertig sein und sich den Universitätsexamen unterziehen wollen.

Die ersten Eingeborenen, welche sich einen Grad an der Universität errangen, gehörten zur Parsengemeinde; es waren die beiden Töchter von Ardeshir Framji Vakil, denen sehr bald die beiden Fräulein Parakh folgten. Meherbai und Ratanbai Vakil wurden in Bombay geboren und erhielten unter der unmittelbaren Leitung ihres mit Recht geehrten und geachteten Vaters einen sehr gründlichen Unterricht. Im Jahre 1885 bestanden sie die Immatrikulationsprüfung und traten in das *Wilson College* ein; 1888 bewarben sie sich um den Grad eines B. A. (Baccalaureus artium), den sie 1890 erhielten. Die beiden Schwestern schlugen dann verschiedene Laufbahnen ein: Meherbai trat in das *Grant Medical College*, bestand das erste Examen 1892 und begab sich zur Vollendung ihrer Studien nach England; Ratanbai widmete sich dem Unterrichte im Französischen und wurde an das *Wilson College* berufen. Leider starb sie bereits im Oktober 1895 nach kurzem Krankenlager.

Es muß zugegeben werden, daß die Zahl der graduierten Damen noch nicht sehr zahlreich ist; aber der Geschmack an höherem Unterrichte und an ernsten, praktischen Studien entwickelt sich mit jedem Tage mehr; und so haben sich die Parsi-Damen mit Erfolg namentlich auch auf dem Gebiete der Literatur versucht. Die erste, die ein Buch geschrieben hat, ist Frau Khursedbai Pavri, eine der

Digitized by Google

ersten Schülerinnen der *Alexandra Institution*. Man verdankt ihr eine Guzarātī-Übersetzung von Lord Chesterfields Briefen an seinen Sohn. Dann kommen Fräulein Shirin K. F. Patuck und Frau J. K. Kabraji. Beide bestanden ihr Immatrikulationsexamen, ohne den regelmäßigen Kursus der Vorlesungen mitzumachen. Im Jahre 1888 gründete Fräulein Patuck eine Zeitschrift *Stri-Mitra* („Frauen-Freund"), ein in Guzarātī geschriebenes Monatsblatt zur Verbreitung des Geschmackes an den schönen Wissenschaften unter den Frauen derjenigen Landesteile, in denen Guzarātī gesprochen wird. Als Mitarbeiter wurden nur Frauen zugelassen; die Zeitschrift weist eine stattliche Reihe von Jahrgängen auf, und ihr Erfolg hat sich siegreich behauptet.

Frau J. K. Kabraji schrieb einige Artikel über Folklore von Indien, die im *Indian Antiquary* (1893, 1894) veröffentlicht wurden. Vorher hatte sie Parsī und Guzarātī Hochzeitsgesänge übersetzt (1890, 1892, 1893); dann ließ sie den *Narsinh Mehetanun Mameruu* von Premanand erscheinen und den *Gujri no garbo;* man verdankt ihr den zweiten Teil des journal intime der Königin Victoria, *Mere Leaves;* endlich ist sie Mitarbeiterin an dem *Libro del Amor* des Professors Canini.

Zu nennen wäre noch Fräulein Bhikhaiji Limjibhai Palumkote, die sich durch Essays in dem mit ihrem Bruder gemeinsam herausgegebenen *Masik Majah* bekannt gemacht hat. Außerdem schrieb sie einen Roman, *Nirday Navand*, „die erbarmungslose Schwägerin".

Alles in allem sind die Fortschritte der Frauenbildung bei den Parsen am bedeutendsten — es fehlt sogar nicht mehr an Stimmen, die vor Übertreibungen warnen und guten Rat erteilen, wie man es anzufangen habe, daß die abendländischen Ideen von der Emanzipation und Unabhängigkeit der Frau nicht die altehrwürdigen Tugenden zerstören, die jahrhundertelang die Anhängerinnen Zarathustras zu untadeligen Gattinnen und Töchtern gemacht haben![1]) Von

[1]) Present Aspects of Female Education amongst the Parsees. A protest by N. M. S. Bombay 1895.

Digitized by Google

anderer Seite wird diesen Ausführungen entgegengehalten, daß die Frauen noch lange nicht gebildet genug seien, um an den Bestrebungen ihrer Gatten erfolgreich teilnehmen zu können. Im allgemeinen sei auch bei den Parsen die Frau nichts weiter als „a physical companion, sharing no more of her husband's aspirations than those of a stranger" und hemme den im öffentlichen Leben stehenden Mann in unglaublichem Maße. *D. Menant* hat also vollkommen recht, wenn er für die Frauen in Indien eine gründliche Schulbildung fordert „d'en bénéficier et d'offrir à leurs époux cette sympathie intellectuelle, ce concours efficace sur lesquels se basent les unions vraiment heureuses. Toutefois, il n'est pas hors de propos de mettre en garde les Natives contre les dangers de certaines théories modernes, nées d'un état social qui ne ressemble en rien à celui de l'Inde."

Im allgemeinen sehen die indischen Frauen ihre Lebensaufgabe darin, Kindern das Leben zu geben. Das ist eine Lehre, die ihnen von früher Jugend an eingebläut wird. Sie sind nicht dazu geschaffen, in den Tagesblättern und in öffentlichen Versammlungen nach der Erschließung neuer Erwerbsquellen zu schreien. Die Frau, die sich nicht verheiratet und sich daher ihr tägliches Brot selber verdienen muß, wird keineswegs als empfehlenswertes Beispiel angesehen. Unabhängigkeit vom Manne betrachten weder Hindu-Frauen noch Mohammedanerinnen als verlockendes Ziel; danach zu streben überlassen sie solchen, die ihren eigentlichen Beruf als Frau verfehlt haben. Lernen nur um zu lernen ist „a merely academic luxury" (Billington 23); und wer Begeisterung für höhere Bildung zeigt, wird mit ebensolchen Augen betrachtet, wie es bei uns seitens vernünftig denkender Männer mit den emanzipierten Radlerinnen geschieht. Trotzdem finden wir, zum Beweise, daß der Geschmack verschieden ist, daß viele Inderinnen Arabisch, Sanskrit, Persisch und andere Orientalia treiben, die keinen besonderen Vorteil bringen. Freilich, es handelt sich dabei immer nur um ganz winzige Prozentsätze. 99,44% der gesamten weiblichen Bevölkerung sind illiteratae; 0,22% genießen Schulbildung, 0,34% dem schulpflichtigen Alter

Digitized by Google

Entwachsene können lesen und schreiben (Billington 26). Die Vorurteile der Hindus sind eben zu stark, zu tief eingewurzelt. Das zeigt sich auch in ihrem Verhalten gegenüber den zum Christentume Bekehrten: das sind für sie Abtrünnige, aus der Kaste Gestoßene! Und dann ist es wohl zweifellos richtig, wenn Billington 34 sagt, dieses ungewohnte Arbeiten sei für die Mädchen „too great a brain effort without any hereditary preparation", und als Folge stellten sich Hysterie und Nervenkrankheiten ein. Ausnahmen gibt es ja natürlich, allen voran die bekannte indische Frauenrechtlerin Ramabai, die später mit ihrem Plane, junge Witwen und kinderlose Frauen zu Lehrerinnen auszubilden, Fiasko machte; dann Fräulein Candramukhī Bose, M. A., die als erste im Jahre 1884 graduiert wurde und dann als Direktorin an die Bethune Collegiate School zu Kalkutta ging.

*

Das[1]) nach unseren Begriffen unsinnige Haremssystem — purdah, zenana — ist zu einem großen Teile daran schuld, daß besonders in die höheren Kasten die schlimmsten Leiden eingezogen sind. Das sagen nicht nur europäische Ärzte, sondern auch Eingeborene selber: 80 bis 90% aller Frauen!! leben in einem Zustande immerwährenden Krankseins, da sie in den kritischen Stunden keine ausreichende Hilfe finden können. Hindu- und Mohammedaner-Frauen werden ja den Blicken der Männer ängstlich entzogen; und so haben sie es jahrhundertelang gehalten, was um so schlimmer ist, als ja die hygienischen Verhältnisse stets jämmerlich waren!

Wenn die Frauen krank sind, haben sie nur das medizinische Wissen der *Dhais*, Hebammen, zu ihrer Verfügung! Hat eine solche Alte keinen Erfolg und muß ein Arzt, *hakim* oder *vaia*, geholt werden, so wird die Kranke, von ihren Dienerinnen gestützt, hinter einen Vorhang gebracht und reicht dem Arzte nur ihre wohlverhüllte Hand, damit

[1]) Nach Menant im Musée Guimet II, 7, 343 ff.

Digitized by Google

er den Puls fühle und eine Diagnose stelle, nachdem er furchtsam einige Fragen gestellt hat. Wenn es durchaus notwendig ist, die Untersuchung noch weiter auszudehnen, macht man ein Loch in den Vorhang, und die Patientin zeigt dann ihre Zunge; der Körper bleibt verborgen!! Man kann daraus ersehen, wieviel unbehobene Leiden, wieviel namenloses Elend die *zenanas* einschließen und wieviel Gutes aus der Anwesenheit und dem Eingreifen unterrichteter Frauen entstehen könnte, die fähig wären, vernünftige Mittel anzuwenden.

Wenn man von der ärztlichen Behandlung der Frauen in Indien spricht, nimmt man gern an, daß vor der Gründung der *National Association for supplying female medical aid and instruction to the Women of India* kein Versuch nach dieser Richtung gemacht worden sei. Und doch gebührt das erste Verdienst den amerikanischen Missionsgesellschaften und der *Indian Female Normal School Society*. Im Jahre 1851 wurde in Philadephia *The Ladies medical missionary Society* gegründet, um den fremden Missionaren zu Hilfe zu kommen und unverheiratete Frauen als Ärztinnen für die Frauen *(Lady Doctors)* auszusenden. Es boten sich auch zwei beherzte Damen dazu an, aber keine der amerikanischen Missionsgesellschaften getraute sich schon, junge Mädchen nach Indien ziehen zu lassen. Im Jahre 1868 nahm *The Woman's union missionary Society* diesen Gedanken wieder auf; aber erst 1869 verwirklichte sich der von den philanthropischen Genossenschaften so oft ausgesprochene Wunsch, und Miß Clara A. Swain, M. D., wurde von *The Woman's Foreign missionary Society of the Methodist Episcopal Church* abgesandt. Sie ist tatsächlich die erste Ärztin, die ihren Fuß auf asiatischen Boden gesetzt hat. Lange bevor England den Frauen Zeugnisse zur Ausübung der ärztlichen Praxis bewilligen wollte, sandte die *Indian Female Normal School Society* Miß Beilby nach Lucknow, deren Namen man später mit der Gründungsgeschichte der *National Association* verknüpft findet.

Obwohl nun diese mutigen Damen bereitwillig in den zenanas zugelassen wurden, stießen sie doch auf die größten

Digitized by Google

Schwierigkeiten, sei es in der Ausübung ihrer Berufsgeschäfte, sei es in ihren Bemühungen, ihr Wissen mitzuteilen und Schule zu machen. Um heilen und belehren zu können, muß man zunächst die so eigenartige Sprache der Haremsfrauen unter sich *(zenana-boli)* gründlich verstehen; das einzige Mittel jedoch, die indischen Frauen aus ihrer unglückseligen Lage zu befreien, ohne dabei ihre sozialen und religiösen Bestimmungen zu verletzen, besteht in der Heranbildung von eingeborenen Frauen zum ärztlichen Berufe. Aber wie viele Hindernisse gab es da für sie zu überwinden, ehe sie die engen Schranken des Familienlebens durchbrechen und regelmäßige Unterrichtsstunden besuchen konnten! „Welcher Art auch immer die Meinungsverschiedenheiten in Europa über den Nutzen der Ärztinnen sein mögen," sagt Dr. Sophia Jex-Blake (Medical Women, a Thesis and a History, Edinburgh 1886, 234/35), „so bilde ich mir doch ein, daß zur gegenwärtigen Stunde nur wenig Menschen dreist genug sein dürften, über die Notwendigkeit ihrer Dienste in Indien und im Orient zu streiten, wo die Landessitten die Frauen hindern, die Dienste von Ärzten in Anspruch zu nehmen." Kein Zeugnis ist in dieser Hinsicht stärker und zwingender als dasjenige, welches der Surgeon-General Balfour in einem amtlichen Rundschreiben an die Statthalterei von Madras, gegeben den 10. April 1872, kundgetan hat: „Unter den mohammedanischen Frauen und denen der oberen Kasten der Hindus, welche den muselmanischen Gebrauch der Absperrung im Harem angenommen haben, gibt es nur sehr wenige, die die Wohltat einer ärztlichen Unterweisung genossen haben, wie sie ihren europäischen Schwestern zugänglich ist; und ich rechne, daß von den hundert Millionen indischen Frauen mindestens zwei Drittel durch die Sitte verhindert werden, den Besuch von Ärzten in ihren Häusern zu empfangen oder sich kostenlosen Untersuchungen in den Hospitälern und dispensaires zu unterziehen. Sendbotinnen zu diesen Unglücklichen schicken, scheint die einzige Möglichkeit zu sein, ihnen ärztliche Hilfe zu verschaffen . . . Wenn eine Frau, sei es nun die eines Mohammedaners oder

Digitized by Google

eines Hindu, von einer ernsten Krankheit befallen wird oder irgend ein erkranktes Glied hat, kann keine von den wissenschaftlichen Hilfsmitteln Gebrauch machen, die zu ihrem Besten da sind; denn noch gegenwärtig sind diese einzig im Besitze der Männer, und Männer werden zu den Frauen nicht vorgelassen . . ."

Seit 1866, scheint es, verlangte man schon dringend nach vornehmen Damen, um sie in den Stand zu setzen, kranke Frauen und Kinder zu behandeln. Der erste Versuch, diesem Wunsche zu entsprechen, wurde in Bareilly gemacht, wo Dr. Corbyn im Jahre 1867 eine Klasse einrichtete, um unter der Gönnerschaft eines reichen Eingeborenen, Babu Gunga Pershad, eingeborenen Frauen Medizinunterricht zu erteilen. Im Jahre 1870 schrieb er darüber (im *Scotsman*, 26. Oktober): „Ich bin im Zuge, eine gewisse Anzahl von eingeborenen Frauen zu unterrichten, von denen schon drei Doktoren geworden sind. Sie gehören allen Kasten an; es sind Christinnen, Mohammedanerinnen und Hindufrauen. Meine Schule ist in drei Klassen geteilt. In der ersten können die Schülerinnen Englisch und Urdu richtig lesen und schreiben; man unterrichtet sie in der Medizin, der Chirurgie, der Geburtshilfe, den Frauen- und Kinderkrankheiten; in der zweiten setzt man ihnen in Englisch und Urdu die Anatomie und Physiologie auseinander. Wir haben einen Saal verbunden mit der Poliklinik für die Frauen und Kinder, und unsere jungen Schülerinnen arbeiten darin unter meiner und meines Assistenten Oberaufsicht. Es ist wunderbar, wie sie zu arbeiten verstehen; sie haben gute Nerven" . . .

In der Präsidentschaft Madras erlaubte Dr. Balfour, der schon genannte Surgeon-General, den Frauen, die Vorlesungen am *Medical College* zu Madras zu besuchen, in gemischten oder getrennten Klassen; englische und eurasische Damen beeilten sich, von dieser Vergünstigung Vorteil zu ziehen. Die erste Christin, die sich einschreiben ließ, Miß Scharlieb, erhielt ihr Zeugnis. Im Jahre 1879 besuchte Frau Satthianadhan als erste Eingeborene das *Medical College;* aber ihr Gesundheitszustand hinderte sie, ihre Studien fortzusetzen. Jedenfalls hatte sie wirklichen

Digitized by Google

Mut gezeigt, indem sie dem öffentlichen Leben Trotz bot. Das erstemal, als sie, ihren *sari* „rabattu sur le visage", in den großen Saal trat, erregte sie eine große Bewegung von Neugier und Sympathie. Es muß gesagt werden, daß Frau Satthianadhan Christin war und von den Vorteilen und der Freiheit hätte Nutzen ziehen können, die Bekehrte und Brahmoisten genießen; aber für die Frauen der oberen Kaste blieb das Problem noch ungelöst. Eine mutige Mahratten-Brahmanin, Anandibai Joshee, beschloß sich zu opfern. Sie überwand alle Hindernisse und begab sich nach Amerika, um dort ihre medizinischen Studien zu betreiben (1882), und am 11. März 1886 wurde sie in das *Woman's medical College of Pennsylvania* aufgenommen; die erste Hindufrau, die überhaupt den Grad des medizinischen Doktors erlangt hat; der bemerkenswerteste Versuch, den jemals eine Eingeborene gemacht hat. Am 26. Februar 1887 kehrte sie zurück und starb in Puna.

Am 27. Februar 1886 hatte in Kalkutta die erste Vereinigung der *Association* stattgefunden. Bewogen durch einen Aufruf der Maharani von Punna, hatte die Königin Victoria dazu Befehl gegeben und Gehorsam gefunden. In der Präsidentschaft Bombay war die Bewegung zu Gunsten des Medizinstudiums der Frauen gegenüber den anderen Präsidentschaften im Rückstande; aber im Januar 1883 hatte sich ein Ausschuß gebildet, mit Sorabji Shapurji Bengali als Schatzmeister und Ehrensekretär an der Spitze. Am 29. März 1883 fand dann unter dem Vorsitze von Sir Jamsetjee Jeejeebhoy das erste *meeting* der Gründer statt: 4000 Pfund St. waren schon gesammelt worden, um 1. Ärztinnen aus England kommen zu lassen, 2. ein dispensaire unter ihrer Leitung zu errichten, 3. ein Hospital für Frauen und Kinder zu bauen und 4. sich mit der Ausbildung von Frauen im *Bombay Medical College* zu befassen. Die Ärztin Dr. Edith Pechey entsprach dem Rufe der Gesellschaft und begab sich im November 1883 auf die Reise nach Indien; auch hatte man am 22. November das *Kama Hospital*[1]) ge-

[1]) Dazu hatte Pestanji Hormasji Kama 1¼ lakh (125 000) Rupien geschenkt; die Regierung gab das Grundstück. Die Einweihung fand am 30. Juli 1886 durch Lord Reay statt.

Digitized by Google

schaffen, zu dem der Herzog von Connaught den Grundstein gelegt hatte; und endlich öffnete im Januar 1884 das *Grant Medical College* den Frauen seine Pforten: vier Europäerinnen und Eurasierinnen ließen sich samt fünf Parsi-Damen einschreiben. Die Namen der letzteren sind: Fräulein A. Treasurywalla, D. J. Treasurywalla, R. Motibai Kapadia, D. Master, R. Malabarwalla. Sie bekamen bei ihrem Abgange nur ein Zeugnis über ihre Befähigung, da nach den Universitätsbestimmungen die höheren Grade ihnen noch nicht zugänglich waren. Die erste Eingeborene, der die Ehre vorbehalten war, die Würde eines L. M. & S. *(Licentiate of Medicine and Surgery)* zu erringen, war eine Parsi-Dame, Miß Freany K. R. Kama (1892), als Tochter von M. K. R. Kama und Aimai, der Tochter des Manakji Kharshedji, die Enkelin des berühmten Stifters der *Alexandra Institution.* Im Verlaufe ihrer Studien erhielt sie mehrere Preise, einige sogar im Wettbewerbe mit den Männern; sie begab sich nach England, wo sie ein Zeugnis vom *Great Ormond Street Hospital* erhielt und den dreifachen Grad eines L. R. C. P. *(Licentiate of the Royal College of Surgeons)*, eines L. M. *(Licentiate of Medicine)* und eines L. F. P. S. *(Licentiate of the Faculty of Physicians and Surgeons)* von Glasgow bekam. Sie ist M. D. von Brüssel und L. M. *(Licentiate in Midwifery)* des *Rotunda Hospital* zu Dublin. Bei ihrer Rückkehr nach Bombay wurde sie am *Kama Hospital* angestellt.

Weitere Studentinnen sind Fräulein M. Vakil, M. D. Naorozji, N. M. Mehta, A. M. Mehta, H. F. Banaji, M. C. Khambatta, M. N. Kharegat.

Im Hinblick auf so manche absonderliche Sitte und den tiefen Aberglauben (sagt Billington p. 7 ff.), ist es nicht groß zu verwundern, daß die Krankenhäuser zur Aufnahme von Wöchnerinnen nur langsam Anklang bei den eingeborenen Frauen gefunden haben. In den letzten Jahren haben sie aber große Erfolge errungen, und die von der Regierung unterhaltenen Anstalten in den großen Städten sind gewöhnlich gut besetzt von Frauen der arbeitenden Klassen. Einen hervorragenden Platz nimmt darunter das

Digitized by Google

Eden-Hospital in Kalkutta ein; nicht nur wegen der bewundernswerten Pflege, die es den Frauen in ihrer schweren Stunde angedeihen läßt, sondern auch wegen seiner Leistungen als Bildungsanstalt für dhais, eingeborene Hebammen. Hier wird freier Unterricht erteilt; die Lernenden bekommen auch einen Geldzuschuß zu ihrem Lebensunterhalte, und der Dienst wird getan von Hindufrauen und Konvertiten. Die Dienste solcher gründlich ausgebildeten *dhais* werden gern gesucht, und dadurch bricht sich die Überzeugung von dem Werte wirklicher ärztlicher Hilfe immer mehr Bahn. Die Gesundheitsverhältnisse sind bemerkenswert gute, die Sterblichkeit unter den im Hospitale untergebrachten Wöchnerinnen und Kindern gering, was um so mehr zu bedeuten hat, als es sich hierbei oft um schwere Fälle handelt.

Madras bekam im Jahre 1880 durch die Hochherzigkeit Sir Savalay Ramasawmys eine ganz hervorragende derartige Anstalt. Hier sind die Kasten-Gebräuche und -Skrupel in einer Weise berücksichtigt worden, daß, während Frauen aus höherem Stande für gewöhnlich lieber sterben als in eine öffentliche Anstalt gehen, im ersten Jahre an 150 Aufnahme suchten. Die Hindu-Frauen in Südindien betrachten es nicht als eine Todsünde, von Männern gesehen oder gewartet zu werden, und so stellte man als Leiter des Hospitales den Surgeon-Colonel Cook an, dessen Freundlichkeit und Geschicklichkeit ihm die innigste Dankbarkeit der Eingeborenen eintrug, die von weit herkamen, um die Segnungen der Anstalt zu genießen. Mit dem Jahre 1887 wurde eine zweite *ward* nötig, und diese stiftete Sir Savalay Ramasawmy als persönlichen Beitrag zur Feier des Regierungsjubiläums der Königin Victoria. Eine dritte stiftete er zu Ehren des Besuches, den der Duke of Clarence and Avondale dem Hospitale abstattete.

Diese *wards* sind sehr heimelig und gut eingerichtet für ihre 42 Patienten: sie enthalten bequeme Sprungfedermatratzen, hübsche Deckbetten aus bedrucktem Zitz und getünchte Wände, während Sträuße von schönen tropischen Blumen eine größere Vorliebe für Gemütlichkeit verraten, als

Digitized by Google

man sonst in Hospitälern zu finden gewöhnt ist. Der Stab besteht aus dem Assistenzarzte, der „matron", die sehr günstige Zeugnisse über ihre Geschicklichkeit im „nursing" besitzt, zwei eurasischen und einer eingeborenen nurse, und sechs *Dufferin*-Schülerinnen, die ihre Landestracht beibehalten, aber sie zu einer kleidsamen Uniform umzuwandeln verstanden haben, indem sie rote Jäckchen tragen; der weiße Leinen-sari ist mit einer dunkelgrünen Borte verziert. Jede Patientin hat reichlich Platz und vollkommene Ventilation, während es, mit Rücksicht auf die schlechte Ernährung mancher Schwangeren aus der arbeitenden Klasse und die große Jugend anderer, als eine heilsame Maßregel zu betrachten ist, daß jede Frau vierzehn Tage im Hospitale zubringen soll, ehe ihre Niederkunft zu erwarten ist. Auch in vielen Kleinigkeiten zeigt sich die größte Sorgfalt: so sieht Lady Ramasawmy selbst darauf, daß jeder kleine Ankömmling einen genügenden Vorrat Wäsche findet, und arbeitet eigenhändig manches Stück davon.

In allen diesen Hospitälern — in Bombay *Motabai-*, Allbless-Hospital u. a. — spielt die Ausbildung von Hebammen die Hauptrolle; und es sind da wirkliche Erfolge zu verzeichnen, auch dann noch, nachdem man die Lehrzeit von einem Jahr um die Hälfte verlängert hatte.

*

Über die erotische Literatur im Sanskrit habe ich in meinen *Beiträgen zur indischen Erotik* p. 3 ff. gesprochen. Unerwähnt [aber nicht unbenutzt!] gelassen habe ich daselbst Dāmodaraguptas Kuṭṭanīmata und Kṣemendras Samayamātṛkā, beide jetzt deutsch von Johann Jakob Meyer herausgegeben.

Richtig stellen will ich hier nur die Bemerkung l. c. 941, derzufolge das Kāmasūtra 1892 in einer zweiten Auflage mit Anmerkungen erschienen sei. Ich verdankte diese Notiz Dr. Richard Simon, der sich seinerseits auf die *Orientalische Bibliographie* VI, 1893, No. 1941, berief. Wie ich inzwischen durch Otto Harrassowitz erfahren habe, ist das

Digitized by Google

ein Irrtum. Durgāprasādas Sohn schrieb ihm nämlich: „In reply to yours I have the pleasure to inform you that the book you mention has been reprinted in 1900 under the same title and without any addition. If desired, some copies of the book of the latest edition mentioned above, can be sent to you on commission sale. But I should tell you again that it is a mere reprint, without any notes additional, brought out to meet the demand for this publication."

Ein tamulisches Werk über die Liebe ist ins Französische übersetzt worden unter dem Titel: Le livre de l'Amour traduit du tamoul par G. de Barrigue de Fontainieu, Paris 1889/90.

Ein singhalesisches Kāmaśāstra erschien Galle 1885. Es führt den Titel Madanālaṅkāra und ist „a treatise on sexual intercourse, with an appendix on conception and childbirth, pp. 16" (Wickremasinghe, Catalogue of the Sinhalese Printed Books in the Library of the British Museum, London 1901, p. 118.)

Malaisch: „Een erotisch gedicht [von 17 Seiten], waarvan ik den titel niet durf vast te stellen" (H. van der Tunk, *Bijdragen* III, 1, 460, No. 1.) Royal Asiatic Society, London.

Uriya-, Hindī-, Hindūī- und Hindustānī-Literatur:

[Wenn es in der folgenden Liste heißt, daß der und der Dichter schrieb „on lovers", so soll das bedeuten, daß er einen Nāyak Bhēd oder Nāyikā Bhēd („Verschiedene Arten der Lieberhaber[innen]") verfaßte. Nakh'sikh (= Sanskrit Nakhaśikha) bedeutet eine Beschreibung der weiblichen Reize, die von den Fußnägeln anfängt und bei dem Scheitel aufhört.]

Abru, Dichtername für Miyān Najm uddin Ali Khān. Verfasser eines masnawī mit dem Titel Mauzaz-i arāīsch-i maschūk. Indication des agréments que doit posséder une maitresse. (G.[1]) 15.)

[1]) G. = Garcin, Gr. = Grierson.

Digitized by Google

Ah'mad. * 1613. His verses in the dohā and sor'thā metres are said to be very voluptuous. (Gr. 224.)

Ajam. * 1809. His best works are a Nakh'sikh and the Khaṭ Ritu or description of the six seasons. (Gr. 648.)

Ala, Mir. Il avait beaucoup de goût pour le luxe et les plaisirs de l'amour. (G. 52.)

Ali. On doit à cet écrivain . . . l'ouvrage intitulé Bhūk-bal ou Kok-schāstar, volume en vers hindi, imité du sanscrit, dont le titre signifie Liber coitus, id est modorum diversorum coeundi. Ces manières, au nombre de trente-quatre, sont décrites scrupuleusement. Les femmes y sont divisées en quatre classes; elles sont nommées, selon celle à laquelle elles appartiennent, padmani, chitrini, sankhini, ou schankini et hastini. Les hommes sont séparés à leur tour en quatres classes. Ils se distinguent en ahû (daim), scher (lion), khar (âne) et fil (éléphant). On prétend que l'auteur du premier ouvrage de ce genre était un pandit nommé Kok, et qu'on a donné son nom à tous les écrits postérieurs sur cette matière. Il y a parmi les manuscrits hindoustani du collège de Fort-William, un volume intitulé Kok-schāstar, j'ignore si c'est le même ouvrage. Il y a aussi parmi les manuscrits de l'East-India House un ouvrage intitulé Naskhahi kamir qui est indiqué comme une traduction hindi du Kok-schāstar. Je trouve enfin, parmi les manuscrits indiqués dans le catalogue de la riche bibliothèque d'un certain Farzāda Culi, un Traité sur le kok en vers hindi, intitulé Riçāla-i Koksār. (G. 55 f.)

Ambuj. * 1818. His poems on morals and his Nakh'sikh are said to posess taste. (Gr. 655.)

Anunāin * 1839. The Nakh'sikh by him is said to be a good poem. (Gr. 673.)

Bal Dēv Abasthi. Alive in 1880. Under the name of Rājā Dal Thambhan Singh Gāur.

Bali. An erotic poet (Gr. 755.)

Balibhadr' Sanāḍhya Misar, um 1580. His Nakh'sikh is admitted by all poets to be a standard work . . . His Nakh'sikh has a commentary by Par'tāp Sāhi and another by an anonymous poet of Uniyārā. (Gr. 135.)

Bēni. * 1633. The author of a treatise on lovers. (Gr. 247.)

Bhāun * 1703. An erotic poet. (Gr. 383.)

Bhavāni Par'sād Pāṭhak. * 1844. He is the author of an admired treatise on poetry called Kābya Siromani, or Kābya Kalpadrum. It treats of poetry, rhetoric, lovers, go-betweens, the passions, seasons etc. (Gr. 868.)

Bindā Datt. An erotic poet. (Gr. 868.)

Bisambhar. An erotic poet. (Gr. 869.)

Braj Mohan. An erotic poet. (Gr. 877.)

Dān. An erotic poet. (Gr. 837.)

Digitized by Google

Dayā Nāth Dūbĕ. Um 1832. In the above year he commenced a work entitled Ānand Ras, dealing with the subject of lovers. (Gr. 668.)

Debī. An erotic poet. (Gr. 841.)

Dēbī Dīn. Alive in 1883. His best works are a Nakh'sikh and the Rasdarpan. (Gr. 730.)

Deoki Nandan Sukal. * 1813. Author of a Nakh'sikh. (Gr. 630.)

Dev Rāj. Verfasser eines Nakh'sikh. (G. 157.)

Dines. Um 1807. He wrote a well-known and much-admired Nakh'sikh entitled Ras Rahasya. (Gr. 633.)

Gujarātī, Schāh Alī, Darwesch. Verfasser des Sundar Sriṅgār, eine Art Kok schāstar. (G. 194.)

Gulām Nabī. He wrote a Nakh'sikh called Aṅg Darpan, dated 1637. (Gr. 754.)

Gulsheni Ishk. A poem [Hindustani] on amatory subjects containing the story of Manahora [so!] and Madhumâlati. (Wilson, Mackenzie Collection, p. 390.)

Gun Sindhu. * 1825. A clever erotic poet. (Gr. 535.)

Gur Din Pāṛĕ. * 1834 (?). He wrote an important work, entitled the Bāk Manohar Piṅgal (written 1803. A. D.), which treats not only of prosody, but of rhetoric, the six seasons, Nakh'sikh, and composition. (Gr. 637.)

Gvāl. Um 1815. Schrieb u. a. ein Nakh'sikh. (Gr. 507.)

Har Dayāl. Ein erotischer Dichter. (Gr. 941.)

Hari Dās. * 1834. Schrieb ein erotisches Gedicht mit dem Titel Rādhā Bhūkhan. (Gr. 539.)

Hari Lāl. Ein erotischer Dichter. (Gr. 946.)

Hasan (Mīr Gulam-i Hasan). Il a parfaitement décrit tout ce qui concerne la coquetterie; aussi dit-on que ses vers font le charme des Indiennes dans les zanâna ou gynéccées. (G. 197, 199.)

Hēm. Ein erotischer Dichter. (Gr. 950.)

Hirā Lāl. Ein erotischer Dichter. (Gr. 948.)

Jāī Siṅgh. An erotic writer. (Gr. 831.)

Janardan. Ein erotischer Schriftsteller. (Gr. 288.)

Jān-i Muhammad, Schāh, Faqir est l'auteur d'un ouvrage intitulé Prem lilā, ou le Jeu de l'amour. (G. 262.)

Jasbant Siṅgh. Um 1797. He compiled from other works on composition [sāhitya] a work on lovers entitled Sriṅgār Siromani. (Gr. 377.)

Jasodānand. * 1771. He wrote a treatise on lovers entitled the Bar'wāī Nāyikā Bhēd. It is in the Bar'wāī metre. (Gr. 465.)

Js. * 1739. His erotic and his quietistic poems are said to be very charming. (Gr. 430.)

Jurat, Yahya Mān Kalandar-bakhsch. Différents poëms érotiques . . . il y en a deux qui ne sont pas de nature à pouvoir être traduits, car le sujet en est immoral . . . Jurat est malheureusement du nombre

Digitized by Google

de ces poëtes orientaux dont les vers offrent souvent d'obscènes images. (G. 272/4.)

Kalā Nidhi. * 1750. His Nakh'sikh is said to be good. (Gr. 452.)

Kamal Nayan. * 1727. He was a prolific erotic writter, but no complete work of his is known. (Gr. 410.)

Kam'lēs. * 1813. Has written an excellent work on lovers. (Gr. 650.)

Kām't Par'sād. * 1854. Sib Siṅgh mentions a good Nakh'sikh by a poet of this name, who is probably the same person. (Gr. 644.)

Kanak. * 1683. Ein erotischer Dichter. (Gr. 301.)

Kānh. * 1795. The author of a work on lovers. (Gr. 491.)

Kānh. * 1857. He has written some admired poems. His Nakh'sikh is said to be worth looking at. (Gr. 557.)

Kāsim. (Abu'l Kāsim Khān.) Genre mystico-érotique. (Gr. 132.)

Kesab Rāy Bābū. * 1682. He has written an excellent work on lovers. (Gr. 300.)

Khaṇḍan. * 1827. He has written an excellent treatise on lovers.

Khēm. * 1573. He wrote on lovers. (Gr. 87.)

Khetal. He wrote on lovers. (Gr. 810.)

Khusāl Pāṭhak. He wrote on lovers. (Gr. 808.)

Kokokam. A work on the intercourse of the sexes, attributed to Koka Pundit. (Wilson, Mackenzie Collection, p. 220.)

Kripāl. An erotic writer. (Gr. 805.)

Kundan. Um 1695. He has written a good treatise on lovers. (Gr. 308.)

Kuñj Gopī. An erotic writer. (Gr. 803.)

Lachhuman Siṅgh. An erotic poet. (Gr. 915.)

Lachirām. Alive in 1883. He wrote a treatise on lovers under the name of Sib Siṅgh and called it Sib Siṅgh Saroj. (Gr. 723.)

Lāl. Um 1658. He wrote a treatise on lovers, entitled Viṣṇu Vilās. (Gr. 202.)

Lāl. Um 1775. He wrote a treatise on lovers, entitled Anand Ras. (Gr. 561.)

Lāl Giri Dhar. * 1750. The author of a learned treatise on lovers. Perhaps the same as Giri Dhar No. 345. (Gr. 451.)

Lāl Mukund. * 1717. An erotic poet. Possibly the same as Mukund Lāl. No. 560. (Gr. 391.)

Latīph. An erotic poet. (Gr. 470.)

Lonē. An erotic poet. (Gr. 922.)

Madan Mohan. * 1823. He was an erotic poet. (Gr. 537.)

Madhu Nāyak sriṅgār. Manuscrit de la bibliothèque de Farzād Culī. Probablement un ouvrage érotique. (G. 587.)

Mah't āb. The author of an admired Nakh'sikh. (Gr. 889.)

Digitized by Google

Mak'rand. *1757. An erotic poet. (Gr. 457.)

Maksūd. On chante ses poésies dans les réunions et les foires, surtout pendant la fête hindoue du Holī. (G. 315.)

Manī Rām Misar. * 1839. He is possibly the same as a Manī Rām Kabi mentioned by Sib Singh, without date, as an erotic poet. (Gr. 676.)

Manī Rāy. An erotic poet. (Gr. 886.)

Man'sā Rām. A writer on lovers. (Gr. 885.)

Manya. An erotic poet. (Gr. 887.)

Mati Rām Tripāṭhi. Um 1650—1682. Ras Rāj, a treatise on lovers. (Gr. 146.)

Mīran. The author of an admired Nakh'sikh. (Gr. 892.)

Motī. Eine Bajadere. (G. 350.)

Moti Rām. Celèbre poète érotique hindouī. (G. 351.)

Nabī. The author of an excellent Nakh'sikh. (Gr. 848.)

Nabīn. An erotic poet. (Gr. 790.)

Nāīsuk. * 1847. An erotic poet. (Gr. 550.)

Narēs. It appears from a reference in one of his detached poems that he was the author of a treatise on lovers. (Gr. 791.)

Nivāj. * 1747. An erotic poet. (Gr. 448.)

Pajnēs. * 1816. The best specimen of his work is his Nakh'sikh. (Gr. 510.)

Param. * 1814. The author of a Nakh'sikh. (Gr. 533.)

Par'mānand Lallā Purānik. * 1837. The author of a Nakh'sikh. (Gr. 541.)

Par'tāp Sāhi. Um 1633? Schrieb einen Kommentar zu Balibhadrs Nakh'sikh. (Gr. 149.)

Pem kathā. Histoire d'amour. (G. 529.)

Pothī Prem. Livre sur l'amour. (G. 593.)

Raghu Lāl. An erotic poet. (Gr. 897.)

Rājā Rām. * 1721. An erotic poet. (Gr. 396.)

Rām Nārāyan. Alive in 1883. An erotic poet. (Gr. 737.)

Rasik Lāl. * 1823. An erotic poet. (Gr. 534.)

Rasik Vidya. Ouvrage hindi sur le rasik, qui est l'art de connaître les pensées et les actions secrètes, surtout en matière d'amour. (G. 596.)

Ras Lāl. * 1736. An erotic poet. (Gr. 428.)

Ras Rām. Um 1658. An erotic poet. (Gr. 285.)

Ras Rañg. * 1824. An erotic poet. (Gr. 620.)

Ravi Nāth. * 1734. An erotic poet. (Gr. 425.)

Rāy Jū. An erotic poet. (Gr. 913.)

Rikhi Jū. * 1815. An erotic poet. (Gr. 654.)

Rikhi Nāth. An erotic poet. (Gr. 794.)

Riyāz-i ische. Les Jardins de l'amour. (G. 596.)

Digitized by Google

Sāgar. * 1786. The author of an erotic work entitled Bāmā Man Rañjan. (Gr. 482.)

Sambhu Nāth Siṅgh. Um 1650. Not only a patron of poets, but author of an admired work. It is in the erotic style, and is called Kābya Nirālī. It is considered the best work on lovers extant. (Gr. 147.)

Sambhu Par'sād. An erotic poet. (Gr. 929.)

Sant. * 1702. An erotic poet. (Gr. 318.)

Sasi Nāth. An erotic poet. (Gr. 931.)

Sawāīyā, of Hathiyā, he wrote a work on lovers entitled Sringār Sudhākar. (Gr. 715.)

Schihab Uddīn. On doit à cet écrivain un recueil en vers contenant différentes pièces, et nommément un Kok Schāstar. (G. 467.)

Sēkhar. An erotic poet. (Gr. 795.)

Sīb Rām. * 1731. An erotic writer. (Gr. 416.)

Sobh. An erotic poet. (Gr. 936.)

Sujān. An erotic poet. (Gr. 933.)

Sukavi. * 1798. An erotic poet. (Gr. 499.)

Sukham Rām. Alive in 1883. An erotic poet. (Gr. 729.)

Sūkhan. * 1844. An erotic poet. (Gr. 682.)

Sukh Dēv Misar. Um 1740. Schrieb eine Abhandlung über Liebhaber unter dem Titel Rasār'nab. (Gr. 356.)

Sukh Dīn. * 1844. An erotic poet. (Gr. 681.)

Sul'tān. An erotic poet. (Gr. 935.)

Sundar Dās. Um 1631. His principal work is on composition, and is entitled Sundar Sriṅgār, a work on lovers. (Gr. 142.)

Garcin de Tassy sagt p. 483 über Sundar Dās: „Célèbre poëte érotique hindoui à qui on donne le titre pompeux de Kavirāj, roi des poëtes, ou de Mahākavi, grand poëte. On le nomme aussi Kavisvar, c'est-à-dire Prince des poëtes . . . Il paraît que dans cette production [Sundar Sriṅgār], comme dans les ouvrages de Matirāma, on trouve des descriptions d'amants et de maitresses systématiquement classés par leurs tempéraments, leur âge et d'autres circonstances, et définis logiquement avec le sérieux et la précision élaborée des écrivains classiques. Ces poëmes ne sont point plaisants ni badins, mais légers, et ils paraissent être dans le goût de la nation."

Sūrati Misar. Um 1720. Verfasser eines Nakh'sikh. (Gr. 326.)

Tālib 'Alī. Um 1746. An erotic poet. (Gr. 439.)

Tārā Pati. * 1733. A writer of a Nakh'sikh. (Gr. 419.)

Tilak Chand est auteur d'un masnavi urdū intitulé Gulschan-i ischk, c'est-à-dire le Jardin d'amour. (G. 506.)

Tul'sī Srī Ojhā Jī. He is said to be an elegant erotic poet. (Gr. 786.)

Umēd. * 1796. His Nakh'sikh is much admired. (Gr. 494.)

Digitized by Google

Upendra Bhañjan. Rasa Panchaka. A [Uriya] work on amatory acts and emotions. (Wilson, Mackenzie Collection p. 368.)

Vāhid. An erotic poet. (Gr. 925.)

Virah Vilās. Manuscrit hindoustani de la bibliothèque du collége de Fort-William, écrit en caractères dévanagari. (G. 561.)

Yakrang, Mustafā Kulī Khān. Auteur d'un divān estimé. Comme la plupart des divān urdū, persans et turcs, cette collection se compose de pièces érotico-mystiques, que le vulgaire considère comme des chants inspirés par un amour profane, tandis que le spiritualiste y reconnaît les accents passionnés de l'amour divin. (G. 538.)

Yār, Schāh Muhammad Zamān, est un poëte du Décan à qui on doit le Qissa-i Dolī nāma, ou le Livre du palanquin, masnawī érotique. (G. 543.)

Zatalī, Mīr (Mirzā) Jafar . . . auteur dakhnī. Malheureusement ses vers, dont le style est, du reste, soigné, sont souvent fort obscènes. (G. 551 f.)

Digitized by Google

§ 2. Die Liebe in Indien.

Definition der Lust nach dem Kāmasūtra. Erfordernisse zum Begriff „Volliebe". Existenzberechtigung eines Lehrbuches der Liebe. Die vier Arten der Neigung. Die sieben Arten der sinnlichen Liebe. Eine rhetorische Einteilung. Die achtzig Neigungen bei Kṣemendra. Die Farbe der Liebe. Die psychische Seite der Liebe nach den indischen Rhetorikern. Gründe der Trennung zweier Liebenden. Die Liebesstadien. Das Schmollen. Verreisen des Geliebten. Bharatas vierzehn Bezeichnungen des Liebhabers. Die Vierteilung bei den Rhetorikern. Weitere Unterabteilungen. Einteilung der Frauen: Die drei Hauptklassen. Die vier Klassen der padminī etc. Ihre besonderen Eigenschaften. Die drei Temperamente. Die Altersstufen. Die verschiedenen sattvas. Die weiblichen Charakterköpfe bei Bharata. Eine Dreiteilung bei den Rhetorikern: die eigene, fremde und gemeinsame Geliebte. Weitere Unterarten. Die acht verschiedenen Lagen, in denen sich eine liebende Frau befinden kann. Die Strohwitwe und ihre Pflichten. Gesamtsumme aller möglichen Fälle = 384. Anzeichen der Verliebtheit. Liebeslaunen. Weshalb eine Frau Zurückhaltung zeigt. Wie der Mann seine Liebe verrät. Prüfung des Verhaltens der Frau. Wie eine verheiratete Frau ihre Liebe kundtut. Die bei den Frauen vom Glücke begünstigten Männer. Die mühelos zu gewinnenden Frauen. Schwer zu erlangende und ganz zu meidende Frauen. Die Rechtsgelehrten über die zu meidenden Frauen. Liebesleben hoher Herren. Stelldichein im königlichen Harem. Ehebruch als Landessitte. Das Urbild eines fürstlichen Wüstlings. Die Frauen verschiedener indischer Provinzen. Geschlechtsleben der Jetztzeit: bei den Parsen; in Pegu; bei den Nairs; Sumatra. Haremsleben. Ausschweifung der Haremsfrauen. Haremsleben in verschiedenen Gegenden Indiens. Bestrafung untreuer Haremsfrauen in Kandy. — Die „Botin", Kupplerin. Ihre Verwendung. Wer eignet sich zur Kupplerin? Acht Arten von Kupplerinnen. Auftreten der Kupplerin. — Liebeszauber: 1. vedische, 2. weltliche. Zaubersprüche. Abergläubische Praktiken. Bezaubernd wirkende mouches, Augensalben, Puder, Speisen, Salben, Räucherungen. Moderne Liebeszauber.

Digitized by Google

Was ist Liebe?

Die Weisen und Gelehrten aller Zeiten haben dies Problem zu lösen versucht; aber die klügsten Leute waren doch immer noch diejenigen, welche die Sache praktisch zu ergründen bestrebt waren. Trotzdem müssen wir uns hier zunächst an die Theorie halten, die uns grau genug im Kāmasūtra entgegentritt. Nichts vom „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt"; kein Wort davon, daß Minne zweier Herzen Wonne sei: Vātsyāyana geht ganz nüchtern, mit überaus kritischem Blicke und trockenster Gelehrtenmiene an das Problem heran und erklärt beinahe empörend kühl:

„Das in der gehörigen Ordnung und je auf ihrem Gebiete stattfindende Wirken der in dem zur Seele gehörenden Empfinden zusammengefaßten Sinne — Gehör, Gefühl, Gesicht, Geschmack und Geruch ist Kāma (Lust)."

Ich vermeide zunächst den Ausdruck Liebe, weil er für den Begriff kāma viel zu eng ist; es handelt sich hier vorerst um einen ganz allgemeinen Hauptbegriff, dem sich die unendlich zahlreichen, feinen Abstufungen bequem unterordnen. Vātsyāyana fährt fort:

„Das erfolgreiche, infolge der besonderen Berührungen von der Wonne des Selbstbewußtseins begleitete richtige Empfinden der Seele aber ist Liebe im eigentlichen Sinne."

Wir müssen es gleich noch einmal zur Warnung für zarte Seelchen betonen: wer hier romantisch-sentimentale Ergüsse über die Liebe erwartet, hat gerade noch Zeit, sein Haupt zu verhüllen, seine Augen und Ohren zu schließen — denn das Kāmasūtra bezw. Yaśodhara, sein Kommentator, geht nun der Sache gründlichst auf den Grund und findet ihn freilich nicht im Herzen, sondern im Sexualapparate; und das ist ja ganz richtig; man darf es nur nicht öffentlich erklären, man sei denn ein Inder (oder sein Interpret??)! Folgen wir Yaśodhara ein Weilchen.

Das Empfinden — so sagt er etwa — welches auf dem Gebiete der „erogenen Zone", im Sexualapparate, stattfindet, und zwar während der besonderen, an diesen Geschlechtsteilen vorgenommenen Berührungen, ist das „r i c h -

Digitized by Google

tige" Empfinden des Gefühlsorganes. Sein letzter Grund ist der Zustand, der den Namen Verliebtheit führt und von dem Verlangen nach Koitus gekennzeichnet ist. Hierbei kommt die Seele der Frau zum Bewußtsein des Gefühlsorganes der weiblichen Genitalien, infolge der besonderen Berührung derselben seitens des Mannes; und die Seele des Mannes ebenso. Durch die Wahl der Wortes „besondere Berührung" soll angedeutet werden, daß die gewöhnliche Empfindung, wie sie der Mann gelegentlich der gewöhnlichen Berührung an den Schenkeln, Achseln usw., die Frau gelegentlich der gewöhnlichen Berührung in der Gegend der Schenkel, des Nabels usw. hat, hier nicht gemeint ist; denn eine solche ist ja nur nebensächlicher Art!

Unbedingt gehört auch dazu, daß das Empfinden „erfolgreich" ist. Wenn nämlich jenes Empfinden längere Zeit ununterbrochen stattfindet, dann spricht man von Wonne, nämlich derjenigen der ejaculatio seminis und dem gleichzeitig sich einstellenden, Wollust genannten Erfolge.

Aber selbst ein erfolgreiches Empfinden — das besagt das Wort „richtig" — ist noch keine eigentliche Liebe, da z. B. eine Berührung mit den Genitalien im Schlafe noch lange nicht das richtige ist; denn dann ist sie ja nur nebensächlicher Art. So kann also auch die Befriedigung des Sexualtriebes auf widernatürliche Art (viyonau) oder auf mechanische Weise (ayonau) und bei Mangel an Zuneigung keine Liebe sein. Denn das Empfinden muß zugleich von dem erhebenden Gefühle des Selbstbewußtseins, wie es die Wonne der Liebkosungen mit sich bringt, begleitet sein. Wenn nämlich Küsse, Kratz- und Beißmale und sonstige Liebkosungen hier und dort, ein jedes an seiner Stelle, angebracht werden, so gilt das als Wonne für Mann und Weib, da sie währenddem unter dem Banne leidenschaftlichen Verlangens stehen. Eine von dieser Wonne begleitete und unter den so angedeuteten Zurüstungen vor sich gehende Empfindung ist eigentlicher kāma, Liebe κατ' ἐξοχήν. Demnach ist selbst ein erfolgreiches, d. h. von ejaculatio seminis und Orgasmus begleitetes, richtiges Empfinden von Mann und Frau bei der Befriedigung des Sexual-

Digitized by Google

triebes auf widernatürliche Art (viyonau) oder auf mechanische Weise (ayonau) und bei Mangel an Zuneigung keine wahre Liebe, da sie eben des Gefühles des Selbstbewußtseins entbehrt und etwas Nebensächliches, nur ein Teil der Liebe ist.

Mit anderen Worten: um wahre Volliebe empfinden zu können, sind zwei Individuen der gleichen Gattung (Homo sapiens L.) erforderlich, die von Zuneigung zu einander erfüllt sind, gewisse Berührungen an ihren Genitalien mit Bewußtsein und unter dem Austausch von Liebkosungen vornehmen und schließlich ejaculatio seminis haben bezw. in Orgasmus geraten.

Diese Erklärung ist deutlich genug, und wir wollen es dem indischen Theoretiker sehr hoch anrechnen, daß er das Wesen der Liebe nicht ausschließlich in dem tierischen Akte der Begattung sucht, sondern mit großer Entschiedenheit auch noch seelische Momente heranzieht. Aber da versagt eben auch die indische Weisheit! Woher die Zuneigung zwischen den beiden Liebenden kommt, versucht Vātsyāyana nicht zu erklären; wahrscheinlich deshalb nicht, weil das ja im Grunde genommen eine herzlich gleichgültige Sache ist. Mag dabei der Genius der Gattung meditieren oder sonst was — es ist Nebensache! Vielleicht ist aber gerade das Rätselhafte der Liebe Grund genug, ein Lehrbuch darüber, eine Ars amatoria zu schreiben? Vātsyāyana verschmäht auch diesen Beweis für die Existenzberechtigung seines Buches! Auf den Einwand, daß man eine Anleitung zum Lieben gar nicht brauche, da ja sogar die Tiere die Liebe ganz von selbst übten und sie angeboren sei, antwortet er: „Da die Liebe in der fleischlichen Vereinigung von Mann und Frau besteht, verlangt sie Regeln; die Kenntnis dieser Regeln aber schöpft man aus dem Kāmasūtra. Bei den Tieren dagegen findet die Ausübung der geschlechtlichen Funktionen ohne Hilfsmittel statt, da dort die Weibchen nicht versteckt gehalten werden, der Geschlechtstrieb während der Brunstzeit bis zur Sättigung befriedigt wird und der Akt selbst von keiner Überlegung begleitet ist."

Digitized by Google

Yaśodhara gibt dazu folgende Erläuterung: Die Liebe ist nichts Einheitliches. Sie bezieht sich auf den Gegenstand der Neigung, hat es aber zugleich mit einer Menge Beiwerk zu tun. Zu letzterem gehören Schmucksachen, Kränze und Salben, ein Lustwald, das flache Hausdach, Lautenklang, berauschende Getränke etc. Auch die fleischliche Vereinigung ist von zweierlei Art: es handelt sich dabei nicht bloß um den Koitus, sondern um vielerlei Präliminarien, das Zusammenfinden zum Beispiel! Dazu gehören Hilfsmittel, wenn beispielsweise der eine Teil von dem Paare in spe noch keine Neigung verspürt, bewacht wird, verschämt ist oder sich fürchtet; wenn die Frau einem anderen Manne angehört und somit die Sache nicht ohne weiteres glücken will. Und vollends die vierundsechzig Künste, die zu einem vollkommenen Liebesgenuß gehören, erfordern zu ihrer Klarlegung unbedingt ein Lehrbuch. Bei den Tieren dagegen leben die weiblichen Individuen selbständig, ohne bewacht oder versteckt gehalten zu werden; und so findet also die Ausübung der geschlechtlichen Funktionen — äußerlich und innerlich — ohne die Anwendung von Hilfsmitteln statt. Ferner begatten sich die Tiere nur während der Brunstzeit, und dann auch gleich bis zur völligen Befriedigung; endlich handeln sie beim Koitus nicht nach bestimmten Überlegungen, daß sich aus der Vereinigung Nachkommenschaft, Mehrung des Anhangs etc. ergeben werde und diese Vermischung eine fromme, segensreiche Tat sei. Sie begatten sich einzig auf Grund des tierischen Instinktes und haben keinen Berührungspunkt mit der Menschenart.

Daß man im Banne der Liebe hier und da auch unrühmliche Handlungen begeht, z. B. mit gewöhnlichen Menschen verkehrt, nächtliche Liebesbesuche abstattet, über Mauern klettert, häßliche Ausgaben für berauschende Getränke, Hurenlohn, Geschenke etc. hat, und Mißtrauen, Verachtung und wohl gar ekelhafte Krankheiten erntet, das ist eine Erscheinung, die man im Menschenleben auch sonst häufig genug trifft. Man muß eben lernen, die Dornen zu meiden, wie man am Essen z. B. ausprobieren muß,

Digitized by Google

welche Gerichte einem Indigestion verursachen. „Die Kochtöpfe läßt man darum nicht unbenutzt, weil es Bettler gibt (die das gekochte Essen einem abbetteln könnten); das Aussäen der Saatkörner unterläßt man darum nicht, weil es Gazellen gibt (die das Getreide verwüsten könnten)."

*

Die Liebe kann sich nun in der Form besonderer Neigungen (priti) in vierfacher Weise bekunden. Erstens die Gewohnheitsneigung, *ābhyāsikī prītiḥ*, die aus einer beständigen und andauernden Ausführung einer bestimmten Tätigkeit sich ergibt, ihrem Wesen nach in der fortgesetzten Beschäftigung mit Tätigkeiten besteht. So gibt es also eine Liebe zur Jagd, zur Malerei, zur Musik, zum Tanze, zum Gesange etc.

Die zweite Art ist die *ābhimānikī prītiḥ*, die Einbildungsneigung. Sie entsteht nicht aus einer lange andauernden Beschäftigung mit einem bestimmten Gegenstande, sondern kommt aus der Einbildung, der plötzlichen Eingebung der Phantasie, und läßt sich nicht durch Übung aneignen. Man findet sie als Neigung zu gewissen absonderlichen Arten des Koitus, der irrumatio, ferner als Neigung zu Küssen, Umarmungen etc. Der Unterschied von der vorigen Art ließe sich vielleicht so ausdrücken: Wenn man eine bestimmte Frau jahrelang geküßt hat, so wird einem das Küssen ihres Mundes zu einer ābhyāsikī prītiḥ; das Verlangen aber, sie in einem bestimmten Augenblicke auf das Ohr, die Nase, den Nacken oder sonst wohin zu küssen, dürfte ābhimāniki prītiḥ sein.

Drittens die Vertrauensneigung, *saṃpratyayātmikā prītiḥ*. Hierbei handelt es sich um die Übertragung einer früher empfundenen Neigung auf eine Person, die dem Gegenstande der alten Liebe dermaßen ähnlich ist, daß man sie nicht für eine fremde ansieht. Anders die englische Übersetzung des Kāmasūtra: „The love which is mutual on both sides, and proved to be true, when each lookes upon the other as his or her very own, such is called love resulting

Digitized by Google

from believed by the learned." Das stimmt aber weder zu dem Texte des Vātsyāyana, noch zu seinem Kommentator Yaśodhara, noch zu den Parallelstellen in den Nachahmern des Meisters.

Die vierte Art endlich ist die Neigung zur Sinnenwelt, *viṣayātmikā prītiḥ*, die Freude am Lebensgenusse, wie sie uns Vātsyāyana in § 4. Leben des Elegants, schildert.

Neben dieser vierfachen „Neigung" finden wir noch die geschlechtliche Liebe zum Gegenstande weiterer Einteilung gemacht im Kāmasūtra § 21. Danach gibt es eine Liebe aus Leidenschaft, die erst zu erweckende, die künstliche, die übertragene, die Eunuchenliebe, die mit gemeinem Volke und die unbegrenzte Liebe. Ihre Beschreibung lautet so:

1. Wenn die beiden Liebenden vom ersten Sehen an in Leidenschaft erglühen und ihre Zusammenkunft nur mit großer Mühe, z. B. durch Absenden von Boten, ermöglicht worden ist, oder bei der Rückkehr des einen aus der Fremde, wobei dann die Getrenntgewesenen voller Sehnsucht sind, oder endlich bei der Vereinigung nach einer Trennung infolge eines Streites ergibt sich die Liebe aus Leidenschaft, indem dann die natürliche Leidenschaft ganz besonders zur Geltung kommt. Hierbei ist das Verhalten je nach Bedarf abhängig nur von dem eigenen Gutdünken, d. h. man legt seiner Leidenschaft in diesem Falle keine Zügel an.

2. Wenn zwei Leute von mäßig entwickelter Leidenschaft sich zusammentun und später erst zur vollen Leidenschaft gelangen, so ist das eben die erst zu erweckende Liebe, weil die Leidenschaft in diesem Falle noch nicht von vornherein in ganzer Stärke vorhanden ist. Hierbei verhalte man sich so, daß man dieselbe immer erst bei sich selbst und auch bei der Frau durch die der Eigenart eines jeden entsprechende Ausführung der Umarmungen, Küsse etc. anfacht.

3. Man spricht von einer künstlichen Leidenschaft, wenn man dabei einen bestimmten Zweck erreichen will, z. B. wenn man einen Vorteil oder wenigstens die Abwehr eines Mißgeschickes im Auge hat, oder wenn beide Teile an

Digitized by Google

etwas anderem hängen: die Frau an einem anderen Manne und der Mann an einer anderen Frau. Beide Male kommt da die wahre Leidenschaft, die impulsive Neigung nicht zur Geltung; daher der Name „künstliche Leidenschaft". Hierbei beachte man die Hilfsmittel in Gestalt von Umarmungen etc. alle zusammen nach dem Lehrbuche und nicht mit Auswahl, eben weil es sich hier nicht um eine echte Neigung, sondern nur um die Befriedigung des bloßen bestimmten Zweckes handelt. So nimmt man denn hier auch nicht weiter Rücksicht auf die feineren Regeln, die bei dem Umarmen etc. sonst zu beachten sind, sondern führt alles blindlings aus, um nur ja den Schein des Eifers zu wahren.

4. Einen besonderen Fall des in No. 3 erwähnten Hängens an etwas anderem finden wir bei der übertragenen Leidenschaft. Wenn nämlich der Mann, während er bei seiner Geliebten oder Frau ist, eine andere Herzallerliebste im Sinne hat und von der Vereinigung an bis zum Abschlusse der Liebesfeier seine Gedanken und Handlungen dieser gelten, so ist das die übertragene Liebe. Er überträgt hierbei seine Gefühle und deren Bekundungen auf eine andere Frau als diejenige, der sie eigentlich gelten. Ebenso kann es natürlich auch die Frau gegenüber dem Manne machen. Die Ausführung der Umarmungen, Küsse usw. ist dieselbe wie bei No. 3.

Diese vier Arten der Leidenschaft beziehen sich auf Männer und Frauen von gleicher Stufe; für tiefer oder höher Stehende gibt es nun noch folgende Arten:

5. Die bis zur Befriedigung des Verlangens gehende Vereinigung mit einer niedriger stehenden Wasserträgerin oder einer nicht ebenbürtigen Dienerin bildet die Eunuchenliebe. Hierbei kümmert man sich nicht um das Aufwarten vermittelst Umarmungen etc., da es nicht auf das Ergötzen ankommt, sondern nur die im Übermut entstandene Leidenschaft zu befriedigen ist.

6. Die Verbindung einer Hetäre, die den ersehnten Liebhaber nicht bekommt oder im Übermute handelt, mit einem Bauer bis zur Befriedigung des Verlangens, ist die Liebe mit gemeinem Volke; sie bedeutet wegen des Ge-

Digitized by Google

wöhnlichen eine Bloßstellung. Ebenso ist es mit der Vereinigung des Elegants mit den Frauen aus dem Dorfe, Hirtenweibern und den Frauen aus den wenig zivilisierten Grenzländern: auch sie bedeutet eine Bloßstellung.

7. Die unbegrenzte Liebe endlich entsteht bei solchen Liebenden, die miteinander vertraut sind, da sie schon seit langer Zeit vereint leben und einander willfährig sind.

Eine ähnliche Einteilung begegnet uns auch in dem rhetorischen Werke Sarasvatikaṇṭhābharaṇa, die ich in meinen Beiträgen zur Indischen Erotik p. 105 wiedergegeben habe: „Die eine Liebe ist beständig, die andere ist gelegentlich; eine ist gewöhnlich, eine ist außergewöhnlich; die eine ist heimlich, die andere ist öffentlich; zwei andere sind die gekünstelte und die ungekünstelte; zwei weitere führen den Namen angeboren und erst zu erwecken; eine andere entsteht aus der Jugendfrische, wieder eine andere aus dem Vertrauen: das sind die zwölf Arten von Liebe, die reichen Segen bringen."

Eben dieses Werk kennt auch noch eine Indigo-, Safran- und Krapp-Neigung, die uns ferner in dem beliebtesten rhetorischen Werke der Inder, dem Sāhityadarpaṇa („Spiegel der Komposition") und dann auch — neben vielen anderen — bei Kṣemendra begegnen. Dort lautet die Beschreibung (III, 217 ed. Bibl. Ind.; III, 196/7 ed. Niṛṇaya Sāgara Press, Bombay 1902): „Wenn die Liebe nicht übermäßig in die Augen fällt, aber auch nicht wieder verloren geht, nachdem sie einmal in das Herz gedrungen ist, nennt man sie die Indigo-Neigung; z. B. die von Rāma und Sītā. Safran-Neigung nennt man sie, wenn sie zwar in die Augen fällt, aber wieder verloren geht; Krapp-Neigung nennt man sie, wenn sie nicht wieder verloren geht und übermäßig in die Augen fällt."

Was Kṣemendra anlangt, so gibt er in seiner Samayamātṛkā V, 4 ff., eine achtzig Nummern umfassende Liste von Neigungsarten, „ein Titelverzeichnis der gesammelten Werke des tollen Autors Amor", wie *J. J. Meyer* in seiner Übersetzung der Samayamātṛkā p. 56, Anm., sich ausdrückt. Ich selbst habe davon eine Übertragung geliefert in meinen

Digitized by Google

Beiträgen p. 793 ff. Sie lautet: „Die Safflor-Neigung, die Mennige-Neigung, die von der Röte des Safrans, die von der Röte des Lacks, die Krapp-Neigung, die die braune Röte trägt, die Gelbwurz-Neigung und die Indigo-Neigung: das sind die acht, welche eine Farbe nachahmen.

Die Gold-Neigung, die nach dem Kupfer benannte, ferner die Messing-Neigung, die nach dem Blei benannte, die eiserne, die vom Edelsteine stammende, ferner die Glas-Neigung und die steinerne: das sind die acht, welche einen Mineralstoff nachahmen.

Die Dämmerungs-Neigung, ferner die des Mondes, weiter die des Regenbogens, des Blitzfeuers, die des Mars, die nach dem Meteore genannte, ferner die Sonnen-Neigung und als achte die Rāhu-Neigung:[1]) das sind die zum Himmel in Beziehung stehenden Neigungen.

Die Ohren-Neigung, die Augen-Neigung, ferner die auf die Zunge gegründete, die Gesichts-Neigung, die Geruchs-Neigung, die des manas (Seele), die aus der buddhi (dem Verstande) entstehende und die nach dem Ichbewußtsein genannte: das sind die acht nach den Sinnen benannten.

Die Stier-Neigung, die Pferde-Neigung, ferner die, welche den Namen des Chamäleons führt, die Widder-Neigung, die Hunde-Neigung, ferner als weitere die Maulesel-Neigung, die Katzen-Neigung und die nach dem Elefanten benannte: diese acht stammen von verschiedenen vierfüßigen Tieren.

Die Papageien-Neigung, die Schwanen-Neigung, die nach der Turteltaube genannte, die des Pfaus, die nach dem Sperling benannte, die von dem Hahn stammende, die des indischen Kuckucks und die nach dem jivajīva-Huhne benannte: das sind die acht von Vögeln abstammenden.

Die Haar-Neigung, die Knochen-Neigung, die nach den Nägeln benannte, die zu den Händen in Beziehung stehende, ferner die Zähne-Neigung, die Fuß-Neigung, die Stirnzeichen-Neigung und die nach dem Ohrschmucke benannte: das sind die acht, die nach Gliedern unterschieden werden.

---

[1]) Meyer: Planetenliebe.

Digitized by Google

Die Schatten-Neigung, ferner die Gespenster-Neigung, auch die fallsuchtartige, dann die Dämonen-Neigung, die der Gandharven, die nach den Yakṣas[1]) benannte, die unruhevolle Neigung und die Teufel-Neigung: diese acht sind nach den großen Krankheiten[2]) genannt.

Die Blumen- und die Topf-Neigung, ferner die des Orangenbaumes und die des Granatbaumes, die Rauschtrank-Neigung, die Aussatz-Neigung, die nach dem Rotlauf benannte, die als Scheiterhaufen(neigung) bezeichnete, ferner die der Biene, die der Motte, die nach dem Skorpione benannte, die als Fieber bezeichnete, die als Irresein bezeichnete, die von der Erinnerung stammende, die Wollust-Neigung, die als Besessenheit bezeichnet wird, und die nach dem Blute benannte Leidenschaft: das sind die sechzehn vermischten.

Die Safflor-Farbe[3]) ist beständig, wenn sie gehegt wird, und geht im Nu verloren, wenn sie vernachlässigt wird; von Natur trocken (rauh), wird die Mennige-Farbe durch Vermischen mit Öl (Vereinigen in Liebe) haltbar gemacht. Die Safran-Farbe bringt, leicht aufgetragen, Befriedigung, dick aufgetragen, Mißfallen. Erhitzt schmilzt die Lackfarbe, kühl gehalten schmilzt sie nicht; erhitzt und kühl gehalten bleibt die Krappfarbe gleich und überdauert selbst kräftige Benutzung; die in ihrer Sprödigkeit beständige braunrote Farbe vergeht bei Vermischung mit Öl. Selbst gut verwahrt verfärbt sich im Nu die Gelbwurzfarbe, die Indigofarbe ist beständig auch nach dem Tode, und selbst abgewischt bleibt sie haften.

Die Goldfarbe behält stets den gleichen Glanz im Schneiden, Reiben und Erhitzen; die kupferne bekommt, wenn man sie wischt, Reinheit; sonst nicht. Die messingene aber erhält sogar durch Öl Unreinheit; die bleierne hat zu Anfang, fernerhin und am Ende schmutzigen Glanz. Die

[1]) Kobolde im Gefolge des Śiva.

[2]) So nach Meyers Vorschlag, der statt des mahāŕāga der Ausgabe mahāroga liest.

[3]) Es ist hier daran zu erinnern, daß im Sanskrit Farbe und Neigung sowie Liebe und Öl Synonyma sind.

Digitized by Google

eiserne biegt sich nicht, da sie von Natur scharf und hart ist; die nach dem Edelsteine benannte Farbe ist ohne Trug und von Natur hell und beständig. Von Natur zerbrechlich ist die nach dem Glase benannte, nach Trug aussehende Farbe; die des Steins ist standhaft in ihrer Wuchtigkeit, aber, weil das Herz fehlt, schmacklos.

Die der Dämmerung ist beweglich und beständig zugleich, hat einen Mangel in ihrer Art und Weise und zeigt wechselnde Zustände; die Farbe des Mondes ist kühl, beruhigt den Schmerz und ist der Zunahme und Abnahme unterworfen; die des Regenbogens zeigt vielerlei Glanz und besteht in Gaukelei und Getändel; die Blitzfarbe zuckt empor; ist gesehen und verschwunden und wirkt schädlich. Die Marsliebe entflammt infolge der Mißachtung seitens der Frauen und hat ein gerötetes Antlitz; die nach dem Meteore genannte Neigung verursacht offne Schädigung in Form von Gefängnis, Totschlag etc. Die Sonnen-Neigung verursacht infolge ihrer Hitze beständige Glut und hat regelmäßigen Aufgang; nach dem Untergange des Freundes verlangend, feindselig und festpackend ist die Rāhu-Neigung.

Die Ohren-Neigung heißt so, weil hierbei die Ohren besondere Wonne empfinden; sie liebt es, von Vorzügen zu hören; die aus den Augen entstehende aber findet Befriedigung an (dem Anblick) der bloßen Gestalt. Die Zungen-Neigung ist lüstern nach dem Genusse mannigfach schmeckender Speisen; die aus dem Gefühl bestehende verzichtet auf alles und verlangt nur nach der Umarmung aller Glieder. Die nach dem Geruche benannte trägt Verlangen nach starken Wohlgerüchen von Blumen, Räucherwerk etc.; die des manas (der Seele) zeigt den Wunsch in Gestalt eines bloßen, beständig gehegten Verlangens. Die nach der buddhi (dem Verstande) genannte entbehrt der Leidenschaft des Haftens an einem vorzügereichen Geliebten; die nach dem Ichbewußtsein genannte wird durch die Überhebung wegen einer rühmenswerten Verbindung gekennzeichnet.

Die nach dem Stiere benannte entsteht aus der Kraft und dem Stolze auf den in Jugendfrische stehenden Körper;

Digitized by Google

die des Pferdes aber verlangt nur nach Koitus und ist in einem Augenblicke voll Ungestüm und elend.[1]) Die nach dem Chamäleon benannte Neigung ist unstet bei dem Anblick von Weibern; die nach dem Widder benannte zeigt ein ähnliches Verlangen nach Wollust wie dieser Eifer im Abweiden des Grases. Die nach dem Hunde genannte wendet sich am Ende der Liebeslust ab und enthüllt das Geheimnis der Frau; die des Esels sucht nur Befriedigung in grausamem Anprall. Die von der Katze stammende besteht in ununterbrochenem Verweilen in engster Nähe; die des Elefanten besteht in einer Vereinigung, die Mühsal, Bande etc. für nichts achtet.

Die nach dem Papagei benannte ist innen lieblos; sie zeigt das Glück besonders im Munde; die nach dem Schwane benannte scheidet zwischen Vorzügen und Fehlern im Vergnügungszustande.[2]) Die nach der Turteltaube benannte ist durch die Summe liebevoller Wollust gekennzeichnet; die des Pfaus tanzt trunken von der reichen Schönheit des eignen Körpers. Die nach dem Sperlinge benannte verlangt nur nach häufiger Hingabe im Koitus; die von dem Hahne stammende teilt mit der Geliebten selbst kleine Sorgen. Die des indischen Kuckucks zeigt süße Sprache und läßt zahlreiche Reden strömen; die nach dem jīvajīva-Huhne genannte ist unermüdlich im Abküssen.

Die nach dem Haare genannte dauert sieben Tage und wirkt nur schwer gewinnend; die von den Knochen stammende weilt im Innern und lebt von heimlicher Liebe. Die nach den Nägeln benannte dauert nur einen Monat und vergeht langsam; die den Namen der Hand führende wird, kaum erwacht, so schnell unsichtbar, wie man die Faust ballt.[3]) Diejenige, welche den Namen der Zähne führt, hat immer nur Gefallen am Betelkauen; die nach den Füßen benannte heftet sich bloß unter Verbeugungen an die Beine. Die dem Stirnzeichen gleichende ist die Vereinigung eines

[1]) S. Meyers Bemerkung dazu, Samayamātṛkā V, 35, Anm. 1.
[2]) So Meyer!
[3]) S. Meyer, Samayamātṛkā, p. 62, Anm. 3.

Digitized by Google

Niedrigen mit einer hohen Frau; die des Ohrschmuckes neigt sich gekrümmt zum Ohre und prahlt.

Die nach den Schattendämonen benannte läuft überall hinterdrein und verursacht Lungenschwindsucht; die nach den Gespenstern genannte hat unbekannte Sinnesart, ist starr und ohne Besinnung. Die nach der Fallsucht benannte zeigt alle Augenblicke ein Hinstürzen in grausigem Zorne; die des Dämons packt auf belebter wie auf verödeter Straße den Saum des Gewandes. Die der Gandharven richtet das Herz auf den Genuß des Gesanges, Tanzes etc.; die des Yakṣa weicht nicht, auch wenn sie verworfen wird, und versteht sich darauf, im Hause (der Geliebten) Einkehr zu halten. Die nach der Unruhe[1]) benannte ist geschwätzig in allem möglichen Gerede und entbehrt der Zügelung; die Teufelige gefällt sich in Unsauberkeiten und zerfleischt mit scharfen Verwundungen.

Die Blumen-Neigung ist nur einen Augenblick erhaben und beschäftigt sich bloß mit der Verehrung; selbst zerbrochen erscheint die Topf-Neigung in der Wiedervereinigung der Scherben gleichsam wie ganz. Die Orangenbaum-Neigung ist zwar innen schmackhaft, außen aber höchst scharf und bitter; die nach dem Granatbaume genannte wächst im Herzen empor, in dem sie viele Keime birgt.[2]) Die Rauschtrank-Neigung gleicht einem Augenblicksrausche; ist sie (wieder) normal, dann kennzeichnet sie sich durch Verlegenheit; die nach dem Aussatz benannte ist überaus abscheulich, da sie durch ihr ekelhaftes Auftreten Widerwillen erregt; und sie nimmt eine Mißgestalt an, indem gleichsam in die schwachen Stellen des Körpers eingeschnitten wird.[3]) Die nach dem Scheiterhaufen benannte versengt den ganzen Leib und entsteht aus der Anwendung von Mitteln zum Gefügigmachen. Die Bienen-Neigung kostet nur aus Neugierde und schaut immer nach Neuem aus; die Motten-Neigung liebt den Feuerglanz der Geliebten und

[1]) Meyer: Verrücktheit.
[2]) S. Meyer l. c. 63, Anm. 4.
[3]) Meyer nimmt dies zum folgenden.

Digitized by Google

geht daran schmählich zu Grunde. Die nach dem Skorpion genannte bringt Qualen und sitzt außerordentlich fest, wiewohl sie hassenswert ist; die nach dem Fieber genannte hört auf zu essen und verliert infolge der allzu heftigen Glut die Körperfülle. Die nach dem Irresein benannte ist infolge der Verwirrung des Geistes wie auf einem Rade sitzend und bestürzt; die nach der Erinnerung genannte besteht in der Vereinigung mit einer anderen Frau, indem man sich dabei die Geliebte vorstellt. Der Dämon der Wollust feiert stets im Traume das Fest des Liebesgenusses; die Blut-Neigung ersteht, wenn ein niedriger Mensch im Streite Blut fließen sieht."

Mit einigen dieser Nummern werden wir uns bald noch einmal befassen müssen; ich füge hier noch ein, daß die Farbe der Liebe in Indien schwarz ist, da Viṣṇu-Kṛṣṇa, der wegen seiner Liebesabenteuer mit den Hirtinnen berühmte Gott und Typus eines Liebhabers, diese Farbe trägt; daß sie bei den Frauen drei Sitze hat — im Kopfe, im Herzen und in der Schamgegend — und daß sie bei ihnen achtmal so stark ist als bei den Männern, oder, wie ein bekannter Śloka es ausdrückt: „Das Feuer wird nicht satt von allen Hölzern, das Meer nicht von allen Flüssen, der Todesgott nicht von allen Geschöpfen, die Schönäugige nicht von allen Männern."

*

Haben wir bisher mehr die physische Seite der Liebe betrachtet, so kommt es uns nun zu, auch einmal die psychische ins Auge zu fassen; und dazu dienen uns am besten die Rhetoriker als Führer. Sie haben in ihren Lehrbüchern über Dichtkunst, Stilistik etc. selbstverständlich auch die Liebe behandelt, und zwar oft sehr ausführlich. Ist doch nach ihrer Auffassung der Affekt Liebe (śṛṅgārarasa) der wichtigste aller Effekte und steht stets im Vordergrunde!

Die Rhetoriker unterscheiden nun zunächst zwei große Klassen, in die alle Liebenden unterzubringen sind: Ver-

Digitized by Google

einigung und Trennung.[1]) Sind die jungen Leute vereinigt, so sind sie lustig und guter Dinge: sie liebkosen einander, sehen sich, so oft sie es wünschen, pflegen der Liebe, lustwandeln im Garten und treiben in summa alle die köstlichen Narrheiten, die Verliebten von Rechts wegen zukommen.

Trübselig wird aber ihre Stimmung, wenn sie noch nicht vereinigt oder nach erfolgter Vereinigung wieder getrennt worden sind. Da ergeben sich die Schmerzen der Trennung, die die indischen Dichter in immer neuen Variationen schildern. Mehrere Gründe können die Trennung veranlassen: Zunächst kann sie in der „Nichtvereinigung", in der Sehnsucht (abhilāṣa) oder der eben erwachten Liebe (pūrvānurāga) begründet sein; zweitens trennt die Eifersucht oder das Schmollen; drittens das Verreisen; viertens der Fluch eines Mächtigeren, der Befehl einer Respektsperson und endlich auch der Tod.

Aus der ungestillten Sehnsucht zweier Liebenden nacheinander ergeben sich die auch dem oberflächlichsten Kenner indischer Poesie vertrauten Liebesstadien, deren gewöhnlich zehn angegeben werden: „Augenliebe, Gedenken im Herzen, Entstehen von Vorsätzen, Schlaflosigkeit, Abmagern, Abwenden von der Sinnenwelt, Aufhören des Schamgefühles, Wahnsinn, Ohnmacht und Tod" sind nach *Vātsyāyana* 256 diese zehn, eine böse Klimax bildenden Stadien, deren Erläuterung bei Yaśodhara so aussieht: Wenn jemand ein Weib erblickt hat, so werden infolge der in dem Wunsche nach geschlechtlicher Vereinigung bestehenden Liebe sogleich seine Augen verliebt; darauf folgt, falls dies Ziel nicht erreicht wird, das Gedenken im Herzen; die Seele haftet an dem Gedanken an die Geliebte, und daraus ergeben sich Vorsätze, wie dieselbe erreicht und ihr gegenüber aufgetreten werden solle. Über diesem Vorsätzefassen flieht ihn der Schlaf; und infolge der Schlaflosigkeit ma-

[1]) Das Daśarūpa kennt außerdem den ayoga, den Zustand zweier Liebenden, die noch nicht miteinander vereint sind. Die übrigen Autoren besprechen diesen Fall als besondere Art der Trennung.

Digitized by Google

gert der Leib ab. Ferner, da seine Gedanken nur auf den einen Punkt gerichtet sind, kümmert er sich nicht um die übrigen Sinnesobjekte, die ihm vielmehr brennendes Feuer zu sein scheinen. Aus dieser Abwendung von der Sinnenwelt entsteht das Aufhören des Schamgefühles, so daß er selbst vor seinen Eltern keine Scheu mehr hat. Dann kommen Wahnsinn, Ohnmacht und Tod.

Eine andre Stufenfolge, die aber gleichfalls im Tode gipfelt, haben die Rhetoriker. Sie lautet: Sehnsucht, Sorgen, Gedenken, Rühmen der Vorzüge (der geliebten Person), Unruhe, Wehklage, Wahnsinn, Krankheit, Starrheit und Tod. Das Stadium Krankheit wird dabei gelegentlich genauer als Fieber bezeichnet, für das Wehklagen tritt auch Irrereden ein.

Die Märchensammlung Vetālapañcaviṃśati gibt p. 45 ed. Uhle folgende Auskunft: „Im ersten Stadium entsteht die Sorge, im zweiten wünscht man die geliebte Person zu schauen, im dritten gibt es lange Seufzer, im vierten verrät man Fieber, im fünften brennt der Leib, im sechsten schmeckt das Essen nicht, im siebenten tritt Zittern ein, im achten Wahnsinn, im neunten Lebensgefahr und im zehnten gibt man den Geist auf."

Das Pratāparudrīya endlich kennt sogar zwölf Liebesstadien, und zwar nennt es — unter ausdrücklicher Berufung auf die Lehre der Ars amatoria! — folgende: Augenliebe, Haften des Herzens, ferner Vorsätze, Rederei, Wachen, Abmagern, Unlust, Aufgeben der Scham, dann Fieber, Raserei, Ohnmacht und schließlich den Tod.

Die beiden Liebenden, die auf irgend eine Art miteinander bekannt geworden sind, sei es von Hörensagen, sei es von Angesicht zu Angesicht, oder sei es im Traume geschehen — ein beliebtes Motiv der indischen Dichtkunst! — die beiden Liebenden gebrauchen nun zur Kühlung ihrer Glut alle die Mittel, die ihnen ihre Heimat bietet: Schnee, Wasser, Mondschein, Sandelsalbe, Lotusfasern, Pisangblätter; aber werfen sie unter Schmähungen weg, weil sie wirkungslos sind! —

Was das Schmollen anbetrifft, so kann es drei Stärke-

Digitized by Google

grade haben: es ist schwer, wenn der Geliebte zu der Nebenbuhlerin gegangen ist; wenn sie selbst gesehen hat, daß er die Spuren ihrer Nägel an sich trägt; wenn er das Gewand der Nebenbuhlerin in der Hand hat oder endlich, wenn er die Namen verwechselt und seine Geliebte mit dem Namen einer anderen anredet. Dasselbe gilt, wenn sie von solchen Vergehen erzählen hört oder auch sie nur erst vermutet, z. B. infolge von Äusserungen des Liebhabers im Schlafe! Das Schmollen ist mittelmäßig, wenn sie den Herzallerliebsten mit einer anderen leidenschaftlich sprechen sieht und ferner, wenn die Freundin ihr ein solches Vergehen verrät. Wenn der Liebste eine andere mit verliebt funkelnden Augen anblickt oder einmal andere Gedanken hat, dann ergibt sich ein leichtes Schmollen. Auf alle Fälle ist es Sache des Mannes, die Zürnende so oder so wieder zu besänftigen. Er versucht es zunächst mit Milde, freundlichem Zureden etc. Dann sucht er ihre Freundin zu gewinnen, macht seiner Geliebten Geschenke in Schmucksachen u. a. m., fällt ihr zu Füßen, läßt sie links liegen oder wartet, daß ein Zufall, z. B. ein plötzlicher Schreck, eine Sinnesänderung bei ihr herbeiführt.

Die Trennung infolge einer Reise wird als sechsfach beschrieben von Rudraṭa, Kāvyālaṃkāra: der Liebende will in eine andere Gegend gehen, geht dorthin oder ist gegangen; er will zurückkehren, kommt oder ist zurückgekehrt. Sonst ist nur eine Dreizahl von Möglichkeiten angenommen, so zwar, daß die Abreise bevorsteht, erfolgt oder erfolgt ist.

Zahllos sind die Strophen, die den Kummer der Getrennten malen. Die Frauen der Wanderer und letztere selbst mit all ihrer Sehnsucht, zart besorgten Angst etc. gehören zum eisernen Bestande der indischen Lyrik; und nicht zum schlechtesten Teile!

Der Wandrer weiß, daß von der Liebsten Haus
Ihn Länder trennen, Hunderte von Hainen,
Der Berge Wucht und wildes Stromgebraus,
Und daß ihm nimmer kann ihr Bild erscheinen.

Digitized by Google

Und dennoch reckt er seinen Hals empor,
Berührt mit halbem Fuße nur die Erde,
Wischt aus den Augen sich der Tränen Flor
Und blickt betrübt nach seinem fernen Herde.
(Amaru 99.)

Vom Arm geglitten sind die goldnen Spangen,
Der Tränen Schar ist treulich nachgegangen.
Die Festigkeit gesellte sich den andern,
Und längst entschloß sich auch das Herz zu wandern.

Des Liebsten Sehnen stand hinaus ins Weite:
Sie gaben allesamt ihm das Geleite.
Nur du, mein Leben, da sie alle ziehn,
Willst du mit Freuden nicht von dannen fliehn?
(Amaru 35.)

Wann wirst du, holdes Kind, mich erst empfangen,
Schon auf dem Hofe innig mich umfangen?

Ich fühl's an deines vollen Busens Wogen,
Du zürnest mir, der ich so lang verzogen;

Und da dein Haupt auf meiner Schulter ruht,
Netzt mir den Rücken deiner Tränen Flut.
(Govardhana 394.)[1])

Daß endlich Trennung auch infolge von Verfluchung eintreten kann, dürfte aus Kālidāsas Meghadūta hinreichend bekannt sein, dessen ganzer Inhalt ja darauf beruht. (Übersetzungen von Max Müller und Ludwig Fritze.)

Aber damit ist der Begriff Liebe noch lange nicht erschöpft. Kann sich doch die Verliebtheit in so mannigfacher Weise äußern, mit so viel Zartheit und Roheit, Auf-

[1]) Sämtlich aus: Johannes Hertel, Indische Gedichte, Stuttgart 1900, die ich leider nicht loben kann, ohne in falschen Verdacht zu geraten.

Digitized by Google

richtigkeit und Hinterlist Hand in Hand gehen, daß wir uns in der Tat wundern müßten, wenn die indischen Gelehrten sich diesen reichen Stoff hätten entgehen lassen. Was den Mann betrifft, so gibt das älteste uns bekannte Lehrbuch der Schauspielkunst, das dem Bharata zugeschrieben wird, eine Aufzählung und Beschreibung von vierzehn Arten von Liebhabern: „Wer nichts Unliebes tut, mannigfach Passendes spricht und von geradem Wesen ist, der heißt *Lieber*. Wenn man an seiner Lippe oder an seinem Körper ein von einer anderen Frau stammendes Mal erblickt, so spricht man von einem *Geliebten*. Wer keine Gegenantwort gibt und kein barsches Wort ausspricht, auch wenn er von der Frau angeschrien wird, der heißt *Feiner*. Auf das Wohl (der Frau) bedacht, zum Schutze gern bereit, nicht hochmütig, nicht neidisch, in allen Lagen unbeirrt — ein solcher führt die Bezeichnung *Herr*. Wer aber die Frau mit Güte behandelt, Spenden, Geld und Genüsse gewährt und sie hegt und pflegt, der heißt *Gebieter*. Wer aber klug das Lager herrichtet nach den Ansichten, die bei den Frauen herrschen, und unter (Gewährung von ebensolchen) Genüssen, der gilt als *Leben*. Derjenige wird *Wonne* genannt, der edel von Gesinnung, entschlossen, gewandt, höflich, erfahren und vor den Freundinnen preisenswert ist. Als *Bösewicht* wird der bezeichnet, welcher roh, unverträglich, hochmütig, dreist, prahlerisch und von unbeständiger Sinnesart ist. Wer zu Werke geht, indem er an Schläge und Bande denkt und auch barsche Reden führt, der heißt *schlecht*. Wer mit Worten höflich ist, aber mit der Tat den Frauen nicht ein einziges Versprechen erfüllt, wird als *falsch* bezeichnet. Wer immer gerade das tut, was ihm verboten wird, und das Gegenteil leistet, der gilt als *widerspenstig*. Wer mit frischen Wundenmalen versehen ist,[1]) mit seinem Glücke bei den Frauen prahlt, sowie hochmütig und eingebildet ist, der gilt als *Prahler*. Wer trotz aller Abmahnung nur um so dreister eine (andere) Frau aufsucht, mit Malen versehen und schuldbeladen ist, der gilt

[1]) Nach einer anderen Lesart: Wer nach Wundenmalen verlangt.

Digitized by Google

als *schamlos*. Wer aber, mit Schuld beladen, eine Frau mit Gewalt zu benutzen sucht, ohne daran zu denken, sie erst zu beruhigen, der gilt als *roh*."

Beliebter und allgemein bekannt ist die Einteilung der Liebhaber in vier Klassen, je nachdem sie treu ergeben, höflich, falsch oder frech sind. Die letzten drei haben mehr als eine Geliebte, der erste nur eine einzige. So lautet denn auch die Definition desselben: „Treu ist derjenige Liebhaber, der infolge der Beständigkeit seiner Liebe keine andere Schöne (außer seiner Geliebten oder Frau) besitzt."

Der höfliche Liebhaber, den wir mit dem modernen „korrekten" Gatten vergleichen dürfen, vernachlässigt die Ehrerbietung, Furcht, Liebe und Höflichkeit der ersten Frau gegenüber nicht, wiewohl sein Herz einer anderen gehört.

Der falsche Liebhaber unterscheidet sich dadurch von diesem, daß er ins Gesicht freundlich redet und hinterm Rücken höchst unfreundlich handelt, dabei aber den Schein des Unrechtes meidet und den Unschuldigen spielt.

Der freche Liebhaber endlich ist ohne Angst, auch wenn er einen Fehler begangen hat; ohne Scham, auch wenn er geschlagen worden ist; er leugnet, auch wenn er bei einem Vergehen ertappt worden ist, und trägt die verräterischen Spuren des Verkehres mit einer anderen Frau offen zur Schau: „Ein Mal von Lack auf beiden Seiten der Stirn, der Abdruck eines Armbandes am Halse, schwarze Augenschminke am Munde, an den Augen starke Spuren von Betel: nachdem die Gazellenäugige am frühen Morgen solchen Zorn erregenden Schmuck des Geliebten lange betrachtet, erstickten ihre Seufzer im Kelche einer zum Spiele dienenden Wasserrose" (Amaru 71 in Böhtlingks Übersetzung).

Da nun alle diese Arten von Liebhabern nach dem Grade ihrer Vorzüglichkeit in beste, mittelmäßige und geringe eingeteilt werden können, so ergeben sich zwölf Fälle; dazu die bei den Dramaturgen beliebte Vierteilung in einen dhīralalita, dhīraśānta, dhīrodātta und dhīroddhata — macht achtundvierzig Arten! Erwähnt sei hier noch die Einteilung, die in der Śukasaptati (textus simplicior, p. 162, 4

Digitized by Google

meiner Ausgabe) begegnet: „Wer von tausenderlei Zornesäußerungen getroffen doch, von dem Feuer des Liebesgottes versengt, eine Nichtverliebte liebt, der ist bekannt als der niedrigste Liebhaber. Wer von liebeskranken Verliebten fortwährend geliebt wird, aber diese Demütigen nicht wieder liebt, gilt als mittelmäßiger Liebhaber. Wer eine verliebte, hingebende Schöne stets liebt und von dieser außerordentlich wieder geliebt wird, den nennt man den vorzüglichsten Liebhaber." — Etwas Ähnliches gibt die Rasamañjarī des Bhānudatta, wo uns auch diese Dreiteilung begegnet, aber nur in Bezug auf den Liebhaber einer Hetäre. Die Stelle lautet: „Wer trotz dem wiederholten Zürnen der Geliebten in Zuvorkommenheiten aufgeht, ist vorzüglich. Wer den Zorn oder die Zuneigung der Geliebten durch sein Benehmen nicht widerspiegelt, sondern den Zustand des Herzens bei sich behält, der ist mäßig gut. Wer, der Furcht, des Mitleidens und der Scham bar, bei dem Liebesspiele keine Überlegung darüber anstellt, was zu tun und was zu lassen sei, der ist gering."

Eine Fünfteilung endlich haben wir Bharata, dem mythischen Verfasser des ältesten indischen Lehrbuches der Schauspielkunst, zu verdanken. Er nennt den gewandten, besten, gleichmäßigen (= mittelmäßigen) und geringen Liebhaber, sowie als fünften den (saṃ)pravṛttaka (Draufgänger?) und beschreibt sie folgendermaßen: „Als Gewandter ist derjenige anzuerkennen, welcher Unglück und Beschwerden zu ertragen vermag, freundliche Worte macht, gewandt im Versöhnen, erfahren im Minnedienst und geschickt ist. Wer nichts Unliebes tut, standhaft und dabei hochherzig ist, freundlich redet, stolz ist, das Wesen seines Herzens nicht erkennen läßt und besonnen ist, der ist als der Beste anzusehen. Wer liebenswürdig und freigebig ist, nicht in Leidenschaft gerät, sich von der Liebe nicht unterjochen läßt und Abneigung empfindet, wenn die Frau ihn mißachtet, auch der ist als der Beste anzusehen. Wer durchaus die Mitte innehält, den Frauen die Würdigung seines Zustandes überläßt und Abneigung empfindet, wenn er irgendwie einen Fehler bemerkt, der ist ein Gleichmäßiger.

Digitized by Google

Wer trotz der Mißachtung der Frau ohne Scheu eine Wiederannäherung versucht, ebenso sich an die in alle Tiefen des Zustandes der Liebe (zu einem anderen) Geratene heranmacht und nur um so fester anhängt, auch wenn er mit eigenen Augen einen Betrug wahrnimmt und ein Freund ihn warnt, der ist als Geringer anzusehen. Wer Furcht und Unwillen nicht bedenkt, auch wenn ihm wiederholt ersichtlich der Untergang gedroht hat, durchaus nicht[1]) der Festigkeit entbehrt, ohne Scheu gegenüber den Lehrbüchern der Liebe, hart bei den Stößen im Liebeskampfe und ein Spielzeug für die Frauen ist — ein solcher ist von den Kennern der Regeln als ein Draufgänger anzusehen."

*

Wie viele Arten von Frauen man lieben kann und unter wie verschiedenartigen Gesichtspunkten man sie in Indien betrachtet, habe ich in der Erotik p. 205 ff. in aller Ausführlichkeit gezeigt. Ich wiederhole das dort Gesagte, wie gewöhnlich, nur in kurzen Worten und beginne mit den verschiedenen Sorten von Liebhaberinnen. Da nennt man denn zunächst drei: Mädchen, Wiederverheiratete (punarbhū) und Hetäre. Das Mädchen ist wieder von zweierlei Art; es ist entweder dem Manne im Range ebenbürtig und kann ihn also, wenn das Glück gut ist, mit ebenbürtigen Kindern beschenken; oder sie stammt aus niedrigerer Kaste, dient in erster Linie dem Vergnügen und kann laut Gesetz dem Manne auch beim besten Willen keine vollbürtigen Kinder gebären.

Eine ganz eigenartige Klasse bilden die punarbhūs, Mädchen oder Frauen, die sich wieder verheiraten, nachdem ihr Gatte gestorben ist oder sie ihn böswillig oder mit gutem Grunde — verlassen hat. Sie kann noch Jungfrau oder von ihrem ersten Gatten bereits defloriert worden sein. Erstere ist auf gleiche Stufe mit unberührten Mädchen zu

[1]) Dieses „nicht" füge ich jetzt hinzu; in meiner Erotik p. 162 steht es nicht. Dem Texte sieht man es nicht an, was der Verfasser gemeint hat, ob hino oder ahino; ich glaube aber, letzteres.

Digitized by Google

stellen und darf daher auch genau so feierlich wie ein solches in die Ehe gegeben werden; auch sind ihre Kinder vollbürtig. Anders ist es mit einer Deflorierten, die sich wieder verheiratet, nachdem sie schon mit einem andern gelebt hat. Die Gründe ihrer Trennung vom Gatten können sein, daß dieser impotent oder irrsinnig oder aus der Kaste gestoßen, in einen Orden getreten, verschollen oder gestorben ist. Jedenfalls ist ein Bündnis mit einer solchen Frau nicht „fein"; die strenge Ansicht will nun einmal — auch im modernen Indien — nichts von einer Wiederverheiratung wissen.

Eine Stufe tiefer steht die svairiṇī, die Frau der freien Liebe, die, wie Yaśodhara sagt, svatantrā ist, d. h., sich selbst Vorschriften gibt und demnach keine Schranken kennt. Ein vorweggenommenes modernes Überweib also, in altindischem Gewande. Sie treibt es schlimm genug, ohne aber deshalb Gemeingut zu sein. „Sie gleicht der Dame von heute, die sich Hausfreunde hält, aber sehr entrüstet tun würde, wollte man sie schlankweg Hure nennen" (Beiträge z. ind. Erotik p. 208). Die alten frommen Verfasser der Gesetzbücher definieren sie als eine Frau, die ihren Gatten verläßt und sich aus Lust zu einem anderen Manne begibt. Man unterscheidet vier Klassen; *Nārada* XII, 49,52 beschreibt sie wie folgt: „Die Frau, welche noch bei Lebzeiten ihres Gatten einen andern aus Lust aufsucht, mag sie Kinder haben oder nicht, ist die erste Art der svairiṇī. Die Frau, welche nach dem Tode ihres Gatten die sich ihr nähernden Schwäger usw. abweist und sich aus Lust mit einem anderen vereinigt, gilt als die zweite Art. Die Frau, die aus der Fremde kommt, für Geld erstanden ist oder von Hunger und Durst gepeinigt wird und sich mit den Worten „Ich bin dein!" einem Manne nähert, gilt als die dritte Art. Die Frau, welche unter Beachtung der heimatlichen Gebräuche von den Eltern in die Ehe gegeben und unter Anwendung von Gewalt dann einem anderen vermählt wird, gilt als die letzte Art der svairiṇī." Immer die vorangehende ist die schlechtere und immer die nachfolgende die bessere. —

Digitized by Google

Als dritte Klasse liebender Frauen kommen die Prostituierten, über die in einem besonderen Kapitel gehandelt werden soll; dann die verheirateten Frauen in ehebrecherischen Verhältnissen; fünftens Witwen, die in der Obhut des Königs, des Ministers oder eines Verwandten stehen; sechstens Bettelnonnen; siebentens die noch unberührte Tochter einer Kurtisane oder eine ebensolche Dienerin, und achtens endlich die Jungfrau aus edlem Geschlecht, die das Kindesalter überschritten hat und im Hause ihrer Eltern die Übergabe an ihren Gatten zur Vollziehung der Ehe erwartet. Alle diese besonderen Fälle (5—8) fallen aber nach Vātsyāyana unter die No. 1—4; als fünfte Klasse läßt er bedingungsweise nur die Eunuchen (Konträr-Sexuellen) gelten, die sich zur Fellatio, Irrumatio, Paedicatio etc. aktiv und passiv hergeben; doch kann man sie auch als eine besondere Abart von Hetären ansehen, „da sie nur der Lust dienen."

Eine andere, sehr bekannte Einteilung der Frauen gründet sich auf den mehr oder minder hohen Grad körperlicher und überhaupt physiologischer Vollkommenheit. In dieser Hinsicht ergeben sich die Typen der padminī, citriṇī, śaṅkhinī und hastinī. Es wäre aber ganz verfehlt, wollte man annehmen, daß die Eigenschaften dieser vier Arten nun auch wirklich eine genau durchgeführte, wohlabgegrenzte Stufenleiter bedeuteten: Die einzelnen Autoren stehen vielmehr nicht nur untereinander, sondern bisweilen sogar mit sich selbst auf dem Kriegsfuße. Die Tabelle (p. 234 ff. meiner *Beiträge*) belehrt schnell darüber. Hier kann ich mich darauf beschränken, nur e i n e Quelle reden zu lassen, und wähle das *Ratirahasya:* „Eine Lotusknospenzarte, an deren Wollustflüssigkeit der Duft eines blühenden Lotus haftet und an dem Leibe himmlischer Wohlgeruch; deren Augen im Blicke denen einer erschreckten Gazelle gleichen und in den Winkeln rot sind; deren Brüstepaar unschätzbar ist und die Schönheit der Prachtfrucht (Aegle Marmelos) beschämt; die eine sesamblütengleiche Nase besitzt; immer die Verehrung der Brahmanen, Götter und Eltern gutheißt; den Liebreiz des Lotusblattes besitzt, gelb-

Digitized by Google

lich wie Gold ist; einen Sonnenschirm des Liebesgottes[1]) von der Gestalt einer Menge aufgeblühter Lotusse hat; sacht und kokett einherschreitet wie das Weibchen eines Königsschwanes; zart, mit einer in drei Falten geteilten Taille, der Stimme eines Schwanes und schönem Haar begabt ist; sacht, reinlich und wenig ißt, spröde und von tiefer Verschämtheit ist und weiße Gewänder und Blumen liebt — die ist eine padminī.

Von schönem Gange, nicht allzu lang, nicht allzu klein, von schmächtigem Körper, von umfangreichen Brüsten und ebensolcher Schamgegend, mit Krähenwaden, aufgeworfenen Lippen, nach Honig duftendem Wollustwasser, einem Halse mit drei Falten, die Worte trennend, mit der Stimme des *cakora* (Perdix rufa), eine Kennerin von Tanz, Gesang etc., mit einer runden, aufgeschwollenen, innen weichen, an Liebeswasser reichen Vulva, die mit nicht gar zu dichten Haaren besetzt ist; mit von Natur beweglichen Augen; den äußeren Liebesgenuß liebend, verlangt die citriṇī nach stark gesüßter Kost und ist auf Absonderlichkeiten (beim Koitus) versessen.

Die śaṅkhinī ist zart und auch nicht zart, Körper, Finger und Taille sind lang; sie verlangt nach roter Gewandung und roten Blumen, hat einen zornigen Charakter, besitzt einen Körper mit nicht unbeweglichem Haupte, ein langes, tiefes, außerordentlich behaartes Haus des Liebesgottes und scharf riechendes Liebeswasser. Bei dem Koitus sondert sie davon nur nach Empfang von zahlreichen Nagelwunden ab, indem das Liebeswasser nur spärlich träufelt; ihre Glieder glühen etwas; sie ißt nicht zu wenig und nicht zu viel; ist gewöhnlich gallig, hat einen verräterischen, schmutzigen Sinn und die Stimme eines Esels.

Die hastinī besitzt keinen anmutigen Gang, hat ein sehr derbes, mit krummen Zehen versehenes Füßepaar, einen kurzen dicken Hals, rotbraunen Haarschopf, handelt grausam, ist überaus üppig, duftet nach Elefantenbrunstsaft am Körper und bezüglich des Liebessekretes, ißt in der Haupt-

[1]) Man vergleiche die Beschreibung der Genitalien weiter unten.

Digitized by Google

sache Scharfes und Zusammenziehendes und zwar doppelte Portionen, besitzt keine Scham, hat sich hin und her bewegende, überaus dicke Lippen, ist bei der Ausübung des Koitus nur schwer zu befriedigen, besitzt eine außen mit zarten Haaren besetzte, innen außerordentlich weite Schamspalte und spricht stotternd.

Diese vier Klassen sollen nach den englischen Übersetzern des Anaṅgaraṅga die vier Temperamente repräsentieren, wie sie uns geläufig sind; allerdings nur „roughly and unscientifically". Die Inder haben aber selber schon eine Einteilung nach dem Temperamente gegeben, und zwar legen sie dabei dieselben Elemente zu Grunde, die auch in der indischen Medizin eine so fundamentale Bedeutung haben: Schleim, Galle und Wind. Wie diese für alle Krankheiten verantwortlich gemacht werden, so auch für diejenige Grundstimmung, die wir Temperament nennen. Als die beste Art gilt nun der Theorie die Frau mit phlegmatischem Temperamente, als mittelmäßig die gallige und als schlecht die windige Frau. Die besonderen Merkmale sind: Die phlegmatische Frau hat sehr schön glatte Zähne, Nägel, Augen und Füße, ist von Stolz gehoben, hegt gar feste Zuneigung zu dem Geliebten, ist dunkel und hat eine außerordentlich kühle, zarte und fleischige Vulva.

Die gallige Frau aber hat gelblichen Teint, rote Augen und Finger, ist im Augenblick zornig und versöhnt, und hat üppige Hüften und Brüste. Sie besitzt muffig riechenden Schweiß, ist klug, hat eine schlaffe, heiße Vulva, ist im Liebesgenusse erfahren und zart.

Die windige Frau aber hat einen festen Körper und trocknes Haar, ist geschwätzig, unstät, ißt stark, hat schwarze Finger und Augen, ist dunkel und staubfarbig, während des Liebesgenusses sehr ungestüm und besitzt eine wie eine Kuhzunge sich rauh anfühlende Vulva..

*

Je nach der Altersstufe ist nun die Frau in Liebesangelegenheiten verschieden zu behandeln. Das „Mädchen"

Digitized by Google

(bālā), bis zu sechzehn Jahren so genannt, gewinnt man durch Darreichen von Betelfrüchten etc., durch Gewährung von wohlschmeckenden Speisen, Kränzen, Früchten, Fruchtsäften etc., durch mannigfache Wundererzählungen, Künste und Spiele, und sie muß mit den Kunstgriffen des äußerlichen Liebesgenusses umworben werden (mit Küssen, Umarmungen u. dergl.).

Bis zum dreißigsten Jahre rechnet man die *taruṇī*, die Zarte, die junge Frau. Ihr gegenüber sind Geschenke an Schmucksachen, Perlenketten usw. angebracht.

Vom dreißigsten bis zum fünfundfünfzigsten Jahre heißt die Frau *prauḍhā* (atirūḍhā, adhirūḍhā), erwachsen. Ihr gebühren andauernde Liebesfeste, Umarmungen und Küsse; während die beiden vorigen eine gewisse Rücksicht in der Beleuchtung verlangen (Erotik p. 245), genießt die prauḍhā die Wonne der Liebesfreuden sowohl im Dunkeln als auch in der Helligkeit.

Die *vṛddhā* endlich, die Alte („ältere Dame"), genießt zu keiner Tageszeit mehr die Liebe; sie würde dabei bloß das Leben rauben, wie es im Anaṅgaraṅga ungalant heißt. Freundliche Reden, eine Fülle von Ehrerbietung und zarte Unterhaltungen sind bei ihr am Platze.

*

Die indischen Erotiker — mit Ausnahme von Vātsyāyana — teilen die Frauen auch noch nach dem *sattva* ein, dem Charakter, wie wir es wohl bezeichnen können. Wir finden da etwa acht oder neun Arten namhaft gemacht, deren Beschreibung im Ratirahasya lautet:

„Die Götterähnliche (devasattvā) hat einen duftigen, lauteren Körper und ein gar heiteres Antlitz, ist reich an vielen Geldern und Anhang und schön.

Die Menschenartige (narasattvā) ist von geradem Sinne, besitzt Gewandtheit, liebt offen Gastfreundschaft und wird durch Fasten nicht mitgenommen.

Die Schlangendämonenartige (nāgasattvā) ist

Digitized by Google

eine solche, welche vielfach seufzt und gähnt, gern umherschweift, beständig schläft und aufgeregt ist.

Die Genienartige (yakṣasattvā) ermangelt der Scheu vor ehrwürdigen Personen, trägt Verlangen nach [dem Besuche der öffentlichen] Gärten, Trinkhäusern etc. und der Ausführung des Liebesgenusses und ist zum Zorne geneigt.

Gandharvenartig (gandharvasattvā) nennt man eine Jungfrau, die keine zornige Regung kennt, glänzende, himmlische Kleidung trägt, ihre Neigung auf Kränze, Wohlgerüche, Räucherwerk etc. richtet, in Gesang und Spiel bewandert ist und sich auf die vierundsechzig Künste versteht.

Die Teufelartige (piśācasattvā) ist von Stolz aufgeblasen, ißt überaus viel, hat einen fühlbar heißen Körper und genießt berauschende Getränke, Fleisch etc.

Die Krähenartige (kākasattvā) läßt immer wieder die Augen rollen, ist krank vom starken Essen und gerät in nutzlose Aufregung.

Irrenden Blickes, zum Kampfe mit Nägeln und Zähnen geneigt und von unbeständiger Sinnesart ist die Frau mit einem Affencharakter.

Eine Frau, die kecke und unfreundliche Worte ausstößt und geneigt ist, mit Lebemännern loszugehen, ist die Eselartige."

Eine viel reichere Liste von weiblichen Charakterköpfen liefert uns das Bhāratiyanāṭyaśāstra XXII, 94/138, zum Teil freilich in dunkler oder verderbter Sprache; trotzdem bleibt immer noch manch eine humorvolle Stelle übrig, so daß eine Wiedergabe des Ganzen gewiß lohnt. „Die Frauen gelten als im Charakter ähnlich den Göttern, Halbgöttern (asura), Gandharven, Rākṣasas (Dämonen), Schlangendämonen, Vögeln, Piśācas (Teufeln), Bären, Schlangen, Menschen, Affen, Elefanten, Gazellen, Fischen, Kamelen, Delphinen,[1]) Eseln, Ebern, Rossen, Büffeln, Ziegen, Kühen usw.

Als Frau von Götterart gilt diejenige, welche einen weichen Körper und ebensolche Glieder, sowie sanfte Augen

[1]) Erscheinen später als Pfauen!

Digitized by Google

hat, beständig ist, wenig blinzelt, gesund, mit Glanz ausgestattet, mit Wahrhaftigkeit, Geradheit und Mitleiden begabt ist, wenig schwitzt, den „gleichen" Koitus liebt, sehr wenig Samen besitzt und den Liebesgenuß gern hat, Wohlgerüche und Blumen liebt und herzerfreuend ist.

Eine Frau niedriger Art, die ihresgleichen liebt, dauernden Zorn zeigt, überaus roh ist, berauschende Getränke und Fleisch liebt, beständig jähzornig ist, außerordentlich stolz, unbeständig, überaus gierig, hart, streitsüchtig, eifersüchtig und lieblos ist, die besitzt den Charakter eines Asura.

Als Gandharvenart muß man diejenige ansehen, welche behende ist, schöne Augen samt gut entwickelten Nägeln und Zähnen hat, zartleibig ist, unter Lächeln spricht, wenig Kinder hat, den Liebesgenuß liebt, für Tanz, Gesang und Dramatik schwärmt, heiter ist, die Reinlichkeit hochhält und sanfte Haut, Haare und Augen hat.

Eine Frau, welche alle Glieder groß und kräftig hat, rote, große Augen und hartes Haar besitzt, die Gewohnheit hat, am Tage zu schlafen, volltönend spricht, Nägel- und Zahnwunden beibringt, zornig, eifersüchtig und streitsüchtig ist und gern in der Nacht umherschweift, besitzt den Charakter eines Rākṣasa.

Eine Frau, die eine spitze Nase und scharfe Zähne hat, überaus schlank ist, rötliche Augen hat, von gleicher Farbe wie eine blaue Wasserrose ist, gern schläft, überaus zornig ist, eine Vulva (?) wie ein Tier (Amphibie?) besitzt, von unschlüssigem Beginnen ist, viele Rundungen hat, überaus stolz und auf Wohlgerüche und Kränze sehr versessen ist, die gilt als schlangendämonenartig.

Diejenige Frau, welche einen übermäßig fest geschlossenen Mund und spitzen Charakter hat, die Wollust liebt, auf Schnaps, Likör und Milch versessen ist, viele Kinder hat, Früchte liebt, beständig seufzt . . . ehelichen Beischlaf liebt, unbeständig ist und viel schwatzt, die besitzt das Wesen eines Vogels.

Diejenige Frau, welche mehr Finger (oder Zehen) als die gewöhnlichen Menschen besitzt, grausam ist, in der

Digitized by Google

Nacht im Lusthaine wandelt, gern die Kinder beunruhigt, heimtückisch ist, doppelsinnige Reden führt, bei dem Liebesgenusse sich tadelnswert benimmt, einen mit Haaren bedeckten Leib und laute Stimme hat und berauschende Getränke, Fleisch und Wollust liebt, die muß man als dämonartig ansehen.

Eine Frau, welche im Schlafe am Leibe heftig schwitzt, gern fest auf dem Lager oder dem Sitze verweilt, verständig ist . . . berauschende Getränke, Wohlgerüche und Fleisch liebt, bei erwünschten Ereignissen erst spät Freude empfindet, da sie den Kummer kennt, und die keine langen Schritte macht, die muß man als Genienartige ansehen.

Eine Frau, welche Achtung und Mißachtung gleichmäßig aufnimmt, roh ist, eine scharfe Stimme hat . . . und rote Augen besitzt, stammt aus dem Geschlechte der Schlangen.

Diejenige Frau, welche beständig an Geradheit Gefallen findet, geschickt und mit unzähligen Vorzügen ausgestattet ist, einen symmetrischen Leib hat, dankbar und auf die Verehrung der Eltern und Götter bedacht ist, beständig an Sitte, Liebe und Erwerb denkt, unterwürfig ist, keinen Egoismus kennt, die Freunde liebt und von guter Gesinnung ist, die besitzt die Art und Weise der Menschen.

Eine Frau, die einen Leib wie die Schwäne in der Jugend hat, fröhlich ist, rotes Haar hat, Früchte liebt, keck, beweglich und spitz ist, die Baumkunde und die Wollust liebt, aber beständig Kränze und das Summen der Bienen gering achtet und unerträglich nach Wollust verlangt, die besitzt das Wesen der Affen.

Die Frau, welche große Kinnbacken und eine große Stirn hat, mit Körperfülle versehen ist, rote Augen und einen haarigen Körper besitzt, Wohlgerüche, Kränze und einen Ruhesitz liebt, zornig und von unsicherem Wesen ist, das Hinfahren zu Wasserfluten liebt und auf Süßigkeiten versessen ist, die wird als elefantenartig bezeichnet.

Digitized by Google

Diejenige Frau, welche einen nur kleinen Leib, eingefallene Augensterne und schmächtige Unterschenkel besitzt, den Wald liebt, unruhige große Augen hat, beweglich ist, schnell schreitet, Wohlgerüche liebt, furchtsam und haarig ist, nach Gesang begierig, zornig und von unbeständiger Art ist, gilt als gazellenartig.

Eine Frau, welche lange, üppige, gerundete Schenkel (?) hat, beweglich ist, nicht überaus viel blinzelt, viele Diener und viele Kinder hat, und das Wasser liebt, ist eine fischartige Frau.

Eine mit Hängelippen, die viel schwitzt, einen etwas ungewöhnlichen Gang hat, von schmächtigem Körper ist, Gewänder von der Farbe des puṣpaphala (Feronia elefantum oder Beninkasa cerifera) sehr liebt, dralle Hüften und Seiten hat, rauh und grob spricht, überaus gewölbte Hüften und ebensolchen Hals hat und den Wald liebt, die ist eine kameelartige Frau.

Eine Frau, welche einen derben Kopf, gebogenen Hals gespaltenen Mund und laute Stimme besitzt, grausam ist und mit den Eigenschaften der Fische behaftet ist, muß als delphinartig angesehen werden.

Eine Frau mit derber Zunge, derben Lippen und derbem Gesichte, rauher Haut und scharfer Stimme; die den Wollustkampf liebt, fröhlich ist, mit Nägeln und Zähnen beigebrachte Wunden liebt, die Nebengattin haßt, geschickt und beweglich ist, einen schnellen Gang hat, zornig ist und viele Kinder hat, wird als eselartig bezeichnet.

Diejenige Frau, welche Rücken, Bauch und Mund lang hat, behaarten Körper besitzt, mit Kraft ausgerüstet ist, eine sehr zusammengedrückte Stirn hat, Knollen, Wurzeln und Früchte liebt, schwarze Zähne, einen übergroßen Mund, üppige Schenkel und ebensolches Haupthaar, mangelhaftes Benehmen und viele Kinder hat, die besitzt das Wesen des Ebers.

Eine Frau, welche fest ist, pralle Seiten, Hüften, Rücken und Hals besitzt (?), schön ist, gern gibt, schlichtes, dichtes Haupthaar trägt, schmächtig, von wandelbarer Gesinnung, sanfter Sprache und schnellem Gange ist und beständig

Digitized by Google

aus Liebe leicht zornig wird, die wird als pferdeartig bezeichnet.

Die Frau, welche einen starken Rücken, Knochen und Zähne hat, weiche Haut besitzt und lieblich ist, mit struppigem Haar bedeckt, grausig und den Leuten verhaßt ist, die Wollust liebt, ein etwas gewölbtes Gesicht hat, das Wasserspiel und den Wald liebt, eine große Stirn und schöne Hüften besitzt, die hat das Wesen des Büffels.

Eine Frau, welche nur hochstehende Augen hat, beständig gähnt, einen langen Innenmund hat, mit sehr kleinen Händen und Füßen geschmückt ist, laut spricht, wenig schläft, zornig ist, viel redet, von mangelhaftem Benehmen und dankbar ist, die wird als hundeartig bezeichnet.

Eine Frau, welche Schnaps trinkt, keine gewölbten Hüften und dünne Unterschenkel besitzt, die Freunde liebt, zusammengedrückte Hände und Füße hat, in ihrem Beginnen gesegnet, den Leuten nützlich, auf die Verehrung der Eltern und Götter bedacht, von lauterem Wesen, Ehrwürdigen lieb, fest und zum Ertragen von Mühen befähigt ist, die besitzt das Wesen der Kühe.

Eine Frau, welche schmächtig ist, dünne Arme und Schenkel, ganz starre Augen, zusammengedrückte Hände und Füße und struppiges Haar hat, symmetrisch, gekrümmt, furchtsam und wasserscheu ist, viele Kinder hat, das Geld liebt, beweglich ist und schnellen Gang hat, die gilt als ziegenartig."

*

Die eingehendste Beschreibung und schematisierwütigste Einteilung der liebenden Frauen geben aber die Rhetoriker, denen wir uns jetzt zuwenden wollen. Ihnen zufolge kann eine Frau eigner, fremder oder gemeinsamer Besitz sein; wir erhalten somit zunächst die drei großen Klassen der *svakīyā* (svā, svīyā), der eignen Geliebten, der *parakīyā* (anyā), der Geliebten eines anderen Mannes, und der *sādhāraṇī* (sāmānyā), der Hetäre, die allen gemeinsam ist.

Digitized by Google

Die „eigene Geliebte" zerfällt je nach dem Grade ihrer Vertrautheit gegenüber dem Manne in drei Unterarten: die *mugdhā* (schüchterne), *madhyā* (mäßig dreiste) und *pragalbhā* oder *prauḍhā* (dreiste). Ihre Beschreibung lautet bei Rudraṭa, Śṛṅgāratilaka I, 48, 52, 54, 56, 58, 63, 69, 74: „Mugdhā ist die Neuvermählte, die mit frischer Jugend geschmückt ist, der die Geheimnisse des Liebesgottes neu sind, und die nur verschämt den Liebesgenuß ausführt. Zitternd zieht sie bei dem Küssen und bei dem Umarmen den Mund zurück; sie ruht auf dem Lager, indem sie sich lange abwendet und (doch dabei) den Liebesgenuß wünscht. Die Schüchterne gewinnt (der Liebhaber), indem er sie mit einem sanften Mittel beruhigt; nicht mit Worten, die übergroße Furcht einflößen, sondern mit Scherzen, mit denen man Kinder in Furcht setzt. Wenn der Geliebte einer anderen den Hof macht und sie darüber zürnt, weint sie in seiner Gegenwart ein klein wenig, und beruhigt sich, sobald er ihr gute Worte gibt. [Im Rasaratnahāra und in der Rasamañjarī wird die mugdhā noch in zwei Arten geschieden: die eine kennt ihre jugendliche Schönheit, die andere kennt sie nicht.]

Die madhyā besitzt erschlossene Jugend; die Liebe ist zum Vorschein gekommen; die Sprache ist etwas dreist; der Liebesgenuß mannigfaltig. Um den Geliebten ist sie stark beschäftigt; bei dem Koitus trinkt sie gleichsam den Liebsten, kriecht gleichsam in seine Glieder hinein und wird in der Wonne gleichsam ohnmächtig.

Die pragalbhā hat Raum gewonnen, ist in aller Liebeslust erfahren, hat den Liebhaber fest umgarnt und zeigt glänzende Koketterie; bei dem Koitus ist sie aufgeregt, schmilzt gleichsam an dem Leibe des Liebsten und weiß vor übergroßer Leidenschaft nicht, wer er, wer sie oder was die Liebeslust ist."

Eine weitere Teilung haben die Rhetoriker bei der madhyā und pragalbhā: je nach dem höheren oder tieferen Grade ihrer Selbstbeherrschung sind sie dhīrā (sich selbst beherrschend), madhyā (teils sich beherrschend, teils sich nicht beherrschend), und adhīrā (sich nicht beherrschend).

Digitized by Google

Das Verhalten ist dann dies: Wenn sich der Geliebte vergangen hat, spricht die madhyā, falls sie sich beherrscht, im Zorne mit zweideutiger Rede; ist sie madhyā, also ihrer nicht ganz mächtig, so redet sie unter Vorwürfen; ist sie adhīrā, beherrscht sie sich nicht, so redet sie grobe Worte. (Rudraṭa l. c. 65.)

Ähnlich ist es bei der *pragalbhā:* Beherrscht sie sich, so ist sie dem Liebhaber gegenüber, auch wenn er sich vergangen hat, im Zorne noch rücksichtsvoll; sie verbirgt ihren Zustand und ist beim Koitus teilnahmslos. Ist sie ihrer nicht ganz mächtig, dann läßt sie ihren Unwillen an ihm mit witzigen Aussprüchen, begleitet von Sarkasmen, aus; beherrscht sie sich nicht, so schlägt sie den Geliebten im Zorne unter Schmähungen. (l. c. 76, 79.)

Schließlich spielt bei der madhyā und pragalbhā die Frage eine Rolle, ob sie sich in hohem oder geringem Grade der Zuneigung ihres Gatten zu erfreuen haben; und so ergeben sich die beiden Unterabteilungen der *jyeṣṭhā* und *kaniṣṭhā.*

*

Soweit zunächst die „eigene Geliebte"; die Rhetoriker besprechen nun erst die *parakīyā,* die Frau eines anderen, genauer, das in der Gewalt eines anderen befindliche weibliche Individuum: denn wir werden belehrt, daß diese parakīyā entweder Mädchen, d. h. unverheiratet, oder verheiratete Frau sein kann. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß Dhanañjaya, der Verfasser eines berühmten dramaturgischen Handbuches, des Daśarūpaka, verbietet, die verheiratete Frau als in einen andern Mann verliebt darzustellen; eine Vorschrift, von der man nur wünschen könnte, daß sie bei uns recht strenge beachtet würde!

Bhānudatta in seiner *Rasamañjarī* und (wahrscheinlich im Anschluß daran) der Verfasser des *Rasaratnahāra* kennen von der parakīyā noch eine ganze Anzahl von besonderen Arten, die freilich nur die jeweilige Lage kennzeichnen und keine eigene Rubriken bilden. Wir lesen darüber folgendes: Das ganze Treiben der parakīyā spielt

Digitized by Google

sich im geheimen ab; daher heißt auch die erste Art *guptā*, verborgen. Sie ist von dreierlei Art: sie verheimlicht einen Liebesgenuß, der bereits stattgefunden hat; sie verheimlicht einen Liebesgenuß, der erst stattfinden soll, oder sie verheimlicht einen Liebesgenuß, der bereits stattgefunden hat und noch ferner stattfinden soll. Die *vidagdhā* (verschmitzte) ist von zweierlei Art: in ihren Reden verschlagen oder in ihren Unternehmungen verschlagen. Die *anuśayānā* (kummervolle) ist von dreierlei Art: sie empfindet Kummer infolge der Trennung von dem bisherigen Stelldicheinsplatze; infolge der Befürchtung, es möchte in Zukunft an einem solchen Platze mangeln, und infolge der Vermutung, der Geliebte könnte an den Stelldicheinsplatz kommen, ohne daß sie selbst sich dort eingefunden hätte. Sie heißt *muditā* (froh), wenn sie sich in der Erkenntnis freut, daß ihr Wunsch seiner Erfüllung entgegengeht. Als *lakṣitā* (durchschaut) aber muß man diejenige ansehen, um deren Verhältnis die Leute wissen. Eine *kulaṭā* (liederliche) fühlt Neigung zu mehreren Männern und ist offenbar als Hetäre zu bezeichnen.

Über den Unterschied zwischen Mädchen und Frau, namentlich in Bezug auf ihr Verhalten gegenüber dem Manne, s. weiter unten.

*

Die „gemeinsame Frau", die circulating beauty, ist selbstverständlich auch bei den Rhetorikern eingehend besprochen, was bei ihrer großen Beliebtheit in Indien ganz in der Ordnung ist. Die Autoren sind darin einig, daß das Hauptbestreben der fahrenden Frau auf den Gelderwerb gerichtet ist. Kein Mann gilt ihr als hassens- oder liebenswert: sie tun bei jedem, als wären sie verliebt, nehmen ihm sein Geld ab und werfen ihn dann hinaus. Rudraṭa bemerkt übrigens ausdrücklich im *Śṛṅgāratilaka* I, 121 f.[1]) sehr

[1]) Im Kāvyālaṃkāra fehlt diese Stelle: ist dies ein Beweis gegen die Identität der beiden Rudraṭa?

Digitized by Google

energisch, daß auch sie wahrer Neigung fähig seien: ob denn etwa die Reiher ihr Liebebedürfnis gefressen hätten? Auch im *Sāhityadarpaṇa* 111 (ed. Bibl. Ind.) ist davon die Rede.

Die Rhetoriker kennen mit Ausnahme von Bhoja von der gemeinsamen Frau keine weiteren Arten.

*

Je nach der Lage, in der sich alle bisher genannten Arten von liebenden Frauen befinden können — von der schüchternen an bis zur diensterprobten gemeinsamen Schönen — teilen nun die Rhetoriker weiter in acht Klassen ein, die besonders deshalb beachtenswert sind, weil sie in der indischen Lyrik fortwährend auftreten und das Verständnis der Feinheiten von Dichtkunst und Kommentatorengelehrsamkeit erst recht erschlossen wird, wenn man jene acht Klassen kennt.

1. Die *svādhīnapatikā;* eine liebende Frau, der der Mann treu ergeben ist, weil er durch ihre Schönheit und ihre mannigfachen Scherze beim Liebesfeste gefesselt ist.

2. Die *virahotkaṇṭhitā,* die infolge einer Trennung Sehnsüchtige, auch utkā und utkaṇṭhitā genannt, ist eine Frau, deren Geliebter ausbleibt, indem sein Besuch durch ein wichtiges Geschäft vereitelt worden ist, und die nun bestürzten Herzens darüber nachdenkt, was das zu bedeuten habe. Sie zeigt Unlust, Kummer, Gähnen, Zusammenziehen der Glieder, erkünsteltes Weinen, Herzählen ihres Zustandes etc. Zu beachten ist, daß hierbei den Mann keine Schuld trifft.

3. Die *vāsakasajj(ik)ā,* die im Schlafgemache bereit Stehende, oder, nach *Bhānudatta,* die zur festgesetzten Zeit bereit Stehende: eine Frau, die, begierig, das Liebesfest zu feiern, sich schmückt, das Schlafgemach zurecht macht und in Erwartung des Liebsten nach der Tür sieht. Sie hegt eine Menge Wünsche, scherzt mit den Freundinnen, fragt die Botinnen aus, trägt alles Zubehör herbei, blickt auf die Straße, etc.

Digitized by Google

4. Die *kalahāntaritā*, die infolge eines Streites mit dem Geliebten Entzweite, auch *abhisaṃdhitā* oder *kupitā* genannt, ist diejenige Frau, die in einem Streite infolge von Eifersucht den Geliebten, wiewohl er ihr gute Worte gab, abwies und nun, nachdem er gegangen ist, von Unmut, Zorn und Reue gepeinigt wird. Bestürzung, Kummer, Besinnungslosigkeit, Seufzen, Fieber, Wehklagen etc. sind ihr Lohn.

5. Als *vipralabdhā*, die in ihrer Erwartung Getäuschte, ist diejenige anzusehen, die auf das tiefste beschimpft worden ist, weil der Liebste, trotzdem er ein Stelldichein mit ihr verabredet hatte, doch nicht gekommen ist. Sie zeigt Ekel, Kummer, Furcht, Nachdenken, Tränenergüsse, Ohnmacht, Seufzer, Wehklagen, Tadeln der Freundinnen etc.

6. Die *khaṇḍitā*, die hintergangene Frau, ist diejenige, deren Geliebter frühmorgens mit den Spuren des Liebesgenusses mit einer anderen, die Augen verschlafen und gerötet, vor ihr Angesicht tritt, nachdem er sie vergebens hat warten lassen. Undeutliches Sprechen, Nachdenken, Kummer, Seufzer, Schweigen, Tränenvergießen etc. bilden ihr Verhalten.

7. Die *abhisārikā*, die zum Liebesbesuche ausgehende Frau, ist bei den Dichtern besonders beliebt. Sie mißachtet die Rücksicht auf das Schamgefühl und den guten Ruf, kennt keine Gefahr, lacht des Unwetters und besucht nächtlicher Weile ihren Geliebten. Handelt es sich um eine svīyā, so sind bei ihr keinerlei Umstände nötig; eine parakīyā dagegen muß danach trachten, durch der Gelegenheit entsprechende Kleidung sich unkenntlich und sozusagen unsichtbar zu machen. Einsicht, Verstand, Schlauheit, Dreistigkeit etc. sind unerläßlich. Eine anständige Frau — so belehrt uns der Sāhityadarpaṇa — läßt bei einem Liebesbesuche ihre Schmucksachen verstummen, verhüllt sich in ihren Schleier und kriecht in sich zusammen; eine Hetäre dagegen trägt bunte, glänzende Gewänder, die Fußreifen erklingen bei der Bewegung, und ihr Gesicht erstrahlt vor Freude. Wenn eine Dienerin einen Liebesbesuch macht, dann stockt ihre Rede im Rausche, die Augen sind weit

Digitized by Google

geöffnet vor Aufregung, und sie schreitet mit langen Schritten einher.

Ein Feld, ein Garten, ein verfallenes Gotteshaus, die Wohnung einer Kupplerin, ein Wald, ein Karavanserai, ein Leichenacker, das Ufer eines Flusses — das sind die acht Stelldicheinsplätze für das Ergötzen der den Männern nachlaufenden Frauen; überhaupt kommen für sie solche Stätten in Betracht, die mit dichter Finsternis bedeckt sind.

8. Die *proṣitabhartṛkā*, die Frau, deren Gatte verreist ist, die Strohwitwe. Sie ist krank vor Liebespein; ihr Leib wird vom Monde, vom Lotus, vom Sandel und anderen kühlenden Dingen versengt. Eine bisweilen noch besonders namhaft gemachte Abart ist die Frau, deren Gatte erst verreisen will, die *proṣyatpatikā*. Ihre Existenzberechtigung weist Bhānudatta wie folgt nach: Sie fällt mit der proṣitapatikā, vipralabdhā und utkā nicht zusammen, da der Gatte ja bei ihr ist. Sie fällt mit der kalahāntaritā nicht zusammen, da kein Streit vorliegt und sie den Gatten nicht abgewiesen hat. Sie fällt auch nicht mit der khaṇḍitā zusammen, da der Tatbestand fehlt, daß der Geliebte, mit den Spuren des Liebesgenusses mit einer anderen Frau versehen, ankommt; da man ferner bei der Geliebten keinen Zorn merkt und doch eine besonders starke Neigung bei ihr zum Ausstoßen von Klagelauten, zu traurigen Blicken etc. zu sehen ist. Sie fällt nicht mit der vāsakasajjikā zusammen, da keine Verabredung einer bestimmten Zeit vorliegt und sich, gerade weil keine Zurüstungen (zur Feier des Liebesfestes) getroffen werden, Ekel etc. bei ihr einstellt. Sie fällt nicht mit der svādhīnapatikā zusammen, da ja im nächsten Augenblick schon eine Unterbrechung der Vereinigung bevorsteht; und die Überlieferung besagt doch, daß bei einer svādhīnapatikā auch nicht ein einziges Mal eine Unterbrechung der Vereinigung eintritt. Selbst wenn der Gatte sich entfernen will, wird er von seiner Geliebten daran gehindert; sonst ginge ja bei ihm das svādhīna eben in die Brüche. Ferner gibt es ja hier in diesem Falle bei dem Gatten überhaupt kein Verreisen. Außerdem findet man ja dort Ekel, Tränenvergießen, Seufzer und das

Digitized by Google

Gegenteil von Liebesfesten in Form von Waldspaziergängen etc. Auch mit der abhisārikā fällt sie nicht zusammen, da von dem Feste des Liebesbesuches nichts zu merken ist, wohl aber die innere Qual sich offenbart. Die Annahme einer besonderen Art ist also berechtigt.

Ist nun aber der Gatte doch in die Fremde gegangen, haben alle zärtlichen und betrüblichen Vorstellungen nichts genützt, so hat die Verlassene durch ihr Äußeres und ihr ganzes Verhalten zu zeigen, daß ihr die Trennung nahe geht und sie eine Wiedervereinigung herbeisehnt. Sie trägt also nur glückverheißenden Schmuck, fastet eifrig zu Ehren der Gottheit, wartet auf Nachrichten und kümmert sich um das Hauswesen. Ihre Wohnung schlage sie bei ihrer Schwiegermutter auf. Mit ihrer Erlaubnis liege sie ihren Beschäftigungen ob; sie bemühe sich, Dinge, die dem Geliebten erwünscht sind, zu erwerben oder wiederherzustellen. Bei den ständigen und den gelegentlichen Beschäftigungen sei der Aufwand der gewöhnliche. Sie denke daran, die von dem Gatten begonnenen Arbeiten zu beendigen. Sie gehe nicht zu ihren Angehörigen, außer bei Unfällen und Festen; und wenn doch, so tue sie es unter Aufsicht der Umgebung des Gatten und bleibe nicht zu lange und ohne die Kleider abzulegen, die der Abwesenheit des Gatten entsprechen. Sie unterziehe sich den von den Eltern gutgeheißenen Fasten. Mit ehrlichen, gehorsamen Dienern und nach eingeholter Erlaubnis mehre sie das Vermögen und verringere nach Kräften die Ausgaben durch Kauf und Verkauf. Bei der Rückkehr des Gatten zeige sie sich zunächst in der gewöhnlichen Kleidung, opfere den Gottheiten und bringe die gelobten Geschenke herbei.

So lautet die Vorschrift des Kāmasūtra; aber selbst die Gesetzbücher haben die Strohwitwe in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen und Regeln für ihr Verhalten aufgestellt, die im wesentlichen mit Vātsyāyanas Ausführungen übereinstimmen: Spiel und Tanz ist eben für sie einstweilen vorbei!

*

Digitized by Google

Die letzte Einteilung ist die in eine beste, mittlere und schlechte Art, je nachdem die genannten Eigenschaften vorhanden sind. Außerdem werden aber noch einige Merkmale angegeben, die ich hier im Anschluß an Bharata geben will: „Diejenige gilt als die beste Art, welche selbst wenn der Liebste unfreundlich ist, unbeirrt nichts Unfreundliches zu ihm sagt; nicht lange dem Zorne nachgibt; Fehler verdeckt; von Männern begehrt wird, die an Herkunft, Ansehen und Vermögen höher stehen; in den Leitfäden der Liebe erfahren, höflich und mit Schönheit ausgestattet ist; nur aus einer stichhaltigen Veranlassung zornig wird, aber auch, wenn (der Liebhaber) gegangen ist, ihn wieder anredet (?). und die in den besonderen Pflichten und Zeit(erforderniss)en erfahren und liebenswürdig ist.

Diejenige Frau gilt als mittelmäßig, welche die Männer liebt und von den Männern geliebt wird, im Minnedienste bewandert, gegen eine Nebenbuhlerin mißgünstig, krank vor Eifersucht oder ruhig, jähzornig und dünkelhaft ist und sich im Nu besänftigen läßt.

Als gering gilt diejenige, welche am unrechten Orte in Zorn gerät, bösartig, überaus stolz, barsch und widerspenstig ist und lange grollt." —

Wenn wir nun davon absehen, auszurechnen, wie viele Kombinationen etwa noch möglich sind, uns vielmehr mit dem bisherigen Ergebnis begnügen, so erhalten wir — arithmetisch ausgedrückt — als Gesamtsumme der möglichen Liebhaberinnen $[(1+2 \cdot 3 \cdot 2+2+1) \cdot 8] \cdot 3 = 384$; eine Zahl, über die sich höchst wahrscheinlich die alten Inder mehr gefreut haben als es uns jungen Europäern möglich ist.

Die bekanntlich außerordentlich scharf beobachtenden Inder haben auch eine ganze Reihe von Merkmalen aufgestellt, an denen man die Verliebtheit erkennen kann; und zwar tun dies nicht etwa bloß die Erotiker, sondern auch die Rhetoriker. Vātsyāyana hat darüber einen eignen Paragraphen (27), in dem es heißt: „Auge in Auge sieht die Liebende den Mann nicht an. Wenn er sie ansieht, zeigt sie Verlegenheit. Ihren prächtigen Körper enthüllt sie ihm

Digitized by Google

unter einem Vorwande. Sie beobachtet den Liebhaber, wenn er in Gedanken ist, sich versteckt hält oder vorübergegangen ist. Nach etwas gefragt, antwortet sie lächelnd, mit undeutlichen Worten und unsicherem Sinne, ganz langsam und das Antlitz geneigt. Sie liebt langes Verweilen in seiner Nähe. Fern von ihm stehend redet sie in der Meinung, daß er sie bemerken könne, ihre Umgebung unter Veränderungen des Gesichtes[1]) an; die Stelle, von der aus sie ihn sehen kann, verläßt sie nicht; bei irgend einem Anblick bricht sie in Lachen aus; dort beginnt sie eine Unterhaltung, um verweilen zu können. Sie umarmt und küßt ein auf ihrem Schoß befindliches Kind; sie malt einer Dienerin ein Stirnzeichen; auf ihre Umgebung gestützt, zeigt sie diese und jene Scherze (ordnet das Haar, gestikuliert, gähnt etc.). Sie vertraut seinen Freunden; ihre Worte hält sie hoch und befolgt sie; mit seinen Dienern hält sie Freundschaft, spricht und spielt mit ihnen; sie beauftragt sie mit ihren Geschäften, als wäre sie die Herrin; wenn sie zu jemand anderem von dem Geliebten erzählen, hört sie aufmerksam zu. Von der Milchschwester angetrieben betritt sie die Behausung des Geliebten; sie vorschiebend wünscht sie mit ihm zu spielen, zu scherzen und zu sprechen. Sie vermeidet es, sich ungeschmückt vor ihm sehen zu lassen. Um den Ohrschmuck, einen Ring oder Kranz von ihm gebeten, nimmt sie ihn beherzt von seinem Orte weg und legt ihn in die Hand der Freundin. Was er ihr gegeben hat, trägt sie stets; bei der Erwähnung anderer Freier ist sie bestürzt, und mit deren Anhang verkehrt sie nicht."

Dieses Bild stimmt im allgemeinen mit den sonstigen Angaben, im Ratirahasya, Sähityadarpaṇa, bei den beiden Rudraṭa etc. Nachzutragen aus diesen späteren Gewährsmännern wäre vielleicht, daß die Verliebte mit ihrer großen Zehe im Staube zeichnet und in Gegenwart des geliebten Mannes „Sträuben der Härchen" (Rieseln der Haut), Schwitzen, Zittern, Verfärben etc. zeigt. Sie seufzt, drückt die

[1]) Unter Brauenrunzeln, Seitenblickewerfen etc.

Digitized by Google

Hand gegen ihren Busen, dämpft ihre Stimme, knackt mit den Fingernägeln, führt doppelsinnige Reden, schlägt mit Blumen nach ihm etc. Auch das Blicken nach ihrer Achsel, das Beißen der Lippe und das Lösen und Wiederzubinden des Gürtels verrät dem Kundigen, daß das Herz der Schönen ihm entgegenschlägt; und endlich geben die indischen Gelehrten — aber merkwürdigerweise nicht die Erotiker, denen man das eher zutrauen könnte, sondern die Rhetoriker — echt indisch-realistisch an, daß bei einer liebenden Frau die . . . Bartholinischen Drüsen in Tätigkeit treten. Der Vergleich der im Zustande der Erregung befindlichen Vulva mit einem gesprungenen Gefäße, durch welches die Flüssigkeit hindurchsickert, ist den Indern sehr geläufig. Das Kāmasūtra kennt ihn als etwas ganz allgemein Bekanntes; und was die Erscheinung selbst anlangt, so begegnet sie uns auch in der Spruchdichtung, z. B. Vetālapañc. ed. Uhle, p. 15, No. 9.

Aber das ist nicht alles, was sich über die indische Liebe sagen läßt. Unsere Zeichnung wäre mangelhaft, wollten wir nicht noch der Launenhaftigkeit der Liebe gedenken, die auch in Indien eine Art Wunderblume ist. Lehrt doch Gonikāputra, einer der Vorgänger des Vātsyāyana, daß zwar die Frau Liebe empfindet, wenn sie irgend einen schmucken Mann erblickt, und der Mann ebenso beim Anblick einer schönen Frau, daß aber bisweilen aus gewissen Rücksichten aus der Sache nichts wird. Die Frau bedenkt nicht Recht oder Unrecht: sie liebt eben. Aus besonderen Gründen zeigt sie aber kein Entgegenkommen. Wird sie in der entsprechenden Weise von dem Manne umworben, so tritt sie doch zurück, wie gern sie auch darauf eingehen möchte. Wenn sie immer und immer wieder umworben wird, wird sie endlich glücklich gewonnen. Der Mann jedoch, der die Satzungen der Moral und die Überlieferung der Edlen bedenkt, tritt zurück, auch wenn er Liebe empfindet. Voll von dieser Überzeugung läßt er sich nicht gewinnen, auch wenn er umworben wird. Ohne Grund wirbt er; und auch wenn er schon geworben hat, tut er es nicht wieder. Hat er die Frau gewonnen, so wird er

Digitized by Google

gleichgültig. Er verschmäht die leicht zu Gewinnende und verlangt nach einer, die schwer zu gewinnen ist. So lautet die allgemeine Ansicht und ist keineswegs „only a matter of talk", wie der englische Übersetzer des Kāmasūtra zu p. 256 will.

Weiteres über die Liebe erfahren wir aus dem Abschnitte des Kāmasūtra, der über den Verkehr mit verheirateten Frauen handelt, d. h. also ehebrecherische Verhältnisse betrachtet. Da gibt es denn eine ganze Reihe von Gründen, die eine Frau abhalten, der Lockung der Liebe zu folgen: vor allem die Liebe zum eignen Gatten; Rücksicht auf ihre Kinder; vorgeschrittenes Alter, Gedrücktsein durch Unglück; die Unmöglichkeit, ein Alleinsein ausfindig zu machen; Zorn darüber, daß der Mann seine Anträge ohne Ehrerbietung macht; Mangel an Interesse, indem sie ihn sich nicht recht vorstellen kann; die Aussichtslosigkeit, da er bald gehen wird und seine Gedanken anderswo gefesselt sind; Unwille darüber, daß er seine Absichten nicht klar zeigt; Rücksichtnahme auf seine Freunde, denen er alles anvertraut hat; Befürchtung, daß seine Bewerbung nicht ernst gemeint sei; Ängstlichkeit, weil er eine hochgestellte Persönlichkeit sei; bei der ‚Gazelle' die Befürchtung, daß er von freurigem Temperamente oder stark versehen sei; Verlegenheit, weil er ein Elegant und in den Künsten erfahren ist, und weil sie in freundschaftlichem Verhältnis zu ihm gestanden hat; Unwille darüber, daß er Ort und Zeit nicht kennt; Unehrbietung, weil er eine Ursache der Erniedrigung für sie ist; Verachtung, weil er nichts merkt, wiewohl er ermutigt worden ist; bei der ‚Elefantenkuh', weil er ein ‚Hase' von mattem Temperamente ist; Mitleiden, er könne durch sie Unannehmlichkeiten haben; Ekel, da sie an ihm Gebrechen entdeckt; Furcht, sie könne, wenn durchschaut, von ihren Angehörigen verstoßen werden; Gleichgültigkeit, weil er ein Graukopf ist; der Verdacht, er könne, von dem Gatten beauftragt, sie auf die Probe stellen wollen; und endlich — an letzter Stelle!! — die Rücksicht auf die gute Sitte . . .

Alle diese Bedenken behebe man durch entsprechende

Digitized by Google

Gegenmaßregeln: wo der Edelmut im Spiele ist, durch Steigerung der Leidenschaft; Unfähigkeit pariere man mit dem Angeben von Hilfsmitteln, Ehrerbietung mit recht innigem Verkehre, Erniedrigung mit Hebung des Selbstgefühles und Erfahrenheit, Demütigung mit Ehrerbietung, und Furcht mit dem Gewinnen des Vertrauens.

Die alten Meister lehren nun, daß fremde Frauen, die von zartem Wesen sind, nicht durch eigenes Eingreifen, sondern durch Vermittlung einer „Botin", d. h. auf gut Deutsch: einer Kupplerin zu gewinnen seien. Vātsyāyana widerspricht dem und meint, daß überall, wo die Möglichkeit sonst geboten sei, eigenes Ausführen das richtigste sei. Die gewöhnliche Regel ist die, daß man solchen Frauen sich selbst nähert, die zum ersten Male auf Abwegen wandeln und sich ungehindert sprechen lassen; im umgekehrten Falle benutze man die Unterhändlerin; die „Liebeshebammen".

Wer selbständig werben will, schließe zuerst Bekanntschaft mit der Auserwählten seines Herzens. Man sieht sich entweder von ungefähr oder führt ein Zusammentreffen absichtlich herbei. Von ungefähr sieht man sich in der Nähe der eigenen Wohnung; absichtlich aber führt man es herbei in der Wohnung eines Freundes, Verwandten, Ministers oder Arztes; bei Hochzeiten, Opfern, Festen, Gelagen, Gartenvergnügungen etc.

Wenn der Mann die Frau sieht, blicke er sie beständig bedeutungsvoll an, ordne sein Haar, knacke mit den Nägeln, lasse die Schmucksachen erklingen, drücke die Lippen zusammen und treibe dies und jenes Ähnliche. Mit den Genossen erzähle er sich vor ihren Ohren auf sie gemünzte, aber unter anderem Namen gehende Geschichten; er zeige Freigebigkeit und Genußfreude; auf dem Schoße eines Freundes sitzend gähne er unter Strecken der Glieder und ziehe die eine Braue zusammen; er spreche undeutlich, höre auf ihre Worte, führe in Bezug auf sie mit einem Kinde oder jemand anders eine doppelsinnige, von einem anderen begonnene Unterhaltung und deute ihr hierbei selbst

Digitized by Google

seine Wünsche an; er küsse und umarme unter einem Vorwande ein Kind, wobei er sie damit meint, gebe ihm mit der Zunge Betel und berühre mit dem Zeigefinger die Kinngegend. Das alles tue er je nach den Umständen und der Gelegenheit. Er liebkose ein auf ihrem Schoße befindliches Kind, gebe ihm Kinderspielzeug und nehme es wieder zurück. Dadurch bekannt geworden, knüpfe er eine Unterredung an; und nachdem er mit jemand, der mit ihr ungehindert verkehren kann, Freundschaft geschlossen hat, handele er danach zielbewußt. Im Anschlusse daran suche er bei ihr aus- und einzugehen und erzähle im Bereiche ihrer Ohren, aber ohne sie anzusehen, von dem Lehrbuche der Liebe. Wenn aber die Bekanntschaft vorgeschritten ist, händige er ihr ein Depositum und anvertrautes Gut ein, was er von Tag zu Tag und von Augenblick zu Augenblick in einzelnen Teilen zurücknimmt; z. B. Parfüms und Betelfrüchte. Er bringe sie mit seinen eigenen Frauen in vertraulicher Unterhaltung am einsamen Orte zusammen. Wenn sie nach einem Goldarbeiter, Edelsteinhändler, Juwelier, Indigo- oder Safranfärber u. dergl. Verlangen trägt, bemühe er sich, mit den ihn selbst unter diesen Bedienenden das zu besorgen, um sie beständig zu sehen und ihr Vertrauen zu gewinnen; und während er diesem Geschäfte obliegt, besuche er sie lange, und zwar mit Wissen der Leute. Hierbei richte er seine Aufmerksamkeit auch noch auf andere Dinge. Mag sie nach einem Dienste, einem wertvollen Gegenstande oder nach der Erlernung einer Geschicklichkeit verlangen — er zeige dabei die Ausführung, Fundgrube, Herkunft, Handgriffe und Kenntnis aus seinem eigenen Wissen. Mit ihr und ihrer Umgebung streite er über früher geschehene Vorgänge in der Welt und über die Prüfung der Eigenschaften verschiedener Dinge. Hierbei werden Wetten abgeschlossen, wobei er sie zur Schiedsrichterin mache. Wenn er aber mit ihr streitet, sage er „Höchst wunderbar!" zu ihrer Ansicht. (Kāmasūtra p. 265.)

Der Werbende prüfe nun vor allen Dingen das Verhalten, das Äußere und die Gebärden der Frau. Daran

Digitized by Google

erkennt man ihre Gesinnung, und danach ist die Werbung anzubringen.

Wenn sie ihre geheimen Gedanken nicht offenbart, gewinne man sie durch eine Botin.

Wenn sie die Werbung nicht annimmt, aber immer wieder mit ihm zusammenkommt, so wisse man, daß sie unschlüssigen Sinnes ist; eine solche gewinne man nach und nach.

Wenn sie die Werbung nicht annimmt, aber ganz besonders geschmückt sich wieder zeigt und so mit ihm zusammentrifft, so wisse man, daß sie am einsamen Orte mit Gewalt gewonnen werden muß.

Die sich sogar viele Umwerbungen gefallen läßt, aber selbst nach langer Zeit sich nicht hingibt, die ist eine Kokette. Man muß sie durch das Abbrechen des vertraulichen Umganges gewinnen; denn bei dem Menschengeschlechte ist der Sinn unbeständig.

Auch wenn eine Frau umworben wird, hält sie sich bisweilen wegen seiner und ihrer eigenen Hoheit und Würde zurück und kommt nicht mit ihm zusammen, weist ihn aber auch nicht ab. Diese ist nur mit Mühe und auf Grund eines außerordentlich vertrauten Verkehrs zu erlangen. Er gewinne sie durch eine Botin, die ihre Schwächen kennt.

Wenn sie ihn bei der Umwerbung in rauher Weise zurückweist, ist sie zu verschmähen; aber selbst, wenn sie ihn hart angelassen hat, suche er sie zu gewinnen, falls sie sonst Liebe zeigt.

Aus einem bestimmten Grunde duldet sie seine Berührung, will aber nichts merken, da sie unschlüssigen Sinnes ist: eine solche muß durch Ausdauer und geduldiges Abwarten erlangt werden.

Wenn sie in der Nähe ruht, lege er wie schlafend die Hand auf sie. Ebenso beobachte sie ihn, indem sie sich schlafend stellt. Erwacht aber weist sie ihn ab, indem sie nach mehr Werbungen verlangt. Damit ist auch das Legen von Fuß auf Fuß angedeutet. — Wenn dies in Gang gekommen ist, so verschreite man weiter zur Umarmung der Schlafenden. Wenn sie das nicht duldet und sich erhebt,

Digitized by Google

aber am nächsten Tage ihr gewöhnliches Wesen zeigt, so wisse man, daß sie nach Werbung verlangt. Läßt sie sich aber nicht blicken, so wisse man, daß sie durch eine Botin gewonnen werden muß. Wenn sie in der gewöhnlichen Verfassung mit ihm zusammenkommt, nachdem sie sich lange Zeit nicht hat blicken lassen, nähere er sich ihr, nachdem sie Merkmale von Verliebtheit gegeben und ihr Wesen offenbart hat.

Diese Anzeichen der Liebe sind bei der verheirateten Frau andere als bei dem Mädchen (s. oben p. 119). Sie spricht unter Zittern und Stocken; sie hat schwitzende Finger und Zehen und schwitzendes Gesicht; zum Drücken des Kopfes und zum Massieren der Schenkel bietet sie sich selbst dem Liebhaber an; eine Krankenmasseuse, die mit der einen Hand massiert, deutet die Wonneempfindung bei der Berührung an und umarmt ihn mit dem anderen Arme; im Zustande des Erstaunens oder schlaftrunken verweilt sie, indem sie ihn mit beiden Schenkeln und Armen berührt. Sie legt eine Stelle der Stirn auf seine Schenkel; mit dem Massieren der Verbindungsstelle der Schenkel beauftragt, ist sie nicht unlustig; dabei läßt sie die eine Hand unbeweglich liegen, und erst nach geraumer Zeit nimmt sie sie weg, nachdem er sie mit seinen Gliedern wie mit einer Zange gepreßt hat. Wenn sie so die Werbung des Liebhabers wahrgenommen hat, kommt sie am nächsten Tage wieder zum Massieren. Sie ist nicht übermäßig vertraut, weist ihn aber auch nicht zurück. Am einsamen Orte offenbart sie ihren Zustand und auch anderswo als an versteckten Stellen, offen, von selbst. Sie ist von einem vertrauten Diener gefügig zu machen; wenn sie aber trotz einer solchen Aufforderung noch ebenso bleibt, wie zuvor, dann ist sie durch eine Botin zu gewinnen, die ihre Schwächen kennt. Wenn sie aber auch diese zurückweist, dann ist sie verdächtig. (Kāmasūtra p. 271.)

Während man aber einem Mädchen gegenüber zart mit seinen Werbungen ist, da es die geschlechtliche Vereinigung noch nicht kennt, wendet man sie bei einer verheirateten Frau dreist an. Wenn also ihre verliebte Gesinnung ans

Digitized by Google

Licht gekommen ist und man ihr Äußeres durchschaut hat, benutze man z. B. ihr Eigentum unter gegenseitigem Tauschen, wobei es sich um ein wertvolles Parfüm, ein Obergewand, eine Blume oder einen Ring handeln möge. Wenn sie aus seiner Hand Betel empfängt, während er sich anschickt, mit ihr in Gesellschaft zu gehen, bitte er um eine Blume aus ihrem Haarschopfe. Hierbei gebe er bedeutungsvoll ein mit den Spuren seiner Nägel und Zähne gezeichnetes, wertvolles Parfüm. Die Ängstlichkeit beseitige er durch die Werbungen, eine nach der anderen. Der Reihe nach findet statt das Hingehen an einen einsamen Ort, Umarmen, Küsse, Betelnehmen, während des Beschenkens Austausch der Sachen und Berühren der geheimen Stellen. — Wo man um die eine wirbt, soll man nicht gleichzeitig um eine andere werben. Wenn dort in dem Hause der Umworbenen eine Frau wohnt, mit der man früher die Sinnenlust genossen hat, so gewinne man diese durch liebevolles Umschmeicheln. (Kāmasūtra 268.)

*

Manche Männer haben besonderes Glück bei den Frauen, viele Frauen sind ohne Mühe zu gewinnen, andere lassen sich schwer fangen. Wir finden alle diese Herren und Damen bei Vātsyāyana und seinen Trabanten namhaft gemacht; zunächst

die bei den Frauen vom Glücke begünstigten Männer:

Die Kenner des Lehrbuches der Liebe; die im Erzählen von Geschichten Bewanderten; die von Kindheit an zusammen gewesen sind; die in Jugendfülle Stehenden; die beim Spiele und durch ähnliche Beschäftigungen das Vertrauen der Frau gewonnen haben; die ihnen von der betreffenden Frau erteilten Befehle ausführen; die trefflichen Unterhalter; die Liebesdienste tun; ehemalige Boten eines anderen; Kenner der schwachen Seite; die von einer trefflichen Frau Begehrten; die mit der Freundin heimlich zu

Digitized by Google

tun gehabt haben; die als liebenswürdig bekannt sind; die zusammen erzogen worden sind; verliebte Nachbarn; ebensolche Diener; der Gatte der Milchschwester; ein junger Schwager; Leute, die gern in das Theater und nach den öffentlichen Gärten gehen und freigebig sind; solche, deren Feuer als das eines ‚Stieres' bekannt ist; Dreiste, Helden; die an Wissen, Schönheit, Vorzügen und Genüssen dem Gatten überlegen sind, und diejenigen, die sich kostbar kleiden und leben.

Mühelos zu gewinnende Frauen

sind (außer den Hetären natürlich) solche, die man durch bloßes Werben erreichen kann; die sich immer in der Tür aufhalten; die von dem Hausdache aus auf die Hauptstraße blicken; die in dem Hause eines hübschen Nachbarn schwatzen; die beständig gaffen; die von der Seite Blicke werfen, wenn sie angeblickt werden; die ohne Grund durch eine Nebenfrau ‚überheiratet' werden; die den Gatten hassen und von ihm gehaßt werden; die der Aufsicht ermangeln; die Kinderlosen; die beständig im Schoße der Angehörigen geweilt haben; deren Kinder gestorben sind; solche, die Gesellschaften veranstalten; solche, die (dem betreffenden Manne) Liebe erweisen; die Gattinnen der Schauspieler; junge Frauen, deren Männer gestorben sind; Arme, die viele Genüsse lieben; erste Gattinnen, die viele Schwäger haben; Ehrgeizige, die unbedeutende Männer haben; auf ihre Gewandtheit Stolze; die über die Torheit des Gatten empört sind, über seine Unbedeutendheit, über seine Habgier; solche, die in der Kindheit nur mit Mühe einen Freier fanden, aus irgend einem Grunde nicht abgingen und dann umworben werden, (sind für einen Mann leicht zu gewinnen, mit dem sie) gleich an Einsicht, Charakter, Verstand, Sitten und Gewohnheiten sind; die von Natur zu derselben Partei gehören; die ohne Verschulden Mißachtung erfahren; die an Schönheit gleichen Frauen untergeordnet werden; deren Gatte verreist ist; die Frauen von Eifersüchtigen, Unsauberen, Mischlingen, Impotenten, Saumseligen, Weibischen, Buckligen, Zwergen, Häßlichen,

Digitized by Google

Juwelieren, Bauern, Übelriechenden, Kranken und Greisen (Kāmasūtra p. 262).

Aus den jüngeren Erotikern wären noch hinzuzufügen die verkrüppelten Frauen und die Künstlerinnen; Typen, die mit gleich großer Sicherheit aus dem vollen resp. tollen Menschenleben herausgegriffen sind als ihre Kolleginnen. Überhaupt ist es wohl nicht überflüssig zu bemerken, daß man der überaus realistischen, lebenswahren Darstellung des Kāmasūtra, soweit sie psychologisch oder kulturhistorisch ist, ganz besonders lebhafte Aufmerksamkeit schenken muß, um die Feinheiten recht zu verstehen. Das Kāmasūtra ist wahrlich keine leichte Lektüre, die man auf dem Lotterbette genießen könnte! —

Schwer zu erlangende Frauen

werden im Anaṅgaraṅga und Pañcasāyaka aufgezählt und als solche namhaft gemacht: die Frau, die ihren Gatten liebt, einen einzigen, beständigen Geliebten hat, der Liebe in hohem Grade entbehrt,[1]) eifersüchtig ist, viele Kinder hat, von schwerer Furcht erfüllt ist, die Eltern etc. fürchtet, beständig ist, meist auch eine Reiche, ferner eine, die stets der Unterhaltung mit der Umgebung abgeneigt und ohne Gier ist: eine solche gilt bei den Gelehrten für schwer zu gewinnen, wenn es sich um die Ausführung eines Liebesbesuches handelt.

Unter den Frauen endlich, die man ganz meiden soll, nennt Vātsyāyana vernünftigerweise an erster Stelle die Aussätzigen; dann Verrückte; Ausgestoßene; Geheimnisse Verratende; öffentlich Einladende; solche, deren Jugend größtenteils vorüber ist; allzu helle; allzu dunkle; Übelriechende; Verwandte; Freundinnen, Nonnen und die Frauen von Verwandten, Freunden, Lehrern und Königen.

Dieser strengen Ansicht steht die freiere des Bābhravya gegenüber, der da lehrt, man dürfe jede Frau be-

[1]) So habe ich Erotik p. 761 drucken lassen in dem Gedanken, daß man Liebe für Liebesverlangen nehmen solle. Man könnte ja auch premṇāvihīnā lesen, „eine, die der Liebe nicht entbehrt", das wäre aber Tautologie.

Digitized by Google

suchen, die fünf Männer aufweise; und Goṇikāputra nimmt eine vermittelnde Stellung ein, indem er die Frau eines Brahmanen, Freundes, Verwandten und Königs ausschließt. Die jüngeren Erotiker aber lehren hinwiederum, daß auch diese Frauen besucht werden dürften, wenn man dabei nicht aus Liebesleidenschaft, sondern aus einem der Gründe handelte, die den Ehebruch entschuldigen. (Darüber s. *Erotik* p. 753.)

Im Ratirahasya gilt außerdem als zu meiden ein Kind, eine Rothaarige und eine zur Beschützung Anvertraute; im Anaṅgaraṅga, die Gattin des Feindes, die Schülerin, eine Schwangere, eine Unbekannte, eine große Sünderin und eine Gelbäugige; im Pañcasāyaka eine Unbekannte, eine Dienerin, die Gattin des Feindes, die Schülerin, eine Geschwängerte, eine, die Abortus (bei sich?) hervorruft und eine Zauberin.

Selbstverständlich haben auch die Rechtsgelehrten diesen Gegenstand behandelt und Verzeichnisse von solchen Frauen aufgestellt, mit denen geschlechtlich zu verkehren eine ganz besonders schwere Versündigung bedeutet. Manu nennt den Umgang mit Blutsverwandten, Mädchen, Frauen aus der untersten Kaste, der Frau des Freundes und des Sohnes gleichbedeutend mit der Schändung des Ehebettes des Lehrers, und das ist anerkannt ein sehr schlimmes Verbrechen. Nach Gautama werden der Schänder des Ehebettes des Lehrers (gurutalpaga) und die mit den Blutsverwandten väterlicher- und mütterlicherseits geschlechtlich verkehren, aus der Kaste gestoßen. Den Koitus mit der Frau des Freundes, mit einer Blutsverwandten, einer Angehörigen desselben gotra, der Frau des Schülers, der Schwiegertochter und einer Kuh stellt er mit der Schändung des gurutalpa auf eine Stufe.

Baudhāyana nennt als zu meidende Frauen die Schwester des Oheims mütterlicherseits und die des Vaters, die eigne Schwester, die Schwestertochter, die Schwiegertochter, die Frau des Oheims mütterlicherseits, die Frau des Freundes, des Vaters, des Lehrers und des Königs.

Digitized by Google

Āpastamba nennt außer den Handlungen des Inzestes noch den Verkehr mit der Freundin der Frau des guru (geistlichen Lehrers) oder der Freundin des guru.

Nārada nennt als Frauen, die man meiden muß: die Mutter, der Mutter Schwester, die Schwiegermutter, die Frau des Onkels mütterlicherseits, des Vaters Schwester, die Frau des Onkels väterlicherseits, die Frau des Freundes, die Frau des Schülers, die Schwester, die Freundin der Schwester, die Schwiegertochter, die Tochter, die Frau des Lehrers, die Angehörige desselben gotra, eine Schutzsuchende, die Gattin des Königs, eine Nonne, Amme, ehrbare Frau und eine aus der untersten Kaste.

Besonders ausführlich ist Viṣṇu, der den Koitus mit der Mutter, der Tochter und der Schwiegertochter als Todsünde bezeichnet, die mit dem Feuertode bestraft wird; ferner nennt er als verpönt den Umgang mit der Gattin des Onkels väterlicherseits, des Großvaters mütterlicherseits, des Onkels mütterlicherseits, des Schwiegervaters und des Fürsten; mit des Vaters Schwester, der Mutter Schwester und der eigenen Schwester; mit der Frau eines Schülers, Priesters, Lehrers und Freundes; ferner mit der Freundin der Schwester, einer Frau aus demselben gotra, einer Frau aus höherer Kaste, einem Mädchen, einer Frau aus niedrigster Kaste, einer Menstruierenden, einer Schutzsuchenden, einer Nonne und einer zum Schutze Anvertrauten.

Für Könige oder hohe Beamte gibt es eigentlich überhaupt kein freies Liebesleben. Denn, wenn sie in fremde Häuser gehen, nehmen es die gewöhnlichen Leute als Vorbild, geradeso wie die Menschen die aufgehende Sonne zur Richtschnur nehmen und mit ihr sich erheben. Es gibt aber auch für hochgestellte Leute Fälle, da sie notgedrungen mit fremden Frauen leben müssen, und da brauchen sie nur gewisse Hilfsmittel zu benutzen. So sind z. B. für den jugendlichen Schulzen, Beamten und Sohn des Getreidemeisters die Frauen der Bauern auf ein bloßes Wort hin zu gewinnen. Diese werden von den Lebemännern *carṣaṇī* genannt. Mit ihnen findet die geschlechtliche Vereinigung statt bei den Fronarbeiten, dem Betreten der Getreide-

Digitized by Google

speicher, dem Herausschaffen der Waren, dem Eintreten, dem Schmücken der Häuser, bei der Feldarbeit, bei dem Abliefern von Baumwolle, Schafwolle, Lein- und Hanfbast, bei dem Abholen des Garnes, dem Kaufe, Verkaufe und Tausche von Waren und diesen und jenen anderen Geschäften.

Ebenso macht es der Hürdenmeister mit den Hirtenweibern; der Webemeister mit den Witwen, Schutzlosen und Bettelnonnen, die für ihn spinnen; der Stadtaufseher bei seinem nächtlichen Umherstreifen mit den umherschweifenden Frauen, da er deren schwache Seite kennt; und der Marktmeister bei dem Ein- und Verkaufe.

Am Mondfeste des achten Tages des Halbmonats, am kaumudi-Feste, Frühlingsfeste etc. spielen die Frauen aus den Flecken, Orten und Dörfern gewöhnlich im Hause des Herrschers mit den Haremsfrauen. Hierbei begeben sich am Ende des Gelages die Frauen aus der Stadt je nach ihrer Bekanntschaft mit den Haremsfrauen einzeln in die Frauengemächer, sitzen in Unterhaltung da, werden ehrenvoll bedient, machen sich ans Trinken und entfernen sich gegen Abend. Hierbei redet eine beauftragte, mit der Auserkorenen von früher her bekannte Sklavin des Königs diese dort an und gewinne sie durch das Zeigen reizender Sachen. Vorher schon sage sie zu ihr, während sie noch in ihrem eigenen Hause weilt: „Bei jenem Spiele werde ich dir die in dem Hause des Königs befindlichen reizenden Sachen zeigen!" So gewinne sie sie zur rechten Zeit. „Draußen will ich dir das Korallenestrich zeigen, den Edelsteinfußboden, den Baumgarten, die Weinlaube, die Badehäuser und Söller, die heimliche Zugänge in der Wand haben, die Gemälde, die zahmen Gazellen, die Kunstwerke, die Vögel, die Löwen- und Tigerkäfige" und was sie sonst noch in ihrer Gegenwart geschildert hat. Unter vier Augen erzählt sie von der auf jene gerichteten Leidenschaft des Herrschers und schildere seine Gewandtheit im Liebesgenusse. Sie bringe sie zur Zusage unter dem Versprechen der Verschwiegenheit. Wenn sie nicht darauf eingeht, komme der Herrscher selbst, ehre sie mit Höflichkeitsbe-

Digitized by Google

zeugungen, ergötze sie und entlasse sie unter Beweisen der Zuneigung.

Oder er lasse aus Sehnsucht die Frauen des in Zuneigung gewonnenen Gatten der Auserkorenen beständig in den Harem kommen. Hierbei rede die abgesandte Sklavin des Königs etc. wie oben.

Oder eine Haremsfrau schließt mit der Auserkorenen durch Zusenden der eigenen Dienerin Freundschaft; ist dies geschehen, dann lade sie sie unter einem Vorwande zum Besuche ein. Wenn sie eingetreten ist, Ehrung erfahren und getrunken hat, dann kommt die abgesandte Sklavin des Königs etc. wie oben.

Oder eine Haremsfrau lade die Auserkorene freundlich ein, um ihre Kunstfertigkeit auf dem Gebiete kennen zu lernen, auf dem sie berühmt ist. Wenn sie eingetreten ist, kommt die abgesandte Sklavin des Königs etc. wie oben.

Oder eine Bettelnonne sagt zu der Gattin eines Mannes, den Unglück getroffen hat oder der in Furcht ist: „Die und die Haremsfrau, die bei dem Könige viel gilt und sein Ohr besitzt, hört auf meine Worte. Von Natur mitleidigen Herzens, werde ich durch das und das Mittel Zutritt bei ihr suchen und dir auch Zutritt verschaffen. Diese wird das schwere Mißgeschick deines Gatten abwenden.“ Wenn sie darauf eingeht, bringe sie sie zwei-, dreimal dorthin, die Haremsfrau heiße sie unbesorgt sein, und wenn sie gehört hat, daß sie getrost sein solle und darüber hocherfreut ist, kommt die abgesandte Sklavin des Königs etc. wie oben.

Damit sind zugleich abgetan die Frauen solcher Männer, die nach Lebensunterhalt verlangen; die von den Ministern gepeinigt werden; die mit Gewalt gefangen gehalten werden; die im Lebenskampfe schwach sind; die mit ihren Gütern nicht zufrieden sind; die dem Könige angenehm sein möchten; die eine Stelle unter den Höflingen erstreben; die von den Angehörigen bedrängt werden; die ihre Angehörigen bedrängen möchten; endlich die Frauen von Spionen und anderen, die bestimmte Zwecke verfolgen.

Oder man bringe die Auserkorene, wenn sie mit einem anderen zusammenlebt, der sie aushält, allmählich in den

Digitized by Google

Harem, nachdem man sie zur Sklavin gemacht hat. Oder nachdem man durch einen Kundschafter ihren Gatten als einen Feind des Königs verdächtigt hat, bringe man sie durch das listige Mittel ihrer Gefangennahme in den Harem. Das sind die geheimen Mittel, die gewöhnlich bei den Söhnen des Königs Anwendung finden — Tyrannenwillkür!

Vātsyāyana warnt noch ausdrücklich davor, als Herrscher das Haus eines anderen in ehebrecherischer Absicht zu betreten, und nennt ein paar abschreckende Beispiele.

Öffentliches Liebesleben, wie das Kāmasūtra im Anschluß daran bemerkt, gibt es in manchen Gegenden auch; man treibt dort also Ehebruch vor aller Augen und ohne damit Anstoß zu erregen. Bei den Bewohnern von Andhra z. B. gehen die verheirateten Töchter des Landes am zehnten Tage mit irgend einem passenden Geschenke in den Harem und werden daraus erst entlassen, nachdem sie genossen worden sind.

Bei den Bewohnern von Vatsagulma besuchen die Haremsfrauen der ersten Minister den König, um ihn nachts zu bedienen.

Bei den Bewohnern von Vidarbha lassen die Haremsfrauen schöne Frauen des Landes unter dem Vorwande der Freundschaft einen ganzen oder halben Monat im Harem zubringen.

Die Bewohner des äußersten Westens geben ihre eigenen ansehnlichen Frauen als Liebesgabe den Ministern und Königen.

Um mit dem Könige zu tändeln, gehen bei den Bewohnern von Surāṣṭra die Frauen aus der Stadt in Scharen und einzeln an den königlichen Hof. (Kāmasūtra 288 ff.)

Das Urbild eines fürstlichen Wüstlings ist König Agnivarṇa, dessen galante Abenteuer Kālidāsa im neunzehnten Gesange seines Raghuvaṃśa lebenswahr und farbenprächtig wie folgt schildert:

1. Nachdem der Raghu-Sproß, nicht der letzte unter den Kennern der heiligen Schriften, seinen wie Feuer glänzenden Sohn Agnivarṇa zur Einnahme seines Sitzes ge-

Digitized by Google

salbt hatte, begab er sich weltabgewandt im späten Lebensalter in den Naimiṣa-Wald.

2. Dort vergaß er über dem Wasser des Badeplatzes die Lotusteiche; über dem kuśa-Grase, welches den Erdboden bedeckte, sein Lager; über der Laubhütte seinen Palast; und ohne nach einem Lohne zu verlangen, häufte er in der Askese verdienstliche Werke an.

3. Sein Sohn hatte keine Arbeit von der Verwaltung des Ererbten; denn der Vater, der die Feinde mit seinem Arme besiegt, hatte ihm das Land zum Genießen, nicht zum Erringen übergeben.

4. Einige Jahre waltete der Lüstling selbst des Amtes, wie es seinem Stande zukam; dann trat er es den Ministern ab und überließ seine frische Jugend den Weibern.

5. In dem von Pauken erschallenden Palaste dieses verliebten Genossen verliebter Frauen lösten Feste einander ab, eins immer glänzender als das andere.

6. Unfähig, auch nur einen kurzen Augenblick der Sinnenlust zu entbehren, hielt er sich Tag und Nacht drinnen auf und kümmerte sich nicht um die Untertanen, die nach seinem Anblick verlangten.

7. Und wenn er wirklich einmal, durch die Vorstellungen der Minister bewogen, den Bürgern den ersehnten Anblick gewährte, so tat er es, indem er bloß seinen Fuß aus der Fensteröffnung heraushängen ließ.

8. Unter Verbeugungen verehrten die Untertanen diesen, der von der zarten Röte seiner Nägel erstrahlte und so einem von der Wärme der jungen Sonne berührten Lotus ähnlich sah.

9. Voll kecken Liebesverlangens tauchte er in die Lustteiche, deren Lotusse infolge der Erschütterung durch die von Jugendfrische strotzenden Brüste der koketten Schönen schwankten, und deren Wasser Wonnestätten verbargen.

10. Dort entzückten ihn über die Maßen die Frauen mit ihren Gesichtern, an denen die Augensalbe von den Wassertropfen weggenommen und die rosige Farbe von den Lippen abgewischt worden war, so daß sie nun ihren natürlichen Liebreiz angenommen hatten.

Digitized by Google

11. Von den Geliebten begleitet, begab er sich nach der Trinkhalle, die ihn mit ihrem der Nase angenehmen Metdufte anzog, geradeso wie ein Elefant, begleitet von den Weibchen, nach den blühenden Lotusteichen.

12. Die Frauen verlangten nach dem außerordentlich berauschenden Mundnektar, den er ihnen heimlich gab; und auch er trank den von ihnen dargebrachten, indem sein Verlangen dem des vakulā gleichkam.[1])

13. Zweierlei, würdig, auf seinem Schoße zu verweilen, wich nicht von seinem Schoße: die mit ihren Tönen zum Herzen dringende Laute und die Schönäugige mit lieblicher Stimme.

14. Er selbst, der Gewandte mit beweglichen Kränzen und Armspangen, der beim Schlagen des Trommelfelles das Herz entzückte, beschämte in Gegenwart ihrer Lehrmeister die Tänzerinnen, welche bei ihren Pantomimen Fehler machten.

15. Indem er nach Beendigung des Tanzes ihr schönes Gesicht, auf dem durch den Schweiß infolge der Anstrengung das Stirnzeichen zerstört worden war, voll Liebe mit seinem Munde anhauchte und trank, lebte er beseligter als die Herren der Unsterblichen und von Alakā (Indra und Kubera).

16. Da er unstät umherflatterte und nach immer neuen Gegenständen der Liebe verlangte, sorgten die Geliebten dafür, daß er bei den Zusammenkünften, die heimlich oder offen stattfanden, die Genüsse nur halb zu kosten bekam.

17. Indem er die Liebenden hinterging, erlebte er Drohen mit den Fingerknospenspitzen, infolge des Brauenrunzelns schiefe Blicke und Fesselung mit den Gürteln mehr als einmal.

18. In den zum Liebesgenusse geeigneten Nächten mit Wissen der Botin hinter den Geliebten sitzend, hörte er deren klägliche Worte, die ein Alleinbleiben befürchteten.

19. Wenn er infolge der Vereinigung mit seinen Ge-

[1]) Der vakula, Mimusops elengi, blüht nach dem Glauben der Inder auf, wenn ihn ein schönes Weib mit ihrem Mundwasser bespritzt.

Digitized by Google

mahlinnen Sehnsucht nach nicht leicht zu gewinnenden Tänzerinnen bekommen hatte, saß er da und zeichnete ihren Körper, wobei ihm infolge des Schwitzens der Finger der Stift entglitt.

20. Aus Neid auf die Nebenbuhlerinnen, die auf die Gunst des Königs stolz waren, und infolge ihrer eigenen entflammten Leidenschaft ließen die Königinnen ihren Groll fahren und brachten unter dem Vorwande, ein Fest feiern zu wollen, den Erdherrscher dahin, daß er sie befriedigte.

21. Wenn er frühmorgens zurückkehrte und demütig die Liebenden zu trösten begann, die wegen seines vom Liebesgenusse strahlenden Gesichtes die Qualen der Zurücksetzung empfanden, betrübte er sie von neuem, weil er infolge der (den Tänzerinnen gewidmeten) Verehrung lässig war.

22. Wenn er im Schlafe die Nebenbuhlerin nannte, schmähten ihn die Frauen wortlos, indem sie sich abwandten, wobei sie ihre Tränentropfen in das Deckbett fließen ließen und die Armreifen im Zorne zerbrachen.

23. Indem die Botinnen ihm den Weg zeigten, begab er sich in die Lianenlauben, in denen Blumenlager bereitet waren, und genoß dort unter heftiger Angst vor den Haremsdamen die Liebe der Dienerinnen.

24. „Nachdem ich den Namen deiner Liebsten bekommen habe, wünsche ich auch ihr Glück zu genießen; mein Herz, ach! ist voll Verlangen!" So sprachen die Frauen, wenn er sich im Namen geirrt hatte.

25. Wenn der verliebt Scherzende aufgestanden war, verriet sein Lager seine scherzhaften Liebesgenüsse,[1]) indem es von Sandelpulver gelb gefärbt, von herabgeglittenen

---

[1]) Nach dem Kommentare des Mallinātha deutet das Sandelpulver auf den modus coeundi *vyānata*, die Kränze auf *karipada* [= aibha], der Gürtel auf *harivikrama*, der Lack auf *dhainuka*. Er zitiert das Ratirahasya, dessen Lesarten fast genau mit dem Texte übereinstimmen, den ich Erotik p. 568, 569 habe drucken lassen. Prof. Hultzsch erinnert mich an Kirātārjuniya V, 23, wo eine ganz ähnliche Situation geschildert wird.

Digitized by Google

Kränzen bedeckt, vom zerbrochenen Gürtel bedeckt und von Lack gezeichnet war.

26. Eigenhändig legte er den Frauen rote Farbe auf die Füße und war doch nicht bei der Sache, weil seine Augen durch die mit schönen Hinterbacken versehenen Hüften gefesselt wurden, von denen die Gewänder herabgeglitten waren.

27. Wiewohl seine Wünsche bei dem Liebesgenusse mit den Frauen durchaus vereitelt wurden, indem diese ihre Lippen zurückzogen, wenn er sie küssen wollte und ihn mit der Hand hinderten, wenn er den Gürtel lösen wollte, so entfachte dies sein Verlangen nur noch mehr.

28. Wenn er im Scherze hinter die Frauen trat, die im Spiegel die Spuren des Liebesgenusses betrachteten, bewirkte er durch sein im Lächeln reizendes Spiegelbild, daß jene vor Scham das Antlitz senkten.

29. Wenn er sich vom Lager erhob, legten ihm die Geliebten die Fessel ihrer zarten Arme um den Hals, setzten ihm die Fußsohlen auf seine Fußspitzen und baten ihn um den Abschiedskuß beim Scheiden der Nacht.

30. Wenn der Jüngling seine mehr als die des Śakra glänzende Königstracht auf dem Spiegelrunde erblickte, freute er sich nicht so als über seinen deutlich gekennzeichneten Schmuck, wenn er zum Liebesgenusse ging.

31. Wenn er sich unter dem Vorwande, eine Freundespflicht leisten zu müssen, von ihrer Seite entfernen und nicht mehr dableiben wollte, hielten ihn die Geliebten bei den Haaren fest und sagten: „Wir kennen sehr wohl den wahren Grund deiner Flucht, du Hinterlistiger!"

32. Durch die Anstrengung bei dem erbarmungslosen Liebesgenusse mit ihm ermüdet, ruhten die Frauen unter dem Scheine, die Umarmung kaṇṭhasūtra[1]) auszuführen, in seinen Armen, von denen sie mit ihren üppigen Brüsten den Sandel abwischten.

33. Wenn er nachts heimlich zu einer Zusammenkunft eilte, kamen die Frauen, denen es von heimlichen Auf-

[1]) Synonymon von stanāliṅgana, ***Erotik*** p. **447.**

Digitized by Google

passerinnen hinterbracht war, ihm zuvor und hielten ihn zurück mit den Worten: „Liebhaber, warum willst du uns im Deckmantel der Finsterniß hintergehen?“

34. Da er nicht satt wurde, sich von den Weibern, gleichsam den Strahlen des Sternengebieters (des Mondes), berühren zu lassen, in der Nacht wachte und am Tage ruhte, so bekam er Ähnlichkeit mit einem Nachtlotusteiche.

35. Die Künstlerinnen, deren Lippen von seinen Zähnen gequält und deren Schenkel von den Spuren seiner Nägel gezeichnet worden waren und nun doppelt gequält wurden: von der Flöte und der Laute, entzückten ihn mit ihren (vorwurfsvollen) Seitenblicken.

36. Nachdem er den Frauen heimlich einen aus Gesten, Affekten und Gesang gebildeten Tanz beigebracht hatte, ließ er ihn in Gegenwart der Freunde aufführen und wetteiferte darin mit den Meistern, die sich auf solche Aufführungen verstanden.

37. Mit auf die Schultern herabhängenden kuṭaja-[1]) und arjuna[2])-Kränzen geschmückt und den Körper mit nīpa[3])-Blütenstaub bestreut, lustwandelte er zur Regenzeit auf den künstlichen Bergen, auf denen trunkene Pfauen weilten.

38. Wenn die Frauen ihm auf dem Lager den Rücken zudrehten, weil sie ihm grollten, beeilte er sich nicht, sie zu versöhnen: er wartete, bis sie, vom Donner erschreckt, sich umdrehten und in seine Arme flüchteten.

39. In den Herbstnächten weilte er in Gesellschaft koketter Frauen auf dem mit Sofas versehenen Palastdache und genoß den von Wolken unbeeinträchtigten, klaren Mondschein, der die Ermüdung vom Liebesgenusse verscheuchte.

40. Durch die Palastfenster schaute er auf die Sarayū, die eine von Schwänen umgürtete Sandbank, gleichsam ein Frauenhüftenrund, sehen ließ und das Getändel seiner eignen Geliebten damit nachahmte.

---

[1]) Echites antidysenterica Roxb.
[2]) Terminalia Arjuna.
[3]) Nauclea kadamba.

Digitized by Google

41. Mit ihren rauschenden, nach Aloeräucherwerk duftenden Winterkleidern, die an der einen Stelle einen goldnen Gürtel zeigten, nahmen die schön gewachsenen Frauen ihn gefangen, der danach gierte, den Gürtel bald anzulegen, bald zu lösen.

42. Die für alle möglichen Arten des Liebesgenusses geeigneten kühlen Nächte wurden seine Zeugen, indem ihre Augen die ruhig brennenden Lampen waren, die man in den inneren, dem Winde nicht ausgesetzten Gemächern aufstellte.

43. Die Frauen, die die Trennung von ihm nicht ertragen konnten, legten ihren Groll ab und versöhnten ihn, als sie gesehen hatten, daß der Südwind die Mangoblüten samt den Schößlingen zum Treiben gebracht hatte.

44. Als er die Frauen, auf dem Schoße sie haltend, auf der von den Dienern in Bewegung gesetzten Schaukel schaukelte, umarmten sie ihn fest mit ihren Armen, indem sie vorgeblich aus Angst das Seil losließen.

45. Die Geliebten entzückten ihn in ihren Sommerkleidungen, mit dem auf die Brüste geträufelten Sandel, den von Perlen untermischten schönen Schmucksachen und den bis auf die Hüften herabhängenden Juwelengürteln.

46. Weil er Likör mit Mango-Zweigen, vermischt mit roten pāṭala-Blüten [Bignonia suaveolens Roxb.], trank, wurde seine Liebe wieder frisch, die infolge des Scheidens des Frühlings schwach geworden war.

47. Indem der Fürst in dieser Weise die Sinnenfreuden genoß und anderer Tätigkeit abhold war, verbrachte er, vom Liebesgotte getragen, die Jahreszeiten, wie deren Merkmale es geboten.

48. Wiewohl er so raste, konnten ihn doch die anderen Fürsten wegen seiner Macht nicht demütigen; aber die Krankheit, die aus der Wollustleidenschaft entsteht, richtete ihn zu Grunde, gerade so wie Dakṣas Fluch den Mond.[1])

[1]) Dakṣa verfluchte den König Soma (Mond), weil dieser seine übrigen Töchter, mit Ausnahme der Rohiṇī, verschmähte, die er liebte. Der Fluch zeigt sich heute noch wirksam in Gestalt der Abnahme (Schwindsucht) des Mondes.

Digitized by Google

49. Wiewohl er das Verderben sah, hörte er doch nicht auf die Ärzte und mied die Sinnenlust nicht. Wenn die Schar der Sinne von den süßen Lüsten gefangen ist, läßt sie sich schwer davon abbringen.

50. Sein Hinscheiden infolge der Tabes, wobei er bleiche Gesichtsfarbe bekam, wenig Schmuck trug, beim Gehen sich aufstützte und leise sprach, bekam Ähnlichkeit mit der Haltung eines Liebenden.

51. Als der König an der Schwindsucht erkrankt war, glich sein Haus dem Himmel, wenn der Mond die letzte Phase erreicht hat; dem Teiche im Sommer, von dem nur noch der Schlamm übrig ist; einer Lampe, deren Flamme ganz klein geworden ist.

52. „Sicher wird unser Herrscher in diesen Tagen die Handlung zur Erlangung eines Sohnes vornehmen": so sagten die Minister, seine Krankheit verheimlichend, zu den Untertanen, die ein Unheil befürchteten.

53. Aber obwohl der Genosse vieler Frauen, sah er doch nicht sündentilgende Nachkommenschaft, sondern erlag der Krankheit, die der Ärzte Bemühungen trotzte, wie die Lampe dem Winde.

54. Unter dem Vorwande, die Krankheit abwenden zu wollen, kamen die Minister in dem Palastgarten mit dem der letzten Opfer kundigen Hauspriester zusammen und legten jenen heimlich auf den aufgeschichteten Scheiterhaufen.

55. Dann beriefen sie schnell eine Versammlung der angesehensten Bürger, und nachdem man an seiner Gemahlin deutlich die glückverheißenden Zeichen der Schwangerschaft wahrgenommen hatte, bekam sie die Fürstenwürde.

56. Ihre Leibesfrucht, die zuerst infolge des Kummers über ein solches Ende des Fürsten mit heißen Tränen erhitzt worden war, wurde wieder erfrischt durch das aus den Öffnungen goldener Krüge gegossene kalte Wasser, wie es der Weihe des Geschlechtes entsprach.

57. Die Königin, welche diese Leibesfrucht, gleichsam

Digitized by Google

wie die Erde die im Monat śrāvaṇa[1]) gesäete Saat, im Innern trug, zum Heile der auf die Zeit der Entbindung wartenden Bürger, beherrschte zusammen mit angesehenen, bejahrten Ministern, auf goldenem Throne sitzend, das Reich nach des Gatten Vorschrift, und ihre Befehle wurden nicht übertreten."

*

Hier läßt sich am besten das einfügen, was die indischen Erotiker über das Liebesleben der Frauen der verschiedenen Landesteile überliefert haben. Hören wir zunächst Vātsyāyana (p. 129 ff.):

Die Bewohnerinnen des Mittellandes, meist arischer Abstammung, haben ein feines Benehmen beim Liebesgenusse und hassen Küsse, Nägel- und Zahnmale. [Das Mittelland ist die Gegend zwischen Himālaya und Vindhya; nach anderen das Land zwischen Gaṅgā und Yamunā.] Freude an mannigfacher Kleidung, Charaktergüte, Gattentreue und Sinn für die Handfertigkeiten werden ihnen sonst noch zugeschrieben.

Ebenso sind die Frauen aus dem Lande Bālh (im Norden) und von Avantī (aus der Gegend von Ujjayinī; die westlichen Mālavās); sie haben aber Hang zu absonderlichen Liebesgenüssen, die ihnen außerordentliche Wonne bereiten. Der Pañcasāyaka behauptet, sie erfreuten sich an Schlägen mit der Handfläche, seien erst durch lange währenden Koitus zu befriedigen und verhüteten die Konzeption durch Betrug.

Die Frauen aus dem östlichen Mālava und von Abhīra lieben besonders Umarmungen, Küsse und zarte Berührung mit Nägeln und Zähnen, verwerfen Verwundungen und sind durch Schläge zu gewinnen.

Die Bewohnerinnen des Binnenlandes der fünf Flüsse, d. h., die aus dem Panjab, treiben fellatio; daneben sind allerdings auch Umarmungen, Küsse etc. gebräuchlich. Lamairesse vermutet, daß hier „plaisier lesbien ou sa-

[1]) Ein Monat der Regenzeit.

Digitized by Google

phisme, titillation ou succion du clitoris ou de la vulve ou de tous les deux avec la langue" gemeint sei. Die Smaradīpikā meint, sie liebten den Koitus mit dem Gesichte nach unten und das Zausen der Haare; sonst schreibt man ihnen sehr feuriges Temperament zu, bewegliche Augen, schlanken Wuchs, Unbefriedigung beim Liebesgenusse, Lüsternheit nach verschiedenen Männern und Jähzorn neben bösartiger Gesinnung.

Die Bewohnerinnen des äußersten Westens (am westlichen Meere) und Lāṭa sind feurig und machen leise sīt. Sie geraten unter sanften Schlägen und Verwundungen mit Nägeln und Zähnen reichlich in Orgasmus.

Die Frauen in Strīrājya und Kośalā [dem heutigen Oudh] verlangen harte Schläge, sind eben heißblütig und benutzen vielfach künstliche Vorrichtungen. Die von Kośalā schlagen nach dem Pañcasāyaka unter Wonneschauern ihre Nägel ein, sprechen böse Worte, sind bei dem coitus inversus gut zu gebrauchen und sind wahrlich Verursacherinnen von Schreckensnächten.

Die Frauen von Andhra (südlich von der Narmadā und östlich von dem Gebiete der Karṇāṭa, im Dekhan) sind von Natur zart, lieben die Wollust, haben unlautere Gelüste und sind von unfeinem Benehmen. Im Ratirahasya wird ihnen eine besondere Vorliebe für den coitus equinus zugeschrieben, was zu der Aussage des Kāmasūtra p. 138 stimmt. Vergl. Erotik p. 533.

Die Frauen von Mahārāṣṭra (zwischen der Narmadā und dem Lande Karṇāṭa) entbrennen durch die Anwendung der sämtlichen vierundsechzig Künste, lieben unanständige, grobe Reden und sind auf dem Lager von ungestümem Beginnen. Nach der Smaradīpikā lieben sie, ebenso wie die Frauen von Strīrājya und Kośala, Küsse und Umarmungen und sind entzückt über künstliche penes.

Ebenso sind die Frauen von Pāṭaliputra; sie zeigen das aber nur im geheimen. Der Anaṅgaraṅga kennt diese Einschränkung nicht.

Die Frauen der Draviḍa (südlich von Karṇāṭa) geraten nur ganz langsam in Orgasmus, wenn sie von An-

Digitized by Google

fang an manuell gereizt werden. Yaśodhara meint, daß dabei die Bartholinischen Drüsen nur ganz wenig Flüssigkeit absondern, keine wollüstige Ohnmacht eintritt und überhaupt keine libido vorhanden ist; es kommt bei ihnen also erst nach heftigen Anstrengungen zum Orgasmus, und ihre Leidenschaft erschöpft sich in einem einzigen Koitus. Das Ratirahasya schreibt ihnen aber im Gegensatz dazu „reichliche Liebesflüssigkeit" zu (prabhūtakandarpajalā Draviḍyo).

Die Frauen von Vanavāsa (östlich von dem Lande Kaṅkaṇa) sind mäßig feurig, ertragen alle Liebkosungen, verhüllen den eigenen Leib, falls er einen sichtbaren Fehler hat, spotten über den anderer und vermeiden Tadelnswertes und unanständige, grobe Reden.

Die Frauen von Gauḍa haben sanfte Sprache, sind voll Zuneigung und besitzen zarte Glieder. —

Die Frauen von Guzerat sind nach dem Ratirahasya die Wohnung der Scherze, ein Schatzhaus der Liebe; sie haben freundliche Sprache, sind in der Gesamtheit der Künste bewandert, haben schönes Haar, einen schlanken, zarten Körper, verursachen wonniges Zittern und sind auf Erden berühmt wegen ihrer Leidenschaft. Sie tragen spielende Locken, haben üppige Brüste, schöne Augen und lieben äußerlichen und innerlichen Genuß ohne Roheit. Aus dem Pañcasāyaka ließe sich vielleicht schließen, daß sie immissio penis in vas non naturale lieben; s. Erotik p. 332, Anm.

Die Frauen von Vaṅga (Bengalen) haben einen schlanken, zarten Körper, süße Stimme, Verlangen nach Umarmungen und Küssen, mäßiges Feuer, festes Auftreten und sind dem Liebeskampfe abgeneigt.

Die Frau aus Kāmarūpa (Assam) ist zart wie eine Acacia Sirissa, wird sehr feucht, geht durch bloße Berührung mit den Fingern in Liebeslust auf, schwärmt allein für das Theater des Liebesgottes und hat eine freundliche Sprache.

Die Frau von Utkala (Orissa) und Kaliṅga ist von heftiger Leidenschaft ergriffen, liebt Zahnmale und Nägel-

Digitized by Google

wunden und ist ganz besonders auf den Mundkoitus versessen; nach dem Anaṅgaraṅga liebt sie den coitus inversus.

Die aus Kuntala stammende Frau empfindet die höchste Freude über die mannigfachen Verwundungen mit den Nägeln, die heftigen Schläge mit der Hand und die Ausführung der verschiedenen Arten des Mundkoitus; sie verlangt nach unaufhörlichen Liebeskämpfen, ist ohne Scham und besitzt große Leidenschaft.

Die Frau von Cola ist fein, beglückt durch ihr behagliches Temperament, zeigt offen ihre Liebesleidenschaft und ist von unbeständiger, verräterischer Sinnesart.

Die Frau von Tirabhukti liebt die mannigfachen Nebengenüsse, ist auf der Bühne der Liebeslust geschickt, hat Augen wie weit aufgeblühte Lotusse, heftet ihre Neigung fest an den Liebsten, wünscht eine Neigung, welche den Übermut des Liebesgottes entflammt und hat einen sanften Gang. Nach dem Pañcasāyaka besitzt sie weder zu geringes noch zu heftiges Feuer.

Die in Puṣpapura geborenen und die aus Tilaṅga stammenden Frauen sind erfahren in der Lehre vom Liebesgenusse, schamhaft, lieben die Nebengenüsse (Umarmungen, Küsse etc.), besitzen ein äußerst feuriges Temperament und sind herzerfreuend. Der Pañcasāyaka nennt die Frauen von Madra mit denen von Tilaṅga zusammen und sagt, sie seien geschickt in jeder Art Koitus, dem Trunke zugetan, geschickt im Kratzen mit den Nägeln und duftend wie Blumen.

Die im Sauvīra-Landstriche und Malaya heimischen Frauen sind zart, haben schöne Sprache, sind durch einen kurzen Genuß zu befriedigen, voll Verwegenheit, ohne Furcht und Scheu und von gleichmäßiger Figur.

Die aus Kāmboja und Pauṇḍra stammenden Frauen ermangeln der Kunst, die Nägel etc. anzuwenden; sie finden Befriedigung in dem Rammeln beim Liebesgenusse, sind ihrem Wesen nach sehr bösartig und feurig.

Die Weiber der Barbaren, die in Parvata geborenen und ebenso die aus Gāndhār, Gandhya und Kaśmīr haben übelriechende Leiber, sind mit einem kurzen Genusse zu-

Digitized by Google

frieden und ermangeln der Neigung zu Küssen und Umarmungen. Der Pañcasāyaka behauptet von ihnen, sie gleichen im Liebesgenusse dem Vieh.

Nach der Smaradīpikā lieben die Frauen von Simhala (Ceylon) mannigfache Liebesgenüsse; die von Nepāl vertragen Pressen und Schlagen nicht. —

Alle diese Angaben sollten nicht sowohl in einem Lehrbuche der Liebe, als vielmehr in einem solchen für Ethnologie stehen. Die Inder sind aber von ihrem Standpunkte aus vollauf berechtigt, auch den national-lokalen Gebräuchen und Geschmacksrichtungen ihre Aufmerksamkeit zu widmen, da sie die Forderung aufgestellt haben, der Mann müsse alles tun, um die Frau zufrieden zu stellen; Gleichheit der beiden Ehehälften ist das Ideal der indischen Liebestheoretiker und -Praktiker. Trotzdem hat es eine Autorität gegeben, die von der ängstlichen Beachtung der Landessitten nichts wissen will; das ist Suvarṇanābha. Nach ihm ist die Gewohnheit des Individuums wichtiger als die Sitte des Landes. Es gibt also keine unter allen Umständen zu beachtenden Gebräuche der Länder; vielmehr ist bei einer Kollision die Gewohnheit des Individuums wichtiger als die des Landes. Vātsyāyana billigt die Meinung des Suvarṇanābha, denn er bekämpft sie ja nicht ausdrücklich, wie Yaśodhara sagt. Jedenfalls darf nicht verschwiegen werden, daß es nach der Smaradīpikā vorgekommen ist, daß die Frau den Mann umbrachte, weil sie beide einander zu unähnlich waren.

Was das Geschlechtsleben der Parsen anlangt, so erscheint der Lehre Zoroasters die geschlechtliche Ausschweifung als das verhaßteste Laster. Der Wunsch, die Moralität unbeschädigt zu erhalten, hat von Anfang an den ersten Gesetzgeber und nach ihm die Führer der Gemeinde beschäftigt; und so sehen wir in den heiligen Büchern der Parsen die ungesetzliche Verbindung der beiden Geschlechter auf das strengste verurteilt. Die liederliche Frau wird für ungeeignet erachtet, ein Gebet zu verrichten, und für so schandbar angesehen, daß man sie meiden muß. Was den Kindesmord anlangt, jenes abgekürzte und leichte

Digitized by Google

Mittel, den unbequemen Zeugen einer unerlaubten Liebschaft verschwinden zu lassen, so wird er ohne Umschweife verdammt. Ebenso betrachtete man seit alten Zeiten die Abtreibung vermittelst schändlicher Tränke als ein ungeheuerliches Verbrechen, welches streng geahndet wurde. Die leichtsinnige Frau, ihr Geliebter und ihr Helfershelfer waren gleichermaßen schuldig,[1]) das Werk der Natur zerstört zu haben; das vor der hinterlistigen Vernichtung bewahrt gebliebene Kind, das unschuldige Opfer selbstsüchtiger Eltern, mußte auf Kosten des Vaters bis zu seinem siebenten Jahre ernährt und erzogen werden. Der größte Kummer für Ahura Mazda ist die *Jahi*, die liederliche Frau, die in sich die Kraft von Guten und Bösen, Götzendienern und Gläubigen, Sündern und Frommen aufnimmt. Solche Geschöpfe sind mit mehr Recht zu töten als Vipern, als heulende Wölfe, plus que la louve sauvage qui fond sur la ferme, plus que la grenouille avec ses mille petits qui fond sur les eaux. (D. Menant, Musée Guimet II, 7, 177.)

---

[1]) Die entsprechende Stelle im Vendidâd 15, 9. lautet nach Geiger p. 337: „Wenn jemand mit einem Mädchen Umgang hat, das unter Vormundschaft steht oder nicht, das verlobt ist oder nicht und es schwanger macht, so soll das Mädchen nicht aus Scham vor den Leuten durch Wassertrinken oder durch pflanzliche Mittel seine Regeln künstlich hervorbringen. Wenn das Mädchen dies tut, so ist das von ihm eine Kapitalsünde. — Wenn jemand mit einem Mädchen Umgang hat, das unter Vormundschaft steht oder nicht, das verlobt ist oder nicht, und es schwanger macht, so soll das Mädchen nicht aus Scham vor den Leuten seiner Leibesfrucht einen Schaden zufügen. Wenn sie es tut, so bringt das beide Eltern, sie selbst und den Vater, in Sünde, so tut sie beiden Eltern Schaden an, und beide müssen wegen des Schadens der Geschädigten die Buße einer wissentlichen Schuld tragen. — Wenn jemand mit einem Mädchen Umgang hat . . ., wenn das Mädchen dann sagt: „Das Kind ist von diesem Manne gezeugt," und wenn dann der Mann sagt: „Suche eine alte Frau zu gewinnen und frage sie um Rat," und wenn dann das Mädchen eine alte Frau gewinnt und sie um Rat fragt, und die alte Frau bringt ihr ein Mittel aus Hanf . . . oder sonst eines von den abtreibenden Kräutern und sagt: „Damit töte das Kind," und wenn dann das Mädchen seine Leibesfrucht ertötet: dann sind sie gleich schuldig, der Mann, das Mädchen und die Alte." cf. Geldner, K. Z. 25, 158.

Digitized by Google

Das *Panchayet*, „der Rat der Fünf", wacht mit großer Strenge darüber, daß die Heiligkeit der Ehe hochgehalten wird. Ein gewisser Jamsetjee Byramjee Luskuree, der Vater eines der Mitglieder des Panchayet, war im Besitze eines gewaltigen Vermögens von Kalkutta nach Bombay zurückgekehrt. Er scheute sich nicht, den neuerdings wieder zu Ansehen gebrachten Gesetzen entgegenzuhandeln, und verheiratete sich bei Lebzeiten seiner Frau mit einer anderen in einem kleinen Orte aus der Umgegend von Surat. Zur Strafe wurde nicht nur Jamsetjee und seine neue Frau exkommuniziert, sondern auch der eigene Vater derselben wurde gezwungen, sie von dem väterlichen Herde zu verjagen, um nicht seinerseits die Exkommunikation zu verwirken. Im Innersten getroffen, kannte der reiche Jamsetjee kein Maß und Ziel mehr und scheute sich nicht, den Priester zu schlagen, dem der Auftrag geworden war, ihm das Urteil zu überbringen. Vor den Rat gerufen, bekundete er sein Bedauern über diese häßliche Szene und zeigte sich bereit, sich jeder beliebigen Strafe zu unterziehen, die dem Panchayet gutdünken möchte, wobei er im Herzen die Hoffnung hegte, daß man es gnädig mit ihm machen würde; aber es wurde folgendes beschlossen: Der Schuldige sollte eigenhändig einen seiner Schuhe ergreifen, sich fünfmal damit in Gegenwart der Gemeinde prügeln und dann, mit einem *putka* (groben Stoffe) am Halse, den Panchayet und ebenso den beleidigten Priester um Verzeihung bitten, letzterem auch den Betrag der Summe zurückerstatten, die zu seiner Verfolgung hatte ausgegeben werden müssen.

Es geschah am 16. Juni 1818, daß Jamsetjee im Tempel des Dadiseth gerichtet und verurteilt wurde, sich vor allen seinen Glaubensgenossen zu demütigen. Den 2. Juli darauf, nach Erniedrigungen und Entschuldigungen ohne Zahl, sah sich Jamsetjee um seiner Rehabilitierung willen ohne Widerrede gezwungen, mit dem *putka* am Halse vor dem Panchayet zu erscheinen, seiner ersten Frau alle ihre Sachen und Kleinodien zurückzugeben und zu ihrem Unterhalte eine Summe von zweitausend Rupien zu hinterlegen. Seine zweite

Digitized by Google

Frau wurde gezwungen, sich einer Läuterungszeremonie zu unterwerfen und an den Panchayet eine Buße zu zahlen. Erst nach Erfüllung dieser harten Bedingungen wurde Jamsetjee wieder in den Schoß der Gemeinde aufgenommen. (D. Menant im Musée Guimet II, 7, 245.)

Noch viel schlimmer ergeht es den Ehebrechern und Frauen oder Mädchen, die sich verführen lassen. Die Todesstrafe war ihnen gewiß, wenn die Parsen selbst die Gerichtsbarkeit ausübten. Anquetil Duperron erzählt einen gräßlichen Fall, Zend-Avesta II, 606: „Eine junge Parsin von Barotch ließ sich von einem Parsen verführen. Die Sache kam vor den chef civil, der alle beide, nach der Entscheidung der Priester, zum Tode verurteilte. Der Parse fand Gelegenheit, zu entwischen; aber bei dem Mädchen war es die eigene Mutter, die, von den Priestern angefeuert, am meisten darauf brannte, die Hinrichtung zu beschleunigen. Der durch eine beträchtliche Summe gewonnene Gouverneur gestattete den Parsen, dabei nach ihrem Brauche zu verfahren. Das Mädchen wurde also in die Versammlung des Volkes geführt, und zwar von ihrer eigenen Mutter, die dann ihren Kopf auf ihre Kniee legte und ihr den Hals zudrückte; die Priester vollendeten die Abschlachtung dieses Opfers ihres blutdürstigen Eifers . . ."[1])

Diese Hinrichtung geschah in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts; Stavorinus, der zwanzig Jahre danach reiste, bestätigt es und nennt p. 362 als Todesstrafen der Schuldigen Steinigung, Ertränken, Bastonade oder Gift. Auch meint er, es sei sehr schwer, eine Parsin zu verführen, was für Mittel man auch anwende; so groß sei bei ihnen die Furcht vor dem gewissen Tode. —

Bei diesen strengen Maßregeln zur Verhütung der Unsittlichkeit kann es nicht wundernehmen, wenn der Rat der Fünf es jeder Frau ohne Ausnahme untersagte, an den zügellosen Festen der Hindus, z. B. der Holi, sich zu be-

[1]) Denselben Brauch haben auch die Hindus. Er heißt cynisch *cold suttee:* meistens versieht dabei die eigene Mutter das Henkersamt bei ihrer schuldigen Tochter. (*Indian Spectator* 1883, bei Menant 250.)

Digitized by Google

teiligen, die berühmten Pagoden derselben zu besuchen und am Kultus der Mohammedaner teilzunehmen.

Die Peguaner leben liederlicher als sonst ein Volk in Indien. Es scheint, als ob die Weibspersonen aller Scham gute Nacht gesagt hätten. Sie gehen ganz nackt oder hängen, wenn es hoch kommt, ein Stückchen so dünnen Zeuges und mit so schlechter Vorsichtigkeit um die Mitte des Leibes, daß man gemeiniglich eines ungehinderten Anschauens genießt. Zu ihrer Entschuldigung gaben sie *Sheldon* gegenüber vor, es habe vor Alters eine Königin im Lande diese Tracht eingeführt und in der guten Absicht, die Mannspersonen vor schändlichen Ausschweifungen zu bewahren, dem weiblichen Geschlechte befohlen, sich auf eine solche Art zu kleiden, damit dadurch die Begierden derselben beständig angeflammt werden möchten. *(Reisebeschreibungen* X, 576.*)*

In Patan (Pegu) wird der Ehebruch mit dem Tode bestraft; trotzdem kommt er sehr häufig vor, und zwar „propter propudiosam mulierum libidinem et lasciuiam maximam." Unverheiratete aber verkehren höchst ungebunden miteinander, da keine Strafe für derartige Ausschweifungen festgesetzt ist. Wenn Fremde nach Patan kommen, um dort ihren Handelsgeschäften nachzugehen, werden sie gefragt, ob sie nicht der Dienste einer Frau bedürfen; ja, junge Frauen und Mädchen bieten in sehr großer Zahl ihre Dienste selber an. Der Mann darf nach Belieben wählen und mietet die Frau immer auf einen Monat; sie kommt dann in sein Haus und ist am Tage die Magd, in der Nacht die Gattin. Während dieses Verhältnisses haben sich beide Teile des Verkehres mit anderen Frauen bezw. Männern zu enthalten; es soll auf diese Weise der Schein einer richtigen Ehe gewahrt bleiben. Nach Ablauf der ausbedungenen Zeit scheidet man in Freundschaft und Frieden! *(Linschoten* 22.*)*

Von der Üppigkeit der Frauen der Nairs weiß *Barbosa* (p. 133) zu berichten: Wiewohl sie in Polyandrie leben, versagen sie ihre Gunst doch keinem Brahmanen oder Nair, der sie bezahlt. Sie halten die Kenntnis alles dessen, was zur Ergötzung der Männer dient, für ehrenvoll und glauben,

Digitized by Google

daß eine als Jungfrau gestorbene Frau nicht in das Paradies komme.

Auf Sumatra wird die Ausschweifung der Mädchen sehr streng mit Geldstrafen geahndet, desgleichen bei den Battas obscöne Reden und unzüchtige Handlungen. (Mantegazza 45.)

Weitere Beispiele verschiedener Geschmacksrichtungen s. unten.

*

Von dem Haremsleben, soweit es sich um den Liebesverkehr zwischen dem König und seinen Frauen handelt, gibt das Kāmasūtra in § 38 eine recht anschauliche Beschreibung: Kränze, Salben und Gewänder sollen die Kämmerer oder Zofen der Haremsdamen dem Könige darbringen, als von den Gebieterinnen gesandt. Der König nehme es an und gebe ihnen als Gegengeschenk Opferüberbleibsel. Am Nachmittage besuche er geschmückt alle wohlgeputzten Frauen des Harems auf einmal. Je nach Alter und Würde weise er ihnen ihre Plätze an, beobachte achtungsvolle Behandlung und beginne scherzhafte Geschichten zu erzählen. Darauf besuche er ebenso die punarbhūs (s. oben); dann die Hetären, die drin wohnen und die Schauspielerinnen. Deren Plätze sind die ihnen zukommenden Galerien. Die Kammerfrauen aber sollen, von deren Dienerinnen begleitet, dem Könige, wenn er sich am Tage von dem Lager erhebt, melden, welche Frau an der Reihe ist, welche übergangen worden ist, und welche ihre Regeln hat; und sollen das von ihnen gesandte, mit einem Ringabdruck versehene Geschenk, Salben etc. überbringen und Reihe und Regel angeben. Von welcher der König hierbei etwas annimmt, die bezeichnet er damit als an der Reihe. — Bei Festen finden Gelage und allseitige, entsprechende Ehrung statt; ebenso bei Konzerten und Schaustellungen.

Die im Harem wohnenden Frauen dürfen nicht ausgehen, und die draußen Befindlichen haben keinen Zutritt, abgesehen von solchen, deren Lauterkeit man kennt.

Digitized by Google

So bleibt die Ausführung der Taten des Liebesgenusses unbeeinträchtigt.

Ein Mann aber, der mehrere Frauen im Harem hält, sei gleichartig gegen sie; er zeige keine Mißachtung und dulde keine Lügen. Das Verhalten beim Wollustspiele, ein körperliches Gebrechen oder eine vertrauliche Zurechtweisung der einen, teile er den anderen nicht mit. Er lasse den Frauen nimmermehr freien Lauf, wenn es sich um eine Nebenbuhlerin handelt; und diejenige, welche eine andere schmäht, belaste er gerade mit ebendenselben Vorwürfen. Er ergötze die Frauen, die eine durch heimliches Vertrauenerwecken, die andere durch offene Verehrung, wieder eine andere durch Ehrerbietung. Durch den Besuch der Gärten, Genüsse, Geschenke, Verehrung ihrer Verwandten und durch heimliche Liebesdienste ergötze er jede für sich. —

Trotzdem sind die Haremsdamen mit ihrem Lose nicht zufrieden und suchen Trost bei anderen Männern oder faute de mieux bei gewöhnlicher oder mutueller Selbstbefriedigung. Es hat dies nichts Überraschendes an sich; überall, wo Personen gleichen Geschlechtes zusammengepfercht sind, in Pensionen, Alumnaten, Kasernen, Gefängnissen etc., treten ja bekanntlich onanistische Manipulationen mehr oder minder häufig auf. Bedenken wir das heiße Temperament der Inderinnen, so dürfen wir es ohne weiteres glauben, wenn uns berichtet wird, daß die heutigen Frauen in Indien der Masturbation in hohem Grade frönen. Aber die der alten Zeit haben es nicht besser gemacht. Vātsyāyana sagt (p. 296 ff.), da nur ein einziger Gatte vorhanden sei, in den sich mehrere Frauen teilen müßten, so fänden sie keine Befriedigung. Sie stillen also einander das Verlangen mit künstlichen Vorrichtungen. Sie verkleiden die Milchschwester, eine Freundin oder Sklavin als Mann, und diese muß sie dann vermittelst penisähnlicher Knollen,[1]) Wurzeln[2]) und Früchten[3]) oder auch mit künst-

[1]) Von Amorphophallus campanulatus, Musa sapientum etc.
[2]) Von Borassus flabelliformis, Pandanus odoratissimus.
[3]) Von Lagenaria vulgaris, Cucumis utilissimus etc.

Digitized by Google

lichen Gliedern befriedigen. Das Kāmasūtra sagt nichts Näheres zu dieser Stelle; es ist aber klar, daß die Ersatzmänner in Frauengestalt die Knollen in derselben Weise gebraucht haben, als es die Männer mit dem künstlichen Penis zu tun pflegten.

Auch männliche Bildsäulen mit hochragendem männlichen Attribute vertreten im Harem die Stelle von Männern von Fleisch und Blut; und schließlich besuchen die Besitzer der Harems mitleidsvoll auch ohne Liebesregung in einer Nacht sogar mehrere Frauen unter Anwendung von künstlichen Vorrichtungen. Zu der sie aber Liebe haben, die an der Reihe ist oder eben ihre Regel gehabt hat, gegen die handeln sie aus Neigung. So ist die Sitte bei den Bewohnern des Ostens.

Gewöhnlich aber lassen die Frauen im Harem in Frauenkleider gehüllte Lebemänner mit den Dienerinnen eintreten. Um sie zu überreden, mögen sich die im Harem befreundeten Milchschwestern Mühe geben, indem sie ihnen die günstigen Aussichten vormalen. Sie beschreiben die Bequemlichkeit des Eintrittes und die Stelle des Ausganges, sprechen von der Geräumigkeit des Gebäudes, der Unachtsamkeit der Wächter und der nur zeitweisen Anwesenheit der Dienerschaft. Durch eine unwahre Darstellung aber sollen sie die Leute nicht bewegen einzutreten, weil das verkehrt ist.

Ein Lebemann aber betrete selbst einen leicht zugänglichen Harem aus sich selbst heraus nicht ohne weiteres, weil er voller Gefahren steckt, sagt Vātsyāyana. Wenn er jedoch gesehen hat, daß der Harem einen Ausgang hat, dicht von dem Lusthaine umgeben ist, verschiedene lange Hallen besitzt, wenige und zwar unaufmerksame Wachen hat und daß der König verreist ist — aus diesen Gründen und wenn er vielfach aufgefordert wird, trete er ein, wobei ihm jene Frauen ein listiges Mittel angeben, nachdem er im Gedanken an den ihn erwartenden Genuß den Zugang zu den Hallen erspäht hat. Wenn die Möglichkeit vorhanden ist, entferne er sich jeden Tag. Mit den Wächtern draußen verkehre er unter einem Vorwande; er zeige

Digitized by Google

sich anhänglich an eine Dienerin, die drin zu tun hat und um seine Sache weiß. Wenn er eine solche nicht findet, offenbare er seinen Kummer durch die Frauen, die hineingehen, und richte somit einen vollständigen Botinnendienst ein. Er lerne die Späher des Königs kennen. Wenn die Botin keinen Zutritt erlangen kann, stelle er sich da auf, wo die Auserkorene, deren Wesen er kennt, ihn sehen kann. Auch dort schütze er den Wächtern gegenüber sein Interesse für eine Dienerin vor. Wenn sie die Augen auf ihn richtet, bekunde er sein Wesen durch Gebärden. Wo sie zu erscheinen pflegt, lege er ein sie darstellendes Gemälde nieder, doppelsinnige Liederbruchstücke, Spielsachen, mit Malen versehene Kränze und Ringe. Die Gegenantwort, die sie gibt, betrachte er eingehend. Darauf bemühe er sich, hineinzukommen. Wo er weiß, daß sie beständig hingeht, da stelle er sich vorher heimlich auf. Oder er trete zu der von ihr gutgeheißenen Zeit in der Verkleidung als Wächter ein. Oder er wird, in einen Teppich oder Mantel versteckt, hinein- und herausgeschafft. Oder er verliere Schatten und Gestalt vermittelst der Zauberei puṭāpuṭa: Die Ausführung derselben ist diese: Man verbrenne das Herz eines Ichneumons, Früchte von Trigonella corniculata und Lagenaria vulgaris, ohne den Rauch herauszulassen. Darauf verreibe man dies mit gleichen Teilen schwarzer Augensalbe. Wenn man damit die Augen salbt, geht man ohne Schatten und Gestalt umher. — Oder er dringe am kaumudi-Feste ein, wenn viele Lampen von dem Volke getragen werden, oder vermittelst eines unterirdischen Ganges. Bei dem Herausschaffen von Gegenständen; bei dem Hineinschaffen von Getränken für festliche Gelage; bei dem Umherrennen der Dienerinnen; auch bei dem Wechsel der Wohnung; dem Umtausch der Wächter; dem Besuche der Gärten und Prozessionen; bei der Heimkehr von einer Prozession; wenn der König zu einer Wallfahrt aufgebrochen ist, die erst nach geraumer Zeit Erfolg hat: da geschieht gewöhnlich das Hineindringen junger Männer und ebenso das Hinausschaffen.

Bei den Bewohnern des äußersten Westens bringen

Digitized by Google

die am königlichen Hofe verkehrenden Frauen ansehnliche Männer in den Harem, da derselbe nicht besonders sorgfältig bewacht wird.

Bei den Bewohnern von Abhīra besorgen die Frauen ihr Liebesgeschäft mit den Haremswächtern, die aus der Kriegerkaste stammen.

Bei den Bewohnern von Vatsagulma schaffen sie mit den Botinnen junge Elegants in deren Kleidung hinein.

Bei den Bewohnern von Vidarbha vermischen sich die Frauen mit ihren eigenen, frei aus- und eingehenden Söhnen, ausgenommen die leibliche Mutter.

Bei den Bewohnern von Strīrājya vermischen sich die Frauen ebenso mit den sie besuchenden Angehörigen und Verwandten, mit keinem anderen.

Bei den Bewohnern von Gauḍa geschieht es mit Brahmanen, Freunden, Bedienten, Sklaven und Aufwärtern.

Bei den Bewohnern vom Induslande sind es die Pförtner, Diener, die in dem Harem freien Zutritt haben und andere derartige Leute.

Bei den Bewohnern des Himavat (= Himālaya) bestechen tollkühne Männer den Wächter mit Geld und dringen zusammen ein.

Mit der Absicht, Blumenspenden zu überbringen, besuchen die Brahmanen der Stadt die Haremsfrauen mit Wissen des Königs. Ihre Unterhaltung geht hinter einem Vorhange vor sich, und bei dieser Gelegenheit findet die geschlechtliche Vermischung statt: so bei den Bewohnern von Vaṅga, Aṅga und Kaliṅga.

Bei den Bewohnern des Ostens verbergen die Frauen, neun oder zehn zusammen, je einen jungen Mann. —

Übrigens wollen wir uns der Worte von Frances Billington erinnern, die das ihr wahrscheinlich unbekannt gebliebene Kāmasūtra ganz auf ihrer Seite hat, wenn sie p. 123 sagt:

„Women live their lives so closely under one another's ken, that there is not the possibility for anything like widespread laxity to exist. Where women of varying ages, tempers, and ambitions are living together, whatever they

Digitized by Google

may do in annoying one another over pitty spites and jealousies, it becomes a certainty that neither will venture on a course that would give all by whom she was surrounded the most powerful handle of all against her."

Und dann die grausame Bestrafung der schuldigen Frauen!

Der König von Kandi benutzte der Sage nach die kleine von Bambusstauden überwucherte Insel inmitten des in der Nähe des Königspalastes angelegten Sees als Strafplatz für die in Ungnade gefallenen Damen seines Harems; sie wurden in Säcke eingebunden auf diese Insel geschafft und den dort in den hohlen Bambusstauden hausenden Kobraschlangen preisgegeben. (Boeck 27.)

Es ist nun an der Zeit, bei einer der bekanntesten Erscheinungen der indischen Literatur zu verweilen, die uns auf Schritt und Tritt begegnet und zum unentbehrlichen Inventar der indischen Lyriker gehört. Das ist die „Botin", dūtī; gerade herausgesagt, die Kupplerin. Sie spielt die größte Rolle im Liebesleben; sie dient in den verzweifeltsten Fällen noch als erfolgreiche Liebeshebamme, und ihre gelungenen Streiche bilden nicht den reizlosesten Teil der Erzählungsliteratur. Wer sich an einem poetischen Gemälde solcher weisen Frauen ergötzen will, dem empfehle ich die Lektüre der beiden ersten altindischen Schelmenbücher von Johann Jakob Meyer (Leipzig, Lotusverlag).

Über die Verwendung der Kupplerin sind die Gelehrten in Indien nicht einig. Während Auddālaki lehrt, sie komme nicht in Betracht bei solchen, die noch nicht vertraut sind und die ihr Wesen noch nicht erkannt haben, behauptet Vātsyāyana gerade das Gegenteil, weil in diesem Falle die Botin Vertrauen erweckt. Die Anhänger des Bābhravya sagen: sie findet Anwendung bei solchen, die zwar noch nicht vertraut sind, aber ihr Wesen offenbart haben; und Gonikāputra meint: bei solchen, die zwar vertraut sind, aber ihr Wesen noch nicht offenbart haben.

Zur Übernahme diskreter Botendienste eignen sich nun in erster Linie alle diejenigen Frauen, deren Männer, ihrem

Digitized by Google

Geschäfte entsprechend, ungestört in den Häusern aus- und eingehen. Das sind Wäscher, Barbiere, Kranzwinder, Händler mit Wohlgerüchen, Schnapsverkäufer, Bettler, Kuhhirten, Betelverkäufer, Goldarbeiter, sowie die drei Typen: Piṭhamarda, Viṭa und Vidūṣaka, über die man sich etwa in meinen *Beiträgen zur ind. Erotik* p. 197 ff. unterrichten möge. Außer diesen werden uns von den Erotikern noch genannt: Witwen, Wahrsagerinnen, Sklavinnen, Bettelnonnen und Künstlerinnen, weil diese schnell Zutritt finden, Vertrauen erwecken und sich besonders auf die Befugnisse der Zunft verstehen, wie Vātsyāyana sagt. Freundinnen, junge Mädchen, Kammerzofen, Buttermilchverkäuferinnen, Ammen, Nachbarinnen, Frauen von ehrbarem Äußeren und die Milchschwester finden wir daneben noch namhaft gemacht; und endlich dienen — gerade wie anderswo auch — verschmitzten Leuten selbst Puppen, auffallende Gegenstände, Tiere, Papageien und Predigerkrähen zur Verrichtung von Botendiensten, wofür wir z. B. bei Govardhana viele Beispiele haben.

Die Zusammenkunft wird ermöglicht bei dem Besuche einer Gottheit, bei Prozessionen, bei dem Spiele in den öffentlichen Gärten, dem Hinabsteigen in das Wasser heiliger Badeplätze, bei Hochzeiten, Opfern, ausgelassenen Festen, Feuersbrünsten, Räubergefahr, wenn das Heer ausrückt, das Volk mit Gaffen beschäftigt ist und bei ähnlichen Gelegenheiten, lehren die Anhänger des Bābhravya. Im Hause einer Freundin, Bettelnonne oder Büßerin ist die Zusammenkunft nach Goṇikāputra leicht zu ermöglichen. Nach Vātsyāyana aber ermöglicht dasjenige Haus eine bequeme Zusammenkunft, dessen Eingang und Ausgang man kennt und wo man an die Abwehr von Gefahren gedacht hat.

Die Theoretiker der Liebe haben nicht ermangelt, verschiedene Kategorien von Kupplerinnen aufzustellen. Wir zählen bei Vātsyāyana und im Ratirahasya deren acht, von denen die drei ersten im Sāhityadarpaṇa wiederkehren: die bevollmächtigte, die beschränkte, die Briefträgerin, die selbständige, die einfältige, die Gattinbotin, die stumme und

Digitized by Google

die Windbotin. Ihre Beschreibung lautet nach dem Kāmasūtra p. 282 ff.:

Die bevollmächtigte Botin ist die, welche nach eigenem Ermessen das Ziel erreichen hilft, nachdem sie bei dem Liebhaber und der Liebhaberin nach Wunsch den Sachverhalt kennen gelernt hat. Gewöhnlich kommt sie zur Anwendung bei solchen, die miteinander bekannt sind und sich gesprochen haben; von der Liebhaberin beauftragt auch bei solchen, die sich noch nicht kennen und gesprochen haben; und aus neugierigem Übermut, wenn beide Teile einander entsprechen und füreinander passen, auch bei solchen, die sich noch nicht kennen.

Die beschränkte Botin ist die, welche nur einen Teil der Sache und nur einen Teil der Werbung kennt und den Rest vollendet. Sie findet Verwendung bei solchen, die ihr beiderseitiges Wesen durchschaut haben, sich aber nur sehr selten sehen können.

Die Briefträgerin überbringt nur Botschaften. Sie dient dazu, für solche, deren Neigung sehr tief ist und die miteinander vertraut sind, Ort und Zeit des Stelldicheins anzugeben.

Die von einer anderen als Botin abgeschickt selbständig zu dem Liebhaber geht und, anscheinend ohne etwas zu wissen, entweder den mit ihm zusammen im Traume vollzogenen Liebesgenuß schildert, oder ein Verwechseln des Namens, und seine Gattin tadelt; mit Bezug darauf selber Eifersucht zeigt; oder die irgend einen Gegenstand hingibt, der mit den Nägeln und Zähnen gezeichnet ist; oder die da sagt: „Ich habe daran gedacht, dir zuerst etwas zu geben"; oder unter vier Augen ihn befragt: „Wer ist schöner, ich oder deine Gattin?" — die ist eine selbständige Botin. Eine solche zeigt sich und wird empfangen am einsamen Orte. Auch diejenige ist eine selbständige Botin, die sich zwar unter dem Scheine einer freundlichen Gesinnung einer anderen widmet, aber vermittelst des Überbringens der Botschaft derselben den Liebhaber für sich gewinnt und jene vernichtet. Auch ein Mann kann übrigens in dieser Weise handeln.

Digitized by Google

Nachdem eine Liebende das Vertrauen der einfältigen Gattin des Geliebten gewonnen und auf diese Weise ungehinderten Zutritt erlangt hat, frage sie nach dem Treiben des letzteren, lehre sie die Kniffe der Verliebten, schmücke sie bedeutungsvoll, lasse sie in Zorn geraten, unterrichte sie, wie sie sich zu verhalten habe, bringe ihr selber Nägel- und Zahnmale bei und offenbare dem Manne auf diese Weise ihr eigenes Wesen. Das ist die einfältige Botin. Durch sie lasse man auch die Gegenantworten übermitteln.

Oder man verwende die eigene, einfältige Gattin, bringe sie mit der Auserkorenen nach Gewinnung des Vertrauens zusammen, lasse durch sie sein Wesen offenbaren und seine eigene Geschicklichkeit ausposaunen — das ist die Gattinbotin. Durch sie ergründe man das Wesen jener.

Oder man sende eine junge, keine Sünde kennende Sklavin unter einem unschuldigen Vorwande ab. Dabei lege man in einem Kranze oder einem Ohrgehänge heimlich einen Brief nieder oder bringe daselbst Nägel- und Zahnmale an. Das ist die stumme Botin. Durch sie erbitte man ihre Gegenantwort.

Eine, die in gleichgültiger Weise ein Wort übermittelt, welches das Merkzeichen einer den beiden Liebenden von früher bekannten Sache enthält und von keinem anderen verstanden werden kann, oder was alle Welt versteht, aber doppelsinnig ist, eine solche ist die Windbotin. Durch sie erbitte man ebenfalls ihre Gegenantwort. —

Nachdem nun eine solche Liebesbotenfrau durch ihr ehrbares Getue Zugang bei der Auserkorenen gefunden hat, muß sie darauf bedacht sein, Bresche zu schießen. Sie ergötze die Frau also durch erdichtete Erzählungen, durch Angabe der Mittel, wie man sich den Mann geneigt machen könne (subhagaṃkaraṇa), durch weltliche Geschichten, Erzählungen der Dichter, Abenteuer von anderen Frauen und durch Lobpreisung ihrer Schönheit, ihres Wissens, ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Charakters. Sie lasse sie Reue empfinden, indem sie sagt: „Wie kommst du so Treffliche zu einem solchen Gatten? Meine Liebe, er ist nicht würdig, dir auch nur einen Sklavendienst zu leisten!“ — Sie er-

Digitized by Google

wähne in ihrer Gegenwart, bei Vorhandensein der rechten Stimmung bei der Frau, nachdrücklichst das matte Temperament des Gatten, seine Eifersucht, Falschheit, Undankbarkeit, Unlust zum Liebesgenusse, seinen Geiz, seine Unbeständigkeit und andere geheime Fehler an ihm; und über welches Gebrechen sie sie empört sieht, vermittelst dieses dringe sie vor. Wenn sie eine ‚Gazelle' ist, dann ist es kein Fehler, wenn der Mann ein ‚Hase' ist. Wohl aber wäre es ein Fehler, wenn er ein ‚Hengst' wäre. Dasselbe gilt mutatis mutandis für den Fall, daß sie eine ‚Stute' oder eine ‚Elefantenkuh' ist.

Sie berichte über des Liebhabers Wandel, entsprechendes Wesen und Lieben. Ist jene in der richtigen Verfassung, dann erörtere sie listig ihren Hauptzweck in folgender Weise: „Höre diese merkwürdige Begebenheit, meine Liebe! Jener Verliebte, ein so feiner junger Mann, befindet sich in geistiger Umnachtung, nachdem er dich kaum bei der und der Gelegenheit gesehen hat. Von Natur sehr zart, hat er nun Qualen zu erdulden, er, der vorher nie von einer anderen Seite gequält worden ist. Daher ist es möglich, daß er heute noch den Tod erleidet." So schildert sie seinen Zustand. Hat sie das glücklich durchgesetzt, so führe sie am nächsten Tage die Erzählung weiter, nachdem sie an der Stimme, dem Gesichte und den Augen ihre günstige Gesinnung gemerkt hat. Vor ihren Ohren erzähle sie von Ahalyā, Avimāraka, Śakuntalā usw. und noch andere hierher passende landläufige Geschichten. Sie spreche von der Manneskraft, der Kenntnis der vierundsechzig Künste und von der Beliebtheit des Liebhabers. Sie schildere seinen heimlichen Liebesgenuß mit einer angesehenen Frau, mag er stattgefunden haben oder nicht; und beachte ihr Benehmen wie folgt:

Die Auserkorene unterhält sich mit der Botin, indem sie sie lächelnd ansieht; sie ladet sie zum Sitzen ein; sie fragt, wo sie gewesen ist, geruht, gegessen, sich herumgetrieben oder was sie sonst vorgenommen hat. Am einsamen Orte zeigt sie sich; sie läßt kleine Geschichten erzählen; in Gedanken dasitzend seufzt und gähnt sie; sie

Digitized by Google

spendet Liebesgaben; bei Opfern und Festen gedenkt sie ihrer; sie entläßt sie unter der Bedingung, daß sie wiederkommt: „Da du so schöne Worte im Munde führst, wie kannst du da so etwas Unschönes sagen?“ — mit diesen Worten läßt sie sie, wenn sie anzüglich wird — fortfahren! Sie gibt die Fehler des Liebhabers zu, die in Falschheit und Wankelmut bestehen. Sie trägt Verlangen, daß die Botin von einem früher etwa schon stattgehabten Sehen und der Anknüpfung der Unterhaltung mit ihm erzähle, während sie selbst nicht davon spricht. Wenn die Wünsche des Liebhabers aufgezählt werden, lacht sie geringschätzig, ohne dabei aber Unmut zu äußern.

Sie zeige herzerfreuende Geschenke, Betel, Salben, Kränze, Ringe oder Kleider, die er gesandt hat. An diesen seien, wie es sich gehört, die Spuren der Nägel und Zähne des Liebhabers und mannigfache andere Male. Auf das Kleid lege er die mit Safran gefärbten ineinander gelegten Hände, damit ein Abdruck entsteht. Sie zeige eingeritzte Blätter mit den Bildnissen verschiedener Gedanken; von Briefen begleitete Ohrgehänge und Diademe. In diesen deute er seine Wünsche an. Die Botin ermahne die Frau zum Spenden von Gegengeschenken.

Die Botin bestärke sie auch, nachdem sie ihr Wesen durchschaut hat, durch das Erinnern an den Liebhaber. Ist sie aber noch nicht vertraut, dann gewinne sie sie durch die Erzählung von den Vorzügen und die Berichte von der Leidenschaft desselben. (Kāmasūtra p. 276.)

Wenn aber alles nicht hilft und die geliebte Person gefühllos bleibt, dann gibt es eben nichts weiter als zu Zaubermitteln seine Zuflucht zu nehmen. Vātsyāyana sagt p. 365 ganz richtig, daß Schönheit, Vorzüge, Jugend und Freigebigkeit die geeignetsten Mittel seien, die Neigung der Frau zu gewinnen; er versäumt aber nicht, gleich darauf eine Menge Rezepte und Ratschläge zum corriger la fortune zu geben, die natürlich alle den gewünschten Erfolg haben!

Die Versuche, auf künstliche Weise Liebe zu erwecken und der Glaube an die Wirksamkeit solcher Mittel sind alt genug in Indien, sie gehen auf die vedische Zeit zu-

Digitized by Google

rück und entnehmen ihre Zaubersprüche dem heiligen Veda! Durch Calands Übersetzung des zum Atharva-Veda, dem Zauber-Veda, gehörigen *Kauśikasūtra* (Amsterdam 1900) ist es jetzt auch den Fernerstehenden leicht möglich gemacht worden, einen tiefen Blick in diese hochinteressante Seite menschlichen Denkens zu tun und sich dabei staunend zu überzeugen, daß in mancher Hinsicht zwischen Brahmane und Shamane kein Unterschied besteht! Wir lesen dort p. 117 (= 35, 21—28):

„Den Liedern II, 30, VI, 8, VI, 9 und VI, 102 kommt (die folgende Handlung) zu. Zwischen zwei Holzspänen, die einem Baume und einer um diesen Baum wachsenden Liane entnommen sind, rührt er (die folgenden Substanzen) mit Schmalz zusammen: einen Pfeilschaft, Sthakara-Salbe, Costus speciosus, Süßholz und durch Sturm entwurzeltes Gras, (das er alles fein gestoßen und mit einem der zitierten Lieder eingesegnet hat); (damit) berührt er (die Frau, deren Neigung er gewinnen will).

22. Mit dem Liede III, 25 (d. h. indem er dasselbe flüstert), stößt er (die Frau, deren Neigung er gewinnen will, wenn sie in seiner Nähe steht,) mit dem Finger an.

23. Einundzwanzig nach Osten gerichtete[1]) Dörner (der Madanī-Pflanze), (mit Schmalz) beschmiert und mit dem Liede III, 25 eingesegnet, legt er aufs Feuer.

24. (Einundzwanzig) Spitzen von Kudī-Pflanzen (= badarī, Judendorn, Zizyphus jujuba) mit einem (roten) Faden (umwickelt) und mit dem Liede eingesegnet, legt er aufs Feuer.

25. Einen mit frischer Butter (unter Aussprechung des zitierten Liedes) bestrichenen Costus speciosus (kuṣṭha) wärmt er dreimal täglich, drei Tage hindurch, am Feuer.

26. Nachdem er die beiden langen Bretter (seines Bettes) so gelegt hat, daß die obere Seite zu unterst gekehrt ist, legt er sich (das Lied flüsternd) hin.

27. (Eine mit) heißem Wasser (gefüllte Schüssel) hängt

[1]) d. h. natürlich, die an der Pflanze nach Osten gerichtet waren. [Caland.]

Digitized by Google

er in einer (Schlinge) mit drei Schnüren (,das Lied aussprechend,) vorne an das Fußende und bringt diese (auf dem Bette) liegend mit den großen Zehen in Bewegung.

28. Einer Tonfigur (der Person, deren Neigung er erzwingen will,) schießt er mit einem mit einer Sehne von Hanf versehenen Bogen einen Pfeil ins Herz, der einen Dorn als Spitze hat, der mit Eulenfedern versehen ist und dessen Schaft von schwarzem *Ala*-Holz gemacht ist (,nachdem er das Lied darüber ausgesprochen hat.)"

Was die Erotiker anlangt, so hat das Kāmasūtra keine eigentlichen Zaubersprüche, wohl aber die jüngeren Texte, Ratirahasya etc., die auch das Versenken in mystische Kräfte als wirksam empfehlen. Wir finden da zunächst den „Spruch des Herrschers Liebesgott", Kāmeśvaramantra, der nach dem Ratirahasya so lautet: „Wenn man eine Blüte der Butea frondosa hunderttausendmal bespricht und den zehnten Teil so oft opfert, dann ist der Spruch des Herrschers Liebesgott vollendet, der dann, der Flamme einer Lampe gleich, wie mit einer Spritze in die Vulva eindringt, nach dem Kopflotus geht und zu der von Nektar träufelnden Liebeswasserrose gelangt. Wenn man an ihn denkt, bringt er die Geliebte sofort zum Orgasmus und macht sie gefügig. Zuerst kommt Kāma, dann der Name der zu erringenden Frau, im Akkusativ angefügt, dann die Worte ‚führe herbei, mache gefügig', endlich der Laut kraum nach dem Laute oṃ." [Der Spruch lautet also: „Kāma amukim ānaya naya vaśatāṃ kraum oṃ.] „Die mystische Kraft Kuṇḍalinī, an der Brust, der Stirn und der Wohnung des Liebesgottes bedacht, zieht sicherlich selbst eine Frau von strahlender Schönheit an, macht sie gefügig und bringt sie zum Sprühen. Wenn der Mann jene siebenhunderttausendmal gemurmelt hat, wird er der Geliebten gegenüber leibhaftig zum Liebesgotte, in der Redegewandtheit zu Vācaspati, dem Herrn der Rede, und gegen Gift gefeit wie Garuḍa, der Erbfeind der Schlangen."

Auch der heilige Laut oṃ hat dieselbe Wirkung, wenn man eine Blüte der Bignonia suaveolens zwanzigtausendmal damit bespricht und die Hälfte davon so oft opfert.

Digitized by Google

Bei einem anderen Spruche legt man den Ringfinger der linken Hand auf das Haus des Liebesgottes, wie der Inder schamhaft-poetisch den cunnus nennt; bei einem andern benutzt man von einer Jungfrau zu Staub geriebenen Samen von Flacourtia cataphracta samt Rindsgallenstein und streut das der ersehnten Frau auf den Kopf.

Daß man die linke Hand benutzt, die linke Seite der Frau zum Zielpunkte dieses Hokuspokus macht und den Atem nach links gehen läßt, gehört unbedingt zum Gelingen des Werkes und ist auch sonst wohlbekannt; z. B. im Kauśikasūtra, dessen Index nachzusehen ist unter „Linke" und „Linksherum".

Der Cāmuṇḍā- und Viśveśvarī-Spruch, den wir bei den Erotikern noch finden, wird in ähnlicher Weise angewendet; man vergleiche meine *Erotik* p. 922 ff.

Zaubersprüche für die vier Klassen der Frauen, padminī etc., geben uns der Anaṅgaraṅga und Pañcasāyaka. Für die Bezauberung der padminī schreibt man den betreffenden Spruch [*Erotik* 930] auf ein Blatt des Piper Betle, bespricht es samt einer mit Honig versehenen Blume an einem Sonntage hundertmal (nach dem Pañcasāyaka tausendmal) und überreicht es der Frau, die dadurch gewonnen wird. Handelt es sich um eine citriṇī, so zerreibe man eine Muskatnuß, tränke sie mit dem Saft der Wurzel von Musa sapientum, trockne es an den Sonnenstrahlen und tue es in ein Blatt vom Piper Betle. Nachdem man das mit dem dazu erforderlichen Spruche [*Erotik* 931] besprochen hat (fünfhundertmal nach dem Pañcasāyaka), überreiche man es an einem Sonntage. Sobald die citriṇī das gegessen hat, wird sie dem Manne untertan. — Der śaṅkhiṇī überreiche man eine mit dem *Erotik* p. 932 angegebenen Spruche (hundertmal an einem Sonntage) besprochene Wurzel der Tabernaemontana coronaria und eine Frucht der Aegle marmelos. — Der hastinī gibt man einen mit Honig zerriebenen Taubenflügel, den man (an einem Sonntage hundertachtmal, Pañcas.) besprochen hat. Kürzer steht dies alles im Ratirahasya; *Erotik* p. 933 f.

Digitized by Google

„Besondere Liebeszauber" habe ich l. c. p. 934 eine Reihe von Praktiken genannt, die ich dem Ratirahasya entnommen habe und hier in extenso wiedergebe: „Wer auch nur ein einziges Mal eine Frau genießt, nachdem er seinen Penis mit dem aus der Luft herbeigeholten Kote des (Vogels?) valguli bestrichen hat, bewahrt sie von vornherein vor dem Verlangen nach einem anderen Manne. Wenn dieser Kot in der Weise des puṭapāka (d. h. in Blätter gewickelt und dann mit Lehm umhüllt) geglüht und damit, samt sauerem Haferschleime, die Vulva bestrichen wird, bleibt die Schöne ihrer Liebe treu und ist eine Stätte des Reizes . . . Die Frau, an deren Lagerkopfende ein Kamelknochen getan wird, der von einem von der rechten Seite eines Mannes stammenden Knochen durchbohrt ist, hängt diesem an zur Zeit des Liebesgenusses."

Aus dem Kāmasūtra entnehme ich folgende besondere Praktiken: Man trage das Auge eines Pfaus oder einer Hyäne, mit Gold bestrichen, in der rechten Hand: das wirkt bezaubernd.

Ebenso trage man eine Brustbeere (vom badara, Zizyphus jujuba) und eine Muschel als Amulett, welche nach den Regeln des Atharva-Veda geweiht sind.

Die Anwendung des Penis, der mit dem mit Honig vermischten Pulver von Datura alba, Pfefferstaude und Piper longum bestrichen ist, wirkt gewinnend.

Ebenso wirkt es, wenn man den Penis (oder die Frau?) mit dem Pulver von im Winde fortgeführten Blättern, Totenopferüberresten und von Pfauenknochen bestreut.

Das Pulver von einem von selbst gestorbenen Geierweibchen mit Honig vermischt und darin samt den Früchten der Myrobalane gebadet; oder Euphorbia-Schößlinge in Stücke geschnitten, mit Pulver von rotem Arsenik und Schwefel versehen, siebenmal getrocknet und zu Pulver gerieben: damit und mit Honig den Penis vor der Vereinigung bestrichen, wirkt gewinnend.

Wenn man mit eben diesen pulverisierten Sachen, vermischt mit Affenkot, irgend ein Mädchen bestreut, wird es keinem anderen gegeben.

Digitized by Google

Eine Frau, die man mit Pulver von Dornen der Euphorbia antiquorum, vermischt mit Boerhavia procumbens, Affenkot und der Wurzel der Jussieua repens bestreut, liebt keinen anderen.

Die Frau, welche einen Mann auf einer Rohrpfeife blasen hört, die mit Salvinia cucullata, Costus speciosus, Tabernaemontana coronaria, Flacourtia cataphracta, Pinus deodora und Euphorbia neriifolia (oder antiquorum) bestrichen ist, wird ihm untertan.

Aus dem Ratirahasya (= *Erotik* 907 f.): „Die Frau, in deren Ohren der Mann sanft hineinbläst, nachdem er eine unter dem Mondhause puṣya herausgeholte rudrajaṭā-Schlingpflanze zerkaut hat, bekommt im Nu Orgasmus. Die Frau, welche mit dem Staube der beiden Stoßzähne des Elefanten, vermischt mit dem Flügelpaare einer auf einem vom Winde fortgeführten Blatte von einem Totenkranze sitzenden Biene, bestreut wird, läuft dem betreffenden Manne nach. Die Frau, welche von einem Manne mit einem Brennholzscheite geschlagen wird, das dieser von dem gemeinschaftlichen Scheiterhaufen eines Ehepaares genommen hat, auf dem dasselbe verbrannt worden ist, die geht ihm sicherlich nach. Die Frau, deren Name auf die Fläche eines von der rechten Seite stammenden Knochens von einem tollen Hunde geschrieben und mit den Kohlen von dem Feuer eines Scheiterhaufens eingebrannt wird, wird gewonnen . . . Gewinnend wirkt das in Mehl (Kalk?) getane Pulver eines Wurmes von der Leea hirta, oder Borax, mit dem Safte von muni-Blättern (Agati grandiflorum) beträufelt und mit den Ausscheidungen des eigenen Leibes (Schweiß, Speichel, Blut, Harn und Samen) verbunden. Der Staub von der Brust einer schwarzen Hündin samt dem Pulver einer Fliege macht selbst die Gattin des Vasiṣṭha gefügig, wenn man es ihr mit dem eigenen Samen versehen beibringt . . . Die Salbung des Penis mit vajri-Stücken (einer Art Euphorbia), die mit pulverisiertem roten Arsenik und Schwefel wiederholt getränkt und mit nach vorheriger Trocknung zermahlenem Honig bestrichen sind, wirkt gewinnend . . . Pulver von Costus speciosus, Blättern

Digitized by Google

des blauen Lotus, Bienenflügeln, Wurzeln der Tabernaemontana coronaria und Leea hirta, mit Blut vom Ringfinger beträufelt und auf den Kopf gestreut, wirkt ebenso. Ein Öl, mit einer Paste aus Blättern vom blauen Lotus, Sida cordifolia (oder rhombifolia), Boerhavia procumbens und Ichnocarpus frutescens bereitet und als Augensalbe benutzt, nennt man das beste Mittel, jemand gefügig zu machen. Ein Öl, aus der Zunge, dem Penis, dem Herzen, der Nase und den Augen eines von einem Elefanten getöteten Mannes in der Nacht, die auf einen Sonntag unter dem Mondhause puṣya fällt, auf einem Leichenacker zubereitet, nennen die Weisen unter der Bezeichnung „Stachelstock des Liebesgottes" als ein starkes Mittel zum Gefügigmachen: wenn man davon zu essen oder zu trinken gibt oder damit berührt, macht es alles gefügig. Eine Räucherung, hergestellt aus Aloeholz, Costus, Safran, Sandel und Pinus deodora-Blütenhonig, wird *cintāmaṇi* genannt und gilt als ein Mittel, welches höchst gewinnend wirkt. Haramekhalākāra meint, daß diese Räucherung bei dem Verkehre mit der Geliebten, dem Werben um ein Mädchen und dem Verkaufe von kostbaren Waren Glück verleihe. Wenn man seinen eigenen Samen in die von den Eingeweiden befreite Bauchhöhle eines Sperlings hineintut, Wasser von Euphorbia antiquorum dazu gibt, dann aus zwei flachen Schalen eine Dose bildet, es sieben Tage auf den Ofen setzt, daraus eine Pille herstellt und diese in der Speise reicht, so zieht das sogar die Gattin des Vaśiṣṭha schnell an und gewinnt sie . . . Die Wurzel einer weißen Sida cordifolia, herausgeholt, nachdem man einem Brahmanen eine Speisung mit Milchreis zugesagt hat, von einem Mädchen zerrieben und in das Essen getan, ist das stärkste Mittel, Abneigung zu beseitigen. Wenn man die Brust mit den Eiern aus dem Laubenhause einer Ficus infectoria und einer Ficus religiosa, die ihre Wurzeln verschlungen haben, bestreicht und dann eine innige Umarmung ausführt, beseitigt das die Abneigung der Gazellenäugigen. Weißes Panicum dactylon, weißes Solanum und weiße Clitoria Ternatea (oder Alhagi Maurorum), samt Wurzeln und Blüten mit Betel verab-

Digitized by Google

reicht, machen Mann und Frau untertan . . . Wer sogleich nach Beendigung des Liebesgenusses mit seinem Samen den linken Fuß oder auch das Herz der Schönäugigen bestreicht, der ist ihr Bestgeliebter."

Was sonst noch für Mittel angepriesen werden, um ein sprödes Herz zu gewinnen, bietet uns das Kāmasūtra und das Ratirashasya in einem so bunten Durcheinander, daß wir schon genötigt sind, die Einteilung des Anaṅgaraṅga und des Pañcasāyaka zu Grunde zu legen, um Ordnung hineinzubringen. Letztere haben 1. bezaubernd wirkende *tilakas*, Stirnzeichen, ein Mal, welches man vielleicht mit den „mouches" vergleichen darf; 2. Augensalben zur Erweckung der Leidenschaft; 3. Liebespuder; 4. Neigung erweckende Speisen; 5. Salben als Liebeszauber; 6. Räucherungen.

Über das *tilaka* lesen wir im Anaṅgaraṅga (Erotik 911): „Der Mann, welcher Mimosa pudica, Bassia latifolia, Opferschmalz und die Wurzel von Nelumbium speciosum mit seinem Samen verreibt und daraus ein tilaka herstellt, bringt im Nu die drei Welten zur Unterwürfigkeit; der Weise Vātsyāyana hat diese Vorschrift als die beste bezeichnet. Die Wurzel der weißen Calotropis gigantea, Rubia munjista, Acorus Calamus und Cyperus rotundus samt Costus — wer das mit dem Blute aus der Vulva der Frau zu einer Masse verbindet und damit auf der Stirn ein schönes tilaka herstellt, dieser Sachverständige macht sich im Nu die drei Welten untertänig und ergötzt sich sehr lange auf Erden. Tabernaemontana coronaria, Piper longum, Odina pinnata und kaṇā-Wurzel[1]) wer dies klug zu gleichen Teilen mit den eigenen Ausscheidungen der fünf Körperteile zu einer Masse vereinigt und daraus am Tage des Erdensohnes[2]) mit Honig ein tilaka herstellt, der Mann macht sich ohne Zweifel die ganze Welt untertänig. Die Frau, welche Rindsgallenstein mit ihrem Menstrualblute versieht und sich da-

[1]) S. Erotik p. 912, Anm. 1.

[2]) Dem 14. in der Monatshälfte, wo der Mond abnimmt.

Digitized by Google

mit auf der Stirn ein tilaka herstellt, die bezaubert ihren Gatten sehr."

Augensalben: Aus Tabernaemontana coronaria, Costus-Wurzel und Blättern von Flacourtia cataphracta, die man gut zerrieben hat, bereitet man eine Augensalbe, indem man in einem Menschenschädel den Ruß der Lampe sammelt, deren Docht man mit blauem Vitriolöl bestrichen hat. Ein Kamelknochen mit dem Safte von Eclipta prostrata (oder Wedelia calendulacea) gesättigt, gibt verbrannt eine Augensalbe. Diese in eine Dose aus Kamelknochen getan und zusammen mit Antimon vermittelst eines Stäbchens aus Kamelknochen aufgetragen, ist lauter, den Augen heilsam und wirkt, wie man sagt, gewinnend. Dasselbe gilt für die Knochen von Falken, Geiern (?) und Pfauen. (Aus dem *Kāmasūtra.*) Die jüngeren Erotiker empfehlen, den Ruß auf einem Leichenacker an ganz bestimmten Tagen aufzufangen. Rindsgallenstein, roter Arsenik, der Sonntag unter dem Sternbilde puṣya, Öl aus weißem Senf etc. spielen hier die Hauptrolle.

Liebespuder sind weiter oben schon genannt worden; ähnliche Rezepte findet man *Erotik* p. 914 ff., wo Bienenflügel, vom Winde fortgeführte Blätter, Totenkränze, Ausscheidungen vom Menschen oder auch von einem rotleibigen Affen, das Herz einer schwarzen Hündin ebenfalls den Hauptbestandteil ausmachen.

Neigung erweckende Speisen kennt schon das Kāmasūtra: „Wer ein Pulver aus getrocknetem Nelumbium speciosum, blauer Nymphaea und Mesua Roxburghii mit Honig und zerlassener Butter genießt, der wird reizend." — Im Ratirahasya heißt es: „Wer Datura alba, Clitoria Ternatea (oder Alhagi Maurorum) . . . Anethum Sowa und . . . mit Opferschmalz und Honig verbindet und dies, vermischt mit den Ausscheidungen seines Leibes, in Speise oder Trank tut, macht sich alles untertänig." — Anaṅgaraṅga und Pañcasāyaka lehren: „Man fülle an einem Tage des Mars (Dienstag) die Bauchhöhle einer Bachstelze, aus der man Eingeweide und alles andere herausgenommen hat, mit seinem Samen und tue das in zwei flache Schalen,

Digitized by Google

verschließe es sorgfältig, lasse es sieben Tage an einem abgelegenen Orte stehen, nehme das vertrocknete Zeug dann heraus, zerreibe es, mache davon eine Pille und trockne sie. Gelegentlich des Essens gegenseitig beigebracht, erzeugt sie bei den Ehegatten Betörung und gilt als die beste derartige Pille.

Salben: Das Kāmasūtra kennt eine Göttersalbe, die man herstellt, wenn man Stückchen von der Wurzel des Acorus Calamus, mit dem Öle vom Mangobaume bestrichen, in einem Aste der Dalbergia Sissoo sechs Monate liegen läßt; eine Gandharvensalbe, zu deren Herstellung man Späne der Acacia Catechu in derselben Weise „ziehen" läßt; endlich die Salbe der Schlangendämonen. Der Anaṅgaraṅga kennt die oben aus dem Ratirahasya mitgeteilte Zauberhandlung, den linken Fuß der Frau mit seinem Sperma zu bestreichen, und fährt dann fort: „Wenn eine Frau den Penis des Geliebten vor Beendigung des Liebesgenusses mit dem linken Fuße berührt, ist er ohne Zweifel zeitlebens ihr Sklave. Die treffliche Frau, die der Mann genießt, nachdem er den Penis mit gleichen Teilen Taubenkot, Steinsalz und Honig gesalbt hat, wird ihm untertan. Die Frau, welche der Mann genießt, nachdem er Kampfer samt einem Bärenpenis mit Honig verrieben und damit seinen Penis gesalbt hat, wird ihm untertan. Wer mit Rindsgallenstein, Gold, Quecksilber, Kampfer und Sandel seinen Penis salbt, dem wird die Frau untertan, die er genießt." Im Pañcasāyaka finden wir außer diesen Vorschriften auch noch die, der Frau am Ende des Liebesgenusses das eigene Sperma mit Betel zusammen zu geben; sie wird gefügig, auch wenn sie ihm abgeneigt ist. Auch eine Einsalbung des Penis mit Steinsalz, Costus, reiner Augensalbe, Piper longum, Rubia munjista, Cyperus rotundus, Pferdeschaum und Taubenkot, mit weißem Senf und Bienenhonig verbunden und überaus fein gerieben, wozu man Blüte und Saft von jātī gibt (Jasminum grandiflorum oder Muskatnuß), wird dort empfohlen.

Was endlich die Räucherungen anlangt, so hat das Ratirahasya die Vorschrift, man solle alle Gliedmaßen

Digitized by Google

mit Ficus indica, Gelbwurz (?), Sandel, kleinen Kardamomen, dem Harze der Vatica robusta, Costus und weißem Senf räuchern. Eine andere Anleitung dazu s. weiter oben. Gleich oder ähnlich sind die übrigen Angaben, *Erotik* p. 920 ff.

Weitere Verschönerungsmittel, die also indirekt auch nur Liebeszauber sind, suche man bei der Beschreibung der Genitalien auf.

Liebe einzuflößen vermag jeder Mantraśāstrin im Dorfe, von dem Monier Williams eine so köstliche Schilderung entwirft. (Brâhmanisme and Hinduisme 201.)

Ein kräftiger Liebeszauber ist Eulenfleisch, „and the eating of it causes a man to become a fool and to lose his memory; hence, women give it to their husbands, that as a result of the mental weakness[1]) which it produces they may be able to carry on their flirtations with impunity." (Crooke I, 279.)

Fangzähne, Krallen und Baarthaar des Tigers sind mächtige Zaubermittel, wertvoll als Liebeszauber und Schutzmittel gegen dämonische Einflüsse, bösen Blick, Krankheit und Tod. (Crooke II, 214.)

Als Mittel, das Herz eines Mädchens zu gewinnen, gilt bei den Buginesen und Makassaren nach *Van Eck* (Gids III, 2, 1021) eine gelbe Betelnuß.

„Sympathetische Mittel, Liebeswahn zu erregen," sagt Riedel bei Ploss I, 573, „werden von den auf Djailolo und Halmahera lebenden Galela und Tobeloresen unter der Bezeichnung ‚golen laha' oft angewendet. Die ursprüngliche Galelaweise ist die Bezauberung mittelst Blumen. Man pflückt zu dem Zweck drei Tage nach Neumond vier *Urunuru*- und vier *Gabi*-Blumen, stellt sie in einen weißen Topf mit

[1]) Zu demselben Zwecke wird von den lüderlichen Weibern dem Manne oder der Aufseherin in Wasser, Wein oder einer Speise Datura beigebracht, wenn es sich darum handelt, diese für einige Zeit einzuschläfern und auf diese Weise Gelegenheit zu galanten Abenteuern zu schaffen. (*Reisebeschreibungen* XII, 666.) Eine längere Schilderung dieses niederträchtigen Kniffs findet man bei *Linschoten* 47 b und *Mandelslo* 120, der dabei Goa als die „pleisierlichste Stadt in gantz Asia", aber auch „die allerverhurteste und mörderichster Ort" bezeichnet.

Digitized by Google

Wasser, setzt dieselben unter freiem Himmel vor sich hin und spricht, wenn die Sterne sich zeigen: ‚Frau Sonne, du hell leuchtende Frau, ich glänze wie die Sonne, die aufspringt (aufgeht), ich glänze wie der Mond, der sich zeigt, ich glänze wie der Stern am Himmel, ich glänze wie das Feuer, das flammt, ich glänze wie die Sonnenblume, die sich öffnet, möge X. mich lieben, an mich denken bei Tage, wie bei Nacht.' Nach diesen Worten muß Gesicht und Körper dreimal mit dem Wasser gewaschen werden, in dem die Blumen lagen.

Auf den Aaru- und Tanembar-Inseln (Niederländisch-Indien) wenden auch viele Männer sympathetische Zaubermittel an, um eine Frau in sich verliebt zu machen. Ganz ähnlich ist es auf den Seranglao- und Gorong-Inseln. Will hier eine Frau oder ein Mann jemanden in sich verliebt machen, dann geht sie (oder er) nackt in das Wasser, setzt sich auf den Boden, streckt die Hände in die Höhe und sagt: „Im Namen des barmherzigen Gottes, Schein der Feuerfliege *Mantara*, sieh auf mich, Vollmond sieh auf mich, Sonne sieh auf mich, der Segen davon es ist kein Gott, als Gott, der Segen von Mohammed, Gottes Abgesandten, N. N. sieh auf mich, die wie der Mond scheint, sieh auf mich den Vollmond, sieh auf mich den Stern, sieh auf mich die Sonne, sieh auf mich den Propheten Mohammed, den Abgesandten Gottes."

Sympathetische Zaubermittel, um Männer und Frauen liebestoll zu machen, werden auf Buru angewendet. Man benutzt dazu Siri-Pinang oder Tabak, die man, nachdem eine Beschwörungsformel über sie gesprochen ist, in die Sirih-Dose legt. Macht der Erwählte davon Gebrauch, so muß er dauernd in Liebe der Beschwörerin folgen. Noch kräftiger wirkt es, wenn man ein Stück zubereiteten Gember (Zingiber officinalis) unter Segenssprüchen in die Erde gräbt. Geht der Erwählte über diese Stelle fort, so tritt der Zauber in Kraft. (Riedel.)

Auch in Mittel-Sumatra hat man, wie van Hasselt erzählt, allerlei Zaubermittel zur Erweckung der Liebe. Eines besonderen Rufes erfreut sich das Sperma des Ele-

Digitized by Google

fanten, der in dem Augenblick, wo er das Weibchen bespringen wollte, durch einen Menschen erschreckt worden ist. Es ist dazu nötig, daß es auf den Körper oder auf die Kleidung des Betreffenden gebracht wird, dessen Liebe man zu erringen hofft. (Ploss I, 574.)

In Indien dient ein gewöhnlicher kleiner Hufeisenmagnet, den der Mann bei sich trägt, als Liebeszauber; ganz besonders wirksam ist er, wenn seine Wirkung noch durch gewisse kleine Zauberformeln unterstützt wird.

Bei den Dayaks des südöstlichen Borneo hat derjenige Glück in allen Dingen, hauptsächlich aber in der Liebe, der im Besitze eines heiligen Topfes *(Djawet)* ist.

Geheimmittel zur Entflammung der Herzen verkauft hier die *dukun* genannte weise Frau, halb Hebamme, halb Ärztin; diese Philtra heißt man *pâkâsiê;* man mischt sie zwischen Trank und Speise und sind nach van Hasselt „ekelhafte Schmutzereien", die geeignet erscheinen, dem Betreffenden Schaden zu bringen. (Ploss I, 581.)

Von den malaiischen Handschriften der Royal Asiatic Society zu London enthält die eine (No. 33 der Liste in Bijdragen, III, 1, 409 ff.) u. a. auch Angaben über „Middel om onwillige vrouwen tot zijn wil te brengen".

„Die Orang Bĕlendas in Malakka haben nach Stevens eine absonderliche Art, um ihre Männer vom Ehebruch abzuhalten. Sie befestigen etwas Baumwolle an einem dünnen Stäbchen und führen sie post cohabitationem in ihre Vagina ein, um das Semen virile aufzusaugen. Dann wird die Baumwolle getrocknet und sorgfältig aufgehoben, und solange sie trocken bleibt, vermag der Mann mit keiner anderen Frau geschlechtlich zu verkehren. Macht die Gattin sich nichts mehr aus ihrem Manne, so wirft sie die Baumwolle fort, und sowie diese naß geworden ist, kehrt dem Manne wieder die Fähigkeit zum Umgange mit anderen Weibern zurück. (Ploss I, 640.)

In Laos glauben die Leute von Korat an Philtra „produits surtout par les fleurs du frangipanier que les initiés passent à leurs oreilles avant d'aller causer avec une fille

Digitized by Google

ou une femme qui n'a plus alors la force de rien refuser" (Aymonier I, 286). Derselbe berichtet II, 75, daß die jungen Leute, um ein Mädchen verliebt zu machen, anwenden „la cire avec laquelle ils enduisent leurs lèvres, et la posent sur les vêtements de la fille qui perd alors tout libre arbitre. Elle suit au bois son séducteur dans tous les rendez-vous que celui-ci lui donne. S'il s'absente, elle pleure, sanglotte et le réclame à grands cris."

Digitized by Google

§ 3. Physiologie des Sexuallebens in Indien.

Behandlung des Stoffes in Indien. Beschreibung des Penis. Einteilung der Männer auf Grund der Größe des membrum virile in Hasen, Stiere und Hengste. Ihre Eigenschaften. Humoristische Bezeichnungen. Mittel, der Natur aufzuhelfen: zur Vergrößerung des membrum. Mechanische Mittel zu diesem Zwecke. Ihre verschiedenen Arten. Von den Frauen benutzte künstliche penes. Reizmittel ad augendam feminae voluptatem; perforatio glandis in Südindien; in Niederländisch-Indien. Beschreibung des ampallang. Etymologie des Wortes. Der kambiong auf Celebes. Manipulationen auf Java; bei den Bataks auf Sumatra; bei den Malaien auf Borneo. Reizmittel bei den Bisaya. Ähnliche Gebräuche in Pegu. — Beschneidung in Niederländisch-Indien: Circumcision und Incision. Beschneidung der Mädchen. Ploss' Erklärung der Beschneidung und ihre Bestätigung durch die Tatsachen. Mädchenbeschneidung. Ursprung und Ausführung. Überreste von Beschneidung in Vorderindien. — Größenverhältnisse der Vulva und darauf gegründete Einteilung der Frauen. Beschreibung von Gazelle, Stute und Elefantenkuh. Anatomie und Physiologie des weiblichen Sexualapparates. Mittel zur Depilation. Waschungen, Einreibungen und Räucherungen der Vulva. — Die Ejakulation. Das Sperma und seine Beschaffenheit. Sperma beim Liebeszauber. Mittel zur Vermeidung der Dysgenesia anticipans. Menstruation. Ihre Bedeutung für die Verheiratung. Legende von der Entstehung der Menstruation. Menstruierende gelten für unrein. Verhaltungsmaßregeln. Lehre der Mediziner. Koitus während der Menstruation verboten. Regelung der Cohabitatio nach dem Eintritt der Menstruation. Die zur Konzeption geeignetsten Tage. Menstrualblut im Aberglauben. Mittel gegen Störungen der Menstruationstätigkeit. Angaben über den Eintritt der Menstruation bei den heutigen Inderinnen. Einsperren der Menstruierenden. Feier des Eintrittes der Pubertät auf Java und in Siam. Wertschätzung der Jungfräulichkeit. Öffentliche Keuschheitsprobe. Defloratio per procuram. Jus primae noctis. Infibulation. Rezepte zur Verengerung und Erweiterung der Vagina. — Die Möglichkeiten der Vereinigung: je nach der Größe der pudenda, dem Temperamente und der Zeit des Ein-

Digitized by Google

trittes des Orgasmus. Ejakulation bei der Frau. Die Ansichten der alten Erotiker über den Orgasmus der Frau. Hilfsmittel, das gleichzeitige Eintreten des Orgasmus bei Mann und Frau zu erzielen: mechanische und innerliche. Der indische Liebeskalender. Das Auf- und Niedersteigen der Liebe im Körper der Frau. Die bandhas. „Absonderliche" Stellungen. Einiges aus der Psychopathia sexualis. Masochismus. Masturbation bei Männern und Frauen. Bestialität. Sadismus. Coitus ore conficiendus. Cunnilingus. Tribadie. Laster bei den Parsen; im indischen Archipel. Paederastie. Odor di femina. Geschlechtskrankheiten. Upadaṁśa. Andere Krankheiten des Penis: arśas. Geschwollene Hoden. Syphilis. Impotenz. Kennzeichen der Potenz. Verschiedene Grade der Impotenz. Mittel gegen Impotenz. Harnkrankheiten (prameha). Harnsteine. Steinoperationen bei Männern und Frauen. Harngries. Harnstrenge. Frauenkrankheiten.

Angesichts der sozusagen inkommensurablen Ungeniertheit, mit der die indischen Erotiker ihr Thema abhandeln, ist es für uns überkultivierte und darum in den unsinnigsten Vorurteilen befangenen, von krassester Unnatur rings umgebenen Europäer nötig, mit aller Entschiedenheit uns auf den einzig richtigen Standpunkt zu stellen, der zur sachgemäßen Beurteilung der indischen Theoretiker erforderlich ist: naturalia non sunt turpia! Wer bei ihnen pornographische Tendenzen vermutet, irrt ganz gewaltig. Sie wollten den heiklen, dunkeln und hochinteressanten Stoff behandeln, wozu sie vollauf berechtigt waren; und sie taten es mit nicht zu überbietender Pedanterie, Trockenheit und — dem unerläßlichen kolossalen Cynismus eines Rabelais. Sie machten kein Geheimnis daraus, daß Hunger und Liebe die Welt regieren — wir freilich schämen uns jenes tierischen Erdenrestes, um andererseits höchst inkonsequent mit Fingern darauf zu weisen. Heuchelei ist ja die Signatur der Hochkultur! Dieselbe Dame, die über das Wort „bell" Zeter und Mordio schreit, findet an den obscönsten Moden nichts auszusetzen, geht „in Kleidern nackt", mit Vischer zu reden und denkt nicht an das Bocksgemecker der Männerwelt. Die Inder waren eben ehrlicher, natürlicher, und darum konnten sie auch als Weise, als Asketen, frei über Liebe und Zuneigung schreiben.

Sie beginnen ihre Untersuchung über die Freuden der

Digitized by Google

Liebe mit einer Betrachtung der Genitalien, und benutzen die Größenverhältnisse gleich wieder zu einer der so beliebten Klassifizierungen: Dreifach nämlich ist die Größe des Penis, indem seine Länge der Reihe nach sechs, neun oder zwölf Fingerbreiten lang ist. Was den Umfang anlangt, so sei er im Maße der Länge entsprechend; einige aber lehren, der Umfang sei nicht fest bestimmt. Ein Spruch besagt, er sei nicht zu lang, nicht zu kurz, fest, dick wie eine atikandaka-Knolle, mit einem Haupte wie ein Krieger (?) und bereit. — Auf Grund dieser drei Maße nun zerfallen die Männer in Hasen, Stiere und Hengste. Spätere Autoren kennen vier Klassen, je nachdem das Glied vier, sechs, neun oder zwölf Fingerbreiten lang ist: Hase, Gazelle, Stier und Hengst; ja, eine Strophe (No. 3122 der Śārṅgadharapaddhati) nennt sogar deren fünf: Gazelle, Bock, Stier, Hengst und Esel; besondere Kennzeichen werden nicht angegeben, und vor allen Dingen ist nicht ersichtlich, ob dieser Einteilung die Größenverhältnisse des Gliedes zu Grunde liegen.

Selbstverständlich bekommen nun diese Hasen, Gazellen usw. auch eine ganze Reihe von Prädikaten, wenigstens bei den jüngeren Erotikern; aber auch hier ist wieder in vielen Fällen Uneinigkeit zu verzeichnen, und von einer klaren, reinlichen Scheidung, einer planmäßigen Steigerung ist keine Rede. Nach dem Ratirahasya haben die Hasen rötliche, große Augen, kleine, gleichmäßige Zähne, rundes Gesicht, schöne Gewänder, besitzen rosige Hände von großer Anmut und engverbundenen Fingern, schöne Redeweise, seinem Wesen nach schwankendes Benehmen, sehr weiches Kopfhaar, keinen allzu langen Hals, zeigen am Knie, an den Schenkeln, den Händen, der Schamgegend und den Füßen besondere Schmächtigkeit, essen wenig, haben geringen Übermut, sind wenig auf Liebesgenuß versessen, glänzen durch Sauberkeit, sind reich an Geld, von Stolz aufgeblasen, besitzen wohlriechende Samenflüssigkeit, sind liebreizend und vergnügt.

Die Stiere haben einen starken, hochgetragenen Kopf, sehr breites Gesicht und ebensolche Stirn, starken Hals,

Digitized by Google

sehr fleischige Ohren, schildkrötenartig gewölbten Leib, sind fett, haben tief ausgehöhlte Achselgruben, lang herabhängende Arme, rötliche Hände und Lippen, in den Winkeln gerötete, festblickende, schönbewimperte, dem Blatte eines Lotus gleichende Augen; sind mutig, haben einen wiegenden, freien Schritt, sanfte Sprache, können Mühen ertragen, sind freigebig, schamlos, lang, hin und her schwankend, mit Vorzügen ausgestattet, von brennendem Feuer, phlegmatisch, im Verlaufe und zu Ende des Koitus befriedigt, von mehr als mittlerer Größe, reich an üppiger Korpulenz, bei allen Frauen vom Glücke begünstigt und besitzen einen Penis, der neun Fingerbreiten mißt. — Hengste heißen diejenigen, welche mit außerordentlich langem, nicht schmächtigem Gesichte und ebensolchen Ohren, Halse, Lippen und Füßen versehen sind, fette Schultern und fleischige Arme haben, mit starkem, zartem, dichtem Haare versehen sind, heftige Eifersucht hegen, gebogene Füße und Kniee und schöne Nägel haben, lange Finger, lange, große, bewegliche Augen besitzen, kräftig gebaut und schläfrig sind; eine tiefe, liebliche Stimme und schnellen Gang haben, feiste Schenkel besitzen, von brennender Glut und auf die Weiber versessen sind, lautere Reden führen, außerordentlich reich an Samen- und Knochenstoff und von Gier geplagt sind, salziges Liebeswasser so gelb wie frische Butter und in reichlicher Menge entströmen lassen, einen zwölf Fingerbreiten langen Penis besitzen und eine gleichmäßig gewölbte Brustfläche haben. — Die Angaben der anderen Autoren s. *Erotik* p. 164 ff.

Den Gazellenmann beschreibt der Pañcasāyaka (*Erotik* p. 166) wie folgt: „Sehr schönhaarig, sanft sprechend, schön gekleidet, sehr langhalsig, beweglich, schönäugig, mit schön rötlichen Händen, gleichmäßigen Zahnreihen und mit Schönheit versehen, ein solcher Mann wird Gazelle genannt."

Das ist alles, was die indischen Erotiker über das pudendum virile zu sagen wissen; es mag aber, wenn es auch selbstverständlich ist, noch hinzugefügt werden, daß auch die Inder ihre humoristischen Bezeichnungen dafür haben; z. B. Amors Stachelstock, Fahne, Schwanz etc.

Digitized by Google

Interessanter noch sind ihre Bestrebungen, einem etwaigen Mangel der Natur abzuhelfen; und so finden wir denn Rezepte und gute Ratschläge genug, den Penis zu vergrößern oder ihn durch mechanische Mittel zu ersetzen. Das *Kāmasūtra* nennt p. 368 eine Reihe von Mitteln zur Vergrößerung des Gliedes: „Man salbe den Penis mit den Stacheln des auf den Bäumen lebenden Gewürmes, reibe ihn zehn Nächte mit Öl ein, salbe ihn immer wieder und reibe ihn nochmals ein. Wenn er auf diese Weise Geschwulst zeigt, lege man sich mit dem Gesichte nach unten auf das Bett und lasse ihn durch ein Loch in demselben hängen. Wenn man dann mit kühlenden Essenzen den Schmerz gestillt hat, bringt man den Penis mit der Entwicklung der Geschwulst zur vollen Geltung. Das ist die Schwellung auf Lebenszeit bei den Lebemännern, die den Namen „von Insektenstacheln herrührend" führt.

Eine Vergrößerung auf einen Monat bewirkt das Einreiben mit dem Safte von Physalis flexuosa, Batate, jalaśūka,[1] Solanum-Früchten, frischer Büffelbutter, Elefantenohr,[2] und Heliotropium indicum, mit jedem einzelnen; auf sechs Monate, wenn man aus diesen Essenzen eine Speise kocht und mit Öl einreibt.

Granatäpfel und Koloquinten, Cucumis utilissimus (?) und der Saft von Solanum-Früchten, bei langsamem Feuer gekocht und mit Öl eingerieben oder damit den Penis besprengt, dient zu seiner Vergrößerung."

Von den Ingredienzien, die sonst empfohlen werden, seien genannt Borax, roter Arsenik, Steinsalz, Euphorbia, die Ausscheidungen einer Büffelkuh, Pfeffer, frische Büffelbutter, Kuh- und Ziegenurin, nebst mancherlei Pflanzen. Immer handelt es sich dabei um Einreiben, sehr selten werden diese Mittel genossen, deren Wirksamkeit manchmal schon nach 48 Minuten eintreten soll.

Die mechanischen Mittel, den Penis zu vergrößern, zerfallen in zwei Klassen, je nachdem man mit ihnen der Na-

[1]) „Ein im Schlamm lebendes Tierchen."

[2]) Butea frondosa, Arum macrorrhizum, Ricinus communis oder roter Rizinus.

Digitized by Google

tur zu Hilfe kommen oder sie ganz ersetzen will. Die Veranlassung zu ihrer Anwendung gibt entweder das Mitleiden, wenn nämlich ein Mann sich außer stande sieht, seine Frau (oder Frauen) auf natürlichem Wege zu befriedigen, oder die Sinnlichkeit — vorwiegend der Frau: denn Vâtsyâyana leitet seine bezüglichen Bemerkungen mit dem Satze ein, daß künstliche Vorrichtungen dann in Anwendung kommen, wenn es sich um eine Frau von feurigem Temperamente handelt, die mit den ungekünstelten Leistungen ihres Mannes nicht zufrieden ist. Zur Vergrößerung dienen nun nach Vâtsyâyana Hülsen oder Umwicklungen: der „Ring", an Länge geringer als das Glied (? Lamairesse hat: „de la longueur du linga au-dessous de sa tête") und am Rande rauh von vielen Knötchen. Zwei solche nennt man ein „Paar". Drei und mehr bis zur vollen Länge ergeben das „Armband". Dem Umfange entsprechend wickele man eine Schnur um den Penis: das ist das „einzige Armband". Eine an der Hüfte befestigte, der Größe entsprechende, nach beiden Seiten offne Vorrichtung mit festen und rauhen versprengten Knötchen ist der „Panzer" oder das „Netz". Der Substanz nach sind diese Vergrößerungsapparate nach Bâbhravya aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Elfenbein, Büffelhorn, Holz, Zinn oder Blei; weich, kühlend, die Potenz stärkend und zweckentsprechend. Vâtsyâyana gibt darüber keine Regeln, sondern verlangt nur, daß diese *apadravyas* dem Wesen des einzelnen genehm sein sollen.

Wo derlei fehlt, nimmt man einen Flaschengurkenstengel oder ein Stück Bambusrohr, mit Öl und Salben gut bestrichen, mit einem Faden an der Hüfte befestigt, oder einen glatten Holzkranz, festgeknüpft und mit vielen Myrobalanenkernen versehen.

Zur Befriedigung onanistischer Gelüste dienen ebenfalls künstliche Vorrichtungen, die von den Frauen im Harem benutzt werden, wie wir oben sahen, p. 152. Es handelt sich dabei um penisähnliche Früchte, Knollen u. dergl.

Hier muß auch noch eines merkwürdigen Brauches gedacht werden, den Vâtsyâyana von den Bewohnern des Dekhan berichtet. Diese nehmen an, daß zum vollen Ge-

Digitized by Google

nusse die perforatio glandis unerläßlich sei. Daher durchbohrt man dort den Knaben die Eichel in derselben Weise, wie man die Ohrläppchen durchbohrt, während, wenn die Operation an einem Erwachsenen vollzogen wird, etwas mehr Umstände gemacht werden. Dann nämlich benutzt man das Messer; der Operierte bleibt so lange im Wasser stehen, als Blut kommt; und um das Zuheilen des Wundkanales zu verhindern, führt er in der betreffenden Nacht den Koitus ohne auszusetzen aus. Einen Tag darauf reinige er dann die Öffnung mit Dekokten. Wenn sie durch Calamus Rotang- und Wrightia antidysenterica-Pflöcke allmählich erweitert wird, füge er Stärkungsmittel hinzu und reinige die Öffnung mit Süßholz samt Honig. Darauf vergrößere er sie mit einem Bleiwulste und bestreiche sie mit Semecarpus Anacardium-Öl. Dort bringe er verschiedenartig gestaltete Reizmittel an: das „runde", das „an einer Seite runde", das „Mörserchen", das „Blümchen", das „dornige", den „Reiherknochen", den „Elefantenhauer", die „acht Kugeln", die „Haarlocke", den „Kreuzweg", oder auch noch andere, wie Theorie und Praxis es lehren. Sie sollen viel aushalten können und müssen je nach Geschmack weich oder rauh sein.

Das Durchbohren der glans penis und Einfügen eines kupfernen oder silbernen Stäbchens in die Öffnung „ter verhooging der geslachtsdrift hunner vrouwen" ist im Schwange bei den Dayak-Stämmen von Kutei, Bulungan, Berau und der Kajans. Bei einigen Bewohnern der Kahajan wird zu diesem Zwecke ein kupferner Ring gebraucht. (*Encyclopaedie* I, 420.)

Miklucho Maclay hat (nach Mantegazza) Gelegenheit gehabt, das im Museum des Militärhospitals zu Batavia aufbewahrte männliche Glied eines Dayaken zu untersuchen. Eichel und Harnröhre sind durchbohrt, der künstliche Kanal ist von sehr geringem Umfange, da das Stück überhaupt sehr zusammengeschrumpft ist.

Die Durchlöcherung geschieht vermittelst einer silbernen Nadel, und ihr Zweck ist, ein Instrument darin zu befestigen,

Digitized by Google

welches während des Beischlafes auf die Schamteile eine Friktion ausübt.

Das reizende Instrument ist ein an beiden Enden durchbohrtes Silberstäbchen, in welches Borsten dergestalt eingesetzt sind, daß sie eine Art von doppelter Bürste bilden. Das Stäbchen kann aus Elfenbein, Silber oder Messing sein.

Es scheint, daß einige derselben zweimal durchbohrt sind, vielleicht, um zwei Apparate anzubringen oder um die Stellung des Bürstchens ändern zu können . . .

Die Operation wird nur an Erwachsenen vollzogen. Man zieht die Vorhaut zurück, schließt das Glied zwischen zwei Bambusbrettchen ein, und acht bis zehn Tage lang bedeckt man dasselbe mit Tüchern, die mit kaltem Wasser stark angefeuchtet sind. Darauf wird die Eichel mit einem scharfen Bambusstäbchen durchbohrt, und in die Wunde führt man eine in Öl getauchte Taubenfeder ein, die jeden Tag erneuert wird, bis die Wunde vernarbt ist. Während der ganzen Zeit werden unausgesetzt kalte Umschläge gemacht.

Während die Dayaken reisen und arbeiten, tragen sie in diesem so ausgebohrten Kanal durch die Eichel eine Feder. Sobald sie der Liebe pflegen wollen, ziehen sie die Feder heraus und setzen den *ampallang* an ihre Stelle.

Wilken, auf dessen Ausführungen (*Bijdragen* IV, 10, 201 ff.) Mantegazza sich stützt, nennt den Apparat *utang*, *palang* oder *hampalang*, von der Grundform palang = Querbalken, Querholz ausgehend; ha(m) ist Präfix, ebenso wie in hampatong von patong, hambaruan oder hambarua von warua etc. Über die lexikographische Bedeutung von utang weiß Wilken nichts mit Sicherheit anzugeben.

Der *ampallang* ist ein Stäbchen aus Kupfer, Silber oder Gold, vier Zentimeter lang und zwei Millimeter dick. An dem einen Ende des Stäbchens befindet sich ein Kügelchen oder eine birnenförmige Anschwellung von Achat oder Metall, und auf das andere Ende steckt man ein zweites Kügelchen, sobald der *ampallang* in die rechte Lage gebracht ist. Der ganze Apparat hat, sobald er fertig gestellt ist, eine Länge von fünf Zentimeter und eine Stärke von fünf Millimeter.

Digitized by Google

Die Frau hat daselbst verschiedene, aber sehr anständige Formen, um das von ihr gewünschte Maß des *ampallang* auszudrücken. Entweder verbirgt sie in einer ihrem Gatten angebotenen Schüssel Reis ein zusammengerolltes Betelblatt, in das eine Zigarette eingewickelt ist, oder sie bezeichnet das gewünschte Maß durch die zwischen die Zähne gelegten Finger der rechten Hand.

Die Frauen der Dayaken haben das Recht, den *ampallang* zu verlangen, und wenn der Mann nicht einwilligt, so können sie sich von ihm trennen. Sie sagen, daß der Koitus ohne diesen Schmuck wie Reis ist, daß er aber mit ihm wie Reis mit Salz ist.

Van Graffin, der erste Europäer, der im Innern von Borneo große Reisen gemacht hat, sah nur einen Dayaken, der zwei *ampallang* trug, einen hinter dem andern. Die andern hatten alle nur einen, und die Durchbohrung war immer horizontal und oberhalb der Harnröhre.

Auch im Norden von Celebes ist der *ampallang* in Gebrauch, wird hier aber *kambiong* oder *kambi* genannt und hat in den beiden äußersten Enden kleine Schnürchen, wahrscheinlich um die Richtung verändern zu können. Auch die Wimper einer Ziege mit ihren relativen Borsten legt man dort um die Wurzel der Eichel.

Auch auf Java binden sie sich oft mehrere Zentimeter breite Streifen aus Ziegenfell um die Eichel oder kleine Glöckchen zwischen Glans und Praeputium. Zuweilen wird das ganze Glied in eine Art von behaartem Futteral gesteckt, aus dem nur die Eichel heraussieht.

Bei den Bataks auf Sumatra entdeckte *Hagen* ein von umherziehenden Medizinmännern geübtes operatives Verfahren, wobei unter die Haut des Penis, die eingeschnitten wird, Steinchen (Persimbraen) genannt, mitunter sogar zehn Stück derselben, bisweilen auch dreikantige Stückchen von Gold oder Silber eingeschoben werden, damit sie einheilen und den Reiz des Koitus für die Frau erhöhen.

In ähnlicher Weise wird von den Malaien auf Borneo der Penis perforiert und ein zusammengedrehter sehr feiner Messingdraht eingefügt, der an den Enden bürstenartig

Digitized by Google

auseinandergezogen ist. Das durch das Bohrloch zu steckende Ende wird wahrscheinlich vor der Einführung in dasselbe zusammengedrückt und erst vor der Ausübung des Beischlafes wieder auseinander gebogen. (Mantegazza 87 ff. u. Ploss-B. I, 498.)

Das Instrument führt bei den Kayans den Namen *utang*. „On males arriving at the age of puberty or more commonly before marriage, the utang is adopted and without this marriage does not take place. It consists of a round pin (frequently two or three) of wood, bone, brass or gold, about an eighth of an inch in diameter passed horizontally through the gland of the generative organ, and projects about a quarter of an inch on each side; when more than one is used they are placed transversely." (Robert Burns im JIA III, 1849, p. 149.)

In den Ragionamenti di Franzesco Carletti (Firenze 1701) heißt es p. 148: „Die Bisaya-Völker sind den Venusfreuden sehr ergeben, und ihre Frauen sind ebenso verliebt als schön. Mit ihnen scherzen und tändeln sie in verschiedener sonderbarer und diabolischer Weise, und wenn ich es nicht gesehen hätte, so würde ich nicht wagen, es Ew. Gnaden zu erzählen, weil man mich sonst für einen Lügner halten würde; aber aus Neugierde und um Gewißheit zu erlangen, gab ich sogar etwas Geld aus, um mir das, was man mir erzählt hatte, auch zeigen zu lassen, und darum kann man mir Glauben schenken. Diese Manier ist folgende, daß der größte Teil der Bisaya entweder durch eine Erfindung des Teufels oder um ihren Frauen ein teuflisches Vergnügen zu verschaffen, sich das männliche Glied zu durchbohren pflegt, und in dieses Loch, das sich ungefähr in der Mitte desselben befindet, stecken sie ein Stückchen Blei, das von einer Seite zur andern reicht, und an dessen Ende ein kleines Sternchen[1]) auch aus Blei befestigt ist, das sich dreht. Unter dem Zäpfchen ist wiederum ein Loch, in dem sich ein kleiner Keil befindet, damit das ganze In-

[1]) Dieses heißt nach De Mentrida *sakla* oder *sakra*, was nach Wilken natürlich Sanskrit çakra ist.

Digitized by Google

strument festgehalten wird. Diese Art, sagen sie, haben sie aus Gesundheitsrücksichten erfunden. Ich aber glaube, daß es vielmehr eine Erfindung des Satans ist, der verhindern wollte, daß diese Unglücklichen sich weiter fortpflanzen sollten."

Ein älterer Bericht über die perforatio glandis bei den Bisaya steht bei *Pigafetta*, dem Reisegefährten Magelas bei seinen Entdeckungsreisen, den Wilken l. c. 204 f. zitiert; ebenso den von Thomas Candish und Olivier van Noort.

In Pegu ist auch der Gebrauch bekannt, am Penis zwischen dem membrum und dem praeputium zwei oder drei Kugeln aus Gold oder Silber, bis zur Größe eines kleinen Spielballes, zu tragen, „vt libidini et lasciuiae suae aliquo modo resistere possint." Die Mohammedaner daselbst verschmähen dieses Mittel als der Natur zuwiderlaufend. (*Indiae Orientalis* pars octava, Francoforti 1607, p. 40.) Linschoten 22b bemerkt dazu, daß dieser Brauch „is gheordineert om dat die Pegus groote Sodomyters waeren." Aus dem gleichen Grunde gehen dort auch die Frauen so gut wie nackt, „om dat het die Mans soude verwecken, en trecken tot lust vandē Vrouwē ente schouwen die vervloeckte ende abominable Sodomijtsche zonden."

Ich kann nicht entscheiden, ob ein Zusammenhang zwischen diesem Berichte und dem des Barbosa besteht: jedenfalls sind nach dem letzteren (p. 184) die Bewohner von Pegu sehr sinnlich „y traen en los capirotes de sus miembros unos cascaveles redondos cosydos soldados entra la carne y el cuero por hazerselos mayores, algunos traen tres, y algunos cinco, y algunos syete, y dellos de oro y de plata, y otros de metal, los quales les van sonando de que andan y an lo por mucha gentileza y las mugeres huelgan mucho con ellos y no quieren hombres que no los tengan, y los que mas honrados son, esos los traen mas y mayores [e nom diga mais deste costume pola desonestidade]."

Vergl. auch *Nicolo Conti*, India in the Fifteenth Century, Hacluyt Society.

*

Digitized by Google

Beschneidung ist im indischen Archipel ziemlich allgemein verbreitet; und zwar nicht nur bei den Mohammedanern, sondern auch bei vielen heidnischen Völkern. Die Beschneidung der Knaben besteht in dem Bloßlegen der glans penis durch das Entfernen des praeputium, sei es durch Circumcision, wobei das praeputium so weit als möglich nach vorn gezogen, dann in eine kleine Kneifzange geklemmt und rund herum abgeschnitten wird, sei es durch Incision, wobei das praeputium nicht entfernt, sondern nur ein Einschnitt am oberen Rande gemacht wird. Im letzteren Falle wird gewöhnlich ein Stückchen Bambusholz über die glans unter das praeputium gesteckt und dieses dann der Länge nach bis zur corona glandis mittendurch geschnitten. Das mohammedanische Gesetz schreibt die Incision vor; obgleich die Beschneidung nicht auf einer Vorschrift des Koran beruht, ist sie doch durch das Vorbild des Propheten zur Satzung erhoben und wird in der figh als Pflicht (wadjib) betrachtet, sobald der Knabe mannbar geworden ist. Es wird sogar anbefohlen, sie am siebenten Tage nach der Geburt vorzunehmen, wenn der Knabe imstande ist sie zu vertragen, und sie nicht auf später zu verschieben.

Bei den Javanen ist sowohl die Circumcision als auch die Incision im Gebrauch, die bisweilen durch verschiedene Benennungen voneinander unterschieden werden; häufig jedoch wird für beide dieselbe Bezeichnung gebraucht. Bei ihnen wird die Beschneidung gewöhnlich zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahre vorgenommen, bisweilen von einem Priester, gewöhnlich aber von einem Laien, *bong* genannt. Festmahlzeiten finden gemeiniglich die Nacht vor der Feierlichkeit statt.

Bei den Menangkabaus wird die Beschneidung — soenat rasul, malapèhkan dari ahil oder malapèhkan dari malu genannt — sowohl bei Knaben als auch bei Mädchen ausgeführt. Bei jenen findet sie in der Regel im Alter von zehn oder zwölf Jahren statt, bisweilen noch später, niemals aber zu früherer Zeit. Der Knabe wird in Begleitung seiner Eltern, Ohme, weiblichen Blutsverwandten und Gespielen nach dem Flusse oder einer Quelle gebracht, wo ein Priester

Digitized by Google

die Operation an ihm vornimmt; Mädchen werden zu Hause von einer dukun beschnitten. (*Encyclopaedie* II, 491.)

An einigen Orten wird erst ein kleiner Einschnitt gemacht, was durch ein Festmahl gefeiert wird, und einige Wochen später folgt dann die eigentliche Beschneidung, die ohne Festessen vor sich geht. Bei den Makassaren und Buginesen findet sie ungefähr im zwölften Jahre als gewöhnliche Circumcision statt. Merkwürdig ist der Brauch der Gorontalesen, die Vornehmen durch Circumcision, die Geringen durch Incision zu beschneiden.

In Mandailing werden die Kinder zwischen dem siebenten und zehnten Jahre beschnitten, Knaben durch Männer, Mädchen durch Frauen. Die Beschneidung findet ohne einige Festlichkeit und in aller Stille statt. Für die Knaben hat man ebenfalls zwei Arten, die alte Manier durch Spalten der Vorhaut und die neue durch Abschneiden eines möglichst großen Teiles derselben. Letztere ist viel schmerzhafter. Bei den Mädchen wird nur ein kleines Stückchen von einem der Labien weggenommen. (*Bijdragen* VI, 2, 506.)

Unter den nicht-mohammedanischen Stämmen findet man die Beschneidung bei den Papuas der Ostküste von Neu-Guinea (wahrscheinlich Incision), den Alfuren von Buru, einigen Teilen von West-Ceram und den Watubela-Eilanden (Incision), sowie den Aru-Eilanden (Circumcision). Bei den Savunesen, Rotinesen, Sumbanesen und Timoresen und bei den heidnischen Stämmen von Mittel-Flores besteht die Beschneidung in der Form der Incision, ebenso bei der heidnischen Bevölkerung von Celebes. Bei den Dayaks der Südost-Abteilung von Borneo wird ebenso wie auf den Aru-Eilanden die Circumcision durch Abklemmen des praeputium von dem betreffenden Knaben zwischen dem zwölften bis vierzehnten Jahre selbst vorgenommen. Auf Nias scheint sowohl Circumcision als Incision vorzukommen. Auf Ambon und den Oeliasers[1]) kam die Beschneidung früher nach Valentijn ebenfalls vor, ebenso auch bei den Alfuren von Minahasa vor ihrer Bekehrung, in der Form der Incision.

[1]) Bezeichnung der drei östlich von Ambon gelegenen Eilande Haruku, Saparua und Nusa-Laut.

Digitized by Google

Die Beschneidung der Mädchen ist viel weniger allgemein und im indischen Archipel nur bei mohammedanischen Völkern im Gebrauch, die sie von den Arabern übernommen haben. Sie besteht in der Entfernung des praeputium clitoridis, bisweilen sogar der clitoris selbst oder auch der labia minora, und findet in jugendlicherem Alter statt als bei den Knaben: bei den Javanen um das sechste Jahr, bei den Makassaren zwischen dem dritten und siebenten Jahre. Die Festlichkeiten sind dabei geringer als wenn es einem Knaben gilt. (*Encycl.* I, 182 f.)

Die wichtigste Arbeit über diesen Gegenstand ist der Aufsatz von G. A. Wilken, De besnijdenis bij de volken van den Indischen archipel (*Bijdragen* IV. X, 165 ff.), aus dessen Angaben zunächst die Beschreibung des Festgepränges bei der Beschneidung entnommen sei: Während die zum Mahle Eingeladenen in der Wohnung zurückbleiben und dort mit dem Rauchen einer Zigarette und dem Anhören der Musik von gandangs (Trommeln) und tjenongs (Metallbecken) sich unterhalten, begibt sich der Knabe, der beschnitten werden soll, nach dem Bache oder der Quelle, wo die Operation vor sich gehen soll. Seine Mutter, die sich das Haupt waschen geht, schreitet ihm voran, während seine Gespielen, sein Vater, seine Oheime und die weiblichen Blutsverwandten ihn begleiten; zwei von ihnen schlagen ein kupfernes Becken oder mömongan, andere tragen in Pisangblätter gewickelte Häufchen Reis, die, sobald man zu dem bestimmten Platze gekommen ist, an den Knaben verschenkt werden. Sie gehen dann alle in das Bad, und der Knabe, der beschnitten werden soll, bleibt so lange darin, bis er ordentlich kalt ist, und empfängt, wenn er herauskommt, von seiner Mutter ein paar Tropfen von dem Wasser zu trinken, mit dem sie sich den Kopf gewaschen hat. Der dukun hat inzwischen von dem Vater eine noch nicht ausgeschälte Kokosnuß und ein scharf geschliffenes Messer empfangen. Auf dieser Nuß muß nun der Knabe, das Gesicht nach Westen gerichtet, Platz nehmen, und derweil ihm der Vater die Hand vor die Augen hält, faßt der dukun die Haut des Penis zwischen einem ge-

Digitized by Google

spaltenen Stück Bambus und schneidet sie ab, nachdem er den Knaben dreimal das arabische Glaubensbekenntnis hat hersagen lassen. Sogleich wird nun eine Salbe aus gewissen Blättern oder auch wohl der schwammige Stoff der Aren-Palme auf die Wunde gelegt und ein Lappen herumgewickelt. Darauf kehren alle unter dem Klange der mömongan heim. Der Patient, der nur ein sarung (Frauenrock) und ein Wams auf dem Leibe und ein Kopftuch auf dem Kopfe trägt, wird nach dem Wohnsitze getragen, wo man ihn niedersetzt und wo er, während die anderen in die Wohnung hineingehen, auf Geheiß des dukun einen Hahn schlachtet, wobei er die arabische Formel: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Mitleidigen!" aussprechen muß. Der Knabe wird nun in das Haus gebracht und nimmt Platz auf einer kleinen Matratze, die am höheren Ende seines Zimmers vor ihm niedergelegt wird. Während sich nun alle Gäste an dem Festmahle gütlich tun, bekommt der Knabe den von ihm geschlachteten Hahn zu essen, der inzwischen gerupft, mit Salz eingerieben und gebraten worden ist. Die Festlichkeit endigt mit einem Gebete. Für seine Mühe bekommt der dukun einige Pfennige, ein Huhn, ein Maß Reis und die Kokosnuß, auf der der Knabe gesessen hat; aber dafür ist er auch gehalten, die Wunde zu besorgen, bis sie geheilt ist. Der Patient trägt solange einen Frauenrock, der, um das Scheuern an der Wunde zu verhüten, vermittelst eines Bambusstäbchens, den man unter dem Kleidungsstück vor den Bauch gebunden trägt, abstehend gehalten wird.

Wilken sagt von der Beschneidung auf Java ferner, daß die die Operation ausführende Person dabei auf einer Bank mit dem Gesichte nach Osten sitzt, den Knaben auf den Schoß nimmt und ihm die Augen zuhält. Dann wird ein dünnes Bambusstäbchen, mit Bambus umwickelt, in die Öffnung des Präputium gesteckt; zu welchem Zwecke, verschweigt sein Gewährsmann *Winter*,[1]) bei den Makassaren

[1]) Instellingen, gewoonten en gebruiken der Javanen te Soerakarta, Tijdschr. v. Nederl. Indië. 1843. I. 706 ff.

Digitized by Google

und Buginesen wird aber gesagt, die Anwendung des Bambusstäbchens geschehe, „om het praeputium op te lichten"; und von den Mohammedanern des indischen Festlandes sagt *Herklots* (Qanoon-e-Islam, Appendix LXXI): „A bit of stick is used as a probe, and carried round and round between the glans and prepuce, to ascertain that no unnatural adhesions exist, and to ascertain the exact extent of the froenum."

Zur Incision verwendet man den sogenannten bango, ein krummes Holz von zehn Daumen Länge. Das Blut wird aufgefangen und ebenso wie das bei der Circumcision wegfallende Stück praeputium begraben.

Daß die Beschneidung eine alte Sitte der Völker des Archipels und nicht erst durch die Mohammedaner eingeführt worden ist, beweist Wilken damit, daß vielfach die Incision (statt der bei diesen beliebten Circumcision) im Gebrauche ist und daß die Beschneidung auch noch bei vielen anderen Völkern vorkommt, die, wie die malaiisch-polynesischen Stämme in der Südsee, nie mit Mohammedanern zu tun gehabt haben.

Betreffs der Erklärung des Zweckes der Beschneidung führt Wilken dann als Autorität *Ploss* an, der in seinem Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" p. 368 folgendes ausführt: „Zweck und Absicht der Beschneidung liegt meiner Ansicht nach in dem Bestreben, die Natur zu korrigieren, ihr bei ihren angeblichen „Verirrungen" zu Hilfe zu kommen und an den Sexualorganen einen Zustand herbeizuführen, welchen man für einen, beim erwachsenen Menschen normalen hält, und der von der Natur an kleinen Kindern wohl nie von selbst, in der Pubertätsepoche sehr oft auch noch nicht spontan hergestellt, vielmehr zum Nachteil der sexuellen Funktionen gar nicht selten in das Mannesalter hinübergebracht wird; man will die Phimose beseitigen, denn man hält den mit einer solchen behafteten Menschen für minder zeugungsfähig. Um dies zu verstehen, muß auf die Umwandlung hingewiesen werden, welche am Penis allmählich bis zum zeugungsfähigen Alter in der Regel, wenn auch nicht immer, vor sich geht. Die Vorhaut,

Digitized by Google

welche die Eichel bedeckt, ist beim Neugeborenen stets so gestaltet, daß sie nur mit Mühe oder gewaltsam über die Eichel zurückgezogen werden kann; nach und nach wird sie im Verhältnis zum ganzen wachsenden Gliede (Penis) an ihrer Öffnung viel ausdehnbarer, so daß sie sich später meist von selbst zurückstülpt, namentlich dann, wenn sich der Penis in Erektion befindet. Das neugeborene Kind besitzt also ganz regelmäßig eine Phimose, d. h. eine solche Verlängerung der Vorhaut, mit gleichzeitiger Engigkeit ihrer Mündung, daß die (beim Manne zur Ausübung des Koitus für die Ejakulation förderliche) Zurückschiebung hinter die Korona der Glans nicht ausführbar ist. Wenn nun überall und ohne Frage selbst bei den schlecht oder unzulänglich beobachtenden Naturvölkern die Tatsache wahrgenommen wurde, daß der zum Manne herangewachsene Jüngling die Eichel nicht frei zu tragen beginnt, weil das Präputium sich von selbst zurückschiebt und hinter der Korona liegen bleibt, daß aber auch beim Manne die Eichel im erigierten Zustande nur ausnahmsweise noch von der Vorhaut bedeckt bleibt, so erschien die Bedeckung der Eichel durch die Vorhaut als ein nicht normales Verhältnis, dem man korrigierend schon frühzeitig und ganz allgemein entgegentreten muß. Somit fasse ich die ursprüngliche Tendenz der Beschneidung auf als den operativen Vorbereitungsakt auf die Sexual-Funktion des Mannes. Man betrachtete die noch immer bei dem Jüngling in einigem Grade vorhandene Bedeckung der Eichel mit der Vorhaut, den seit frühester Jugend noch vorhandenen, immerhin geringen Zustand der Phimose als etwas mehr oder weniger Hinderliches für den Koitus, das man durch einen operativen Eingriff beseitigen muß. Daher kommt es, daß die meisten Urvölker erst in demjenigen Lebensalter die Vorhaut ein- oder wegschneiden, in welchem die Reife zum Geschlechtsgenuß, die Pubertät erreicht ist; man will den Jüngling mit einem Male völlig reif und normal in sexueller Hinsicht machen."

Den Einwand, daß ja die Beschneidung bisweilen schon in ganz jugendlichem Alter vorgenommen werde, entkräftigt *Ploss* mit den Worten: „Schon dem Kinde will man

Digitized by Google

eine möglichst zahlreiche Nachkommenschaft garantieren und sich nicht auf den Zufall verlassen, ob die an ihm bemerkte, dem Zeugungsakt vielleicht nicht hinderliche Phimose dereinst sich von selbst beseitigen wird oder konstant bleibt."

Diese Anschauungen werden in merkwürdiger Weise von *Valentijn* bestätigt, der von den Ambonesen berichtet, daß dort die Beschneidung vorgenommen werde „tegen zeker ongemak, bij de geneeskundige de capistratie of phimosis, dat is, de spanning der voorhuid, genœmd, waar mede zy zeer veel gequeld zyn, en die de t'zamenkomst van de man en vrouw hinderlyk, en de voortteeling eenigzins nadeelig is." Nicht ohne tiefen Sinn läßt man den zu Beschneidenden, um seine Aufmerksamkeit von der Operation abzulenken, nach einem Baume sehen mit den Worten: „Siehe, da ist ein Cuscus!" Man drückt nämlich damit zugleich den Wunsch aus, daß des Knaben Geschlecht an Zahl so gesegnet sein möge, als die Haare des Cuscus[1]) unzählbar sind. Wie Valentijn weiter erzählt, mag keine Frau einen unbeschnittenen Mann auch nur ansehen, weil es für die größte Schande der Welt gilt, mit einem solchen verheiratet zu sein.

Eine Reihe weiterer Tatsachen beweisen die Richtigkeit von Ploss' Ausführungen: Die Bewohner von Nias glauben, daß ohne Beschneidung kein fruchtbarer Koitus möglich ist, und daß darum der Knabe erst nach dieser Operation in die Reihe der Männer aufgenommen und von seiner Braut zugelassen wird. Nach *Graafland* (De Minahasa I, 313) hat bei den Alfuren der Minahasa die Beschneidung keinen anderen Zweck als zum Eheleben geschickt zu machen. Bei den Bewohnern von Ceram und der Watubela- und Aru-Inseln geschieht sie ad augendam in coitu mulierum voluptatem. Letzteres könnte nun gegen Ploss zu sprechen scheinen. In Wahrheit aber liegt die Sache so, daß wir es hier nicht mehr mit der ursprünglichen Anschauung zu tun haben, sondern daß anfänglich

[1]) Eine Art Opossum, zu den Marsupialia gehörig.

Digitized by Google

auch bei diesen Völkern die Vorstellung bestand, daß die Beschneidung eine notwendige Vorbereitung zu einem fruchtbaren Koitus sei, so daß die Frauen den beschnittenen Männern den Vorzug gaben vor denjenigen, die sich der Operation nicht unterzogen hatten. Als diese Vorstellung verloren gegangen war, mußte man von selbst zu der Annahme kommen, die Vorliebe der Frauen für beschnittene Männer sei daraus zu erklären, daß die Beschneidung die voluptas erhöhe. — Als belangreich sieht *Wilken* (l. c. p. 186) auch den bei den Buginesen gebräuchlichen Ausdruck *risoppá-mani djarung uli-lasóna, nadara* an, der da bedeutet, daß die Vorhaut nur mit einer Nadel durchstochen wird, so daß das Blut kommt, anstatt eine wirkliche Beschneidung vorzunehmen, und zwar geschieht dies besonders bei Prinzen, die schon Umgang mit Frauen gehabt und Kinder gezeugt haben. Dieser Vorgang weist nun nach Wilken ebenfalls auf die Zeit zurück, da man in der Beschneidung eine auf den Koitus vorbereitende Handlung erblickte. War jemand da, der schon vor der Operation mit Frauen verkehrt und Kinder in die Welt gesetzt hatte, dann war sie für ihn nicht mehr nötig, wenigstens nicht in dem ursprünglichen Sinne. Jetzt hatte sie bloß noch symbolische Bedeutung, als Mannbarkeitserklärung. Die schmerzhafte Operation beschränkte man nun auf ein Minimum; man unterließ das Wegnehmen der Vorhaut und begnügte sich mit dem *risoppá-mani djarung uli-lasóna, nadara*.

Eine andere Erklärung sieht in der Beschneidung eine hygienische Maßregel zu Gunsten der Reinlichkeit der Genitalien. Nun ist freilich nicht zu verkennen, daß die Beschneidung der Gesundheit eher nützlich als schädlich ist, besonders bei Völkern, die in heißen Gegenden wohnen, weil dadurch nach *Ploss* „einerseits die hohe Empfindlichkeit der Eichel, andererseits die Neigung zu Exkorationen und Entzündung aufgehoben wird. Die Reinhaltung der Oberfläche der Eichel wird erleichtert, die Ansammlung und Zersetzung des Schleimes (Smegma) wird verhindert, Eicheltripper wird vermieden und Geschwüre (namentlich syphilitische) können weniger leicht Fuß fassen." Dem steht

Digitized by Google

jedoch die Beobachtung gegenüber, daß, wie Richard *Andree* richtig sagt, „andere tropische Völker, welche die Beschneidung nicht kennen, in Bezug auf Gesundheit der Genitalien nicht hinter den beschnittenen Völkern zurückstehen, und daß dieser Brauch — individuelle Ausnahmen abgerechnet — daher überflüssig erscheint." Da überdies die Beschneidung meistens nur bei unzivilisierten oder doch nur halbzivilisierten Völkern vorkommt, die sich um hygienische Fragen nicht kümmern, ja schon mit der bloßen Reinlichkeit auf gespanntem Fuße stehen, so ist nicht einzusehen, weshalb sie gerade an den Sexualorganen ausnahmsweise recht sauber sein sollten.

Was die Beschneidung der Mädchen anlangt, so findet sie sich viel weniger verbreitet als die der Knaben; über ihren Ursprung kann wenig Zweifel bestehen. Es ist bekannt, daß Clitoris und labia minora bisweilen solch eine Vergrößerung oder Verlängerung erfahren, daß sie aus den labia maiora heraussehen. Manche Völker betrachten nun zwar solche Abnormitäten als eine Zierde und suchen sie sogar künstlich hervorzurufen; andere dagegen finden sie nicht nur unbehaglich, sondern betrachten sie sogar als ein Hindernis beim Koitus, weshalb sie sie sorgfältig entfernen; und diese Sitte konnte sich leicht auch auf diejenigen Mädchen ausdehnen, deren Organe durchaus normal waren.

Bei den Javanen wird ein Stückchen von der Clitoris, vielleicht der glans clitoridis, abgeschnitten, das Abgeschnittene mit einem Stückchen kurkema in Kattun gewickelt und unter einem kélor-Baume (Moringa pterygosperma) vergraben. Daß wirklich die Clitoris beschnitten wird, ergibt sich aus der Bezeichnung *putung-itil*, das heißt, das Abbrechen der itil (= Clitoris). Bei den Makassaren und Buginesen heißt die Operation *kattang*, abschaben, weil man hier nur ein ganz winziges Stück der Clitoris abschneidet; nur so viel, daß Blut kommt.

Das Durchbohren der Ohren, wenn die männliche Jugend die Pubertät erlangt hat, ist in Nordindien das einzige Überbleibsel der Beschneidung. Dasselbe gilt von dem Haarschneiden.

Digitized by Google

Alles, was von den Männern gilt, finden wir auch bei den Frauen wieder: im Vordergrunde steht die Dreiteilung, je nachdem die Vulva sechs, neun oder zwölf Fingerbreiten mißt, wobei leider nicht gesagt wird, wie dieser Maßstab zu verwenden ist. Ich vermute, die Maße beziehen sich auf Tiefe und Durchmesser der Vagina. Wie dem nun auch sein möge, jedenfalls ergeben sich auf dieser Grundlage die drei Klassen der Gazelle, der Stute und der Elefantenkuh. Die Smaradīpikā schreibt den vier weiter oben besprochenen Arten padmini, citrini etc. eine Vulva von resp. sechs, acht, zehn und zwölf Fingerbreiten zu, während Śārṅgadhara fünf Klassen aufstellt: die Gazelle, die Ziege, die Stute, die Elefantenkuh und das Kamelweibchen, die in puncto puncti im Verhältnis von 6:8:10:12:14 zu einander stehen.

Die Beschreibung dieser Frauengattungen entnehme ich wieder dem Ratirahasya (= *Erotik* p. 212 ff.): „Die Gazelle hat einen gleichmäßigen Kopf, gekräuseltes, dichtes Haar, einen schmächtigen Leib, üppige Hinterbacken, Nasenflügel mit kleinen Öffnungen, glänzende Zähne, schönbewimperte Augen, rosige Lippen, Hände und Füße, überaus zarte, gerade Armranken, längliche Ohren, Wangen und Hals, nicht allzufleischige Schenkel und Hüften, gleichmäßige Knöchel, den Gang eines gewaltigen Elefanten, ist von Eifersucht erfüllt, hat hochragende Brüste, ist zart, von beweglichem Geiste, (gleichsam) ein Bambusrohr, von nur mäßiger Zornesregung, begierig nach dem Liebesgenusse, ißt wenig, hat wie Blumen duftendes Scheidensekret, gerade Finger, langsame und liebliche Redeweise, eine sechs Fingerbreiten große, tief liegende Scham, geraden Wuchs und ist verliebt."

„Die Stute hat das Haupt halb gesenkt, halb erhoben, eine Menge starkes, schlichtes, weiches Haupthaar, Augen beweglich wie ein Lotusblatt, starke, längliche Ohren, Hals und Gesicht, starke Zahnreihen, lange Lippen, üppige, pralle Brüstekrüge, sehr anmutige, fleischige Arme, schmächtigen Leib, lotuszarte Hände, breite Brustfläche, stockende liebliche Redeweise, ist von Eifersucht beunruhigt, hat einen

Digitized by Google

tiefliegenden, kreisrunden Nabel, schöne Hüften, ebenmäßige, leichte Schenkel, gewaltige Hinterbacken, eine vertiefte Taille, wiegenden, trägen Gang, rötliche, ebenmäßige Füße, ein unbeständiges Herz, zarten Leib, liebt Schlaf und Essen, ist zugetan, besitzt zu Anfang und zuletzt überreichen Samenstoff, Scheidensekret so wohlriechend wie Sesambrei und gelblich, ist jeden Augenblick im Liebeskampfe tüchtig und besitzt eine neun Fingerbreiten große Scham."

„Eine Elefantenkuh ist diejenige Frau, welche mit breiter Stirn, breiten Wangen, Ohren und Nasenflügeln, mit kurzen, fetten Finger-, Füße-, Arm- und Schenkel-Paaren, einem ein wenig geneigten, kurzen und starken Halse, deutlich sichtbaren Zahnspitzen und starken, dunklen Haaren versehen ist; vor[1]) unaufhörlichem Liebesgenuß krank, mit einer Stimme in der Kehle, so tief wie die eines Elefanten, von kraftvollem Körper, breitem, hängendem Leibe und ebensolchen Lippen; versehen mit reichlichem Liebeswasser, jähzornig, rotäugig, mit Liebesflüssigkeit, duftend wie der Brunstsaft des Elefanten; gewöhnlich mit verborgenen Sünden, außerordentlich reich an Fehlern, mit Gewalt zu gewinnen und im Besitze einer Schamgegend, die zwölf Fingerbreiten groß ist."

Über Anatomie und Physiologie der weiblichen Genitalien schweigt Vātsyāyana; sein Kommentator Yaśodhara kennt nur die auch sonst zur Erklärung des Sexualtriebes der Frauen verwendete Strophe, welche besagt, daß in der Vagina Würmer leben, die sich aus dem Blute entwickeln und nun je nach dem Maße ihrer Kraft einen entsprechenden Kitzel erregen. Diesen Kitzel stillen heißt dann eben, die Frau befriedigen. Außerdem kennt Yaśodhara (s. *Erotik* 340) noch einen versus memorialis von der Beschaffenheit des Innern der Vulva, soweit dabei der Tastsinn in Betracht kommt; er kehrt dem Sinne nach bei allen jüngeren Erotikern wieder und stellt vier Klassen auf: die eine Vulva ist innen weich wie Lotus(staubfäden), eine andere ist mit Knötchen besetzt, eine dritte ist mit einer Menge Falten

[1]) J. J. Meyer möchte krank nach übersetzen.

Digitized by Google

bedeckt, die vierte und schlechteste Sorte faßt sich wie eine Kuhzunge an. Der indische Geschmack will, daß in dieser Aufzählung immer die vorangehende Art die bessere sei.

Der Verfasser des Ratirahasya und seine Genossen haben uns auch eine Schilderung des anatomischen Baus des weiblichen Sexualapparates geliefert, von der wir nur wünschen könnten, daß sie klarer wäre. Auch heute bin ich noch nicht imstande, die dort gebrauchten Ausdrücke durch die bei uns jetzt gebräuchlichen wissenschaftlichen Bezeichnungen zu ersetzen, und muß mich mit der Wiedergabe des Wortlautes begnügen. Es heißt also im Ratirahasya: „Es befindet sich in der Vulva eine penisähnliche Röhre, die Schaukel für den Weg des Liebesgottes; zwei Fingerbreiten lang,[1]) läßt sie, wenn erschüttert, eine Menge Brunstwasser sich ergießen; sie und der (gleich zu beschreibende) ‚Sonnenschirm des Liebesgottes' sind die beiden Organe, die man den Frauen zuschreibt. Oberhalb der Öffnung der Wohnung des Liebesgottes (also des orificium vaginae) ist ein nasenähnliches, an allen Brunstsaftadern reiches Organ, welches man ‚Sonnenschirm des Liebesgottes' nennt. Nicht weit davon, innerhalb der Höhle des Liebesgottes (also in der Vagina), befindet sich die Röhre pūrṇacandrā, die vom Brunstwasser erfüllt ist."

Die erste Röhre führt im Ananǵaraṅga die Bezeichnung saspanda. Hier wird auch ausdrücklich versichert, daß sich die Liebeswasserflüssigkeit aus dem ‚Sonnenschirme des Liebesgottes' ergießt. Die unsinnige, jedenfalls aber für mich unkontrollierbare englische Übersetzung der Stelle lasse ich hier weg, da sie nur verwirrend wirkt. (*Erotik* p. 343.)

Ganz anders ist die Beschreibung und Benennung im Pañcasāyaka. Danach haben die Frauen drei Organe, „Röhren", in der Vulva; sie heißen samīraṇā, cāndramasī und gaurī. Je nachdem nun die eine oder die andere stärker entwickelt ist, ergibt sich auch ein verschiedener Erfolg bei der ehelichen Gemeinschaft: das Sperma nämlich, wel-

[1]) S. die Anmerkung *Erotik* p. 342.

Digitized by Google

ches auf die Öffnung der ersten Röhre fällt, bewirkt nach Candramauli keine Konzeption. „Wenn die andere Röhre, die cāndramasī, in dem Hause des Liebesgottes eine Hauptstellung einnimmt, dann bringt die betreffende Schöne ein Mädchen zur Welt und ist schon in wenigen Liebesfesten zu befriedigen. Die Frau, in deren Schamhöhle die Röhre gaurī die Hauptstellung einnimmt, gebiert dementsprechend vielmals einen Sohn und gilt als beim Koitus nur mühsam zu befriedigen."

Die Smaradīpikā kennt sechs Eigenschaften, die zu einer guten Vulva gehören: sie muß wie ein Schildkrötenrücken, wie eine Elefantenschulter, einem Lotuskelche und einer Nymphäe ähnlich, nicht zu geräumig und unbehaart[1]) sein. Letztere Angabe findet ihre volle Bestätigung durch die Tatsache, daß Mittel zur Depilation (lomaśātana) von den jüngeren Erotikern in besonderen Abschnitten angepriesen werden; darunter freilich einige, die auch für das Kopfhaar in Betracht kommen. Weitaus die meisten werden aber ausdrücklich als zur Beseitigung der pubes bestimmt bezeichnet. So heißt es im Pañcasāyaka (vergl. *Erotik* p. 873 ff.): „Man tue Pulver von Mesua Roxburghii in bitteres Öl und stelle das sieben Tage den Sonnenstrahlen aus; durch Behandlung mit diesem Öle schwinden die (Scham-)Haare der liebenden Frauen samt den Wurzeln. Wenn man mit Pulver von Borassus flabelliformis, versehen mit der Asche von Butea frondosa und vermischt mit dem Safte der Musa sapientum, wiederholt einsalbt, wachsen den Gazellenäugigen an dem Hause des Liebesgottes niemals Haare. Man nehme einen Teil gelben Arsenik; fünf Teile sind von jalaja (?) vorgeschrieben, fünf Teile nennt man von der Asche des rakṣas-Baumes (?), reich mit dem Wasser der Musa sapientum versehen; man vermischt es in einem Gefäße und reibt damit sieben Tage lang das Haus des Liebesgottes ein: kein einziges Haar wächst dann den

[1]) „The growth upon the pubes in both sexes is often copious enough — some few Loweas object to even this, and either crop it close or remove it altogether. Female Dyaks eradiate the hair of the *labia pudenda*." (H. Ling Roth, The Natives of Borneo, JAI XXII, 42.)

Digitized by Google

Schönen jemals wieder. Wenn man mit dem Safte der Musa sapientum sieben Tage lang die feingeriebene Asche von Muschelschalen ziehen läßt, es dann mit Borassus flabelliformis verbindet und damit einsalbt, entwurzelt es die Haare im Nu. Zwei Teile Muschelpulver und gelber Arsenik zu einem Teile mit saurem Reisschleime verrieben gilt als Enthaarungsmittel."

Zu diesem Verschönerungsmittel, wenn man es so nennen soll, kommen in Indien noch eine Menge von Waschungen, Einreibungen und Räucherungen, die alle den Zweck verfolgen, das eheliche Glück dadurch zu fördern, daß sie jeden Mangel, namentlich auch üblen Geruch an den Genitalien, beseitigen, wofür die Inder von altersher im wörtlichsten Sinne des Wortes einen „feinen Riecher" gehabt haben. Ich werde weiter unten diese sexuelle Osphresiologie noch näher zu beleuchten haben und darf mich hier also mit diesem Hinweise begnügen. — Das Ratirahasya läßt Zimtblatt, Crocus sativus, Koriander, Costus, Flacourtia cataphracta, Safflor etc. etc. verwenden; auch eine dreimal sieben Tage fortgesetzte Waschung mit dem Wasser einer lebenden Muschel. Im Anaṅgaraṅga heißt es: „Man bereite Senföl bei langsamem Feuer mit Blüten von Jasminum grandiflorum (oder vom Muskatnußbaum oder von Emblica officinalis); wenn man damit die Scham der Frau einreibt, wird sie beim Liebesgenusse wohlriechend. Ein Öl, wohlzubereitet mit Pinus deodora, Sesam, Sapindus detergens (oder Azadirachta indica), Granatbaum, schwarzer Augensalbe und Michelia Champaca, und damit die Vulva eingerieben, macht diese wohlriechend." — Aus dem Pañcasāyaka: „Die Frau spüle die Vulva mit dem Wasser einer Abkochung von Azadiarachta indica aus und beräuchere sie nachts mit dem Rauche von Zucker, Schmelzbutter, schwarzem Agallochum und Bdellion: so bereitet sie ihrem Gatten Freude."

Andere Behandlungsarten der Vulva behufs Verengerung oder Erweiterung findet man weiter unten.

Von sonstigen Vorgängen im Genitalapparate müssen wir hier noch der Ejakulation des Sperma und dessen Eigen-

Digitized by Google

schaften, sowie der Menstruation gedenken, die nicht nur physiologisch, sondern auch im Aberglauben eine große Rolle spielen.

Die Ejakulation kann nach Vātsyāyana langsam, mäßig schnell oder schnell erfolgen, worauf er und seine Ausschreiber eine Einteilung der Männer gründen, die die Möglichkeiten des Koitus variieren hilft. Gelegentlich erfahren wir, daß es sich bei der Ergießung um zwei Vorgänge handelt, ein Herabgleiten des Sperma aus seinem Behälter und die eigentliche Ejakulation, das Herausschleudern aus der Urethra.

Über die Beschaffenheit des Sperma selbst sind wir etwas besser unterrichtet, indem sich die Mediziner darüber äußern und auch die Juristen sich gelegentlich danach umsehen. Der Freiersmann soll nämlich auf seine Potenz hin geprüft werden, und Nārada, dem wir das Rezept dazu verdanken, verlangt u. a., daß das Sperma, ins Wasser getan, nicht auf der Oberfläche schwimmen dürfe. Nach Suśruta muß zeugungskräftiges Sperma flüssig, schleimig, klebrig, schwer, reichlich, süß, weißlich, nach Geruch und Farbe dem Honig gleichend, oder von derselben Farbe wie Butter und Öl sein. Untauglich dagegen ist das Sperma, welches dünn, schaumig, braun, spärlich, schmerzend, langsam ausfließend, gelb ist und allzu reichlich wird; und daß es im Wasser untersinken müsse, um gut zu sein, verlangt Suśruta gleichfalls.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß das Sperma auch beim Liebeszauber eine Rolle spielt. Um die Neigung einer Frau zu gewinnen, braucht man ihr nur sein Sperma zu essen zu geben oder ihren linken Fuß damit zu bestreichen: s. oben p. 167 f. und *Erotik* p. 910, 911, 916—920.

Eine Praxis, die eingestandenermaßen raffinierte Sinnenbefriedigung zum Ziele hat, ist das *bījastambhana*, das Zurückhalten des Sperma, d. h. die Verhütung allzu schneller Ejakulation (Dysgenesia anticipans). Wüstlinge wünschen namentlich beim coitus inversus ein möglichst langes Hinausschieben der Auslösung, wonach meine Übersetzung von *Rasikarañjana*, Strophe 82, zu berichtigen ist; und normale

Digitized by Google

Menschen könnten solche Verzögerungsmittel anwenden, um zur Bewirkung einer Konzeption gleichzeitig mit der Frau den Höhepunkt zu erreichen. Aber geschrieben steht davon nichts; der Anaṅgaraṅga leitet vielmehr den fraglichen Abschnitt ein mit den Worten: „Wenn das Wasser der Liebe zu schnell abfließt, finden die Liebenden keine Befriedigung; darum wird zum Zwecke des Gelingens des Liebesfestes die Handhabung des Hemmens (des Sperma) geschildert."

Die Mittel, die hier empfohlen werden, sind teils mechanisch-suggerierend, teils arzneilich. So sagt das *Ratirahasya:* „Wenn man zur Zeit des Liebesgenusses den Anfangspunkt des Hodenstranges fest mit dem Finger andrückt, den Geist auf andere Gedanken richtet und den Atem durch die Ausführung der kumbha-Praktik[1]) anhält, verhindert man den zu schnellen Ausfluß des Sperma. Eine mit dem Wasser der Ficus indica verriebene und in ein Samenkorn von Pongamia glabra getane Wurzel von weißer Galega purpurea hält, in den Mund genommen, das Sperma zurück. Wenn man den Darm bis zum Nabel...(?) stark drückt und an die heilige Silbe om, den Dunkelleibigen, Schildkrötengestaltigen[2]) denkt, hemmt das den zu schnellen Ausfluß des Sperma. Die Wurzel von weißer Galega purpurea, mit Quecksilber verbunden, in ein Samenkorn von Pongamia glabra getan und in den Mund genommen, hält das Sperma zurück. Ein Eberzahnknochen, mit den Haaren von der rechten Hand des Mannes und solchen aus dem Schwanze des Elefanten, des Esels, des Kameles und des Pferdes verknüpft und in der rechten Hand gehalten, hält das Sperma auf. Ein Knochen von der rechten Seite einer schwarzen Katze, an der Hüftwölbung befestigt, oder ein Same von Alstonia scholaris,[3]) in den Mund genommen, hemmt den allzu schnellen Ausfluß des Sperma. Mit Euphorbia anti-

[1]) Man schließt mit der rechten Hand die Nasenlöcher und hält den Atem an.

[2]) Der Gott Viṣṇu.

[3]) Nach dem Anaṅgaraṅga muß er an einem Sonntage geerntet werden.

Digitized by Google

quorum und der mit Ziegenmilch verriebenen Wurzel von Mimosa pudica die Füße gesalbt; oder eine mit Ziegenurin verriebene Wurzel von Carpopogon pruriens genommen und damit den Penis gesalbt; oder auch Saffloröl, mit Pulver von Boerhavia procumbens gekocht und damit eingerieben: das sind ohne Zweifel die Mittel, welche den zu schnellen Ausfluß des Sperma verhinden. Wer seinen Nabel mit gleichen Teilen Büffelschmelzbutter, Sida cordifolia (Echites frutescens), Sesam, Honig, den Staubfäden des weißen kamala (Nelumbium) und grhacaṭaka (?) einreibt, führt den Koitus mit gehemmter Leidenschaft aus."

Aus dem *Anaṅgaraṅga:* „Der Same der Pflanze namens sitakokila (?), zur Zeit, da der Mond im Zeichen puṣya steht, geerntet und mit einem roten Faden an der Hüfte befestigt, hält das Sperma genügend zurück. . . . Wer die an einem Sonntage unter dem Zeichen puṣya geholte Wurzel von einer weißen Indigopflanze mit einem von einem Mädchen (d. h. einer virgo intacta) gesponnenen Faden an der Hüfte befestigt, genießt lange."

Die *Smaradipikā* kennt auch Trochisci aus Nelumbium mit Milch zerrieben, die man in die Urethra einführt, um das Ungestüm der Leidenschaft zu hemmen.

*

Menstruation.

Die monatliche Reinigung hat für die indischen Frauen, abgesehen von ihrer physiologischen und psychologischen Bedeutung, ganz besonders deshalb so großes Interesse, weil man in Indien die Mädchen noch vor Eintritt der ersten Menstruation verheiraten muß, will man sich nicht schwerer Verfehlung schuldig machen. Dann steht die Menstruation im Zusammenhange mit der Ausübung der ehelichen Pflicht, und endlich benutzt man auch in Indien das Menstrualblut zu Liebeszaubern.

Die Bemerkungen bei den Erotikern beschränken sich merkwürdigerweise auf die Angabe von Rezepten; die Mediziner sind dafür um so ausgiebiger. Vorausschicken will

Digitized by Google

ich, wie sich die indische Legendendichtung die Entstehung des Phänomens gedacht hat: Einst hatte der Gott Indra mit seinem Dämonendonnerkeile einen Halbgott getötet, wofür ihm der Titel Brahmanenmörder angehängt wurde. Er begab sich deshalb angsterfüllt auf die Wanderung, um diesen Schandfleck abzuwaschen, und gab der Mutter Erde einen Teil seiner Schuld zu tragen, den zweiten den Flüssen, den dritten Felsen und Bäumen, den vierten den Frauen. Seit der Zeit wird die Erde zu gewissen Zeiten morastig, die Flüsse führen Gischt, Felsen und Bäume zeigen Ausschwitzungen, und die Frauen bekommen ihren Monatsfluß: alle aber sollen während dieser Zeit tabu sein. (S. *Erotik* p. 382 ff.)

Eine menstruierende Frau gilt in Indien für unrein. Daher heißt sie auch am ersten Tage ihrer Periode Caṇḍālī (= Pariahfrau), am zweiten Brahmanenmörderin, am dritten Wäscherin, d. h. sie steht mit diesen verworfenen Personen auf einer Stufe. Am vierten Tage ist sie für ihren Gatten wieder rein, nachdem sie in fließendem Wasser ein Bad genommen hat; am fünften Tage ist sie rein für Götter- und Manenopfer. Der Anblick einer Menstruierenden wirkt verunreinigend; die betreffende Frau bleibt ohne Essen und wird durch Baden rein. Berührung einer Menstruierenden bedeutet eine noch schlimmere Verunreinigung: Fasten, sorgfältiges Ausspülen des Mundes und der Gebrauch der fünf Dinge, die von der Kuh kommen — süße und saure Milch, Butter, Harn und Kot — macht sie wieder rein. Ähnliche Vorschriften gelten, wenn Berührung oder Unterhaltung mit einer Frau aus einer anderen Kaste stattgefunden hat. Wenn es im Dorfe brennt, wenn die Leute in Aufregung sind, wenn Krieg ist oder wenn das Land in Aufruhr gerät, ist für die Frauen keine Schuld mit dem Berühren oder Anreden (anderer Personen) verbunden.

Drei Tage lang soll die Menstruierende das Salben mit Öl lassen; sie kaue auch keinen Betel, bringe mit den Nägeln keine Wunden bei und salbe ihre Augen nicht (mit Antimon). Sie verfertige in der Zeit kein Seil, ruhe nicht auf Streu, ziehe kein anderes Kleid an und trinke keine

Digitized by Google

Buttermilch. Sie soll in den kritischen Tagen nicht laut lachen oder sprechen; sie soll auch nicht vermittelst einer durchlöcherten Blättertüte trinken, falls sie eine treffliche Frau sein will. Sie trinke das Wasser aus der hohlen Hand; sie säubere ihr Haar nicht; auf frischen Harn oder Kot, auch auf mit Wasser benetzte Erde, Schädel, Knochen, Spelzen und Asche trete eine Menstruierende nicht. Sie berühre in der Zeit keinen Gott, keinen Lehrer, keinen Feigenbaum, keine Kuh, keinen Kreuzweg, keinen Mörser, keine Schwinge. Am vierten Tage nehme sie ein Reinigungsbad, säubere die Vulva mit śaśtimṛttikā (?), ebenso Hände und Füße, putze die Zähne, nehme zwölf Schluck Wasser und dann ein Bad mit Gelbwurz.

Die Mediziner sagen, daß der humor das in einem Monat angesammelte Blut, welches schwärzlich ist und übel riecht, zur Zeit der menses aus den Adern nach der Vulva bringt. Dieses vom zwölften Jahre an sich ausscheidende Blut hört mit dem fünfzigsten auf, wenn der Leib vom Alter gereift ist. Während des Monatsflusses soll die Frau „sich weder baden noch schmücken, auf einem Lager von Darbha-Gras liegen, nichts als etwas Milchmus genießen, wobei sie ihre flache Hand, ein irdenes Gefäß oder ein Blatt als Teller gebrauchen muß, und andere Kasteiungen üben. Jede Verletzung der ihr auferlegten Disziplin würde ihre Nachkommenschaft schädigen. So wird ihr Kind schlafsüchtig, wenn sie bei Tage schläft, blind, wenn sie Augensalbe gebraucht, augenleidend, wenn sie weint, aussätzig, wenn sie sich den Körper mit Öl einreibt, verrückt, wenn sie übermäßig viel spricht, taub, wenn sie ein lautes Getöse hört. Hat sie nach Ablauf der drei Tage das übliche Reinigungsbad genommen, frische Kleider und Schmuck angelegt, so ist es wichtig, daß sie sogleich ihren Gatten zu sehen bekommt, da ihr Sohn dem ersten Manne gleichen wird, den sie nach dem Reinigungsbade erblickt. Der ehelichen Beiwohnung geht eine die Erzielung männlicher Nachkommenschaft bezweckende Zeremonie (putrīya vidhi) voraus, die dem garbhādhāna der Smṛtis und Gṛhyasūtras entspricht. So wird dabei wie dort der Mantra RV X, 184, 1 gesprochen.

Digitized by Google

Ein Priester (ṛtvij) steckt in ihre Vagina eine Spende für Prajāpati. Das eheliche Lager soll der Mann zuerst mit dem rechten, die Frau mit dem linken Fuße besteigen." (Jolly, Medicin im *Grundriss.*)

Selbstverständlich verbieten Mediziner und Juristen gleichermaßen die eheliche Beiwohnung während des Monatsflusses; z. B. Caraka p. 373 und Manu IV, 40—42: „Man nähere sich seiner Frau nicht, wenn ihre menses sich zeigen, und wäre man auch trunken vor Begierde, noch ruhe man mit ihr auf demselben Lager. Wenn sich nämlich ein Mann der Frau nähert, die mit ihrem Menstrualblute besudelt ist, schwindet sein Verstand, seine Energie, seine Stärke, sein Gesicht und seine Lebenskraft. Wenn er aber die Frau meidet, solange sie mit ihrem Menstrualblute besudelt ist, gedeiht sein Verstand, seine Energie, seine Stärke, sein Gesicht und seine Lebenskraft."

Da aus dem Zusammentreffen von Sperma und Menstrualblut nach indischer Auffassung der Foetus sich bildet, kommt es zur Erzielung gesunder Kinder natürlich darauf an, daß beides von guter Beschaffenheit ist. Das Menstrualblut kann nun dieselben Fehler haben wie das Sperma (s. oben p. 200); „rein" ist es, wenn es wie Hasenblut oder Lackfarbe aussieht und in den Kleidern keine Flecken zurückläßt, nachdem sie gewaschen worden sind.

Wohlgeregelt ist im alten Indien der Liebeskalender, genau festgelegt die Fast- und Festtage. Ärzte und Gesetzgeber wetteifern miteinander, die für die Konzeption besonders günstigen und darum für die Kohabitation am meisten zu empfehlenden Tage zu nennen, wobei es selbstredend nicht ohne Meinungsverschiedenheiten abgeht. Nach Suśruta dauert die zur Konzeption geeignete Zeit (ṛtu) zwölf Nächte. Vom Beginn des Monatsflusses an gerechnet nehme man drei Tage weg und den sechzehnten; der Rest ist ṛtu. Eine Frau zeigt in dieser Periode ein strotzendes, heiteres Gesicht, Körper, Mund und Zahnfleisch sind überaus feucht, sie hat Verlangen nach dem Manne und erzählt gern, Bauch und Augen treten zurück, das Haar ist herabgeglitten; Arme, Brüste, Hüften, Nabel, Schenkel, Scham-

Digitized by Google

gegend und Hinterbacken treten hervor, sie ist voller Verlangen nach Liebeswonne, und man nennt sie ṛtumatī. Wie sich der Taglotus schließt, wenn der Tag zu Ende ist, so schließt sich sicherlich bei der Frau die Vulva, wenn die zur Konzeption geeignete Zeit vorüber ist, und dann kann das Sperma nicht in den Uterus gelangen.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich nun das Gebot des ṛtugamana, das Besuchen der Frau zur rechten Zeit,[1]) welches in den Gesetzbüchern eine gar bedeutende Rolle spielt. Von den sechzehn Tagen — indisch genauer: Nächten — die die „Zeit" der Frauen ausmachen, sind die ersten vier, der elfte und der dreizehnte tadelnswert (Manu III, 47.) Neumonds- und Vollmondstag, der achte und vierzehnte werden als Fasttage bezeichnet; Viṣṇu verbietet die Kohabitation am achten, vierzehnten und fünfzehnten Tage. Die strengste Ansicht vertritt der Arzt Vāgbhaṭa, der in seinem *Aṣṭāṅgasaṃgraha* vorschreibt, man solle nach Beendigung der Menstruation noch vier Tage warten. Varāhamihira verbietet die Beiwohnung nur während der ersten drei Tage, solange also der Blutfluß dauert. Die Ausübung der ehelichen Pflicht an den dazu freigegebenen oder besonders empfohlenen Tagen wird geradezu als eine heilige Observanz bezeichnet, die neben dem Studium des Veda anbefohlen und allegorisch als eine Opferhandlung beschrieben wird. Dem aus der Lehre entlassenen Schüler schärft der Lehrer ein, den Faden des Geschlechtes nicht reißen zu lassen; denn „wer im Leben den Faden der Nachkommenschaft richtig fortspinnt, der trägt dadurch seine Schulden an die Väter ab; denn eben das Zeugen ist seine Schuldabtragung." Weitere Stellen bei Deussen, Gesch. d. Philos. I, 2, 264. So empfehlen denn die Rechtsgelehrten einstimmig, seine Ehegattin nach Beendigung der Menstruation zu besuchen; Baudhāyana aber droht dem

[1]) Al-Beruni sagt, daß der orthodoxe Hindu seine Frau nur einmal im Monat besuche, wenn sie von der Menstruation rein ist. (II, 131.) Aus der Anmerkung bei Ives (I, 70) scheint hervorzugehen, daß die reichen Inder der Liebe im Übermaße pflegen, um fett zu werden!

Digitized by Google

Sünder an: „Wer sich drei Jahre lang seiner Frau nicht nähert, während sie sich in der günstigen Periode befindet, ladet unzweifelhaft dieselbe Schuld auf sich, als wenn er eine Leibesfrucht tötete. Wer seine Frau, die nach Beendigung der Menstruation gebadet hat, nicht besucht, trotzdem er bei ihr weilt, dessen Ahnen ruhen in diesem Monat in deren Menstrualblute. Wer seine Frau zur rechten Zeit nicht aufsucht, wer sich ihr zur Unzeit nähert, und wer seinen Samen in vas non naturale ergießt, die tragen die gleiche Schuld, wie man sagt."

Im Aberglauben spielt das Menstrualblut eine große Rolle. Die Erotiker nennen es vielfach als Ingrediens von Liebeszaubermitteln, Philtra u. dergl. Namentlich das erste Menstrualblut verleiht Potenz und lange Lebensdauer, wenn man es genießt. Diese Wirkung hat nach dem ***Kāmasūtra*** eine Speise aus Asparagus racemosus, Asteracantha longifolia und Melassesaft, mit einer Paste von Piper longum und Honig sowie Kuhmilch und Ziegenschmelzbutter samt dem ersten Menstrualblute; oder eine Speise aus Asparagus racemosus, Asteracantha longifolia und den zerstampften Früchten von Gmelina arborea, mit vier Teilen Wasser bis zur rechten Konsistenz gekocht und frühmorgens mit dem ersten Menstrualblute genossen.

Wenn sich eine Frau ein Stirnzeichen aus Rindsgallenstein, mit dem eignen Menstrualblute vermischt, macht, betört sie selbst die Sinne von Heiligen.

Störungen der Menstruation kennen die Inder sehr wohl. Die Erotiker bringen wenigstens teilweise Vorschriften, wie man die ausbleibende Monatsblutung wieder hervorrufen und allzu reichliche Menstruation — von den Medizinern ***raktayoni***, blutige Vulva, genannt — hemmen solle. „Die Frau, welche Terminalia Chebula (oder citrina), mit Curcuma präpariertes Kupfervitriol und Emblica officinalis, diese drei mit Wasser zusammen verrieben, trinkt, beseitigt nach sieben Tagen übermäßigen Monatsfluß. Feronia elefantum und Bambusblatt, zu gleichen Teilen mit Honig geschlürft, sieben Tage lang wiederholt, bringt ein Übermaß des Mo-

Digitized by Google

flusses zum Aufhören." *(Anaṅgaraṅga.)* Der *Pañcasāyaka* empfiehlt: „Mit Reis, zu zwei Teilen (?) Cordia Myxa gemischt, stelle man ein Pulver her und bringe es zur Anwendung: dies Mittel hemmt ganz gewiß das Blut in dem Hause des Liebesgottes der Gazellenäugigen."

Bleibt die Menstruation aus, so gibt es auch da Rat; es wäre nur erwünscht, zu wissen, ob die für diesen Fall empfohlenen Mittel zugleich als Abortivmittel gedacht sind: eine bestimmte Angabe darüber kann ich nicht finden; jedenfalls ist künstlicher Abortus in Indien zu allen Zeiten bekannt gewesen und geübt worden. Im *Anaṅgaraṅga* heißt es nun: „Die Frau, welche das geröstete Laub von Cardiospermum Halicacabum und die Blüte von Hibiscus rosa sinensis mit Wasser verreibt und das trinkt, bekommt sofort die ausgebliebene Menstruation wieder. Die Frau, welche Reiskörner, Pinus deodora und Blätter von Panicum dactylon, alles dreies zu gleichen Teilen, mit Wasser verrieben, trinkt, findet die ausgebliebene Menstruation wieder."

Bei beschwerlicher Menstruation gebraucht man in Amboina: Wurzel von tobu myra,[1]) von kaju manies[2]) und gojawas,[3]) Blätter von putry (?) und von majana (?); den Aufguß getrunken.

In Hila: Wurzel von tjinta tjinta (?) in einer Kokosnuß gekocht und zerkleinert, den Absud getrunken.

In Buru: Zerkleinerten Betel als Kataplasma auf den Leib gelegt.

In Amahey: Roten tjandana, rote Zwiebeln, adas manies,[4]) pula saréh,[5]) arang,[6]) Salz und Arak gemengt und getrunken. (Ludeking in: Bijdragen III, 3, 186.)

Die Angabe der indischen Mediziner über das Eintreten der Menstruation im 12. Jahre (oben p. 204) stimmt

---

[1]) Saccharum officinale.
[2]) Cinnamomum.
[3]) Psidium guajava.
[4]) Pimpinella anisum.
[5]) Alyxia stellata.
[6]) Holzkohle.

Digitized by Google

zu den heutigen Verhältnissen. Chervin (zitiert bei Ploss I, 370) gibt an, daß bei den Hindu-Mädchen die erste Menstruation nicht früher eintritt als bei Europäerinnen, die unter gleichen klimatischen Verhältnissen leben. Bei den Nayars stellt sich die Geschlechtsreife später ein, nämlich zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre, und bei der Illuvar-Kaste und anderen schlecht genährten Stämmen gibt es Mädchen, die mit sechzehn Jahren noch nicht menstruiert sind. Es handelt sich an dieser Stelle um Entscheidung der Frage, ob frühzeitiger Geschlechtsgenuß das Eintreten der Menstruation beschleunigen könne. Ploss meint, diese Frage mit Rücksicht darauf verneinen zu müssen, daß die Mädchen der Nayars häufig schon mit elf Jahren Umgang mit Männern haben. Die Atjeher sind freilich der Ansicht, daß die Menstruation früher eintritt, „wenn das Mädchen schon verheiratet und in den geschlechtlichen Verkehr eingetreten ist." Durchschnittszahlen für das Beginnen der Monatsblutung findet man bei Ploss I, 378. Danach fand Roberton in Hindostan bei neunzig beobachteten Fällen als das Durchschnittsalter 12 Jahre und 4 Monate. „Nach einem Berichte, den Roberton aus Bangalore, Distrikt Mysore, 10 Grad südlicher wie Kalkutta, erhielt, traten dort die Menses durchschnittlich mit 13 Jahren 2 Monaten ein. In Dekhan, Distrikt Bombay, fanden Leith und andere unter Benutzung von 301 Fällen 13 Jahre und 3 Monate als mittleres Alter. Goodeve in Kalkutta ermittelte auf Grund von 239 Beobachtungen das durchschnittliche Alter für den Menstruationseintritt auf 12 Jahre 6 Monate; ähnlich Stewart aus nur 37 Fällen für den Distrikt Bragelen auf 12 Jahre $3^3/_4$ Monate. Nach der Aussage von Allan Webb tritt bei den Hindu-Mädchen die Menstruation selten vor dem 12. Jahre ein; unter 127 Hindu-Mädchen waren nur 6 früher menstruiert; dagegen kommen die Menses oft erst im 16. bis 18. Jahre. Webb meint, daß die physiologischen Verhältnisse bei den Hindu-Weibern dieselben seien, wie bei den Europäerinnen, daß sie weder durch die Nationalität noch durch das Klima beeinflußt würden.

Digitized by Google

Die Mädchen der Singhalesen auf Ceylon menstruieren nach Schmarda zuerst zwischen dem 13. und 14. Jahre.

Bei den Mädchen in Atjeh tritt die erste Menstruation im 12. oder 13. Lebensjahre ein. (Jacobs.)

In Siam tritt nach Campbell das junge Mädchen nur äußerst selten früher als im 12. Jahre und 5 Monat in das Pubertätsalter ein, meist erst später im 14. bis 18. Jahre, so daß im allgemeinen die Menstruation hier verhältnismäßig spät sich findet. Campbell selbst beobachtete keinen Fall, in welchem sich die Menses vor 12 Jahren 5 Monaten zeigten; von 30 Mädchen menstruierten 5 nach zurückgelegtem zwölften, 8 nach dem dreizehnten, 3 nach dem vierzehnten, 16 nach dem fünfzehnten, 2 nach dem sechzehnten, 1 nach dem siebzehnten Jahre. Demnach tritt in Siam die Menstruation meist nach zurückgelegtem 13. bis 16. Jahre ein.

In Cochinchina hat Mondière 980 annamitische Frauen untersucht; hier fiel die erste Menstruation sehr spät, im Durchschnitt auf 16 Jahre 8 Monate; am höchsten standen das 15. (mit 23,48%), das 16. (mit 22,93%) und das 17. (mit 23,26%) Jahr. Unter den vier Rassen von Cochinchina ist nach demselben Autor die Annamitin am frühesten menstruiert, mit 16 Jahren und 4 Monaten; nächstdem folgt die Chinesin mit 16 Jahren und 6 Monaten; dieser schließt sich die Mischrasse der Ming-huong mit 16 Jahren und 9 Monaten an, und am spätesten tritt die Regel bei den Cambodjerinnen auf, nämlich mit 16 Jahren 10 Monaten."

Die Dauer der Menstruation, die ja für die Frauen des alten Indien von den Rechtsgelehrten kategorisch auf drei Tage festgesetzt wird, wird von den heutigen Hindu-Frauen zu 3 bis 5 Tagen angegeben. Bei den Nayars soll sie 3 Tage dauern, bei den Dayaks von Sarawak 4, bei den Atjeh auf Sumatra in der Regel 4—5 Tage. (l. c. 393.)

„Im ostindischen Archipel steht unter den Mitteln, den Eintritt der Menstruation zu befördern, das Kneten bestimmter Teile des Leibes obenan; nebenbei besitzen sie aber auch allerlei Kräuter, welche auf die Regel fördernd

Digitized by Google

einwirken sollen. Sie haben dort die Ansicht, daß der Mond einen sehr bedeutenden Einfluß auf die monatliche Reinigung übe, und zwar so, daß junge Mädchen zur Zeit des Neumondes, ältere Frauen aber nach dem Vollmonde menstruieren. Nur ungemein selten kommt es vor, daß daselbst Schwangere menstruieren." (l. c. p. 394.)

Zum Zeichen, daß ein Mädchen geschlechtsreif geworden ist, dient bei den Malaien des Archipels das Feilen der Zähne, was unter erheblichen Umständen und großen Festlichkeiten vor sich geht.

Auf den Sawu-Inseln kommt dazu das Kneten der Brüste und das zusammengerollte Koliblatt, welches dem Mädchen bei der Gelegenheit in die Vagina gesteckt wird, ist deutlich genug.

In Siam werden nach Schomburgk dem Mädchen bei Eintritt der Menstruation die Haare abgeschoren.

Einsperren der Menstruierenden ist in Indien nicht unbekannt: bei Ploss I, 409 lesen wir: „Auch bei den Kaders in den Anamally-Bergen in Indien und bei den Badagas im Nilgiri-Gebirge werden die zum ersten Male menstruierenden Mädchen in eine besondere, nur den Weibern zugängliche Hütte verbannt. Bei den letzteren dauert diese Absperrung aber nur drei Tage und findet später nicht mehr statt. Im Anschlusse daran werden die Mädchen tätowiert. (Jagor.)

Wenn bei den Vedas, einer südindischen Sklavenkaste, sich bei einem jungen Weibe die Menses zum ersten Male einstellen, so wird dasselbe in einer für diesen Zweck erbauten besonderen Hütte untergebracht, in welcher es fünf Tage weilt; nach Ablauf dieser Frist bezieht es eine andere, halbwegs zwischen jener und der Wohnstätte ihres Mannes belegene Hütte, in der es abermals fünf Tage zubringt. Täglich geht das junge Weib aus, um sich zu waschen. Am zehnten Tage aber wird sie von ihrer und ihres Mannes Schwester an das Wasser geführt, sie badet, wäscht ihre Kleider, reibt sich mit Tumeric ein, badet abermals, ölt ihren Körper und kehrt dann (am zehnten Tage) mit ihren

Digitized by Google

Begleiterinnen nach ihrer Wohnung zurück. Dort angekommen, kochen die Frauen Reis und verzehren ihn gemeinschaftlich. Während jener Tage der Absonderung darf der Mann in seiner Hütte nur Wurzeln essen, aber keinen Reis, aus Furcht, vom Teufel umgebracht zu werden; am neunten Tage findet ein Fest statt. Der Boden der Hütte wird mit Palmbranntwein besprengt, man ladet Freunde ein und bewirtet sie mit Reis und Branntwein. Die Frau hält sich noch abgesondert in der zweiten Hütte. Am zehnten Tage aber muß sich der Gatte aus seiner Wohnung entfernen und darf sie erst wieder betreten, nachdem die Weiber den Reis aufgezehrt haben. Während der nächsten vier Tage darf der Mann weder Reis im eigenen Hause essen, noch Umgang mit seiner Frau pflegen. Jedes Versehen in dem vorgeschriebenen Zeremoniell wird von den *Tschaws* (den zum Teufel gewordenen Geistern verstorbener Vorfahren) streng geahndet. (Schlagintweit.)

Von dem Tage an, wo in Cambodja bei den jungen Mädchen das erste Zeichen ihrer Mannbarkeit eintritt, müssen sie „in den Schatten" eintreten.

An demselben Abende noch befestigen die Eltern Baumwollfäden um das Handgelenk und bereiten ein vollständiges Opfer für die Ahnen, bestehend in Speisen, Kerzen und Räucherwerk. Das Ereignis wird den Verstorbenen förmlich kundgetan: „Unsere Tochter wird mannbar; wir lassen sie in den Schatten eintreten; schenkt ihr eure Gunst." An demselben Tage pflanzen sie eine Banane, deren Früchte nur für das junge Mädchen bestimmt sind, oder von ihr an die Bonzen geschickt werden. Die von den Eltern dem Mädchen für die Zeit der Zurückgezogenheit gegebenen Regeln lauten: „Laß dich vor keinem fremden Manne sehen; schau keinen Mann, selbst nicht verstohlenerweise an; nimm ebenso, wie die Bonzen, deine Nahrung nur zwischen Sonnenaufgang und Mittag; iß nur Reis, Salz, Kokosnuß, Erbsen, Sesam und Früchte; enthalte Dich von Fisch und jeglichem Fleisch. Bade dich nur, wenn die Nacht eingetreten ist, zu einer Stunde, wenn man die Menschen nicht mehr erkennt, damit du von keinem lebenden

Digitized by Google

Wesen gesehen wirst." Überhaupt darf das Mädchen nicht allein baden, sie wird von ihren Schwestern oder von anderen Verwandten begleitet. Sie arbeitet nur im Hause und geht nirgendwo hin, nicht einmal nach der Pagode.

Je nach der Lebensstellung und dem Vermögen der Familie ist diese Zurückgezogenheit von längerer oder kürzerer Dauer, sie währt einige Monate bis zu mehreren Jahren; arme Leute beachten sie wenigstens drei bis fünf Tage lang. Diese Zurückgezogenheit wird während der Finsternis unterbrochen; dann steckt das junge, „im Schatten" befindliche Mädchen ebenso wie die schwangere Frau ein Betelmesser und den Behälter für den zum Betelkauen nötigen Kalk in die von den Falten des Langati (Schurz) gebildete Tasche; es zündet Lichter und Räucherkerzchen an und geht weg, um *Rahu* (das Ungeheuer, welches die Finsternis entstehen läßt, indem es die Sterne zwischen den Zähnen schüttelt) anzubeten, auf daß es sein Flehen um Glück erhöre. Darauf kehrt es wieder „in den Schatten" zurück. Arme Leute, welche keine Mittel zur Anschaffung von Kerzen und Räucherwerk besitzen, lassen das Mädchen, welches hingeht, um *Rahu* zu verehren, wenigstens die schönsten Kleider anlegen und benutzen die Gelegenheit, um die Tochter, welche gewissermaßen *Rahu* zum Herrn annimmt, aus der Zurückgezogenheit hervortreten zu lassen. Wohlgestellte Leute erwarten eine günstige Gelegenheit besonders im Januar, Februar oder Mai, um die Zeremonie des Austritts aus dem Schatten zu begehen. Die Bonzen werden gebeten zu erscheinen und ihre Gebete zu wiederholen; das junge Mädchen muß sich vor ihnen in den Staub werfen; Nachbarn und Freunde werden eingeladen, dem Feste beizuwohnen.

Manchmal werden auch die Zähne des Mädchens dabei gefärbt, anstatt bis zur Heirat damit zu warten. Ebenso wird bei den jungen Männern diese Zeremonie bei der Aufnahme in die Religionsgemeinschaft oder bei der Heirat vorgenommen. Das Verfahren, welches dabei beobachtet wird, ist folgendes:

Ein Achar (ein weiser Mann) bereitet ein Stück weißen

Digitized by Google

Baumwollenzeuges aus, legt acht Strohhalme in der Richtung der Himmelsgegenden auf dasselbe, nimmt einen aus Kokosnuß verfertigten Napf und ein Weberschiffchen. Dann geht er in die Scheuer, nimmt dort ebensovielmal Paddie (oder ungedroschenen Reis), als das Mädchen Jahre zählt, und schüttet denselben auf das Zeug; wenn das Mädchen 15 Jahre zählt, füllt er fünfzehnmal den Napf und fünfzehnmal das Schiffchen. In diesem Haufen Paddie versteckt er den Napf, das Schiffchen, einen Bronzebecher und ein kleines Metallschiff; darüber hin macht er den Paddie glatt und bedeckt ihn mit den Zipfeln des weißen Baumwollenzeuges. Alles dies muß in Abwesenheit des jungen Mädchens geschehen, das danach eingeladen wird, auf diesem glattgemachten Paddie während der weiteren Dauer der Feierlichkeiten Platz zu nehmen.

Der Achar murmelt nun Formeln, die den Zähnen Glück bringen sollen. Ein altes Paar, am liebsten Mann und Frau, stampft Lack in einem Mörser, während sieben Knaben, welche Bananenzweige mit Früchten in der Hand halten, mit denen sie das Stampfen im Mörser nachahmen, dabei folgende Worte singen: „Großvater *Kuhê*, Großmutter *Kuhê*, stampft den Lack gut, damit er an den Zähnen hängen bleibt." Jedesmal wenn das Wort bok = stampfen, gesungen wird, lassen der Mann und die Frau die Stampfer im Takt niederfallen. Wenn der Gesang so oft, wie die Sitte es will, wiederholt ist, hören die Knaben auf, während die alten Leute mit Stampfen fortfahren: Endlich wird der Lack durch ein Stück Musselin geseit, um nur das feinste Pulver zu gebrauchen. Man schneidet ein Blatt der Kokospalme nach der Form des menschlichen Gebisses und umgibt dieses Blatt mit ein wenig ausgefasertem Baumwollenzeug, welches vorher in den Lack eingetaucht ist. Der Ta Kuhê bietet dieses Paket dem jungen Mädchen an, welches es auf die Zähne legt und bis zum Morgen auf denselben liegen läßt. Es darf nur in Pisang-Blätter speien, welche in Form eines Spucknapfes zusammengenäht sind. Hierauf fangen die sieben Knaben ihren Umzug aufs neue an. Um Mitternacht folgt dann die Beschwörung der Wald-

Digitized by Google

geister. Bei dem Hahnenschrei gehen die sieben Teilnehmer an der Prozession, welche jetzt mit dem Beinamen Sêh (Pferde) bezeichnet werden, nachdem sie vorher noch einige vom Ta Kuhê hergesagte Poesien angehört haben, in die Nachbarschaft, um Jagd auf die Hühner und Enten der Eingeladenen zu machen. Bei Tagesanbruch geht das junge Mädchen aus dem Hause und betet die aufgehende Sonne an, indem es sich dreimal in den Staub wirft. Nach langer und sorgfältiger Vorbereitung macht der Ta Kuhê die Bewegung, als ob er ihr die Zähne mit Hammerschlägen entfernen wollte, und bestreicht sie mit einem an Ort und Stelle bereiteten Ruß. Das Mädchen wirft sich dreimal vor einem kleinen Altar nieder, auf welchem die bei häuslichen Festlichkeiten gewöhnlich gebrauchten Gegenstände aufgestellt sind, und kehrt dann in das Haus zurück. Bei allen diesen Festlichkeiten muß es mit einem Haarwulst geschmückt sein, und wenn es aus irgend einem Grunde (Neuralgie usw.) kurzes Haar trägt, wie dies in Cambodja gebräuchlich, so muß es sich mit falschen Zöpfen schmücken." (*Aymonier* bei Ploss I, 409 ff.)

Für unrein galt die Menstruierende dem altpersischen Volke, weshalb sie hier ebenfalls abgesondert wurde und sich an einem eigenen Orte aufhalten mußte, der völlig abgeschlossen war. Er mußte mit trockenem Staube beschüttet und von Pflanzen und Kräutern gereinigt werden; er soll höher liegen als das Haus, damit das Auge des Weibes nicht auf das Herdfeuer falle und es verunreinige. Fünfzehn Schritt muß der Ort entfernt sein von den heiligen Elementen Wasser und Feuer, sowie von den zum Opfer gebrauchten Geräten. Die Männer und alle frommen Menschen durften sich nur auf drei Schritte nähern. Der eheliche Verkehr mit menstruierenden Frauen war den Männern ausdrücklich verboten. Die sündige Frau bekam zwanzig Hiebe mit einem Riemen, bei einem Rückfall das Doppelte. Der Mann wurde mit zweihundert Riemenstreichen gestraft.

Die Dauer der Unreinheit beträgt nach Zarathustra vier Nächte. Findet die Frau dann, daß der Blutfluß noch nicht

Digitized by Google

zu Ende ist, so muß sie noch fünf Nächte abgesondert zubringen und außerdem noch neun Tage zuzählen; dann erst läßt sie sich rite reinigen und kehrt in die menschliche Gesellschaft zurück.

Die heutigen Parsen in Indien handeln ebenso streng. Die Menstruierende muß sich an einen abgesonderten Ort des Hauses begeben, der so angelegt ist, daß ihn die Sonnenstrahlen nicht treffen, und Wasser, sowie Feuer und alles, was zum Leben gehört, ihm fern bleibt. Ehemals soll es sogar öffentliche Menstruationshäuser gegeben haben. Während die Frauen in ihren Gefängnissen sitzen, dürfen sie mit niemand sprechen; niemand darf ihnen nahe kommen; das Essen wird ihnen von weitem zugeschoben. Erst zwei Tage nach Ablauf der Menstruation ist dem Manne der Umgang mit der Frau wieder gestattet. (Ploss l. c. I, 425.)

Wolf berichtet bei Ploss l. c. 427, daß es in Ostindien bei den Hindus Sitte ist, „daß jedes Mädchen ihren periodischen Blutabgang durch ein mit ihrem Blute gefärbtes Läppchen Leinwand, das am Halse befestigt wird, bekannt macht."

Bei den Gauri, einem Volksstamme in Bengalen, „begibt sich jedes Mädchen und jede Frau, sobald sie ihre Zeit bemerkt, schleunigst aus ihrer Wohnung und geht nach einer kleinen auf dem Felde besonders stehenden Hütte, so von Baumästen als ein Korb geflochten ist und vor welches vorwärts ein langes leinenes Tuch herabhängt, welches als Tür dient. Solange, als ihre Menstruation währt, wird ihr alle Tage zu essen gegeben. Wenn die Zeit verflossen ist, schickt sie je nach Umständen dem Priester eine Ziege, ein junges Huhn oder Taube zum Opfer. Nachher geht sie in das Bad und ladet ihre Verwandten zu einem Mahle ein." (Tavernier.)

Bei den Kafir-Stämmen im Hindu-Kusch müssen sich ebenfalls die Frauen bei jeder Menstruation in ein besonderes, vom Dorfe entfernt stehendes Gebäude zurückziehen, weil sie dieselben für unrein halten. Auch hier müssen sich die Weiber zum Schlusse einem religiösen Reinigungsverfahren unterwerfen. Dagegen findet bei den Badagas

Digitized by Google

im Nilgiri-Gebirge die Absonderung der Mädchen nur für das erstemal des Menstruationseintritts statt. (Jagor.)

Die Mädchen und Frauen der Djakûns durften früher das Lagerfeuer nicht anzünden, wenn sie ihre Katamenien hatten. Bei den Orang Laut ist es ihnen verboten, aus dem gleichen Gefäße, wie die Männer, ihr Trinkwasser zu entnehmen. Für die Abwaschung nach beendigter Menstruation dienen mit Zauberfiguren bemalte Bambusröhren, chit-nort, die man bei Ploss I, 429 abgebildet findet.

Die Frauen der Nairs halten sich nach *Barbosa* (p. 132) während der Menstruation in einem abgesonderten Raume auf, ohne sich jemand zu nähern. In dieser Zeit müssen sie auch ihr Essen in besonderen Töpfen und Tiegeln bereiten; und wenn die drei Tage vorüber sind, baden sie in heißem Wasser, das man ihnen herbeibringt; ziehen reine Kleider an, begeben sich nach einem Teiche, baden abermals, ziehen wieder reine Kleider an, kehren nach Hause zurück und treten wieder in Verkehr mit den Hausgenossen. Der Raum, in dem sie die Menstruation abgewartet haben, wird gut gereinigt und gesprengt und mit Kuhmist gepflastert, weil sonst niemand dort wohnen würde.

Sehr selten ist in Laos nach Aymonier (I, 167) die Sitte, die jungen Mädchen einzusperren, sobald sie die Zeichen des heiratsfähigen Alters besitzen. Man trifft das nach diesem Reisenden in Sting Trêng, wo Einfluß von Kamboja vorliegt. Die Ahnen werden von dem Ereignis benachrichtigt und mit fünf Arekanüssen, fünf Betelblättern etc. beschenkt. Die Zurückgezogenheit dauert drei Monate. In Sayaburi enthalten sich die Mädchen in diesem Falle in bestimmter Weise der Nahrung und meiden den Anblick der Männer.

Absonderung der Frauen während der Menstruation kennen auch die Alfuren auf Ceram. Die Menstruierenden begeben sich hier auf sieben Tage in ein zu diesem Zwecke erbautes Häuschen, welches nahe bei einem fließenden Wasser gelegen ist. (*Bijdragen* N. F. I, 80.) Bei Eintritt der ersten Menstruation ist das Mädchen *pëmali*, ge-

Digitized by Google

weiht, unantastbar. Sie vertauscht dann ihre gewöhnliche Kleidung mit einem ***kain-kadu***, einem grobgewebtem Rocke aus den Blättern des Pandanus repens, und damit sie niemand sieht, muß sie sich auf dem Boden verbergen. Solange sie nun pëmali ist, was je nach dem Reichtum der Eltern 7—30 Tage, auch wohl 4—5 Monat dauern kann, darf sie kein gekochtes Essen berühren, sondern muß sich mit trocknem Sago und gedörrtem Fisch begnügen. Das Ablegen des kain-kadu, lëpas-kain-kadu genannt, geht unter Festlichkeiten vor sich. Nach dem Essen wird mit großer Feierlichkeit ein irdener Topf hereingebracht, der von oben mit einem Pisang- oder Bananen-Blatte verdeckt ist; in der Mitte befindet sich ein Löchelchen. Das Mädchen muß nun die Augen schließen und versuchen, mit ihrem Finger das Loch zu treffen, was ihr die Anwesenden möglichst schwer zu machen suchen, indem sie den Topf hin und her bewegen. Glückt ihr nach vielen vergeblichen Versuchen endlich das Kunststück, dann gibt es ein lautes Gejauchze von allen Seiten. Natürlich deutet dieser Brauch auf den Koitus und das Zerreißen des Hymen und hat den Zweck, das Mädchen sehen zu lassen, daß für sie Jungfräulichkeit nichts zu bedeuten hat. Von diesem Augenblicke an ist sie denn auch frei und kann nach Lust und Laune handeln. (Wilken, Bijdragen V, 4, 436.)

Nach Schwaner II, 77 f. besteht auf Borneo bei den reichen Ot Danoms die Sitte, die jungen Mädchen im Alter von 8—10 Jahren in einem abgesonderten, kleinen Raume des Hauses einzusperren und von allem Verkehre mit der Außenwelt abzuschließen. Das Kämmerchen hat nur ein kleines Fenster, und das Mädchen darf unter keinem Vorwande hinaus. Nur eine einzige Sklavin hat Zutritt, um sie zu bedienen. Das arme Opfer der ***adat*** sitzt so bisweilen sieben Jahre im Gefängnis und beschäftigt sich mit dem Flechten von Matten und ähnlichen Handarbeiten, wobei die körperliche Entwicklung sehr beeinträchtigt wird. Nach Erreichung der Pubertät wird das Mädchen befreit und kommt nun bleich wie Wachs, wankend, auf schmalen dünnen Beinen zum Vorschein. Man nennt dieses Absperren ***bakuwo-***

Digitized by Google

Als sehr unrein betrachtet man das Menstruationsblut auf mehreren Inseln des alfurischen Archipels. „Die Mädchen und Frauen stecken sich in dieser Zeit Tampons aus weich geklopftem Baumbast in die Scheide, und sie werden während der Regel von den Männern nicht geschlechtlich berührt . . . Auf den Aru-Inseln dürfen sie nichts pflanzen, kochen oder zubereiten, auch nicht baden oder sich waschen. Von ihren Männern sondern sie sich ab." (Ploss l. c. 431.)

In Indien kennt man auch den Glauben, daß eine Frau, die während der vorgeschriebenen Zeit ihrer Unreinheit stirbt, als Geist ihr Wesen treibt. Man nennt ihn Churel, in Bombay Jakhâî, Jokhâi, Mukâî oder Navalâî. Dieser Aberglaube gründet sich auf den Schauder, den alle Wilden vor dem Blute und selbst vor der Berührung einer Frau empfinden, die „ceremonially impure" ist. Solche Vorstellungen sind in Indien, wie nicht noch zu betonen ist, gewöhnlich. Die Frau wird während der menses sorgfältig abgesondert und darf weder kochen noch sonst irgend eine Arbeit verrichten, ehe sie sich durch Baden und Wechseln der Kleider gereinigt hat. Einige der dravidischen Stämme verweigern der Frau sogar die Erlaubnis, während der Menstruation die Hausschwelle zu berühren; sie muß daher, wenn sie aus dem Hause gehen will, durch ein Loch in der Hinterwand kriechen. (Crooke I, 269.)

Frau Antonie Herf (bei Ploss I, 411) beschreibt einen Aufzug auf Java zur Feier der Reife eines Mädchens: „Voran zogen ungefähr zwölf junge unbekleidete Javanesen. Alle waren gelb gepudert, wodurch ihr Körper wie in knapp anschließenden Trikot gekleidet erschien. Sie trugen die verschiedensten Toilettengegenstände; der eine einen kostbaren, zierlichen Spiegel in glänzendem Rahmen, welcher mit in der Sonne funkelnden Steinen besetzt war. Ein anderer hatte einen großen, sehr schönen Fächer in der Hand, ein dritter Kamm und Bürste in offenem, beschnitztem Elfenbeinkasten, der mit rotem Samt ausgeschlagen war; der nächste trug auf goldenem Teller zwei Säcke von dünnem, durchsichtigem Gewebe, von welchen der eine den hier allgemein üblichen Schönheitspuder, aus dem Samen

Digitized by Google

einer seltenen einheimischen Pflanze bereitet, der andere Curcuma enthielt, ein Färbungsmittel, das ich schon früher einmal erwähnt habe. Verschiedene andere Gegenstände, die noch weiter von den gelben Jünglingen vorübergetragen wurden, waren mir teils unerkennbar, teils überhaupt unbekannt. Ein Musikkorps folgte. Hinter demselben wurden lange, breite Bretter getragen, welche von weißen, mit Blumen und Bändern geschmückten Tüchern bedeckt waren. Prächtige, riesige Blumensträuße prangten auf denselben; verschiedene reich verzierte Gerichte, Kuchen und Früchte, kennzeichneten sie als ambulante Festtafel. Dieser folgten wiederum Javanesenjünglinge, welche Haushaltungsgegenstände in idealisierter Form und verschwenderischer Ausschmückung trugen. In der Mitte des Zuges bewegte sich langsam ein phantastisch ausstaffierter, mit farbigen Tüchern drapierter offener Wagen, welcher von vier blumenbekränzten und bewimpelten Schimmeln gezogen wurde. In demselben saß ein drollig herausgeputztes braunes Javankind, etwa zehn Jahre alt und recht unglücklich dreinschauend. Ihm folgte wiederum eine Schar Javanen in den denkbar buntesten Sarongs und Kabayen, und ein zweites Musikkorps machte den Beschluß. Und was bedeutet diese wunderliche Komödie? Den Triumphzug eines zur Jungfrau herangereiften Kindes, welches nun feierlich als heiratsfähig proklamiert war!"

Auch in Siam wird der Reifeeintritt des Mädchens mit Festen gefeiert, die bisweilen fünf bis sechs Tage dauern und desto großartiger ausfallen, je höher der Rang der Eltern ist.

*

Im alten Indien legte man auf die Jungfräulichkeit großen Wert, wie man mit einem Blicke in die Vorschriften der Ritualtexte sehen kann. Stern irrt also, wenn er behauptet, von den alten Kulturvölkern hätten nur die Iranier und Hebräer die Keuschheit der Braut zu schätzen gewußt (Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei II, 167). Von den indischen Völkern unserer Zeit legen

Digitized by Google

die Bhutia keinen Wert auf die Keuschheit ihrer Frauen, ebenso die Limboo, während die Berulu Kodo Vokaligaru und die Weddahs eheliche Treue für selbstverständlich halten.

Sehr frei ist das Liebesleben in Laos, d. h. ebenso gering die Wertschätzung der Jungfräulichkeit. „Tout Roméo rejoignant sa Juliette pendant la nuit est tenu de donner trois coups de pied à la cloison qui sépare la chambre de sa belle de celle des parents. Ceux-ci, prévenus de la sorte que le visiteur nocturne n'est pas un voleur à tuer impunément, dorment sur leurs deux oreilles en se disant: Il faut que jeunesse se passe. Heureux temps que celui où nous pouvions agir de même!" (Aymonier I, 140.)

Bei den Bataks auf Sumatra sind die jungen Mädchen geschlechtlich völlig frei und überlassen sich der größten Zügellosigkeit. Darum sagt man dort sehr drastisch von der Frau, die vor ihrer Verheiratung nur wenig Liebesverhältnisse gehabt hat: „Het is geen lekkere koek waarop zich nooit een vlieg nederzet." Aber die Frau, die als Verlobte ihrem Bräutigam untreu wird oder verheiratet Ehebruch treibt, büßt diese Missetat mit dem Leben. (*Wilken* in Gids II, 1180.)

Auf Ambon und den Uliasers wird die Befriedigung des Sexualtriebes vor der Hochzeit nicht an Ketten („niet aan knellende banden") gelegt. Eine freie Lebensweise schadet dem Mädchen keineswegs; der Sinnengenuß ist so selbstverständlich als Essen und Trinken, und es gilt vielmehr für eine Schande, wenn ein Mädchen wenig oder keine Anbeter hat. *Van Hoëvell* sagt: „Alles löst sich hier in ein blindes Befriedigen des Geschlechtstriebes auf; und wie es eine Ungereimtheit sein würde, von Prostitution im Tierreiche zu sprechen, so auch hier. Von Kindheit an gewöhnt, die größte Unsittlichkeit, sei es von Vater oder Mutter, sei es von Brüdern oder Schwestern, rund um sich her zu sehen und dadurch überreizt, überläßt sich das junge Mädchen, wenn es kaum der Schulzucht entwachsen und reif geworden ist, schon ihrer Neigung zur sinnlichen Lust und wirft sich dem ersten besten Jüngling in die Arme,

Digitized by Google

der ihr gefällt, um dem Triebe zu genügen. Jede Tagesstunde, jeder Ort, jede Gelegenheit ist ihr willkommen, dies Ziel zu erreichen, während der junge Mann stolz darauf ist und sich bemüht, so viele Liebschaften anzuknüpfen als nur möglich ist. Aber auch das Mädchen wird, wenn der Reiz der Neuheit vorüber ist, bald ihres Liebhabers müde und ihm um eines anderen willen untreu, der im Augenblick mehr Anziehendes für sie hat, ganz wie ihre Laune es ihr eingibt; und so gehört dort eine reine Magd zu den größten Seltenheiten; sie ist „eene witte raaf". (*Van Hoëvell*, Ambon . . . p. 126 ff.)

Dieselben Zustände herrschen bei den Alfuren von Ceram; sie werden förmlich sanktioniert durch das obscöne Fest *lëpas-kain-kadu*, worüber Näheres bei Menstruation, p. 218. (Tijdschrift XXII, 236/238.) Bei den Timorlawut-Insulanern, auf den Kei-Inseln, den Gruppen von Luwang-Sermata. Leti-Moa-Lakor, Kisser und Wetter ist der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern frei und unbehindert. Auf Halmahera nimmt man es den Töchtern durchaus nicht übel, wenn sie einen Burschen, der ihnen besonders gefällt, erlauben, eine Nacht in ihrer Kammer zuzubringen. Man findet nichts Unsittliches dabei. Wenn bei solchem Verkehre — *mamane* genannt — keine weiteren Folgen eintreten, nimmt niemand Notiz davon; und auf die Jungfernschaft legt der Alfure keinen Wert bei der Eheschließung.

Auf Savu herrscht nach *Riedel* „a very licentious sexual intercourse"; die Männer ziehen Frauen bei der Verheiratung vor, die ihre Jungfernschaft schon verloren haben. Es ist deshalb für Fremde nicht schwer, bei einem Besuche der Insel mit einem unberührten Mädchen „for a trifling dowry" zu koitieren. Die Bewohner von Flores, Timor und Sumba schließen sich würdig an.

Der Dayak fragt nicht im mindesten danach, ob seine Frau vor ihrer Verheiratung schon mit anderen Männern zu tun gehabt hat, und findet die Forderung der Jungfernschaft einfach lächerlich.

Auch bei den Batak auf Sumatra fragt man nichts nach

Digitized by Google

dem, was wir Keuschheit, Sittsamkeit etc. nennen. Im Gebiete des Pane- und Bila-Stromes wird es als für ein Mädchen wenig ehrenvoll angesehen, wenn nur wenige junge Männer ihre Gunst suchen: Keuschheit ist hier keine Tugend, und nur selten tritt ein Mädchen als virgo in die Ehe. Von Sipirok meldet *Wilken*, dem wir diese Angaben entnehmen, daß man die Zügellosigkeit der jungen Mädchen vor der Ehe dort sozusagen als ihre Pflicht betrachtet.

Dieser weitverbreiteten Nichtachtung der Jungfernschaft stehen im Archipel aber auch einige Fälle vom Gegenteil gegenüber. An erster Stelle nennt unser Autor die Bewohner von Nias, bei denen Schwangerschaft einer unverheirateten Frau mit dem Tode bestraft wird, selbst wenn die Niederkunft nahe bevorsteht; denn ein solcher Fehltritt gilt für den ärgsten Verstoß gegen die gute Sitte und zieht, wie man glaubt, Dürre und Mißernte nach sich. Tritt derlei ein, dann werden alle Mädchen sorgfältig beobachtet, ob nicht eine von ihnen an Erbrechen leidet, um auf diese Weise einer Schändung der Ehrbarkeit auf die Spur zu kommen.

Bei den Menangkabauschen Malaien herrschen ähnliche strenge Ansichten; ebenso bei den Sibujaus, die zu den See-Dayaks gehören. Diese betrachten zwar den sexuellen Verkehr zwischen dem jungen Volke nicht als „positive crime", sind aber doch ängstlich um die Ehre ihrer Töchter besorgt.

Nicht selten wird es öffentlich festgestellt, daß die Braut virgo intacta ist. So besteht bei den Maduresen der Brauch, daß zwei Frauen nach Vornahme der Untersuchung öffentlich erklären, daß die Braut noch Jungfer ist, worauf (wenigstens bei Vornehmen) Kanonenschüsse gelöst werden, während im anderen Falle der Bräutigam das Recht hat, das Verlöbnis zu brechen.

Von den Makassaren und Buginesen lesen wir, daß der Beweis der Jungfernschaft mit einem Stück Kattun auf einem silbernen Schenkbrette an die Eltern des Bräutigams geschickt wird. Gebricht es daran, dann soll der Mann stehenden Fußes Ehescheidung verlangen können.

Digitized by Google

Wenn ein Atjeh-Mädchen, welches Jungfer zu sein vorgibt, heiratet und der Mann in der Hochzeitsnacht bemerkt, daß dies nicht der Fall ist, werden zum Zeichen Strohsack und Kissen durchgeschnitten, damit der Vater des Mädchens, wenn er dies sieht, die Hälfte des Brautschatzes zurückgebe.

Jungfräulichkeit verlangt man bei der Hochzeit auch in Mittel-Celebes, und der Gatte hat das Recht, Ehescheidung zu verlangen, wenn die Frau sich nicht als virgo intacta erweist, was er zwischen der ersten und dritten Nacht nach Vollziehung der Ehe den Blutsverwandten der Frau zu erklären hat.

Auf den Ceramlawut- und Goram-Inseln ist es Brauch, daß sich der junge Ehemann am Morgen des vierten Tages nach der Hochzeit in die Wohnung seiner Eltern begibt, begleitet von den Blutsverwandten seiner Frau, um über deren Jungfräulichkeit zu berichten. Steht es damit günstig, dann werden die Begleiter mit sirih-pinang und Palmwein bewirtet.

Ein eigenartiger Brauch herrscht bei den Rotinesen. Wenn hier ein junges Mädchen heiratet, bindet ihr Vater ihr um die Leibesmitte eine Schnur, in der sich neun fest gelegte und mit Wachs bestrichene Knöpfe befinden. Der Mann muß nun, bevor er die Ehe vollzieht, die Knoten aufzuknüpfen trachten, aber nur mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand. Erst wenn ihm das geglückt ist — bisweilen erst nach Monaten! — darf er mit seiner Frau Verkehr haben. Fehlt dann der Beweis für die Jungfräulichkeit nicht, dann zeigt er die Schnur den Eltern seiner Frau und bietet ihnen zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit ein Geschenk an. (*Wilken*, Bijdragen V, 4, 447 ff.)

Etwas Ähnliches liegt vielleicht vor in dem von Crooke II, 105 erwähnten Orakel mit dem Nimba-Baume. Dieser, auch Nim genannt (Azadirachta indica), wird zur Erprobung der ehelichen Treue der Frau gebraucht bei den Banjâras: „The jealous husband throws (a branch of the tree) on the ground and says, „If thou be a true woman, lift that Nim branch" (Crooke II, 105).

Digitized by Google

Die Jungfrauen durch andere deflorieren zu lassen — sei es durch den eigenen Vater, einen Fremdling, ein Götzenbild, die Mutter — ist in Indien sehr wohl bekannt.

Nach *Barbosa* (p. 126) sucht bei den Nairs die Mutter eines jungen Mädchens einen Mann „que le desvirguen aquella hija, porque lo an entre sy por cosa sucia y casi vileza a desvirgar mugeres."

Nach Rémusat, den Wilken (Gids II, 1197) zitiert, war in Cambodja das jus primae noctis, tchin-than geheißen, ein Vorrecht der Buddhapriester. „Chaque année, à l'époque qui répond à la quatrième lune de la Chine, l'officier du lieu fait publier le jour qui a été choisi pour le tchin-than, et avertit ceux qui ont des filles à marier de venir d'avance lui faire leur déclaration. Au jour fixé, il se célèbre dans la ville une grande fête nocturne, et la cérémonie du tchin-than s'accomplit dans toutes les maisons où il y a des filles à marier."

In einigen Gegenden von Indien wird das Mädchen von der eigenen Mutter mit einem Instrumente während einer nächtlichen Feier defloriert, die mit großem Pompe gefeiert wird. (*Giraud Teulon*, Les origines de la famille, p. 72.)

„Weil die *Bramanes* für so heilige Leute gehalten werden, haben sie an etlichen Orten, sonderlich zu Calecut nach ihrer Art treffliche gute Sache, und absonderliche Verrichtung bey fürnehmen Hochzeiten. Man bringet ihnen die Bräute zu, damit sie ihnen ihre Jungfrawschafft benehmen, worzu der Bräutigam dem heiligen Mann noch Gelt geben muß. Dann die einfältigen Leute meinen, sie fangen ihren Ehestand mit sonderlicher *devotion* und Gottesfurcht an, wenn sie ihren Abgöttern durch dero Pfaffen die Erstlinge ihres beyschlaffes opffern und zueignen. Die *Bramanes* stellen sich bißweilen an, sonderlich bey Reichen, als wenn sie es nicht gerne thäten, müssen derwegen mit Gelt darzu erkaufft werden. Wenn fürnehme Herren oder Kauffleute von ihren Weibern verreissen müssen, nehmen sie einen solchen heiligen Vater in ihr Haus die Frawe zu bewahren, damit sie nicht, wenn ihr etwa eine Lust ankäm, mit andern

Digitized by Google

Unzucht treiben mügen, mit Priestern aber habe es nichts zu bedeuten." (*Mandelslo* p. 105.)

Eine „defloratio per procuram" kennt auch *Linschoten* 22 b, der von den Vornehmen, ja dem Könige selbst, von Pegu berichtet, daß der junge Ehemann das jus primae noctis dem ersten besten Fremdling abtritt, „ende doen hem eenighe vereeringhe, ende houden dat voor een groote eere ende heerlyckheyt dat een ander haer die moeyte en arbeyt afneemt."!!

In *Indiae Orientalis* pars septima (Frankfurt 1606) berichtet Caspar Balby, daß die Canarinen (Goa) den Brauch haben, ihre Bräute zur Defloration einem Götzenbilde zu übergeben. „Ex hisce populis, si quis filiam suam alicui in vxorem dare constituit, proficiscitur cum ea ad statuam hanc, quae octodecim leucis ab vrbe distat, vt pro felici matrimonii successu ei prius supplicet votumque faciat, quae peractis precibus, interfoemineum suum ad virgam statuae ferream applicat, fortique commotione perrumpit, vt flos virginitatis idolo huic sacrificetur. Quod si puella tenerior dolorem reformidare videatur, ea applicare saltem membrum ad virgam statuae iubetur, quo facto mater puellam a tergo apprachendens, commovet truditque, donec virginitatem amisisse eam sentiat." (p. 81.) Ähnlich *Linschoten* 50 b, der noch besonders betont, daß man in dieser Art der Defloration eine besondere Gunst und Annehmlichkeit erblickt: „. . . brenghen de Bruydt na huys, alwaer se den Bruydegom ghelevert werdt, die hem grootelycks daer in verblydt ende in estimatie houdt dat de *Pagode* die hem so veel eere gedaen heeft en so grote moeyte af-genomen."

Denselben Bericht finden wir bei *Barbosa* p. 96; in Anm. 1 steht der portugiesische Text, den der Übersetzer nicht wiederzugeben gewagt hat.

Nach *Sonnerat* I, 57 sind die Inder eigensinnig auf den Genuß der unzerstörten Jungfernschaft ihrer Frauen versessen. Trotzdem bitten an der Küste Malabar die Vasallen, wenn sie heiraten, ihre Herren, sie möchten die ersten zwei oder drei Nächte nach der Hochzeit bei ihren Weibern schlafen. Ist dies geschehen, dann kommen die

Digitized by Google

Männer und holen sie unter großem Gepränge, mit Musik und den lebhaftesten Freudenbezeugungen wieder zu sich. An anderen Orten opfern die Männer die ersten Umarmungen ihrer Weiber den Götzenbildern, deren Impotenz dann die Pfaffen ersetzen. In noch anderen Gegenden schlafen gar alle Hochzeitsgäste die erste Nacht bei der Braut; und der König von Kalikut gibt dem ansehnlichsten Pfaffen ein Geschenk von fünfhundert Talern, damit er vor ihm bei dem Mädchen schlafe, das er heiraten will.

In Kambodja defloriert ein Priester die Gattin mit einem Finger, den er in Wein tauchte, und mit diesem letzteren benetzte er sich dann die Stirn. Einige behaupten, daß die Eltern und die Verwandten des Gatten den Wein tranken. Auch auf Malabar gab es Brahmanen, welche keine andere religiöse Pflicht hatten als die, den Mädchen die Blüte der Jungfräulichkeit zu rauben; diese bezahlten sie dafür, weil sie sonst keinen Mann nehmen konnten. Selbst der König von Kalkutta gewährt einem Brahmanen das jus primae noctis, wie derjenige von Tamassai es dem ersten Fremden, der in die Stadt kommt, überläßt, während der König von Kampa das jus primae noctis bei allen jungen in seinem Reiche vollzogenen Ehen für sich behält. Barthema sagt, daß der König von Kalikut, wenn er eine Frau nahm, den würdigsten und gelehrtesten Brahmanen erwählte; dieser Dienst wurde mit 400 bis 500 Skudi bezahlt. (Mantegazza 77, 81.)

Das jus primae noctis des Vaters existierte früher bei den Alfuren des Bezirkes Tonsawang in der Minahasa nach Riedel, Tijdschrift XVIII, 486; und noch heutigen Tages kommt es unter der Bezeichnung *mandai* (= praegustare) bei den Bataks von Groß- und Klein-Mandaïling vor, jedoch mehr unter den Häuptlingen und Vornehmen.

Auch bei den Bataks des Bezirkes Padang Lawas übt der Vater das jus primae noctis aus. Als *Wilken* im Jahre 1877 die Gegend bereiste, kam ihm in Udjung Padang ein Fall zu Ohren, in dem ein Vater Mißbrauch mit seinem Rechte getrieben hatte, so daß sich bei seiner Tochter

Digitized by Google

Folgen einstellten, wofür er zu einer Strafe von 300 Realen verurteilt wurde. (Gids II, 1200.)

Von den Frauen in Pegu berichtet *Linschoten* 22 b, daß sie gleich nach der Geburt infibuliert werden. Man läßt bei dieser Operation nur so viel offen, „om haer water door te maken"; und wenn die Hochzeit stattgefunden hat, schneidet der Mann die Naht auf, „so groot ende cleyn als hy wil, welc sy met een sekere smout ofte salve te genesen weten."

„Anfänglich," sagt Linschoten (*Reisebeschreibungen* X, 577, Anm. e), „hielt ich dieses für ein Gedicht: allein es ist mir die Sache nicht nur durch die Portugiesen, welche im Lande handeln, sondern auch durch wirkliche Landeseingeborene versichert worden."

Ob die Vorschriften der alten und neueren indischen Erotiker zur Verengerung der Vulva darauf schließen lassen, daß man auch künstliche Jungfernschaften gekannt habe, wage ich nicht zu entscheiden. Diese Rezepte erscheinen stets in Verbindung mit solchen, die gerade das Gegenteil bezwecken, nämlich eine Erweiterung der Vagina; und eingeleitet wird der Abschnitt gewöhnlich mit der Begründung, die schlaffe Vulva einer Erwachsenen und einer Frau, die eben geboren hat, gefalle den jungen Leuten nicht. Das Erweitern kann natürlich keinen andern Sinn haben, als einer eng gebauten Frau den Umgang mit einem stark versehenen Manne zu ermöglichen, wobei man sich mit Schaudern der entsetzlichen Schilderungen der Ärzte von den Verwüstungen erinnert, die ein brutaler Mann anrichtet, wenn ihm ein Kind in die Ehe gegeben wird, wie es ja leider noch heute in Indien geschieht. (Ploss I, 629 f.)

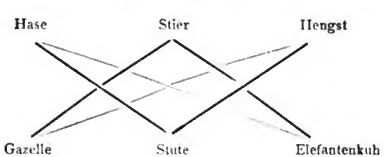
Das Ratirahasya empfiehlt zur Verengerung Lotus samt dem Stengel mit Milch zerrieben und in die Vagina hineingetan: dies Mittel macht selbst eine Elefantenkuh gleichsam zur Gazelle. Oder man legt einen Faden um die Vulva, der ein wenig von dem Harne gebleicht ist, den man in den Mund einer schwarzen Schlange getan hat. Eine Ein-

Digitized by Google

reibung des Nabels mit dem Pulver von einem abwärts gewachsenen Kuhhorne wirkt gleichfalls astringierend. Weiteres s. *Erotik* 877 ff.

*

Über die Vereinigung von Mann und Frau gibt uns Vātsyāyana mit einer Pedanterie Auskunft, die schlechterdings nicht überboten werden kann. Seine Nachtreter kleiden ja ihre Weisheit in das Prunkgewand kunstvoll gebauter Strophen, so daß vieles von dem Ernste des Originales verloren geht; um so größer ist der Reiz des letzteren. Mit der trockensten Gleichmütigkeit, der nüchternsten Gelehrsamkeit teilt uns der Verfasser der indischen Physiologie der Liebe mit, daß die Größenverhältnisse der Genitalien neun Möglichkeiten der Vereinigung zulassen: drei gleiche und sechs ungleiche. Für diese ergibt sich ein weiterer Unterschied, je nachdem der Mann der Stärkere oder der Schwächere ist. In ersterem Falle haben wir zwei „hohe", im letzteren zwei „niedrige" Verbindungen, vorausgesetzt, daß die beiden Kontrahenten nur um eine Klasse getrennt sind; liegen zwei dazwischen, so bekommen wir je nachdem einen ganz hohen oder einen ganz niedrigen.



Hoch ist also die Verbindung von Stier und Gazelle oder von Hengst und Stute; ganz hoch die von Hengst und Gazelle; niedrig ist die Verbindung von Hase und Stute oder von Stier und Elefantenkuh; ganz niedrig die von Hase und Elefantenkuh. Die drei gleichen sind die besten, der ganz hohe und der ganz niedrige sind die schlechtesten, die übrigen sind mittelmäßig, aber doch so, daß die hohen

Digitized by Google

den Vorzug vor den niedrigen verdienen. Die Smaradīpikā, die vier Klassen von Männern zuläßt (s. p. 177), nimmt gleichwohl die sechs ungleichen Verbindungen an, ohne sich um die Kombinationsrechnung zu kümmern.

Auch je nach dem „Zustande", dem Temperamente, wie ich gesagt habe, ergeben sich neun Möglichkeiten. Die Männer und Frauen können kühl, mäßig feurig und feurig sein; kommen nun Individuen mit dem gleichen Temperamente zusammen, so sind das drei gleiche Verbindungen; im umgekehrten Falle ergeben sich sechs ungleiche. Vātsyāyana gebraucht allerdings diese Bezeichnungen nicht.

Endlich gibt es für Vātsyāyana — nicht auch für seine Vorgänger, wie wir sogleich sehen werden — je nach der Zeit, die ein jeder braucht, um in Orgasmus zu geraten, ebenfalls drei Klassen: langsame, mäßig schnelle und schnelle. Bei dem Manne ist es die Ejakulation, und für die Frau nimmt wenigstens Vātsyāyana, Ratirahasya und Anaṅgaraṅga eine Ergießung des „Liebeswassers" an, die der Ejakulation ganz entspricht. Es heißt im *Ratirahasya* darüber: „Infolge der Beseitigung des Pruritus libidinosus durch die feurigen Stöße mit dem Penis und danach infolge des Ausströmens des „Liebeswassers" empfinden die Frauen die Wonne der Ejakulation, die ihrem Wesen nach ein Fließen ist. Von Anfang an ist dies Fließen mit Unbehagen verbunden und gewährt nur geringen Genuß; am Ende aber haben sie, wie die Männer, infolge der Ergießung Wonneempfindung bis zur Ohnmacht. Einen Augenblick schreit die Frau, weint, wirft sich hin und her und ist ganz verwirrt; darauf wird sie kraftlos und schließt die Augen."

Auddālaki, den Vātsyāyana wiederholt als Autorität nennt, ist anderer Meinung; er sagt, die Frau gerate nicht in den Zustand, den der Mann durchkostet; denn die Frauen besitzen ja kein Sperma, können also auch keine Ejaculatio seminis haben. Die Vermischung der Frau mit dem Manne, die ja nun eigentlich überflüssig wäre, geschieht, weil der Mann ununterbrochen den pruritus libidinosus der Frau behebt. Er entsteht dadurch, daß die Vulva von stärkeren oder schwächeren Würmern bewohnt wird, die durch

Digitized by Google

ihre Bewegungen ein kitzelndes Gefühl hervorrufen; und dieses muß beseitigt werden, soll es nicht einen gefährlichen Grad annehmen.

Wenn man nun einwendet, zur Behebung dieses pruritus sei keineswegs ein Mann erforderlich, sondern es genügten dazu auch schon onanistische Hantierungen, Masturbation und künstliche Vorrichtungen, so lautet die Antwort: „Die Befriedigung jenes Kitzels erzeugt einen ganz besonderen Genuß, wenn sie mit der Wonne des Selbstgefühles Hand in Hand geht, so daß die Frau hierbei die Erkenntnis der Wonne hat. Wenn jemand fragen sollte, wie man das ergründen wolle, da es ja der Verstand des Mannes nicht erfassen könne und man infolgedessen nicht zu fragen brauche, wie ihre Wonneempfindung beschaffen sei, so lautet die Antwort: „Sobald der Mann die Wollust genossen hat, hört er von selbst auf, ohne auf die Frau Rücksicht zu nehmen; nicht aber handelt die Frau so, sagt Auddālaki." Dazu bemerkt Yaśodhara etwa folgendes: Die Befriedigung der Frau ist eine ganz besonders große, wenn zu der Wonne, die die Beseitigung des Pruritus gewährt, noch die des Ichbewußtseins hinzukommt, wie sie Küsse und andere Liebkosungen hervorrufen. Dann erst kommt der Frau die Wonne recht zum Bewußtsein, und sie sagt: „Ich bin selig!", während die bloße Stillung des Geschlechtstriebes, als etwas Nebensächliches, eine solche Wonne nicht gewähren kann. Es würde also, wie Yaśodhara richtig bemerkt, für diese Art von Wonne die Beschreibung passen, die Vātsyāyana von der Volliebe gibt, daß nämlich das erfolgreiche, aus besonderen Berührungen entstehende, von der Wonne des Ichbewußtseins begleitete richtige Empfinden der Seele die echte Liebe sei; der einzige Unterschied ist hier nur der, daß bei der Wollustempfindung der Frau das ‚erfolgreich' fehlt, weil sie ja nach Auddālaki keinen Samen hat. — Jener ganz besondere Genuß besteht also bei den Frauen darin, daß der Kitzel von Anfang an, ununterbrochen und vollständig gestillt wird, während bei den Männern der Genuß von der Ergießung des Samens abhängt. So besteht also zwischen Mann und Frau keine

Digitized by Google

Ähnlichkeit in Wesen und Zeit, und ebensowenig ergeben sich demnach hinsichtlich des Temperamentes und der Zeit je neun verschiedene Möglichkeiten des Liebesgenusses. Der Verstand des Mannes kann das freilich nicht ergründen, da sich ein Gefühl überhaupt nicht beschreiben läßt; so wenig wie sich der Mann von dem Genusse der Frau eine Vorstellung machen kann, den sie sich verschafft, wenn sie beim coitus inversus die Rolle des Mannes übernimmt: jenes Gefühl kommt ihm eben nicht zum Bewußtsein. Auch der Einwand, daß man sich ja dann durch eine Frage belehren lassen könne, ist hinfällig. Die Frau braucht nicht zu fragen, weil ihr der Begriff der Wonne der Samenergießung ja doch nicht zum Bewußtsein kommen würde, falls sie keine Ergießung haben sollte und der Mann versuchen wollte, ihr eine Beschreibung davon zu geben; und auch der Mann braucht nicht zu fragen, da ihm der Begriff der Wonne eines etwaigen andersgearteten Genusses seitens der Frau gleichfalls nicht zum Bewußtsein kommen würde, falls sie ihm eine Beschreibung davon liefern würde.

Den Beweis nun, daß die Frau nicht in denselben Zustand gerät, wie der Mann, führt Auddālaki vermittelst eines Erfahrungssatzes: Sobald nämlich der Mann den Genuß der Ergießung des Samens gehabt hat, macht er ein Ende, da er ja nun befriedigt ist, und nimmt keine Rücksicht auf die Frau, auch wenn diese noch ganz bei der Sache ist. Die Frau dagegen handelt nicht so. Empfände sie wie der Mann die Wonne der Samenergießung, so würde sie sich zurückziehen, ohne auf den Mann Rücksicht zu nehmen. Aber es ist nicht an dem: der Mann hört eher auf, und die Frau sehnt sich nach Fortsetzung. Folglich hat die Frau nicht den Genuß der Ejakulation wie der Mann. —

„Hiergegen könnte jemand einwenden: Bei einem Liebhaber, der langsam zum Orgasmus gelangt, ergötzen sich die Frauen, bei einem aber, der schnell dazu gelangt, sind sie noch nicht in diesen Zustand geraten und werden unwillig, wenn der Mann aufhört. Das alles ist ein Anzeichen dafür, daß sie den Zustand der Samenergießung erlangt

Digitized by Google

bezw. noch nicht erlangt haben." — Die Frauen, bemerkt Yaśodhara hierzu, mögen keine Vorstellung von der Wonne der Ejakulation haben, wie man sie aus dem Aufhören nach Belieben erschließen kann; aber sie dürfte doch in Wirklichkeit vorhanden sein, da man ja doch bei den Frauen in bestimmten Fällen eine Ergötzung wahrnimmt. So z. B. ergötzen sich die Frauen, d. h., geraten in Orgasmus, wenn der Mann von kühlem Temperament ist und erst ein Ende macht, nachdem er nur durch lange währende Anstrengungen die Wonne der Ejakulation erreicht hat. Umgekehrt sind die Frauen unwillig, wenn ein feuriger Liebhaber seinen Koitus beendigt, der aufhört, nachdem er diese Wonne schon nach kurzen Anstrengungen erreicht hat. Diese beiden Tatsachen, daß nämlich die Frauen in dem einen Falle befriedigt, in dem andern Falle aber nicht befriedigt sind, beweisen eben, daß sie dort den Zustand der Ejakulation erreicht, hier nicht erreicht haben. Zeugen dafür, daß Befriedigung Wonne, Nichtbefriedigung jedoch Unwillen erzeuge, sind die Männer selbst: bei dem coitus inversus nämlich erlangen gerade die kühlen unter ihnen Wonne und Befriedigung, wenn die Frau erst nach langen Anstrengungen aufhört;[1]) geschieht das aber bald, so sind sie unbefriedigt, da sie, anstatt die Wonne des Liebesgenusses zu kosten, vielmehr Unwillen empfinden. Darum also schließt man aus der Wahrnehmung der Befriedigung (bezw. Nichtbefriedigung) der Frau, daß sie wie der Mann die Wonne der Samenergießung genießt.

„Es ist nicht an dem! Auch das Befriedigen des Kitzels nämlich ist angenehm, wenn es lange Zeit vorgenommen wird. Das ist ganz natürlich; und daher ist jener Einwand hinfällig, weil er zu Zweifeln Veranlassung gibt."

Die Behauptung (erklärt Yaśodhara), das Ergötzen sei das Anzeichen dafür, daß die Frau den Zustand der Samenergießung erreicht habe, ist unwahr! Denn auch das Stillen des Kitzels ist den Frauen angenehm, wenn es, von einem Manne

---

[1]) Als Beispiel vergl. Rasikarañjana 82 unter Berücksichtigung der oben p. 200 gegebenen Berichtigung.

Digitized by Google

mit kühlem Temperamente vorgenommen, recht lange Zeit gebraucht; und nicht nur die Erzeugung der Wonne der Samenergießung braucht diese Wirkung zu haben. Mit den ausdrücklichen Worten ‚das ist ganz natürlich' zeigt Auddālaki, daß das auch auf den gegenwärtigen Fall paßt; sonst würde, selbst bei der Erlangung der Wonne der Samenergießung, dort doch keine Befriedigung eintreten, wenn der Kitzel nicht behoben wird. Nun ist es zweifelhaft, ob das Ergötzen der Frau auf der Erlangung der Wonne der Samenergießung beruht oder aus der Stillung des Kitzels hervorgeht. Darüber kann nichts Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden. Da also beides zu Zweifeln Veranlassung gibt, ist es kein ausschlaggebender Beweis dafür, daß die Frauen die Wonne der Samenergießung erlangen resp. nicht erlangen; denn es hat ja eben zweifache Geltung! Darum ist das nach Belieben gehandhabte Aufhören bezw. Nichtaufhören ausschlaggebend: dies ist als bei der Frau geltend festgestellt, also hat sie keine Wollustempfindung wie der Mann.

Die Anhänger des Bābhravya aber meinen: „Ununterbrochen und von Anfang an erreicht die Frau den Zustand des Orgasmus, der Mann hingegen am Ende. Das ist ganz natürlich; denn wenn die Erreichung des Zustandes nicht stattfände, könnte auch keine Empfängnis erfolgen."

Nach dieser Auffassung werden beide der Wonne der Ejakulation teilhaftig, die Frau jedoch gleich von Anfang an, sobald der Penis eingeführt ist, und ohne Unterbrechung. Es ist nämlich durch den Augenschein bezeugt, daß, sobald sie sich mit dem Manne vereinigt, ihre Vulva langsam feucht wird, wie ein zersprungenes Gefäß voll Wasser. Ihr Genuß ist wie bei dem Manne von der Ergießung des Sperma bedingt; sie erreicht jenen Zustand also von Anfang an, der Mann dagegen am Ende, indem ja da die Ejakulation eintritt. Da also betreffs der Zeit zwischen den beiden Gatten ein Unterschied besteht, so gibt es der Zeit nach keine neun verschiedenen Liebesgenüsse, wohl aber dem Zustande nach, da ja beide Teile die Wonne der Samenergießung in gleicher Weise genießen.

Digitized by Google

Das Feuchtwerden der Vulva — so macht sich Yaśodhara selbst einen Einwand — braucht mit dem Eintreten des Orgasmus nichts zu tun zu haben: gleicht denn die Vulva nicht vielmehr einer Wunde, so daß sie feucht werden muß, wenn sie gerieben wird? Nein! Die Frau nämlich empfängt, wenn sie bei Erlangung des Genusses, der Erreichung der Wonne der Samenergießung, Befriedigung findet; diese Befriedigung aber ist nichts anderes als der Zustand des Orgasmus, der ohne Ejakulation, wie man annimmt, nicht denkbar ist. Andere meinen, die Frau sondere Geblüte. keinen Samen ab. Jedenfalls liegt eine letzte Ursache für die Befriedigung vor; die Frage ist nur, worin sie besteht! Wenn es der Same nicht ist, wie kann dann die Frau empfangen? Suśruta, der berühmte indische Autor über die gesamte Medizin, behauptet, daß aus der Vermischung zweier Frauen ebensogut ein Embryo hervorgehen könne wie aus der von Mann und Frau, nur daß dort die Frucht *anasthi*, d. h. knochenlos ist.

Die beiden oben ins Treffen geführten Fälle — der schnell zur Ejakulation gelangende Mann und derjenige, der langsam dazu kommt, und das verschiedenartige Verhalten der Frauen ihnen gegenüber — beweisen auch hier bei Bābhravya nichts gegen seine Ansicht. Wenn nämlich seiner Meinung nach die Frau den Zustand des Orgasmus von Anfang an erreicht, dann gilt hier, wo die Frauen, weil sie jenen Zustand erreichen sollen, anders beurteilt werden als von Auddālaki, jener Unterschied nicht, daß sie bei einem Manne mit langsam eintretender Erregung sich ergötzen, dagegen unwillig sind, wenn ein schnell in Orgasmus geratender Mann so bald aufhört? Weil Ergötzung eintritt, darum haben sie wie der Mann am Ende Orgasmus, und weil sie unwillig sind, darum besteht kein Zweifel darüber, ob sie von Anfang an den Zustand des Orgasmus erreichen oder nicht?

Nein! Es ist nicht an dem! Die Beseitigung des Kitzels ist angenehm, wenn sie lange Zeit dauert; daher hassen auch die Frauen einen Mann, der schnell in Orgasmus gerät, weil in diesem Falle eine Beseitigung des Kitzels nicht

Digitized by Google

stattfindet; und weil, selbst beim Eintritt des Orgasmus, eine lange Zeit anhaltende Beseitigung des Kitzels fehlt. Oder man kann auch mit demselben Rechte sagen, daß den Frauen eine lange Zeit anhaltende Erzeugung des Zustandes des Orgasmus willkommen ist, indem dieser Zustand die Hauptsache ist. Bei einem Manne, der schnell in Orgasmus gerät, empfinden sie Abneigung, weil da kein lange andauerndes Erzeugen jenes Zustandes stattfindet. Denn die Frauen wünschen, daß bei ihnen ein Zustand von langer Dauer erzeugt werde, indem ihr Liebesverlangen ein achtfaches ist. Unter diesen Umständen ist es richtig zu sagen, daß sich die Schönäugige an den Männern nicht sättigen kann, weil deren Liebesverlangen nur einfach ist, nicht aber deshalb, weil ihnen die Wonne der Samenergießung fehlt.

„Hier könnte jemand einwenden: Wenn die Erlangung des Genusses ununterbrochen stattfindet, so stimmt es doch dazu nicht, daß zur Zeit des Beginnens Gleichgültigkeit und nicht übermäßige Fähigkeit im Ertragen; danach allmählich außerordentliche Leidenschaft und Mißachtung gegenüber dem Körper und endlich das Verlangen, aufzuhören, sich einstellt?" — Zu Beginn des Liebesgenusses besteht Gleichgültigkeit, indem die Frau Nägelwunden etc. nicht beibringt, und nicht übermäßige Fähigkeit im Ertragen der von dem Manne beigebrachten Verwundungen; im weiteren Verlaufe tritt je nach dem mehr oder minder feurigen Temperamente außerordentliche Leidenschaft ein und Mißachtung gegenüber dem Körper, d. h., außerordentliche Fähigkeit, die vom Manne beigebrachten Verwundungen zu ertragen: und schließlich kommt das Verlangen, den Koitus abzubrechen. Alle diese besonderen Stadien passen nicht für die Frau, wenn sie ununterbrochen den Genuß der Ejakulation erlangen soll: denn von Anfang an ist er von derselben Beschaffenheit, und die Wonne der Samenergießung besteht ja angeblich ununterbrochen. Bei dem Manne freilich sieht man in dem Vorgange der Samenergießung besondere Stadien.

„Dem ist nicht so! Auch bei der gleichartigen Drehungs-

Digitized by Google

zurüstung der Töpferscheibe oder des Kreisels, die sich in Drehung befinden, ist es doch ganz in der Ordnung, daß zu Anfang nur mäßige Geschwindigkeit vorhanden ist und dann allmählich der Höhepunkt der Geschwindigkeit erreicht wird. Aus Mangel an Stoff ergibt sich das Verlangen, aufzuhören. Daher ist das kein stichhaltiger Einwand."

Der Fall ist genau so, sagt Yaśodhara, wie mit der Töpferscheibe oder dem Kreisel, einem Spielzeuge, welches die Kinder zum Drehen bringen, indem sie einen langen Faden daranknüpfen. Wiewohl hier der zum Drehen erforderliche Apparat, ein Stock mit einem darangebundenen Faden, der gleiche bleibt, würde man doch das Gegenteil annehmen müssen, wenn bei ihnen, sobald sie in der Drehung begriffen sind, nicht zu Anfang, im Verlaufe und am Ende eine verschiedene Schnelligkeit im Drehen vorläge: zu Anfang ist die Schnelligkeit nur mäßig, sie drehen sich langsam und erreichen dann allmählich mehr oder minder den Höhepunkt der Schnelligkeit. Und wie die Töpferscheibe oder der Kreisel gleichsam unbeweglich stehen, so besitzt auch die Frau, wenn der Mann bei ihr durch die Bewegungen beim Koitus und andere Mittel die obschon zu Anfang, im Verlaufe und am Ende gleichmäßige Wonne der Samenergießung hervorruft, doch zur Zeit des Anfangs nur mäßige Schnelligkeit, d. h. zarte Wollustempfindung, wobei Gleichgültigkeit und die Unfähigkeit, Verwundungen zu ertragen, besteht; darauf folgt allmählich der Höhepunkt der Schnelligkeit, d. h. ein Übermaß an Wollustempfindung, wobei infolge der außerordentlichen Erregung Mißachtung gegenüber dem eigenen Leibe besteht. Wie kann nun aber das Verlangen, aufzuhören, wachwerden, wenn der Zustand des Orgasmus ununterbrochen besteht? Die Antwortet lautet: aus Mangel an Stoff! Wenn bei Eintritt des Verliebtheit genannten Zustandes der aus seinem Standorte gleitende Samenstoff nach dem ihm zukommenden Gefäße gelangt und durch das von Anfang an erfolgende allmähliche Ergießen erschöpft und so die Leidenschaft gestillt ist, kommt das Verlangen, aufzuhören. Darum ist der obige Einwand hinfällig, und man darf also nicht be-

Digitized by Google

haupten, daß die verschiedenen Stadien in dem ununterbrochen dauernden, aus der Ergießung des Samens hervorgehenden Zustande des Orgasmus etwas Ungehöriges an sich hätten.

Vātsyāyana entscheidet nun die Frage p. 83 ff., indem er zunächst die Behauptung aufstellt: „Darum ist die Bekundung des Ergötzens auch bei der Frau genau so anzusehen als bei dem Manne"; d. h., wie bei dem Manne am Ende die Ejakulation eintritt, so ist es auch bei der Frau. Ihre Wonneempfindung könnte ja aber vielleicht von der des Mannes ihrem Wesen oder der Zeit ihres Eintrittes nach verschieden sein? Diesen Einwand entkräftigt Vātsyāyana, indem er sagt:

„Wie sollte denn bei der Gleichheit der Art und da beide Gatten auf ein und dasselbe Ziel hinstreben, ein Unterschied im Ergebnis sein können? Nur insofern, als ein Unterschied in den Werkzeugen und ein Unterschied im Gefühle besteht." — Bei zwei verschiedenartigen Wesen, z. B. Mann und Stute, dürfte eine Ungleichheit der Wonne vorliegen, aber nicht so bei Gleichheit der Art, bei der gleichartigen Menschengattung. Aber auch zwei gleichartige Wesen können doch eine verschiedene Wonne kosten, z. B. wie wenn sie auf Baden, Essen etc. bedacht sind? Ja, hier sind beide aber nur auf ein einziges Ziel, namens Liebesgenuß, bedacht: wie kann da ein Unterschied im Ergebnis vorliegen? Nur insofern, als ein Unterschied in den Werkzeugen, der von Natur geschaffen ist, und ein Unterschied im Gefühle besteht. Dort, bei den beiden verschiedenartigen Wesen, Mann und Stute, liegt ein Unterschied sowohl dem Wesen als auch der Zeit nach in der Wonne des Orgasmus vor, als einer Wonne, die das Ergebnis von verschiedenartigen Wesen ist; diejenigen aber, die von gleicher Art sind und ein und dasselbe Ziel im Auge haben, deren Ergebnis ist gleich. Denn bei zwei Widdern, die doch von gleicher Art sind und ein und dasselbe Ziel, nämlich den Kampf im Auge haben, gibt es auch in dem Ergebnis, dem Zusammenprall, keinen Unterschied dem Wesen oder der Zeit nach. In unserem Falle mag aber ein Unter-

Digitized by Google

schied im Ergebnis bestehen, weil die Werkzeuge verschieden sind.[1])

„Woher kommt der Unterschied in den Werkzeugen? Von Natur! Denn der Mann ist der aktive, die Frau der passive Teil. Der aktive Teil nämlich vollbringt eine andere Tat als das Objekt. Darum findet auch infolge der Verschiedenheit der Werkzeuge von Natur ein Unterschied im Gefühle statt: der Mann empfindet Befriedigung, indem er denkt: ‚Ich erfasse sie ganz!'; die Frau, indem sie denkt: ‚Ich bin ganz von ihm erfaßt!' — So lehrt Vātsyāyana." —

Der Unterschied in den Werkzeugen, der jetzt in Rede steht, existiert ganz allein in der Tätigkeit von Mann und Frau; und zwar ist er von Natur da und liegt in dem angeborenen Wesen von Mann und Frau begründet, welches darin besteht, daß von diesen beiden der eine der aktive, der andere der passive Teil ist. Des einen Geschlechtsteile liegen vertieft, die des andern ragen empor. Daher findet ein Unterschied in den Verrichtungen der beiderseitigen Geschlechtsteile statt, indem das eine verschlingt, das andere verschlungen wird. Daher ferner ergibt sich aus der Verschiedenheit der Werkzeuge, deren Wesen in der also beschaffenen Tätigkeit besteht, nicht bloß ein Unterschied in dem sich daraus ergebenden Resultate, sondern auch ein Unterschied im Gefühle. Nämlich der Mann findet Befriedigung, indem er unter Berücksichtigung seiner Tätigkeit als aktiver Teil denkt: „Ich bin darauf bedacht, diese Frau hier zu genießen." Die Frau findet Befriedigung, indem sie unter Berücksichtigung ihrer Tätigkeit als passiver Teil denkt: „Ich bin von ihm erfaßt, um genossen zu werden." Wenn sie beide also von der Befriedigung ihres Gefühles erfüllt, in der Ausführung des Koitus begriffen sind, erreichen sie einen nach Zeit und Wesen ähnlichen, nicht aber einen wegen des bloßen Unterschiedes in den Verrichtungen unähnlichen Zustand des Orgasmus. Denn dann ist nur das Gefühl verschieden, nicht das Resultat.

[1]) Yaśodhara läßt das zunächst noch unentschieden, da im folgenden ausführlich davon die Rede ist.

Digitized by Google

Vātsyāyana hat also die mannigfachen Verschiedenheiten, unter Anerkennung des Unterschiedes in den Werkzeugen, zugestanden: wie ist es also nun mit dem Unterschiede im Resultate? Kann er denn den nicht zugeben? — Diese Frage eines Gegners beantwortet Vātsyāyana, indem er sagt:

„Hier kann jemand einwenden: ‚Warum soll es keinen Unterschied im Resultate geben, so gut wie es einen Unterschied in den Werkzeugen gibt?' — Dem ist nicht so! Der Unterschied in den Werkzeugen ist wohl begründet durch die Verschiedenheit der Eigenschaften des aktiven und des passiven Teiles; ein nicht begründeter Unterschied im Resultate aber wäre unangemessen; denn es besteht ja kein Unterschied in der Gattung."

Warum wird nicht, fragt Yaśodhara, so gut wie die Tätigkeit der beiden Ehegatten als eine verschiedene zugegeben ist, ebenso auch das ‚Wonne' genannte Resultat als ein verschiedenes zugegeben, da es sich doch aus jener Tätigkeit ergibt? — Nun, auch wenn das Resultat sich daraus ergibt, kommt ihm doch keine Verschiedenheit zu. Darum antwortet Vātsyāyana auf die Frage, wieso der Unterschied in den Werkzeugen wohlbegründet sei, mit den Worten: „Wegen der Verschiedenheit der Eigenschaften des aktiven und passiven Teiles." Der aktive Teil ist selbständig, der passive Teil ist Substrat. Da diese beiden Ursachen ihrem Wesen nach verschieden sind, so sind auch ihre Tätigkeiten, die sich daraus ergeben, verschieden. Daß aber dem Resultate, wiewohl es sich daraus ergibt, trotzdem keine Verschiedenheit zukommt, dafür gibt es keine weitere Ursache, die man angeben könnte. So sagt denn auch Vātsyāyana: „Ein nicht begründeter Unterschied im Resultate aber wäre unangemessen", würde ohne Berechtigung zugestanden. Diese Berechtigung bringt er in Erinnerung, indem er sagt: „Denn es besteht ja kein Unterschied in der Gattung." Da die Gattung Mensch gleichartig ist, erzeugen die aufeinander angewiesenen Tätigkeiten der auf ein und dasselbe Ziel bedachten beiden Gatten auch eine nach Zeit und Wesen ähnliche Wonne.

Digitized by Google

Hier könnte jemand einwenden: Unter Vereinigung wird von handelnden Personen ein und dieselbe Sache vollbracht, dagegen vollbringen die beiden Gatten jeder einzelne seine eigene Angelegenheit; jene Behauptung ist also falsch!" — Z. B. N. N. kocht im Kessel mit Holz Brei — bei solchem und ähnlichem Tun sieht man, daß durch das Zusammenwirken des N. N. und der übrigen aktiven und passiven Teile der Handelnden der Brei gekocht wird. Dagegen besorgen die beiden Gatten jeder für sich ihre eigenen Angelegenheiten. Denn die Frau, der passive Teil, der der Tätigkeit des Mannes bedarf, besorgt ununterbrochen ihre Sache für sich, nämlich Wonne; und der Mann, der aktive Teil, der der Tätigkeit der Frau bedarf, seine Sache. Dieses Vollbringen verschiedener Dinge paßt nicht für die (vereint) Handelnden, da es ja bei dem Breikochen und ähnlichen Handlungen auch nicht gefunden wird. Nun sieht man bei Mann und Frau, dem aktiven und dem passiven Teile, bei jedem das einzelne Resultat in Gestalt der Wonne und ebenso die Ungleichheit der Gattung: dieses Resultat nun, so ist die Meinung, muß also bei den beiden Gatten nach Zeit und Wesen unähnlich sein.

„Dem ist nicht so! Man sieht, daß zu gleicher Zeit auch mehrere Dinge vollbracht werden; z. B. bei dem Zusammenprall zweier Widder, bei dem Aneinanderwerfen zweier Holzäpfel, bei dem Kampfe zweier Ringer. — Da ist kein Unterschied der Handelnden? Nun, auch hier ist kein grundsätzlicher Unterschied. Oben ist gesagt worden, der Unterschied in den Werkzeugen kommt von Natur: darum also erlangen beide Gatten eine ähnliche Wonne."

Jene Behauptung ist ganz in Ordnung; denn der Augenschein lehrt ja, daß zu gleicher Zeit mehrere Dinge vollbracht werden, z. B. bei dem Zusammenprall zweier Widder. Bei dem Sinnesobjekte des Zusammenpralls sieht man zu gleicher Zeit mehrere Dinge vollbringen, d. h., es geschieht zu gleicher Zeit ein zweifacher Zusammenprall. So ist es auch bei dem Aneinanderwerfen zweier Holzäpfel und dem Kampfe zweier Ringer; und so dürfte auch bei jenen beiden Handelnden, Mann und Frau, das besondere Re-

Digitized by Google

sultat eines jeden dem des anderen ähnlich sein. Die Erwähnung von Widder, Holzapfel und Ringer geschieht, um anzudeuten, daß bei Tieren und unbelebten Gegenständen jene Regel so gut wie bei den Menschen befolgt wird. Welcher Unterschied besteht nun hier? Dazu könnte jemand bemerken: Bei dem Kampfe der Widder usw. sind die Gegner beide aktiv, und es findet kein Unterschied zwischen den Handelnden statt; hier aber gibt es einen aktiven und einen passiven Teil: wieso ist also dann das Ergebnis nicht verschieden? Die Antwort auf diese Frage lautet: Auch bei Mann und Frau als Handelnden ist in Wirklichkeit kein Unterschied vorhanden, vielmehr vollbringen sie die Sache beide als aktive Teile. Nur um des allgemeinen Brauches willen läßt man die theoretisch geschaffenen Unterschiede wie Agens und Substrat usw. gelten. Da es sich so verhält, so ist der Ausspruch, der Unterschied in den Werkzeugen kommt von Natur', der oben nachzusehen ist, abgetan, indem die Begriffe aktiver und passiver Teil keine reale Wirklichkeit besitzen. Nachdem das also abgetan ist, kann man daher sagen, daß bei Mann und Frau eine nach Zeit und Wesen ähnliche Wonne sich einstellt. Wie sollte sich sonst das Fieber der Leidenschaft der beiden Gatten beruhigen können? Mit Bezug auf diesen außerordentlichen Zustand der Wollust spricht man auch von dem Geschlechtsorgane als von dem Organe der Wollust.

„Da kein Unterschied in der Gattung besteht, empfinden die beiden Gatten eine ähnliche Wonne. Darum ist die Frau so zu bedienen, daß sie zuerst in Orgasmus gerät."

Daß auch die Frau ejaculatio seminis hat, lernen wir aus Yaśodhara, der den Vorgang so darstellt, daß die Frau je nach ihrer besonderen Art das außerordentliche Glück genießt, ihre libido gestillt zu sehen. Bei der Reibung in der Vagina gerät ihr Sperma in Bewegung; die eigentliche Ergießung erfolgt wie bei dem Manne erst am Ende. Yaśodhara zitiert auch ein paar Strophen, die diesen Vorgang näher beschreiben: „Zwiefach ist der Genuß bei den Frauen, indem einerseits die libido gestillt wird und anderseits das Sperma zu fließen beginnt; und

Digitized by Google

dieses Fließen ist auch wieder zwiefach: es gibt nämlich dabei ein in Bewegung Geraten und die eigentliche Ergießung des Sperma. Das Feuchtwerden der Scheide kommt nur von dem in Bewegung Geraten, die Wollust aber von der quirlenden Ergießung; am Ende jedoch, heißt es, findet wie bei dem Manne die eigentliche Ergießung statt, indem die Frau in ungestüme Aufregung gerät."

Wenn hierbei die beiden Ehegatten infolge der Leidenschaft die Wollust gleichzeitig genießen, so ist das die beste Art, weil das ein gleicher Liebesgenuß ist. Wenn es nicht gleichzeitig geschieht, sondern die Frau viel später als der Mann in Orgasmus gerät, so kommt sie überhaupt nicht dazu, weil dann dem Manne die weitere Erektionsfähigkeit mangelt, indem er schon vorher den Zustand des Orgasmus genossen hat. Darum ist die Frau bei dem ungleichen Liebesgenusse im Gegensatz zu dem gleichen derart mit Küssen, Umarmungen usw. zu bedienen, daß sie den Wollustgenuß zuerst erlangt; und sobald die Frau den Zustand des Orgasmus erreicht hat, muß sich der Mann beeilen, um auch seinerseits dahin zu gelangen.

Die Hilfsmittel, deren sich der Mann, abgesehen von den eben erwähnten Liebkosungen, zu jenem Zwecke zu bedienen hat, finden wir erstens bei Vātsyāyana, der mechanische Reizungen der Vulva mit der Hand empfiehlt, so wie es der Elefant bei dem Weibchen macht; ***karihasta***, Elefantenhand, ist daher auch Bezeichnung für künstliche Penes. Yaśodhara führt einen Śloka an, der die Stellung der Finger bei dieser Gelegenheit beschreibt: „Ring- und Zeigefinger, samt dem Mittelfinger mit den Spitzen zusammengesetzt, gelten als künstlicher Penis und führen wegen der Ähnlichkeit mit dem Ende eines Elefantenrüssels danach den Namen."

Das Schlaffwerden der Glieder, sagt Vātsyāyana, das Schließen der Augen, das Ablegen der Verschämtheit und außerordentlich innige Vereinigung in Liebeslust sind bei der Frau das Anzeichen dafür, daß der Orgasmus eingetreten ist. Im anderen Falle schüttelt die Frau die Hände, ist unleidlich, beißt, läßt den Mann sich nicht erheben, stößt

Digitized by Google

ihn mit dem Fuße und überdauert den Mann am Ende des Koitus.

Um dem entgegen zu wirken, haben nun die jüngeren Erotiker eine ganze Menge von Tränken und sonstigen Mitteln, die sie in dem Abschnitte über das *drāvaṇa* (wörtlich: Flüssigmachen, In-Fluß-bringen, Erzielen des Orgasmus) aufzählen. Es heißt darüber im Anaṅgaraṅga: „Solange die Frau beim Liebesgenusse nicht vor dem Manne in Orgasmus gerät, solange lohnt der Genuß nicht: daher müssen die in den Künsten der Liebe bewanderten Weisen sich Mühe geben, daß die Frau vorher in Orgasmus gerät. Schwer zu erkennen ist das Wesen der Einzelart, besonders auch wegen der Vermischung mehrerer zu einer einzigen; daher und weil diese Sache an sich schon überaus fein ist, bleibt sie unzugänglich wie die Mondsichel (?). Darum wird zu Nutz und Frommen der Menschheit und zur Ermöglichung des Glückes der Ehegatten unter Aufzählung mannigfacher Heilkräuter die Praxis für die Erzielung des Orgasmus angegeben. Die Gebeugtleibige, in deren Vulva mit Honig vermischtes Pulver von Anethum Sowa[1]) getan wird, gerät vor dem Manne in Orgasmus. Gereinigter Samen von Asclepias gigantea, in dem Safte vom Jasminum grandiflorum (oder Muskatnuß oder Myrrhe) verrieben und in die Vulva getan, bringt die Frau während des Koitus zum Orgasmus. Tamarinden-Frucht samt Mennige, mit Bienenhonig versehen, bringt die Frauen, in deren Scham sie gelegt wird, vorher zum Orgasmus. Der Mann, der seinen Penis mit Kampfer, Borax und Samen von śambhu (einer Art Asclepias), diesen drei zu gleichen Teilen, samt Honig salbt, bringt die Geliebte zum Orgasmus. Der Mann, der seinen Penis mit Borax salbt, den er mit Honig, Opferschmalz und dem Safte aus den Blättern von Agati grandiflora zusammen verrieben hat, bringt die Frau zum Orgasmus. Alte Melasse, Tamarinden-Frucht, Blütenstaub von Anethum Sowa, zu gleichen Teilen mit Honig versehen: wer damit den Penis salbt, ehe er sich

[1]) S. Anm. 1, *Erotik* p. 885.

Digitized by Google

niederlegt, bewirkt, daß der Samen der Frauen in Bewegung gerät. Der Mann, welcher den Penis mit dem Samen der Pfefferstaude und *kanaka*,[1]) zusammen mit Piper longum und Symplocos racemosa und mit reinem Honig vermischt, einreibt, bringt sicherlich selbst eine nur schwer zu gewinnende Frau mit entschwundener Liebesleidenschaft in dem Getändel des Liebeskampfes in die richtige Verfassung."

Das Ratirahasya kennt auch die Verwendung von Quecksilber, Pferdespeichel, dem (getrockneten und pulverisierten) Penis eines roten Affen und dem Kote des indischen Kuckucks.

Blicken wir noch einmal zurück, so finden wir in Hinsicht auf die Größe der Genitalien, das Temperament und den Eintritt des Orgasmus je drei Grade; und da sich die beiden Liebenden dabei entweder genau entsprechen oder einander in geringerem oder stärkerem Maße unähnlich sein können, so ergeben sich für die indischen Theoretiker schließlich siebenhundertneunundzwanzig Fälle, die aufzuzählen eine ebenso langweilige Arbeit sein würde, als es leicht ist, sich das Exempel auszurechnen. Yaśodhara führt die Rechnung mit dem „Hasen" durch, *Erotik* p. 374.

Zur rechtzeitigen Erzielung des Orgasmus dient endlich noch die genaue Befolgung der Lehren von den *tithis*, den lunaren Tagen, und der *candrakalās*, wörtlich: Mondphasen; sie bilden eine Art Liebeskalender und sind allerdings „das Tollste, was die indische Phantasie auf dem Gebiete der Erotik ausgesonnen hat" (*Erotik* p. 403); aber es ist dabei doch zu bedenken, daß es in Indien nicht verwunderlich sein kann, wenn man auch die Astrologie in der Liebe mitreden läßt. Vātsyāyana freilich schweigt von dem Liebesbarometer; aber um so eifriger sind die jüngeren Erotiker dabei, uns über dessen Verwendung bei den vier bekannten Klassen der Frauen, der padminī etc., genügend aufzuklären. Da erfahren wir denn zunächst, daß die padminī in der letzten Nachtwache, die citriṇī in der ersten,

[1]) S. l. c. 886, Anm.

Digitized by Google

die śaṅkhinī in der dritten und die hastinī in der zweiten sowie am Tage am erfolgreichsten genossen wird.

Die für das Liebesfest geeignetsten Tage *(tithi)* sind nun für die padminī der 1., 2., 4., und 5. Tag; für die citriṇī der 6., 8., 10. und 12.; für die śaṅkhinī der 3., 7., 11. und 13., und für die hastinī der Neumondstag, der Vollmondstag, der 9. und 14. Tag.

Die Lehre von den candrakalās scheint den Zweck zu haben, die Liebenden vor unwillkommenen Fasttagen zu bewahren. Da die Vorschriften über die tithis für jede Klasse nur eine beschränkte Anzahl Tage empfehlen, so könnte das leicht so gedeutet werden, als müßte man sich in der übrigen Zeit der Askese befleißigen. Daher wird ausdrücklich gezeigt, wie man der Natur nachhelfen und selbst an denjenigen Tagen mit Genuß für die Frau der Minne pflegen kann, die eigentlich als für die Werke der Liebe ungünstig angesehen werden müssen.

Nach dieser Lehre ist nun die Liebe bei den Frauen auf einer beständigen Wanderung durch den Körper begriffen, indem sie, je nachdem die Monatshälfte „hell" oder „dunkel", d. h. vom Mondscheine erleuchtet oder nicht erleuchtet ist, auf- und niedersteigt; und zwar ist nach Goṇiputraka, den das *Ratirahasya* ausdrücklich (*Erotik* p. 410) als Quelle nennt, der Vorgang dieser: „In dem Kopfe, der Brustfläche, der linken und rechten Hand, in dem Brüste- und Schenkelpaare, dem Nabel, der Schamgegend, der Stirn, dem Bauche, den Hüften und dem Rücken weilt der Liebesgott, in den Achseln, Hinterbacken und Armen. Beginnend mit dem ersten Tage der dunklen Monatshälfte steigt er der Reihe nach hinab, von dem ersten Tage der lichten Monatshälfte an steigt er nach dem Haupte empor: in diesen Körperteilen der Gazellenäugigen bedenken die Kenner der Stellung des Liebesgottes die sechzehn Zeitmaße" . . . Nach Nandikeśvara sind die Stellungen des Liebesgottes je nach dem dunklen oder hellen Monatsteile: Zehen, Fuß, Knöchel, Knie, Schamgegend, Nabel, Brustfläche, Achsel, Hals, Wange, Lippen, Augen, Stirn und Haupt.

Digitized by Google

Am Haupte packt man die Haare, Stirn und Augen küßt man, die Lippen preßt man mit den Zähnen und den Lippen, das Wangenrund küßt man vielfach, die Achseln und die Halswölbung zeichnet man mit den Nägeln, die beiden Brüste ergreift man fest mit voller Hand, auf die Brustfläche schlägt man los, dem Nabel reicht man sanfte Schläge mit flacher Hand; an dem Hause des Liebesgottes treibt man das Elefantenrüsselspiel, und die beiden Kniee der Frau, ihre Knöchel, Zehen und Füße stößt man immer wieder mit seinen eigenen, entsprechenden Körperteilen. Wer so den Liebeskalender beachtet, taucht bei der Umarmung in seine Geliebte, als wäre es eine Puppe aus Mondsteinen, die von den Strahlen des Mondes berührt wird.[1])

Die Behandlung der Frau an den einzelnen Tagen muß nun nach dem Ratirahasya folgendermaßen eingerichtet werden, wenn man sie in Orgasmus bringen will: „Am ersten Tage der lichten Monatshälfte bringen die Elegants die junge Frau zum Orgasmus, indem sie ihren Hals fest umschlingen, auf das Haupt Küsse drücken, die beiden Lippen mit den Zahnspitzen pressen, sie auf die Wange küssen, Sträuben der Härchen hervorrufen, am Rücken und an den Seiten ein zartes Nägelmal anbringen, mit sanften Fingernagelspitzen den Abhang der Hinterbacken drücken und leise *sīt* machen.[2])

Am zweiten Tage bringt man die Frau zum Orgasmus, wenn man, krank vor Wonne infolge des Drückens der Brüste, den Wangenrand küßt, das Augen- und Brüstepaar mit den Nägelspitzen nach hinten anzieht, die Lippen saugt, die Nägelspitzen an den Achseln hüpfen und eine innige Umarmung ausgeführt wird.

Am dritten Tage bringt man die Frau in Aufregung, wenn man sie besonders fest umarmt, immer wieder an den Achseln Härchensträuben hervorruft, die Seiten sanft

---

[1]) Der Mondstein wird feucht, wenn ihn die Mondstrahlen treffen. Die in Orgasmus geratende Frau ist gleichsam so ein Mondstein.

[2]) Schlürflaute ausstoßen, wie J. J. Meyer übersetzt.

Digitized by Google

mit den Fingernägeln zeichnet, die Arme fest um den Hals schlingt, emsig die Bekleidung der Zähne kostet und in der Nähe der Brüste das tönende Nägelmal auszuführen beginnt.

Am vierten Tage umarmen die Liebhaber die Frau außergewöhnlich fest, drücken die Brüste nicht wenig zusammen, beißen die Bimba-Lippen,[1]) zeichnen die schönen Schenkelflächen[2]) mit den Nägeln, führen an der Achsel mehrmals das tönende Nägelmal aus und spielen an dem Leibe der Lotusäugigen mit den Wassern des Wasserfalles des Flusses Liebe.

Am fünften Tage ziehe man mit der rechten Hand an den Haaren, beiße die Lippe, verursache an den beiden Brustwarzen ein schwankendes Härchensträuben und küsse die beiden Brüste voll Inbrunst.

Am sechsten Tage beiße man die Lippe, wobei der Körper heftig in Verwirrung gerät, beginne am Nabelrunde das tönende Nägelmal auszuführen und zeichne im Rausche der Leidenschaft mit den Fingernägeln die Rundung der beiden Schenkel.

Am Tage der Sonne (= dem siebenten) bringt man die Schöne in den Zustand der Geschmeidigkeit, wenn man die Wohnung des Liebesgottes reibt, die Zahnbekleidung saugt, die Umgebung des Halses, Brust und Wangen mit den Fingernägeln bearbeitet, innige Umarmungen ausführt und das Theater des Liebesgottes zurechtmacht.

Am achten Tage umarme man den Hals, bearbeite den Nabel mehrfach mit den Nägeln, beiße die Lippen, verursache Härchensträubchen und küsse die Brustwölbung, indem man sie heftig preßt.

Am neunten Tage lasse man die Hand an dem Nabelrunde beweglich sein, beiße die Lippe, drücke die Brüste, reibe die Wohnung des Liebesgottes und zeichne die Seiten mit den Nägeln.

Am zehnten Tage erwecken die Liebhaber die Liebe,

---

[1]) Bimba ist eine rote Frucht; „Kirschenlippen"!

[2]) Oder: die Flächen des linken Schenkels.

Digitized by Google

indem sie die Stirn küssen, den Hals mit den Nägeln zeichnen und die linke Hand an den Hüften, den Brüsten, den Schenkeln, den Ohren und dem Rücken spielen lassen.

Am elften Tage bringen die Männer die Liebende zum Orgasmus, indem sie ihren Hals mit den Fingernägeln bearbeiten, sie fest umarmen, immer wieder die Bekleidung der Zähne trinken, die Stirn etwas saugen, immer wieder unter Lachen das Herz schlagen und die Hand sich im spielenden Lösen des Verschlusses des Gefängnisses des Liebesgottes regen lassen.

Am zwölften Tage umarme man den Hals, küsse mehrmals beide Wangen, mache die Augen weit auf, stoße den Laut *sīt* aus und beiße die Zahndecke an.

Am Tage des Liebesgottes (dem dreizehnten) bringt man die Geliebte schnell zum Orgasmus, indem man ihr Wangenrund küßt, die linke Brust drückt und langsam den Hals mit den Fingernägeln zerkratzt.

Am Tage von Kandarpas Feind[1]) (dem vierzehnten) küssen die Liebhaber die Augen ab, lassen ihre Nägel an den Achseln hüpfen, stecken ihre Hände wie Elefantenrüssel[2]) in das Gefängnis des Liebesgottes und spielen an dem Leibe der Geliebten.

Am Neumonds- und Vollmondstage machen sie die Frau aufgeregt, indem ihre Nägel auf der Bühne der Schulterflächen tanzen und ihre Hände das Gefängnis des Liebesgottes und die Brustwarzen bearbeiten."

Das ist wohl der Gipfel der Pedanterie! Ich verzichte auf ein weiteres Eingehen und verweise den Wißbegierigen auf meine ***Beiträge zur indischen Erotik*** p. 407 ff., wo auch die übrigen Quellen zur Sprache kommen und der Stoff noch übersichtlicher verteilt ist, indem erst die padmini,

---

[1]) Der Feind des Kandarpa (= Kāma, des Liebesgottes) ist Śiva.

[2]) J. J. Meyer tadelt diese Übersetzung in einem Briefe an mich. Ich glaube aber recht zu haben, wenn ich in dem dvipakara des Textes ein Synonymon des oben, p. 243, beschriebenen **karihasta** und somit einen mit drei Fingern hergestellten künstlichen Penis sehe. Deutlicher noch wäre es, wenn man „Elefantenrüssel" (in Anführungsstrichen!) schriebe.

Digitized by Google

dann die citriṇī etc. behandelt werden. Einhelligkeit in den Vorschriften möge aber niemand erwarten. —

Über die eigentliche Ausübung des Sexualaktes muß ich hier hinweggehen. In meinen *Beiträgen zur indischen Erotik* habe ich dazu alles herbeigebracht, was die Erotiker lehren, und bin so auf einige 250 Nummern gekommen, von denen allerdings einige als Synonyma zu streichen sind; aber schon diese enorme Anzahl von Positionen läßt die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß die meisten davon dem Raffinement einer überkultivierten Zeit ihr Dasein verdanken, wobei ich daran erinnern möchte, daß die sogenannten Naturvölker oft die ärgsten Sünder gegen das sechste Gebot sind, man also Zivilisation und Kultur allein keineswegs die Schuld an dem Raffinement des Sinnengenusses zuschreiben darf. In aller Kürze sei nur folgendes hervorgehoben aus der erdrückenden Fülle des Stoffes: Zartheit in der Behandlung der Frau ist das erste Erfordernis, und Befriedigung — auf welche Weise es auch sei — der Gleliebten das zweite. Daraus erklären sich gewiß viele der Positionen, der bandhas, wie es im Sanskrit heißt. So soll die „Gazelle", wenn es sich um einen „hohen" Liebesgenuß handelt, durch Emporheben der Hüftgegend und Spreizen der Beine der Natur zu Hilfe kommen, indem sie dadurch das orificium vaginae erweitert. Drei Grade gibt es da: den coitus efflorescens, oscitans und Indrāṇicus (*Erotik* p. 529 ff.). Die „Elefantenkuh" strebt dem entgegengesetzten Ziele zu; sie sucht eine Verengerung zu erzielen und erreicht es durch Zusammenpressen ihrer Schenkel. Die Vereinigung findet dann a latere bezw. a retro statt; ein Polster, welches der Mann sich unterschiebt, gleicht unbequeme Unterschiede in der Höhe der Hüften aus. Allgemein gilt dabei die Regel, daß die Frau in diesem Falle auf der rechten Seite liegen solle; umgekehrt ist es bei der Elefantenkuh, die auf der linken Seite ruhen muß, weil die alten Meister vorschreiben, inter coitum manu sinistra pudenda eius attingere.

Zu den „absonderlichen" Stellungen rechnet Vātsyāyana die Vereinigung im Stehen, more ferarum [Stier, Hund, Ga-

Digitized by Google

zelle, Ziege, Esel, Kater, Tiger, Elefant, Eber und Hengst werden genannt], mit zwei Frauen und mit mehreren Frauen. Sie heißen nach Yaśodhara absonderlich, weil sie Lachen erregen oder man dabei in modum non humanum vorgeht. Hierher gehört auch die im Süden beliebte Paedicatio mit einem Manne oder mit einer Frau, sowie die Irrumatio und Verwandtes, worüber weiter unten. Suvarṇanābha lehrt, daß man auch im Wasser, und zwar im Liegen, Sitzen oder Stehen den Koitus ausführen könne und daß man dann ebenfalls von einem absonderlichen Liebesgenusse reden müsse. Diese freiere Ansicht billigt aber Vātsyāyana nicht, sondern verwirft sie unter dem Hinweise auf die „Trefflichen", die derartiges verboten hätten. Yaśodhara zitiert zur Bekräftigung einen Ausspruch des Gautama, demzufolge auf geschlechtlicher Vereinigung im Wasser als Strafe die Hölle steht, und einen von Bhrgu: „Wer seinen Samen im Wasser ergießt, soll die schwere Buße cāndrāyaṇa vollbringen." Auch andere juristische Autoren verbieten den Koitus im Wasser, Manu XI, 175; Viṣṇu LIII, 4 etc.

Der Mann, der vor der eigentlichen Feier des Liebesfestes besonders zart sein muß und namentlich auch darauf zu achten hat, ob seine Partnerin ein noch unberührtes Mädchen oder eine *svairiṇī* ist, der Mann führt den actus copulationis nach dem Kāmasūtra auf zehnerlei Weise aus — siehe *Erotik* p. 540 —: nachdem aber die Leidenschaft gestillt ist, „gehen beide verschämt, gleich als kennten sie sich nicht, ohne einander anzusehen einzeln nach dem Waschraume. Von dort zurückgekehrt nehmen sie, nicht mehr so verschämt und am gehörigen Platze sitzend, Betel; er selbst soll klaren Sandel oder eine andere Salbe auf ihre Glieder streichen. Mit dem linken Arme sie umschlingend und in der rechten Hand die beiden Becher haltend, lasse er sie unter freundlichem Zureden trinken. Oder es nehmen beide einen Trunk Wasser, Naschwerk oder sonst etwas ihrer Gewohnheit und Natur Entsprechendes; klare Säfte, Brühen, saure Reismehlbrühe, Getränke mit geröstetem Fleische als Zukost; Mangofrüchte, gedörrtes Fleisch und Zitronensaft mit Zucker; je nach der Gewohnheit des Lan-

Digitized by Google

des. Hierbei biete er dies und jenes an, nachdem er jedesmal gekostet hat, ob es süß, mild oder klar ist. Oder wenn sie beide auf dem Dache weilen, setzen sie sich, um den Mondschein zu genießen. Hierbei unterhalte er sie mit geeigneten Erzählungen. Wenn sie auf seinem Schoße liegt und den Mond ansieht, erkläre er ihr die Reihe der Sternbilder und zeige ihr den Stern Alkor, den Polarstern und den Kranz der sieben Sterne des großen Bären." (*Kāmasūtra* p. 179.)

Auch Gautama empfiehlt die körperliche Reinigung nach der Kohabitation; Viṣṇu schreibt sie den Angehörigen aller Kasten vor.

„Sogar wenn sie aufgehört hat," sagt Vātsyāyana sehr richtig, „erzeugt eine durch höfliche Aufwartung verschönte Liebe, durch vertraute Erzählungen und Ausführungen die höchste Wollust."

Wenn nun aber der Mann bloß ermüdet, aber noch nicht gesättigt ist, dann mag mit seiner Zustimmung die Frau ihm zu Hilfe kommen und zur Ausführung des coitus inversus verschreiten. Dieses im Sanskrit *viparita* (umgekehrt) oder *puruṣāyita* (Männerweise) genannte Liebesspiel bildet ein Inventarstück der lyrischen Dichter und scheint in Indien sehr beliebt gewesen zu sein. Die Frau spielt dabei die Rolle des Mannes, wobei sie getreulich sein Verfahren nachahmen muß, das sie ihm abgelauscht hat. Neu sind hierbei die drei modi coeundi „Zange", „Rad" und „Schaukel", die man *Erotik* p. 541 findet.

Dieser coitus inversus ist für den Mann seinerseits das beste Mittel, das wahre Wesen der Frau zu ergründen. Denn wenn sie auch für gewöhnlich ihre Natur verbirgt und ihr Wesen verheimlicht, läßt sie doch in der Leidenschaft ihre Beschaffenheit erkennen, simulatque insuper iacet. Man erlaube aber keiner Frau dies Spiel zu treiben, die eben erst ihre Regel gehabt hat; denn sie könnte empfangen und dann Hermaphroditen gebären; keiner Wöchnerin, damit keine Uterus-Blutung oder prolapsus uteri eintritt; keiner „Gazelle", damit ihrem Partner, falls er ein „Stier" oder ein „Hengst" ist, das praeputium nicht zerreißt; keiner

Digitized by Google

Schwangeren, damit kein abortus eintritt; und endlich keiner allzu großen und dicken: denn eine solche ist unfähig dazu.

Daß in Kerala für den Koitus die uparikriḍā (coitus inversus) vorgeschrieben ist, ersehen wir aus Graul III, Anm. 77, No. 20. Auch die Weiber der Nairs lieben diese Stellung, wie Della Valle berichtet. Er meldet nämlich, daß die Nairi in allen Gebräuchen denen der Mohren folgen, „aber nur allein dieses besonders haben, daß die Weiber, einer unter ihnen angenommenen, und allgemeinen Gewohnheit nach, in den Fleischlichen Vermischungen nie unten liegen wollen, welches ich, als etwas ungemeines, zu melden, nicht unterlassen können." (IV, 134 b.)

In Niederländisch-Indien kennt man nach Ploss den modus coeundi, der bei den Suaheli unter der Bezeichnung *digitischa* bekannt ist und darin besteht, daß die Frau oben liegt und sich mit ihrem Körper bewegt, als ob sie Korn mahlen wollte. (Mantegazza 63.)

Ganz allgemein gilt im indischen Archipel die Ansicht, daß die Frau während der Schwangerschaft den Koitus meiden muß, weil durch die ejaculatio seminis die Frucht sofort getötet wird. (*C. M. Pleyte*, Bijdragen V, 7, 592.)

Wenn wir großmtüig sein wollen, dürfen wir alles dies noch zu den erlaubten Freuden der Liebe rechnen. Leider fehlt es in Indien keineswegs an Schändlichkeiten der Liebe; ja, all die schrecklichen Dinge, von denen uns die modernen Nervenärzte erzählen, begegnen uns schon im alten Indien, wie aus den Strafgesetzbüchern und dem Kāmasūtra, z. T. auch aus den medizinischen Lehrbüchern hervorgeht. Nicht belegen kann ich bis jetzt den Masochismus, die Koprolagnie und die Nekrophilie; ersterer könnte allenfalls vorliegen in der Erzählung von den beiden Weiberknechten im Pañcatantra (IV, 6 = p. 271 meiner Übersetzung); und dann könnte man auch stutzig werden, wenn man immer wieder erklären hört, daß Fußtritte, von der zürnenden Geliebten dem schuldbeladenen Liebhaber gegen den Kopf gegeben, von erfahrenen Lebemännern für das höchste Glück angesehen werden (s. Kāmasūtra p. 186).

Am weitesten verbreitet ist im alten und neuen Indien.

Digitized by Google

das feige Laster der Masturbation. Vātsyāyana erwähnt sie ausdrücklich als Notbehelf für diejenigen Männer, denen keine Frauen zu Gebote stehen (p. 296), und was die Frauen anlangt, so bringt es das eintönige Haremsleben und ihr von dem einen Gatten nicht zu befriedigendes heißes Verlangen mit sich, daß sie onanieren oder sich sonst künstlich zu ergötzen suchen. Da muß denn die Milchschwester, Freundin oder Sklavin herhalten, die als Mann verkleidet und mit einem männlichen Attribute in Gestalt einer Knolle, Wurzel oder Frucht oder auch mit einem *apadravya*, einem künstlichen Penis, ausstaffiert wird.

Auch an männliche Bildsäulen mit hochragendem Attribute der Männlichkeit verschwenden diese Frauen ihre Zärtlichkeiten, wie wir denn getrost annehmen dürfen, daß die Inderinnen des Altertums, wie der Neuzeit, mindestens ebenso erfinderisch gewesen sind als ihre europäischen Schwestern, wenn auch ausdrückliche Zeugnisse fehlen. Nähmaschinen und Zweiräder standen ihnen allerdings noch nicht zur Verfügung.

Nach Yaśodhara ist die onanistische Hantierung „bis zu den Hirten hinab" bekannt. Vātsyāyana kennt sogar eine besondere Art davon bei dem Manne: sie führt den Namen „Löwenschritt" und findet sich im Kāmasūtra p. 297. Danach scheint die Masturbation als ein harmloses Vergnügen betrachtet worden zu sein; im Viṣṇu steht als Strafe auf Onanie (oder „Ergießung des Sperma in die Luft") Baden in den Kleidern.

Stern sagt, daß im heutigen Indien die Masturbation bei den Frauen eine alltägliche Sache sei. Dem Dr. Ellis schrieb ein ärztlicher Korrespondent aus Indien, daß er die Witwe eines reichen Mohammedaners behandelt und von ihr erfahren habe, daß sie „schon in ganz jungen Jahren zu masturbieren begonnen hätte, wie alle anderen Frauen". Er erwähnt auch die Bas-Reliefs eines Tempels zu Orissa, die sowohl Männer und Frauen allein masturbierend, als auch Frauen, welche die Männer masturbieren, darstellen. (Stern, Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei II, 235 f.)

Digitized by Google

Bestialität (d. h. Koitus mit Tieren, z. B. Kühen, Ziegen, Stuten) wird im indischen Rechte mit Geldstrafen gebüßt, die verschieden abgestuft werden; auch diese Verirrung scheint wohlbekannt gewesen und geblieben zu sein.

Sadismus haben wir zweifellos zu erkennen in der uralten indischen Gepflogenheit, seine Partnerin während der Kohabitation zu kratzen und zu beißen. Aus derartigen Liebkosungen herrührende Wundmale gelten in Indien für etwas ganz besonders Schönes, das zu preisen Dichter und Fachleute nicht müde werden. So heißt es im Kāmasūtra p. 123 f.: „Wenn eine Frau an den geheimen Stellen die Nägelmale sieht, wird bei ihr selbst eine seit langer Zeit aufgegebene Liebe wieder ungekünstelt jung. Wenn die Leidenschaften seit langer Zeit erstickt worden sind, würde die Liebe den Untergang finden, falls nicht das Nägelmal da wäre, welches an die Stätte der Leidenschaft erinnert. Selbst bei einem Fremden, der von weitem die junge Frau sieht, deren Brüste von den Nägeln hart mitgenommen sind, entsteht Achtung und Leidenschaft. Ein Mann, der an den herkömmlichen Stellen mit den Nägelzeichen gezeichnet ist, erschüttert in der Regel selbst ein festes Frauenherz. Kein geeigneteres Mittel, die Leidenschaft wachsen zu machen, gibt es weiter als die Ausführung der Taten, die mit den Nägeln und Zähnen vollbracht werden."

Wie Yaśodhara ausdrücklich bemerkt, gelten die Regeln für das Kratzen und Beißen für beide Teile; wir können also ebensogut weibliche als männliche Sadisten annehmen. Achseln, Brüste, Hals, Rücken, Schamgegend und Schenkel sind die Zielpunkte für die Nägel; Stirn, Unterlippe, Hals, Wangen, Brust und Busen, sowie bei den Bewohnern von Lāṭ auch noch die Verbindungsstelle der Schenkel, die Achselhöhle und die Gegend unterhalb des Nabels kommen für die Zähne in Betracht. Suvarṇanābha freilich meint, in der höchsten Leidenschaft gebe es keinen Unterschied mehr zwischen erlaubten und unerlaubten Stellen.

Besonders eifrig in solchen blutigen Liebkosungen sind die Bewohner des Südlandes: ihre Nägel sind kurz, können ohne abzubrechen zum Kratzen benutzt werden und eignen

Digitized by Google

sich daher besonders gut zur Ausführung der verschiedenen Arten der Male. Das Gegenteil davon ist der Fall bei den Gauḍas, deren Nägel lang sind und mehr die Hand schmücken als zum Schlagen der Nägelwunden geeignet sind, während die Nägel der Mahārāṣṭra-Bewohner von beiden etwas haben.

Acht Nägelmale gibt es — vom einfachen Knacken mit den Nägeln bis zum kunstvollen „Pfauenfuß", „Hasensprung" und „Lotusblatt" (*Erotik* p. 483 ff.) und ebensoviele Zahnmale: dazu kommen aber nun noch acht Arten von Schlägen, von denen die vier letzten — Keil, Schere, Nadel und Zange — vielleicht nicht mehr harmlos sind, sondern den schlimmsten sadistischen Gewalttaten gleichgestellt werden müssen. Der eine Kommentator zum Kāmasūtra, Yaśodhara, erklärt sie freilich für besondere Finger- und Handstellungen: so erhält man die „Nadel", wenn man die Hand zur Faust ballt und den Daumen zwischen dem Zeige- und Mittelfinger oder zwischen dem Mittel- und Ringfinger hinausstellt. Wenn nun aber Vātsyāyana die vier Arten zu schlagen bösartig, barbarisch und verwerflich nennt, so müssen wir beinahe annehmen, daß Yaśodhara sich geirrt hat und hier einfach die entsprechenden Instrumente aus Stahl oder Eisen gemeint sind. So erst erklären sich die von Vātsyāyana im Anschluß daran vorgebrachten Fälle von tödlich verlaufenen sadistischen Handlungen: der König von Cola tötete während des Koitus mit dem Keile die Hetäre Citrasenā; vermittelst der Schere tötete der Kuntala Śātakarṇi Śātavāhana die Königin Malayavatī, und der General Naradeva, der eine lahme Hand hatte, machte durch einen unglücklich geführten Nadelhieb eine Tänzerin einäugig. Solche Wirkungen lassen sich doch wohl mit jenen harmlosen Fingerkunststückchen kaum erzielen?

In die Sumpfniederung widerlichster Laster führt uns das Kāmasūtra im § 17 p. 165 ff., wo von dem coitus ore conficiendus, dem sogenannten *auparişṭaka*, die Rede ist. Es handelt sich dabei keineswegs um Dinge, die in den Annalen der Geschichte oder der Medizin etwa unerhört wären, sondern um Scheußlichkeiten, die lange vor Vāt-

Digitized by Google

syāyanas Zeit und überall sonst auf der Erde bekannt waren und es leider bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Das Kāmasûtra bezeichnet als die Elenden, die hauptsächlich os suum munera vulvae verrichten lassen, das „dritte Geschlecht"; Eunuchen zu sagen, geht wohl nur mit Vorbehalt an; Hermaphroditen sind es wohl auch nicht, und Perverse erst recht nicht. Hören wir Vātsyāyanas Beschreibung:

Das dritte Geschlecht ist von zweierlei Art, entweder vom Aussehen einer Frau oder vom Aussehen eines Mannes. (Yaśodhara bemerkt ausdrücklich, daß die erste Klasse die Attribute der Frau besitzt, also Brüste etc.; die zweite diejenigen des Mannes, Barthaare etc.) Jene soll in Kleidung, Stimme, Natur, Gewohnheiten, Zartheit, Furchtsamkeit, Naivität, Schwachheit und Verschämtheit der Frau nachahmen. Cuius in ore ea fiunt, quae praeterea in vulva confici solent. Dadurch soll sie sich eine im Bewußtsein wurzelnde Befriedigung des Sexualtriebes[1]) und Lebensunterhalt verschaffen. Wie eine Hetäre soll sie ihren Wandel offen zur Schau tragen.

Die andere, mit dem Aussehen eines Mannes ausgestattete Art aber soll ihre Wünsche verheimlichen und, falls sie einen Mann kapern will, das Geschäft eines Masseurs betreiben. Während des Massierens drücke der Betreffende die Schenkel des Geliebten, indem er sie mit seinen Gliedern gleichsam umarmt. Bei vorgeschrittener Vertrautheit berühre er die Verbindungsstelle der Schenkel samt der Schamgegend et illius membrum, cum erectum esse intelligit, manu fricans excitet[2]) ridensque illum ob lasciviam quasi objurget. Wenn er von dem Manne, wiewohl dieser das Merkmal erwachter Begierde trägt und

[1]) Das würde uns doch wohl zu der Annahme zwingen, daß wir es hier mit perversen Individuen zu tun haben, die sich nicht nur gegen Bezahlung zu Schändlichkeiten hergeben, sondern selbst an diesen Schändlichkeiten Gefallen finden; ob ausschließlich, ist freilich nicht gesagt!

[2]) Sicut usque ad bubulcos cet. notum est, sagt Yaśodhara, neque vero temere ac fortuito.

Digitized by Google

jenes perverse Art durchschaut hat, nicht aufgefordert wird, das auparişţaka auszuführen, so verschreite er von selbst dazu; von dem Manne aber dazu aufgefordert, widerstrebe er, und nur mit Widerstreben willige er ein!!

Die Ausführung des widerlichen Aktes hat acht Stufen, die ich hier nicht wiederholen mag; aber auch hier muß der Elende immer wieder tun, als mache er nur ungern mit; und zur Erhöhung der Scheusäligkeit können auch verliebte Schreie ausgestoßen und ebensolche Schläge ausgeteilt werden.

Auch liederliche Frauen, svairiṇīs, Mägde und Masseusen, lassen den Mundkoitus mit sich ausführen. Die alten Meister (d. h. die Vorgänger Vātsyāyanas) tadeln das aber, weil es mit der Überlieferung im Widerspruch stehe und schimpflich sei. Denn wenn man später den Mund solcher Frauen beim Küssen berührt, empfindet man selber Unbehagen. Vātsyāyana dagegen teilt diese Ansicht nur zum Teil und meint, daß für den Liebhaber einer Hetäre diese Bedenken nicht bestehen. Yaśodhara weiß auch noch besser Rat. Zunächst erklärt er die eben genannten Frauen für Hetären und bezieht das Verbot nur auf die Ehefrauen, wie Nārada ausdrücklich angibt: „Wer bei seiner ehelichen Gattin den Beischlaf in ore vollzieht, dessen Ahnen essen die ihnen dargebrachte Opfergabe zehn und fünf Jahre nicht."

Aber auch der Einwand, daß der coitus in ore conficiendus schimpflich sei und man selbst Unbehagen empfinde, wenn man später den Mund wieder küsse, ist leicht zu entkräftigen: erstens geschieht der coitus in ore conficiendus ja heimlich (!!), und dann nimmt man ja mit dem Munde auch die Nahrung zu sich! Übrigens kommt es dabei auch auf die Gewohnheit des Landes an. So vermischen sich z. B. die Prācya (östlich von Aṅga) nicht mit solchen Frauen, die das auparişţaka treiben, um nicht mit ihrem Munde in Berührung zu kommen.

Die Bewohner von Ahicchatra vermischen sich nicht mit Hetären, da sie befürchten, sie könnten jenem Laster

Digitized by Google

huldigen. Wenn sie es aber tun, vermeiden sie es, ihren Mund zu küssen.

Die Sāketas (die Bewohner des heutigen Oudh) vermischen sich unbedenklich mit ihnen und machen keinen Unterschied zwischen rein und unrein.

Die Nāgarakas (die Einwohner von Pāṭaliputra=Παλιβοθρα) aber führen das auparişṭaka nicht von selbst aus. Sie vermischen sich mit Hetären, neque vero sua sponte in earum ore id agunt, quod vulvae proprium est. Invitati autem exercent ita tamen, ut os earum labris suis non contingant.

Die Saurasenas führen alles ohne Bedenken aus; denn sie überlegen so: Wer möchte dem Charakter der Frauen, ihrer Lauterkeit, ihrem guten Wandel, ihrem Auftreten, ihrer Glaubhaftigkeit und ihren Worten trauen? Von Natur sind sie ja unrein in ihren Gedanken; aber trotzdem soll man sie nicht verwerfen; man soll vielmehr, der heiligen Überlieferung entsprechend, Lauteres in ihnen finden. Denn es steht geschrieben: „Das Kalb ist lauter, wenn die Milch fließt; der Hund ist rein, wenn er das Wild packt; der Vogel, wenn er eine Frucht anpickt, und der Mund der Frau während der Vereinigung in Liebeslust."

Im übrigen läßt Vātsyāyana die Frage unentschieden und stellt es der eigenen Natur und Überzeugung anheim, wie man darüber denken wolle.

Damit ist aber die Irrumatio noch nicht abgetan, indem auch noch andere Leute als die Angehörigen des dritten Geschlechtes und liederliche Frauen sie betreiben. Nach Vātsyāyana sind es vor allem junge Sklaven, die ihren Herren jene Gunst erweisen, wenn diese nämlich von kühlem Temperamente, abgelebt, übermäßig dick oder Konträrsexuell sind. Yaśodhara zitiert dazu eine Strophe, welche besagt, daß diese Sklaven vertraut sein sollen und der Bart noch nicht sprießen darf, da letzteres für einen Fehler gilt.

Schließlich besorgen auch gewisse Elegants, die miteinander vertraut sind, einander das Geschäft, indem sie auf das beiderseitige Wohl bedacht sind, d. h. voluptatem emissionis seminis sibi parant. Es handelt sich nach Yaśodhara um Männer, die der Abwechslung oder Auffrischung

Digitized by Google

bedürfen, nachdem sie häufig Weiber genossen haben. Je nach dem Grade ihres Verlangens begehen sie ihre Scheußlichkeiten nacheinander oder gleichzeitig, inversis corporibus, cum prae libidine tempus exspectare non possint. Das wäre dann also mutuelle Irrumatio.

In dieser ehrenwerten Gesellschaft finden wir auch den Cunnilingus, und Vātsyāyana bemerkt, daß die Ausführung dabei dieselbe sei wie beim Küssen. Nach Yaśodhara sind die Männer, die sich dazu hergeben, entweder Diener (!!) oder standesgemäße Liebhaber.

Das Kāmasūtra kennt auch eine Kombination, die es „Krähenliebe" nennt: „Si autem vir et femina inversis corporibus eodem tempore alter altero fruuntur, amor cornicum est. In isto coitu, cui nomen est coitus paterae lateralis, vir caput suum in femoribus feminae ponit in eundemque modum femina in viri. Vir et femina quasi cornices sunt, cum ore res impuras comprehendant, sicut cornices facere solent."

Endlich kannten schon die alten Inder den amor lesbicus bezw. die Tribadie. Wenigstens finden wir bei Yaśodhara eine Strophe, in der es heißt, daß gewisse Haremsfrauen, die miteinander vertraut sind, inter se in vulva voluptatem ore conficiunt, wenn sie keine Kerle zur Verfügung haben.

Solche Perversität bringt es mit sich, daß Hetären bisweilen sogar mit Vorzügen ausgestattete, gewandte und freigebige Männer aufgeben und sich an gemeinem Volke, Elefantentreibern, Sklaven etc. ergötzen.

Vātsyāyana warnt zum Schlusse die wissenden Brahmanen, Minister und oberste Ratgeber des Königs sowie solche Männer, die das Vertrauen der Leute genießen, das auparişţaka bei sich ausführen zu lassen. Denn sie zerstören sonst den guten Ruf, den sie in der Welt haben und ihre Würde; und der Makel der Schimpflichkeit, der jener Sache für sie anhaftet, ist schwer zu tilgen.

Von unnatürlichen Lastern war den Parsen besonders die Päderastie bekannt. Dagegen wendet sich „mit sittlicher Entrüstung und heiligem Eifer" ***Vendidād*** VIII, 31/32: „Wer Päderastie treibt oder sich zu ihr mißbrauchen läßt,

Digitized by Google

der ist ein Teufel, ein Verehrer der Teufel, ein Gefäß der Teufel, der ist eine Buhldirne der Teufel, der gleicht einem Teufel und ist selber ein Teufel, der ist vor dem Tode schon ein Teufel und nach dem Tode ein unsichtbarer Unhold." — „Wenn ein buhlerischer Mann nach seinem fünfzehnten Lebensjahre herumläuft, nackt und dem Nichtstun frönend: nachdem er sich zum vierten Male hat mißbrauchen lassen, dörren wir ihm aus die Zunge und das Fett" (*Geiger* 341).

Auch auf die Masturbation nimmt der Vendidād Bezug, VIII, 27: yaṯ usō vifyəiti vifyəitica . . .

Im indischen Archipel kennt man ebenfalls alle möglichen Laster. Bei den Atjeh ist nach Jacobs (bei Ploss-Bartels I, 518) Tribadie, namentlich bei älteren Mädchen, keine Seltenheit. Masturbation bei Kindern beiderlei Geschlechts kommt vielfach vor; größere Mädchen masturbieren sogar mit einem künstlichen Penis, der aus Wachs gefertigt ist und *dilin* genannt wird.

Zur Masturbation gebraucht man bei den Dayaks den *balak*, „ein Gerät von Holz mit Wachs überzogen, in Gestalt des membri virilis" (Hardeland, Dajaksch woordenboek s. balak).

Auf Bali ist Onanie und Masturbation allgemein im Schwange; man nennt dies Laster dort *njokt jok*. „*Kentimoen* und Pisang werden von den Balinesischen Mädchen vielfach als Leckerbissen, aber nicht allein als Mundkost benutzt. In dem Boudoir von mancher Balischen Schönen und sicher in jedem Harem kann man ein aus Wachs verfertigtes plaisir des dames finden, das den bescheidenen Namen *ganèm* oder *tjĕlak-tjĕlakan malém* trägt (tjĕlak = penis, malèm = Wachs), und manches Stündchen wird in stiller Abgeschiedenheit mit diesem consolateur zugebracht. Der ganèm heißt auch wohl *koempĕntji*."

Auch als Tribaden zeichnen sich die Weiber auf Bali aus. „Beinahe in demselben Maße," sagt Jacobs l. c., „wie die Päderastie, doch mehr geheim, herrscht unter den Mädchen die sogenannte lesbische Liebe (*mĕtjèngtjèng djoeock*, wörtlich: mit den Becken gegeneinander schlagen,

Digitized by Google

ohne Klang zu verursachen) [im Malaiischen: *bĕrtampoeh laboe.* — *tampoeh* die Krone von einer Frucht, vielleicht eine Anspielung auf die Clitoris] mit ihrer digitalen und lingualen Variation. Die starke Entwicklung der Clitoris, womit nach den Kundigen viele Balische Schönen gesegnet sind, arbeitet diesem Mißbrauche sehr in die Hand."

Von einer grausamen Bestrafung der Tribadie berichtet Jan Mocquet in seinem *Itinerarium* (bei Ploss-Bartels I, 520): „Als ein gewisser König von Siam in Erfahrung kommen, daß seine Beyschläfferinnen und Nebenfrauen, derer eine große Anzahl, unter sich zuweilen durch Nachahmung der männlichen Natur, in Geilheit sich belustigten, so die Schönsten von dem Lande, die er nur bekommen kunte, hat er sie für sich bescheiden, einer jeden, zum Zeichen ihrer Unkeuschheit, ein natürliches Glied auf die Stirn und beide Backen brennen, und also lebendig ins Feuer werfen lassen."

Widernatürliche Unzucht zwischen zwei Männern wird im *Adat Lĕmbaga*, Artikel 17, mit einer Buße von 50 Realen bedroht (Bijdragen V, 9, 287).

Allgemeiner kommt im indischen Archipel die Päderastie vor. Bei den Balinesen wird sie unter dem Namen mĕnjélit in argem Maße betrieben und durchaus nicht mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt. Im Gegenteil, es gibt dort Personen, die ganz offen diese Art von Unzucht als Gewerbe ausüben; die sogenannten *gandrungs*, Burschen von zehn bis zwölf Jahren, die als Mädchen gekleidet Tänze aufführen. Der Anzug besteht nach Jacobs aus einem prächtigen sarong (Frauenrock), der bis unter die Arme hochgezogen und mit einer breiten, reich mit Golddraht durchzogenen Leibbinde festgehalten wird, nebst einem um die Hüften geschlungenen *sĕlendang*, dessen Enden frei herabhängen; prächtige Armbänder endlich und der Fächer sollen den Glauben erwecken, daß es wirkliche Mädchen seien, die da so gefällig nach den Tönen der Musik dahinschweben, kokett gestikulierend, während die eine Hand eins der Enden des sĕlendang, die andere den Fächer gefällig festhält.

Digitized by Google

Ebensolche Personen findet man auch bei den Olo-Ngadju. Neben den *balians*, den Schamaninnen, hat man dort die *basirs*, die Schamanen; und gerade so wie jene, pflegen diese nicht nur zu singen und zu tanzen, sondern auch ihren Leib preiszugeben. Die Päderastie ist dort so allgemein verbreitet, daß manche basirs förmlich an andere Männer verheiratet sind.

Auch bei den mohammedanischen Völkern ist dies Laster nicht unbekannt, wiewohl der Islam es verbietet. Bei den Maduresen z. B. wird Päderastie ganz offen getrieben. Das gleiche gilt von Atjeh, wo eine grenzenlose Unsittlichkeit herrscht und man ohne jeden Rückhalt, auch zu Fremden, über das Laster spricht. Die Lustknaben heißen hier *sedati* und entsprechen ganz den gandrungs von Bali. (*Wilken*, Bijdragen V, 4, 457 ff.)

In Pegu haben die Männer die Gewohnheit, daß sie in ihren natürlichen Gliedern zwischen dem Fleische und der Haut ein kleines Glöckchen in der Größe einer Nuß tragen, welches sehr angenehm klingt und sie von dem unnatürlichen Laster abhält, dazu sie sehr geneigt sind. (*Linschoten* in: Reisebeschreibungen X, 576, Anm. e.)

Im heutigen Indien ist die Päderastie an Stelle des Mundkoitus getreten.

Endlich muß noch daran erinnert werden, daß die alten Inder sehr wohl den Odor di femina gekannt haben. Jedem der vier Frauentypen (padminī etc.) wird im Systeme ein besonderer Geruch zugeschrieben: die eine Art hat eine nach Lotus riechende Ausdünstung, die andere riecht nach Fleisch, die dritte scharf, die vierte unangenehm (oder nach Elefantenbrunstsaft). Dieselben Eigenschaften soll auch das Scheidensekret haben. (*Erotik* 219 ff.) Die Ratschläge, die von den Erotikern gegeben werden, um üblen Geruch aus den Genitalien zu verdecken, haben wohl auch noch einen tieferen Sinn; aber wirklich betätigt sehen wir den Glauben an die Lehre von der sexuellen Osphresiologie erst in einem moderneren Beispiel, welches uns mehrere Reisende auftischen, wahrscheinlich in Abhängigkeit von einander oder von derselben Quelle. Es heißt darüber nach

Digitized by Google

Ovington in den *Reisebeschreibungen* X, 69: In Arrakan wählt jeder Statthalter alle Jahre zwölf Mädchen, die in dem Jahre innerhalb seines Gebietes geboren werden, und läßt sie auf des Königs Kosten bis ins zwölfte Jahr erziehen. Hernach bringt man sie zu Hofe, bekleidet sie mit einem Gewande von Baumwolle und stellt sie so lange in die Sonne, bis sie das Gewand durchgeschwitzt haben. Sämtliche Gewänder werden dann dem Monarchen gebracht, der sie nacheinander beriecht und diejenigen Mädchen behält, deren Schweiß keinen für ihn widerlichen Geruch hat; in der Meinung, diese seien am gesündesten. Die anderen verschenkt er an seine Hofbedienten.

Barbosa (p. 182) berichtet das osphresiologische Orakel von dem Könige des Landes „Ere can guy" (Aracangil in der Ed. Lissabon), nördlich von Birma, an Bengalen und Ava angrenzend. Hier müssen die Mädchen, nachdem ihre Namen, auf ihre Kleider geschrieben worden sind, auf einer Terrasse im Sonnenscheine sitzen, bis ihre Kleider feucht werden. Der König behält dann die gut riechenden Gewänder und ihre Besitzerinnen für sich, die übrigen verschenkt er an seine Umgebung.

Delaporte erzählt dies osphresiologische Orakel von dem König von Arracan. Wenn die von den Statthaltern alljährlich ausgewählten je zwölf Mädchen an den Hof kommen, „zieht man ihnen ein dickes baumwollenes Kleid an, führet sie in die größte Sonnenhitze, und läßt sie so lange tanzen, bis ihre Kleider vom Schweiße durchdrungen sind." Die Begutachtung durch den König geschieht dann in der bereits bekannten Weise. (IV, 408.)

Suśruta kennt bereits unter den Impotenten einen, der erst dann Kraft bekommt, postquam odorem vulvae penisque olfecit.

Dr. Albert Hagen hat übrigens im Jahre 1891 unter dem Titel: „Die sexuelle Osphresiologie. Die Beziehungen des Geruchssinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtstätigkeit" ein Werk erscheinen lassen, welches dies Thema speziell behandelt und worauf ich etwaige Liebhaber verweise.

*

Digitized by Google

Den alten indischen Ärzten waren eine Menge „Gifte der Liebe" bekannt. Über die Geschlechtskrankheit *upadaṃśa* (Schanker) heißt es bei Vāgbhaṭa VI, 33, 1 ff.:

Wer den Koitus mit der Frau meidet [indem er sich durch onanistische Manipulationen befriedigt] und dann plötzlich wieder Frauen aufsucht [um seine unnatürliche Art loszuwerden], oder wer eine Frau genießt, deren Vagina von Störungen der Grundsäfte[1]) zu leiden hat, eng, schmutzig oder klein ist; wer eine fremdartige Vulva [Büffelkühe u. dergl.], eine widerstrebende Frau; eine, die man nicht besuchen darf [Schwestern z. B.]; oder eine Wöchnerin benutzt; oder wer sich mit verdorbenem Wasser wäscht oder am Ende des Koitus die Waschung unterläßt; oder wer zur Vergrößerung des Penis scharfe Salben etc. anwendet, die Ejakulation wie einen Wassererguß durch schmerzhafte Bearbeitung des Penis mit Fäusten, Zähnen oder Nägeln beschleunigt oder die Ergießung verzögert und die Vulva durch lange und überaus ungestüme Berührung erschüttert: — dem fahren die verdorbenen Grundsäfte in die geheimen Teile und verursachen dreiundzwanzig Krankheiten, upadaṃśa etc. Davon gibt es fünf Arten, je nachdem die drei Grundsäfte einzeln, mit dem Blute vereinigt oder zusammen wirken. Ist der Wind die Ursache, so schwillt der Penis an, heftige Schmerzen, Steifheit und Loslösen der Haut treten auf. Ist die Galle die Ursache, so entstehen Geschwülste wie reife udumbara-Feigen und Fieber; ist es der Schleim, so ist die Geschwulst hart, glatt, juckend, kalt und schwer; ist es das Blut, so entsteht schwarze Geschwulst, Blutfluß und Fieber; bei einem Zusammenwirken aller Faktoren treten alle diese Symptome auf und auch Anschwellung der Hoden, heftiger Schmerz, āśupacana, Loslösen des Fleisches und Auftreten von Würmern. Heilbar ist davon der vom Blute stammende upadaṃśa; der aus dem Zusammenwirken aller Faktoren stammende führt zum Tode.

Bei frischem upadaṃśa öffne man mitten am Penis

[1]) Wind, Galle, Schleim.

Digitized by Google

eine Ader, wende eine kühlende Behandlung an und sorge besonders durch Purgiermittel für Reinigung; wenn er aber reif und aufgegangen ist, salbe man mit Sesambrei, Butter und Honig. Man koche Zweige von Eugenia jambolana, Mangifera indica, sumanas (Guilandina Bonduc oder Azadirachta indica), Nauclea cadamba und weißen Abrus, die Rinde von Boswellia serrata, Zizyphus Jujuba, Aegle marmelos, Butea frondosa, atiniśā (?) und Milchsaft enthaltenden Bäumen, sowie die Früchte von Terminalia Chebula, T. Bellerica und Phyllanthus Emblica in Wasser: diese Abkochung dient als Waschmittel; damit gekochtes Öl heilt.

Eine Salbe aus blauem Vitriol, Rötel, Symplocos racemosa, Kardamomen, manohvāla (?), Kollyrium aus Kupfervitriol, versehen mit Erbsenblüten, Eisenvitriol und mit Honig verbunden und fein gerieben — beseitigt die upadaṃśa-Wunden.

Die „drei Früchte" (s. acht Zeilen weiter oben!) in einer Schale verbrannt und mit Schmelzbutter versehen, sind ein vorzügliches Heilmittel.

Man muß sehr darauf bedacht sein, daß der upadaṃśa nicht zur Reife gelangt; denn wenn Sehnen, Adern und Fleisch reif werden,[1]) geht der Penis gewöhnlich verloren.

Weitere Krankheiten des Penis nennt Vāgbhaṭa l. c. 9 ff.: Durch die gestörten Grundsäfte in dem Blute und Fleische der geheimen Stellen entstehen innerhalb oder außerhalb des Penis juckende Fleischauswüchse, die schleimiges Blut absondern. Ebensolche, pilzartige in der Vulva. Sie heißen arśas und zerstören bei Vernachlässigung Penis und Mannheit, in der Vulva die Absonderung des Menstrualblutes.

Außerhalb oder innerhalb an der geheimen Stelle bilden sich aus Galle und Blut hervorgegangene, dichte, senfkorngroße Beulen, die als *sarṣapikā* bekannt sind.

Viele längliche Beulen, die von der Mitte aus aufbrechen, bilden den aus Galle und Blut stammenden ***avamantha***, der schmerzhaft ist und Aufregung verursacht.

---

[1]) d. h., in Eiterung übergehen.

Digitized by Google

Aus Blut und Galle geht *kumbhīkā* hervor, die einem Jambu-Fruchtsteine (Eugenia Jambolana) gleicht und schnell entsteht.

Was *alajī* betrifft, so wisse man, daß es damit wie mit Harnruhr (prameha) ist.

Aus Blut und Galle entstanden ist *uttamā*, eine Beule von dem Aussehen einer māṣa- oder mudga-Bohne (Phaseolus radiatus).

Eine Beule, die von anderen Knötchen bedeckt ist, gleichsam wie die Samenkapsel des Lotus, ist als *puṣkarikā* anzusehen.

Wenn (der Penis) mit den Händen heftig abgerieben worden ist, entsteht die *saṃvyūḍha*-Beule.

Wenn der Penis gerieben und vom Gewande gescheuert wird, ergibt sich infolge der Erregung des Windes das *mṛdita*.

Der Wind verursacht die als *aṣṭhīlikā* bekannte, ungleichmäßige, harte, krumme Beule.

Durch den Wind, der infolge von Reibung etc. gestört ist, geht unter Schmerzen und Brennen die Haut am Penis zurück, bisweilen tritt sie in Eiterung ein. Unterhalb der Eichel ballt sich diese Haut, schnürt sich ein oder hängt herab: das heißt *nivṛtta*. Tritt aber die Galle hinzu, so stellt sich Jucken und Verhärtung ein.

Wenn die Haut schwer zurückgeht und sich schwer weitet, bezeichnet man das als *avapāṭikā*.

Wenn, von dem Winde gestört, die Haut an der Eichel festhaftet und das Wasser zurückhält, dann geht der Harn in langsamem Flusse schmerzlos ab: diese Krankheit, bei der die Eichel unsichtbar gemacht wird, heißt *niruddhamaṇi*.

Wenn der Penis wie mit śūkas erfüllt erscheint, was von der Galle herrührt, so heißt das *granthita*.

Verlust des Gefühles, entstanden aus dem durch śūkas gestörten Blute, wird danach benannt *(sparśahāni)*.

Wenn aber infolge einer Störung des Windes und des Blutes der Penis sich überall mit Löchern (mit ganz kleinen Öffnungen) bedeckt, so erkenne man das als *śataponaka*.

Digitized by Google

Wenn infolge der Galle und des Blutes die Haut reif wird, so ist das der mit Fieber und Brennen begleitete *tvakpāka.*

Aus allen Grundsäften entsteht *māṃsapāka,* der überall Schmerzen verursacht und das Fleisch zerstört.

Wenn der Penis durch rötliche und schwarze Geschwülste gepeinigt wird und furchtbare Schmerzen eintreten, so erkennt man daran den *asṛgarbuda.*

Früher erwähnt ist *māṃsārbuda* (Tumor) und der (ebenso wie dieser) aus den drei Grundsäften entstehende *vidradhi* (Abszeß).

Wenn infolge eines Zusammenwirkens aller Grundsäfte das Fleisch schwarz wird und überall sich ablöst, indem es in Eiterung übergeht, so erkenne man daran *tilakālaka.*

Von allen diesen lasse man vier, *māṃsārbuda, pāka, vidradhi* und *tilakālaka,* unbeachtet; die übrigen behandele man schleunig.

Diese Behandlung ist nach Vāgbhaṭa VI, 34, 8 ff. folgendermaßen: Wenn die arśas geschnitten und gebrannt worden sind, ist ihre Behandlung wie die des upadaṃśa einzurichten.

Die *sarṣapā* [= sarṣapikā] skarifiziere man und bestäube sie mit feingepulverten Ätzmitteln [Eugenia Jambolana etc.]; auch stelle man daraus ein Öl zum Einreiben her; das heilt die Wunden.

Dieselbe Behandlung gilt auch bei *avamantha;* außerdem ist bei beiden Blut zu entziehen.

Bei *kumbhīkā* entziehe man Blut, und wenn die Wunde gereinigt ist, salbe man sie mit Öl aus Diospyros embryopteris, den drei Myrobalanen und Symplocos racemosa; das heilt.

Bei *alajī* ist dieselbe Behandlung vorzunehmen, nachdem Blut entzogen ist.

Die Beule namens *uttamā* aber hebe man mit einem „Fischhaken" *(baḍiśa)* hoch, schneide sie und behandle sie mit Pasten und Pulver aus Ätzmitteln, verbunden mit Honig.

Bei *puṣkara* [= puṣkarikā] und *saṃvyūḍha* ist die Be-

Digitized by Google

handlung angezeigt, die bei Gallenrose *(pittavisarpa)* beschrieben ist.[1])

Bei *tvakpāka* und *sparśahāni* mache man Einträufelungen; *mṛdita* dagegen bestreiche man mit lauwarmem Öl von Sida cordifolia und mit süßen (lauwarmen, zu Pasten verarbeiteten Mitteln).

aṣṭhīlikā behandele man wie ein Schleimgeschwür,[2]) nachdem man Blut entzogen hat.

nivṛtta bestreiche man mit zerlassener Butter, lasse schwitzen und salbe drei oder fünf Nächte lang mit sehr milden Mitteln, wie Kataplasmen etc. Nachdem man darauf das eingefettete Präputium wieder hat schwitzen lassen, bringe man die Eichel in die richtige Lage, indem man sie langsam vordrückt. Wenn sie dann in die richtige Lage gekommen ist, salbe man sie immer wieder. Hierbei ist fettige Nahrung zu empfehlen.

Eben diese Behandlung ist auch bei *avapāṭī* [= avapāṭikā] anzuwenden.

Bei *niruddha* [= niruddhamaṇi] lege man eine nach beiden Seiten offene, mit Lack bestrichene, mit Öl gesalbte Röhre in die Urethra und träufele Öle darauf, welche den Wind beseitigen. Alle drei Tage lege man eine stärkere Röhre ein und vergrößere so die Harnröhrenöffnung. Wenn es aber nicht glückt, schneide der kluge Arzt es mit dem Messer auf, wobei er die Raphe schonen muß. Dann behandele er es wie eine frische Wunde.

granthita lasse man vermittelst einer Röhre schwitzen und salbe es mit öligen, heißen Mitteln.

śataponaka skarifiziere man und bestreiche ihn dann mit Abkochungen samt Honig.

Bei *soṇitārbuda* [= asṛgarbuda] ist die Heilung wie bei *raktavidradhi*[3]) vorzunehmen.

[1]) Vāgbhaṭa IV, 18. Brechmittel, Fasten, Purgiermittel, Blutentziehung; Salben, kalte Umschläge, Pflaster (Jolly, Medicin 101).

[2]) *śleṣmagranthi*. Vāgbhaṭa VI. 30, 34, lehrt, man solle es mit Sesam, Alaunschiefer, Croton polyandrum, Sapindus detergens Roxb. und Steinsalz beschmieren.

[3]) Vāgbhaṭa IV, 13, 7, wo auf 4/5 verwiesen wird. Man reinigt danach das Geschwür mit dem Safte eines Milchsaft führenden Baumes,

Digitized by Google

Bei allen wende man je nach der Sachlage die Behandlung an, wie sie bei Wunden gebräuchlich ist [innere Reinigung, Abkochungen, Salben, zerlassene Butter etc.].

Geschwollene Testikeln (vṛddhi) werden durch Störungen des Windes hervorgerufen, der in das Skrotum eindringt und hier Schwellung verursacht. Je nachdem das Leiden auf einem der drei Grundsäfte oder auf Blut, Fett, Harn oder dem heraustretenden Eingeweide beruht, gibt es sieben Arten davon. „Von Harn entsteht *vṛddhi* durch gewohnheitsmäßige Harnverhaltung, ist schmerzhaft und weich und wird beim Gehen geschüttelt wie ein mit Wasser gefüllter Schlauch, auch kommen Harnbeschwerden, und unterhalb der Hoden bildet sich eine runde Erhöhung. Dies scheint Hydrocele zu sein . . ." (Jolly 104 f.)

Gegen Orchitis verwendet man in Amboina: Früchte von galitji (?), taron utang,[1]) Früchte von tamahey (?), Kokos, zerkleinert, vermischt und äußerlich gebraucht. Gintang,[2]) rote Zwiebeln, Areka-Nuß, Kalk, Betel und Tabak gekaut und damit bespieen. Saré[3]) zerkleinern und äußerlich anwenden.

Hila: Javasalz, kuning,[4]) halia,[5]) rote padi,[6]) Kokosöl und Seewasser kochen, das Ganze als Kataplasma anwenden. Santan kalappa (?), kuning,[4]) Blätter von taknaju,[7]) und hartes Gras (?), den Absud getrunken.

---

z. B. des nyagrodha (Ficus indica). Dann bestreiche man es mit Glycyrrhiza glabra, amṛtā (Cocculus cordifolius?) und Sesam und heile es mit Öl, zubereitet mit Rubia Munjista, Andropogon muricatus und padma (Nelumbium speciosum); mit payasyā (Gynandropsis pentaphylla?), den beiden Curcuma-Arten, Hibiscus mutabilis, Glycyrrhiza glabra und Milch, oder mit Schößlingen, Rinde und Früchten von nyagrodha etc.

[1]) Solanum?
[2]) Nigella sativa.
[3]) Andropogon?
[4]) Curcuma longa.
[5]) Zingiber officinale.
[6]) Oryza sativa.
[7]) Mimosa pudica.

Digitized by Google

Buru: Blätter von konto-konto (?), kuning,[1]) und Seewasser warm gemacht und als Kataplasma gebraucht.

Amahey: Blätter von kalan susun (?), Kataplasma von kalan susun, als Einreibung oder Umschlag.

Saparua: Tabak kauen und damit bespeien. Kokos auswendig gebrauchen.

Haruku: Blätter von laka,[1]) Zucker und adas manies[2]) gemengt und als Kataplasma verwendet. (Ludeking in: Bijdragen III, 3, 178 f.)

Syphilis hat man erkennen wollen in arśas, liṅgārśas und liṅgavarti, „Penisgeschwür", deren Symptome „allenfalls auf syphilitische Condylome bezogen werden könnten" (Jolly 106). Dutt, Nidāna 169 f. versteht unter liṅgavarti Syphilis, unter liṅgārśas Warzen; und Bloomfield hat SBE 42, 341 und 561 die vedischen Krankheitsnamen grāmya (scil. vyādhi,) und jāyānya auf die Syphilis beziehen wollen. Letzteres ist nach Blochs Untersuchungen (Der Ursprung der Syphilis, Erste Abteilung, Jena 1901) durchaus von der Hand zu weisen, da nach ihm die Syphilis eine Krankheit der Neuzeit und nicht des Altertums ist. Er erinnert daran, daß sie im ganzen asiatischen Orient bis nach dem fernen Indien die Frankenseuche heißt, womit klar und deutlich ihr europäischer Ursprung für diese Länder ausgedrückt wird. Als klassischen Zeugen für den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis in Ostindien nennt Bloch den italienischen Reisenden Ludovico di Barthema aus Bologna, welcher berichtet, er habe in Calicut und in der weiteren Umgegend davon [„dreitausend Miglien"] die Syphilis in viel bösartigerer Form angetroffen als in Italien; sie werde „Pua" genannt und von den Einwohnern als eine neue Krankheit bezeichnet. Dieses Pua ist das Sanskritwort pūya, Eiter, Geschwür; also eine „symptomatologische Verlegenheitsbenennung der neuen Krankheit, wie sie in Europa durch die Namen „bubas", „pustulae", „Blattern" etc., in Japan durch das Wort „kasa" bezeichnet wird." (Bloch 288.)

[1]) Myristica iners.

[2]) Pimpinella anisum.

Digitized by Google

Die indischen Bezeichnungen sind phirańga, phirańgaroga, phirańgāmaya, die Frankenkrankheit, neben phulińga, pūya, ourà (?), medkroog (?), Bao (Malabar) und for franchi (Molukken). Erwähnung geschieht der Syphilis erst im XVI. Jahrhundert, besonders im Bhāvaprakāśa. „Dort wird ihr Name daraus erklärt, daß sie in dem Frankenlande *(phirańgasaṃjñake deśe)*, d. h. in Europa häufig vorkomme. Sie ist eine Beulenkrankheit *(? gandharoga* für *gaṇḍaroga?)*, die durch körperliche Berührung mit einem *phirańgin* (Europäer) [und besonders, Co.] durch intimen Verkehr mit einer *phirańgiṇī* (Europäerin) entsteht, und gehört zu den durch äußere Ursachen entstehenden Leiden *(āgantuja)*. 1. Äußerer *phirańga* gleicht der Beulenkrankheit *(visphoṭa*, § 70), macht wenig Schmerzen; wenn die Beulen aufspringen, sind sie wie Wunden zu betrachten und leicht heilbar. 2. Innerer, tritt in den Gelenken auf, bewirkt Schmerzen und Schwellung wie Rheumatismus und ist schwer zu heilen. 3. Äußerlich-innerlicher vereinigt die Erscheinungen von 1. und 2. und ist schmerzhaft, sehr langwierig und sehr schwer heilbar. Schlimme Komplikationen bei *phirańga* sind: Abmagerung, Kräfteverfall, Einfallen der Nase, Verdauungsschwäche, Austrocknen und Verkrümmung der Knochen. Äußerer *ph.* ist heilbar, wenn er noch neu und frei von Komplikationen ist, innerlicher ist schwer heilbar, äußerlich-innerlicher unheilbar, wenn der Kranke entkräftet ist und Komplikationen auftreten. Als Hauptmittel gegen *ph.* erscheint Quecksilber *(pārada, karpūrarasa)*, besonders innerlich, z. B. in einer Pille mit Weizen, die ohne die Zähne zu berühren, mit Wasser hinuntergeschluckt wird, aber auch äußerlich als Räucherungsmittel oder indem man es zwischen den Händen verreibt. Salziges und Saures darf nach dem inneren Gebrauche nicht genossen werden, auch muß man Anstrengungen, Hitze, Marschieren und besonders sexuellen Verkehr vermeiden. Ein weiteres Spezifikum für *phirańga* ist *cobacīnī, copacīnī*, noch jetzt als Chobchini ein bekanntes Syphilismittel in Indien, das nach Bh. I, 1, 168, offenbar nach seiner ausländischen Herkunft, auch *dvīpāntaravacā* heißt. Es ist Sarsaparille, die Wurzel von Smilax, ge-.

Digitized by Google

meint, die zuerst um 1535 den Portugiesen in Goa als Mittel gegen Lues durch chinesische Händler zugekommen sein soll [Dutt, Materia medica² 264] und auch in Europa erst seit dem XVI. Jahrhundert bekannt ist. Die Berliner Hs., in der *phiraṅga* beschrieben wird, scheint ein Exzerpt aus Bh. zu sein [Weber No. 966]. Die europäische Herkunft des *phiraṅga* ist nach obigem nicht zu bezweifeln."

Diese Ausführungen Jollys (p. 106) mögen durch diejenigen von Dutt (l. c. 36 ff.) ergänzt werden: „Mercury is used in syphiles both externally and internally. Syphilis and its treatment by mercury are described only in recent compilations, such as the Bhavaprakâsa. The following are a few illustrations of its use in this disease.

Saptasáli vati [saptaśālivaṭī]. Take of mercury and catechu each half a tolá, pellitory root one tolá, honey one and a half tolâ. Rub together till the globules of mercury disappear, and divide into seven pills or boluses. One pill is administered every morning with water in primary syphilis. Acids and salt should not be taken after the use of this medicine.

Rasa karpura [rasakarpūra] or corrosive sublimate as sold in the bazars is recommended to be given in a single dose of eight grains. The medicine is enclosed in a ball of wheat-flour and covered with powdered cloves. It is swallowed with water so as not to touch the teeth. Salts and acids are forbidden to be taken after the use of this medicine. As the *Rasa karpura* of the bazars is not a pure perchloride of mercury, but is a mixture of calomel and corrosive sublimate in indefinite proportions, the patient sometimes escapes after this dose. When, however, it contains more of corrosive sublimate than of calomel, intense salivation, gastritis and even death may result. When such doses of poisonous remedies are recommended in standard works it is no wounder that we should occasionally come across cases of dreadful salivation, induced by native treatment. The circumstance of wheat-flour being used as a covering to the poison may act as an antidote to some

Digitized by Google

extent. In secondary syphilis *Rasa karpura* is given in small doses in combination with cloves, saffron, sandal wood, and musk.

For external application, about a drachm of mercury is recommended to be rubbed between the palms with the juice of the leaves of *Sida cordifolia (bátyálaka)* till the globules of mercury are no longer visible. The palms are then to be warmed over the fire till perspiration breaks out from them.

For fumigation in primary syphilis, about half a drachm of the black sulphide, mixed with one fourth part of wheat-flour, is employed daily for seven days in succession. In secondary syphilitic eruptions the following composition is used for fumigation. Take of cinnabar one tolá, realgar half a tolá, powder and mix. About fifteen grains of this is used at a time. Powders for fumigation are heated over a fire of jujube tree wood, and the vapour is applied to the skin under cover in a closed room."

Die Lustseuche war nach *Sonnerat* I, 99 „von jeher in Indien einheimisch; doch ist sie daselbst an sich nicht gefährlich, wenn man sogleich Gegenmittel braucht. Nur bei den verbuhlten Weibsleuten, die sie drei oder vier Jahre lang einwurzeln lassen, geht sie endlich in Krebs und Aussatz über: alle ihre gräßlichen Folgen schlagen sich nun dazu; und so würgt sie endlich die Angesteckten auf . . . Ihre allgemeinen Heilmittel gegen dieses Übel sind Tisanen aus Kuraneli, kalte Bäder und abführende Mittel aus dem Safte des Kali (Titymalus indicus), woraus sie Pillen zubereiten, indem sie den Saft von den äußersten Blätterspitzen mit Maismehl dazu mischen; davon nehmen sie täglich eine Portion so groß wie ein Pfefferkorn, und brauchen dieses Mittel gegen alle venerischen Krankheiten, die sie auch damit heilen, wenn dieselben nicht schon gar zu lange eingewurzelt sind."

In Siam sind die Franzosen „weit genug ausgebreitet, ohne daß die Einwohner zu sagen wüßten, ob es eine alte oder

Digitized by Google

neue Krankheit in ihrem Lande sey" (*Reisebeschreibungen* X, 249).

Gonorrhoea benigna ist an der Küste Malabar nach Paolino 412 sehr stark im Schwange. Man gebraucht Reiswasser mit Zucker vermischt und dem Kranken zu trinken gegeben. Daneben verordnet man kalte Umschläge, Abkochungen von Bananen, Milch, Salpeter und andere erweichende, kühlende und diuretische Mittel. Auch die Wurzel des *Ulam* (Cissampelos Pareira?) dient, gepulvert und mit Zucker und Milch gemischt, demselben Zwecke (l. c. 416).

Die Lustseuche ist nach Paolino p. 410 in den inneren Gegenden Indiens wenig bekannt. „Da die Inder sehr auf Reinlichkeit halten, da ferner Manns- und Weibspersonen ein sehr eingezogenes Leben führen, leicht zu verdauende Lebensmittel genießen, in steter Transpiration sind, sich dreimal des Tages die Schamteile abwaschen, und außerdem noch an verschiedene strenge Verordnungen gebunden sind, welche die Beschaffenheit des Klimas notwendig macht: so hat diese abscheuliche Krankheit in den inneren Provinzen eben nicht sehr um sich greifen können. In den Seestädten hingegen, wo ein außerordentlicher Zusammenfluß von Fremden ist, welche sich alle möglichen Ausschweifungen erlauben, und wo jene heilsame Gewohnheiten und Verordnungen fast gar nicht mehr befolgt werden, hat die Lustseuche stark überhand genommen; doch grassiert sie nur unter den niedrigen verachteten Kasten, und unter den Europäern, die ohnehin die Urheber alles Unheils sind, worüber die Inder sich zu beklagen haben. Da indes der Körper unter diesem heißen Himmelsstriche in beständiger Transpiration ist, so läßt sich jene Krankheit leicht heben, wenn man nur gleich anfänglich verdünnende, blutreinigende und abführende Mittel dagegen braucht. Das wirksamste ist die *Velladamba*, oder *Sassaparille*. Aus dieser Holzart bereitet man ein Dekokt, das mit etwas Zucker versüßet wird; und wenn man hiervon einer venerischen Person gleich anfänglich, ehe noch das Übel sehr überhand genommen hat, zwei bis drei Nößel zu trinken giebt, so wird sie gleich wieder gesund."

Digitized by Google

Gegen Syphilis, Gonorrhoe *(kindjin nana)* gebraucht man auf Amboina die Blätter von maniran[1]) und kusu,[2]) Javasalz, adas manies,[3]) gintang itam,[4]) Wasser von jungem Kokos, gekocht und getrunken.

Auf Hila: Wurzel vom männlichen Papaya-Baum,[5]) Sago, gestampft, ausgepreßt und getrunken. Oder Blätter von gatal babie[6]) und Asche, vermengt und gegessen. Knospen von runpu piso[7]) in einem Bambus gekocht und das Wasser getrunken.

Auf Buru: Wurzel von tjinta tjinta (?) mit Wasser von jungem Kokos gekocht und getrunken.

Auf Amahey: Blätter von galitji (?) wie vorhin. Wurzel von lalamon di laut (?), Arekanuß, Betel und Kalk zerkleinert, vermengt und gegessen. Djanga sagu mollat (?) rösten, zerkleinern, mit Wasser ausziehen und das trinken.

Auf Haruku: Wurzel von tobu merah[8]) und von kussukussu,[2]) gewöhnlichen Zucker, mit Wasser gekocht und getrunken.

Auf Saparua: Küchenasche und Salz gegessen, Aufguß von Papaya-Wurzel gegessen. Blätter von muka manies[9]) und Knoblauch, den Aufguß davon getrunken. Blätter von gatal babie[6]) mit Kokosmilch vermengt und getrunken.

Nach *Tromp* (Bijdragen V, 2, 195) gibt bei den Buginesen von Kutei das Vorhandensein von Hautkrankheiten einen der vier giltigen Gründe ab, eine Sklavin zu heiraten; eine Freie würde einen solchen verseuchten Mann nicht nehmen. Wer fragt unsere armen Frauen danach, ob sie im gleichen Falle wollen oder nicht! Übrigens kann

---

[1]) Phyllanthus.
[2]) Imperata kunigii.
[3]) Pimpinella anisum.
[4]) Nigella sativa?
[5]) Carica papaya.
[6]) Urtica.
[7]) Eleusina indica.
[8]) Saccharum officinale.
[9]) Vernonia leptophylla.

Digitized by Google

man häufig genug beobachten, je syphilitischer der Mann, desto interessanter bei den Frauen — eine ziemlich alte Wahrheit . . .

*

Impotenz gilt in Indien nicht nur pathologisch für sehr unwillkommen: auch die Gesetzbücher nehmen darauf Bedacht und lassen den Impotenten weder zur Eheschließung noch zur Erbfolge zu. Yājñavalkya I, 55 verlangt, daß der Freier sorgfältig auf seine Potenz hin geprüft werde, und der Kommentar, die als Rechtsquelle bis zur Jetztzeit hochangesehene *Mitākṣarā*, verweist dabei auf Nārada, der XII, 8/10 angibt, wie diese Untersuchung anzustellen sei: „Der Mann ist in Bezug auf seine Potenz gemäß den Merkmalen an seinem Körper zu prüfen. Ist er zweifelsohne ein Mann, so darf er das Mädchen bekommen. Wenn sein Schlüsselbein, seine Kniee und die Knochen kräftig gebaut sind; wenn seine Schultern und sein Haupthaar kräftig entwickelt sind; wenn sein Nacken stämmig, die Haut an den Schenkeln zart und Gang und Sprache nicht schleppend sind; wenn sein Sperma im Wasser nicht an der Oberfläche schwimmt, und wenn sein Urin erfrischend ist und schäumt, so ist er auf Grund dieser Merkmale als Mann, umgekehrt als impotent anzusehen." Von den Erotikern erwähnen die Verfasser des Anaṅgaraṅga und des Pañcasāyaka die Impotenz unter den Fehlern des Freiers. Vergl. *Erotik*, pp. 633, 635, 636.

Unter den vielen Individuen, die von der Erbfolge ausgeschlossen sind, nennen die Rechtsgelehrten auch die Impotenten und Kastraten; z. B. Gautama XXVIII, 43; Baudhāyana II, 3, 37.

Die Mediziner nun kennen verschiedene Arten von Impotenz: Caraka zählt deren vier auf: sie kann entstanden sein aus Krankheiten des Sperma und des Penis, aus Altersschwäche oder Ausbleiben des Sperma (VI, 30, 63). Ihre Ursachen sind (l. c. 65): Der Genuß kalter, trockner, unzureichender, nicht nahrhafter, gefährlicher, nicht bekömmlicher Speisen; Kummer, Sorge, Furcht und Schreck; übermäßiger Verkehr mit den Frauen; Ausschweifung; Mangel

Digitized by Google

an Vertraulichkeit; Schwinden der Säfte etc.; Störungen im Winde etc.; übermäßiger Genuß gefährlicher Speisen; Ermüdung; Widerwillen gegenüber den Frauen; fehlerhafte Anwendung der fünf Mittel [Brech-, Purgier- und Niesmittel, ölige und reinigende Klystiere]: das alles bringt Krankheit des Samens.

Krankheiten des Penis entstehen nach Caraka VI, 30, 66 infolge des Genusses von allzu saurer, salziger, scharfer, gefährlicher und unbekömmlicher Nahrung; infolge von übermäßigem Wassertrinken; infolge des übermäßigen Genusses von gefährlicher Mehlspeise; infolge des reichlichen Genusses von saurer Milch, Süßmilch, anūpa-Fleisch;[1]) infolge der Heimsuchung mit Krankheit (an anderen Organen); infolge des Verkehres mit Mädchen; auch infolge von unnatürlicher Befriedigung. Ferner wenn man voll Liebesfreude in der Betörung eine Frau besucht, die eine langwierige Krankheit[2]) hat, seit langem verschmäht worden ist, menstruiert, übel riecht, eine kranke Vulva besitzt und überreiche Ausscheidungen hat; ferner infolge des Verkehrs mit Vierfüßlern; infolge von Verletzungen des Penis; oder auch infolge Mangels an Koitus; infolge von Verletzungen des Penis durch scharfe Instrumente, Zähne oder Nägel; infolge von Stößen und Schlägen mit Holz; infolge des übermäßigen Gebrauches von Stimulantien, und infolge von Verhaltung des Samens. Dann tritt Anschwellung ein am Penis, Schmerzen, Rötung; es entstehen schlimme Beulen, auch beginnt der Penis zu eitern; es bilden sich daran Fleischauswüchse, auch entstehen schnell Geschwüre. (Der Penis) sieht wie Reiswasser aus, schwarzbraun, schwarzbraunrot; bildet ein Armband und ist hart anzufühlen. Fieber, Durst, Schwindel, Ohnmacht und Erbrechen stellt sich dabei ein; schwarzes Blut fließt heraus, dunkles, fauligrotes. Heftiges Brennen tritt auf, als wäre er von Feuer verbrannt: in der Blase, den Hoden, der Raphe und den Weichen. Manchmal entsteht auch schleimiger oder gelb-

[1]) Von Tieren aus sumpfigen Waldgegenden.

[2]) Eine andere Lesart besagt „eine, die lange Haare hat".

Digitized by Google

licher Ausfluß, die Anschwellung ist mäßig, die Ausscheidung gehemmt oder gering; nach geraumer Zeit tritt Eiterung ein, oder auch schnell bricht er auf; es entstehen Würmer; das Glied wird naß und riecht faulig; die Eichel geht verloren, die Harnröhre und auch die Hoden.

Altersimpotenz kommt zunächst daher, daß bei alten Leuten das Sperma versiegt. Dazu treten dann noch besondere Veranlassungen: Schwinden der Säfte überhaupt, Verschmähen von Reizmitteln, das allmähliche Abnehmen der Kräfte, der Potenz und der Sinne, das Schwinden der Lebenskraft, Mangel an ausreichender Speise, Ermüdung, Erschöpfung.

Die Impotenz infolge des Ausbleibens des Sperma entsteht durch übermäßiges Sorgen, Kummer, Zorn und Furcht; wenn der Mann stets in Eifersucht, Sehnsucht, Trunkenheit oder Unruhe ist, oder als Schwächling magere Speise und Trank und ebensolche Heilmittel bevorzugt; wenn er, von Natur kraftlos, nicht ißt oder unbekömmliche Speise genießt.

Hārita 709 (359) kennt fünf, Suśruta IV, 26, 7 ff. sechs, Bhāvaprakāśa III, 218 ff. sieben Arten von Impotenz, während Nārada XII, 11 ff. deren vierzehn angibt: „Von Natur impotent, entmannt, Halbmonatseunuch [„is one capable of approaching a woman once in every half-month", Jolly, SBE XXXIII, 167, Anm.], impotent infolge einer Verfluchung seitens des Lehrers, infolge einer Krankheit, ferner infolge des Zornes der Götter; impotent aus Eifersucht;[1]) ein *sevya;* einer mit windigem Samen; einer, qui ore pro vulva utitur; einer, dessen Sperma rückwärts fließt; einer, dessen Sperma nicht zeugungsfähig ist; bei anderen Frauen, aber nicht bei seiner eigenen Gattin einer, dessen Penis coitu facto collabitur; und einer, der Erektion hat."

Vṛnda p. 521 ff. nennt als Gründe der Impotenz zunächst Niedergeschlagenheit durch gewisse unerfreuliche Zustände

[1]) „Qui nisi alius cuiusdam incuntis feminam conspectu non potest", Jolly l. c.

Digitized by Google

[Furcht, Mangel an Zutrauen, Angst, den Anblick von Gebrechen bei der Frau u. a.: *Co.*]. Eine andere Art wird veranlaßt durch den unmäßigen Genuß von saueren, heißen und salzigen Speisen,[1]) wobei der „weiße Saft" schwindet. Drittens, die Impotenz infolge von Ausschweifungen, wenn man keine Aphrodisiaca benutzt. Dann ergibt sich Mangel an Erektion und Ausbleiben des Sperma. — Angeborene und durch Kastration verursachte Impotenz ist unheilbar; die heilbaren Fälle behandele man mit Stärkungsmitteln.

Im Kommentare zu dieser Stelle zählt Śrikaṇṭhadatta [ganz übereinstimmend mit Dallana p. 549!] fünf Arten von Impotenten nach Suśruta auf: „Infolge allzu geringen Samens der Eltern entsteht der *āsekya*, der ohne Zweifel Erektion bekommt, postquam semen devoravit. [Iste quidem alios viros in suo ipsius ore coitum conficere iubet semenque tum eiaculatum devorans erectionem penis adipiscitur. Co.] Wer aus einer übelriechenden Vagina zur Welt kommt, führt die Bezeichnung *saugandhika*. Dieser bekommt Kraft, postquam odorem vulvae penisque olfecit. [Hier besteht eine Wechselbeziehung zwischen Nase und Genitalien: also sexuelle Osphresiologie!] Qui apud feminas viri partes agit, postquam in suo ipsius ano impudica suscepit, ist als *kumbhīka* anzusehen. [Śrikaṇṭhadatta hat dazu noch eine zweite Erklärung: Qui apud feminas in earum ani orifico — sicut pecus a tergo — pene flaccido agit, castitate praeditus, — cum propter impotentiam coire non possit — atque deinde, simulac ista perversitate penis erexit, apud feminas sicut vir agit, kumbhikas est. Nascitur autem, si mater inter coitum incurvata iacet patrisque semen invalidum est. Eine andere Erklärung für seine Entstehung nennt Gayin, der einen Ausspruch des Kāśyapa zitiert: Wenn ein Mann mit schleimigem Sperma eine Frau ohne Menstruation zur Zeit der Periode[2]) aufsucht, während ihre Liebe einem anderen gehört, so wird ein *kumbhila* [so!]

[1]) Eine Variante nennt außerdem noch scharfe Speisen.

[2]) Das ist ein Widerspruch! ṛtau soll wohl bedeuten „zur Zeit, da die menses eigentlich auftreten sollten"?

Digitized by Google

geboren.] Wer zum Koitus verschreitet, nachdem er dem Koitus anderer zugesehen hat, ist als *īrṣyaka* anzusehen. [Eine Art „viseur"! Er entsteht, wenn die Eltern von Eifersucht erfüllt sind und nur geringe Freude inter coitum empfinden.] Wenn der Mann während der zur Empfängnis günstigen Tage im Liebesrausche bei seiner Frau feminae partes agit [subiacet], wird ein *ṣaṇḍha* geboren, der im Auftreten und Aussehen eine Frau ist. [Iste enim, sicut femina subiacens, in superiore parte penis sui ab alio viro emissionem seminis fieri iubet.]"

Als sechste Klasse von perversen Individuen nennt Suśruta II, 2 die Tribade (Dallana 550): Si uxor maritum in imo ponit atque ita coitum init, filia nascitur, quae sicut vir agit. Quamvis enim muliebri forma praedita, tamen sicut vir feminam ascendit eiusque vulvam sua ipsius vulva perfricat.

Zur Heilung der Impotenz wende man nach Caraka VI, 30, 71 Mittel an, die gegen Mangel und Verletzung gut sind. Klystiere, Milch und zerlassene Butter, die erprobten Aphrodisiaca,[1]) und die Rezepte für Elixiere, alles dies wende man an, nachdem man als Kenner der Arzneien und ihrer Anwendung die Körperbeschaffenheit, die doṣa, das Feuer und die Kraft (des Patienten) untersucht hat. Impotenz, die aus dem fleischlichen Umgange entstanden ist, heile man durch Mittel, die den Ursachen entgegenwirken; die aus Behexung entstanden ist, durch Arzneien, bei denen man dem Schicksale vertraut.

Wenn man den Körper gut mit Fett- und Schwitzmitteln behandelt hat, gebe man ein mit Fett verbundenes Purgiermittel und danach ein Ölklystier. Später bringe man den Patienten mit Butea frondosa, Eiern, Cyperus rotundus etc. hoch und wende die Mittel zur Stärkung der Potenz an. So bei Impotenz, die aus Krankheiten des Sperma stammt. Hat man erkannt, daß die Impotenz aus Krankheiten des Penis kommt, so verordne man erweichende Brei-

[1]) Daß man in Indien auch die Wirkung des Cantharidin kennt, zeigt der Bericht Ives' I, 80.

Digitized by Google

umschläge, warme Güsse, Blutentziehungen, ölige Tränke, ölige Purgiermittel; danach gebe man ein reinigendes Klystier oder ein Stärkungsmittel. Sonst richte man die Behandlung gerade so ein wie bei Geschwüren.

Stammt die Impotenz von der Altersschwäche oder dem Spermaschwunde, so lasse man den Patienten Fett- und Schwitzmittel und dann ein gutes Reinigungsmittel nehmen. Milch, Schmelzbutter, Aphrodisiaca, Klystiere, mildernde Mittel und Elixiere sind als Mittel hierbei am Platze.

*

Hier mögen noch die Harnkrankheiten angefügt werden, die die indischen Mediziner unter dem Namen *prameha* zusammenfassen. Man kennt davon zwanzig Arten: zehn davon kommen von dem Schleime, sechs von der Galle, vier von dem Winde. Ihre Veranlassung sind hauptsächlich solche Speisen und Getränke, welche Fett, Harn und Schleim bilden: süße, sauere, salzige, fette, schwere, schleimige, kalte; junges Getreide, Likör, Fleisch von Sumpftieren, Zuckerrohr, Melasse, Kuhmilch; die Vorliebe für das Sitzen auf einer Stelle; das regelwidrige Schlafen.[1]) Der gestörte Schleim dringt in die Blase und verursacht die pramehas, nachdem er die Feuchtigkeit und den Schweiß des Körpers, Fett, Säfte und Fleisch gestört hat.

Die Galle verursacht prameha, indem sie auch das im Harne befindliche Blut stört, wenn der Schleim etc. zu Ende ist.

Der Wind bringt die Grundsäfte nach der Blase, und wenn sie zu Ende sind, verursacht er prameha.

Die daraus entstandenen Harnkrankheiten sind dementsprechend heilbar, hinzuhalten und aufzugeben, je nachdem sie mit ähnlichen oder entgegengesetzten Mitteln behandelt werden oder große Gefahr dabei im Anzuge ist.

Ihr allgemeines Kennzeichen ist reichlicher, trüber Urin. Je nach der Farbe, dem Geruche, Geschmacke etc. gibt es mehrere Arten:

[1]) Zur Unzeit und zu allen möglichen Gelegenheiten.

Digitized by Google

1. Bei *udakameha* (Wasserharn) sondert man klaren, reichlichen, weißen, kalten, geruchlosen, wassergleichen Harn ab, der etwas trübe und schleimig ist.

2. Bei *ikṣumeha* (Zuckerharn) ist er dem Safte des Zuckerrohres gleich, überaus reichlich und süß.

3. Bei *sāndrameha* (Dickharn) wird der Harn dickflüssig, wenn er über Nacht stehen bleibt.

4. Wer an *surāmeha* (Likörharn) leidet, sondert Harn ab, der wie Likör oben klar und unten dick wird, wenn er über Nacht stehen bleibt.

5. Bei *piṣṭameha* (Mehlharn) läßt man unter Schmerzen mehligen, reichlichen, weißen Harn.

6. Bei *śukrameha* (Spermaharn) läßt man spermaähnlichen oder mit Sperma vermischten Harn.

7. Wer an *sikatāmeha* (Sandharn) leidet, läßt Harn, vermischt mit winzig kleinen, sandartigen Unreinigkeiten.

8. Wer an *śītameha* (kaltem Harn) leidet, läßt sehr oft süßen, sehr kalten Harn.[1])

9. Wer an *śanairmeha* (langsamem Harn) leidet, läßt den Harn nur ganz allmählich und ganz langsam.

10. Bei *lālāmeha* (Speichelharn) läßt man (wie) mit Speichel und Fäden vermischten, schleimigen Harn.

11. Bei *kṣārameha* (Laugenharn) läßt man Harn, der an Geruch, Farbe, Geschmack und Gefühl wie Laugenwasser ist.

12. Bei *nīlameha* (Blauharn) ist der Harn bläulich, bei

13. *kālameha* (Schwarzharn) tintenartig.[2])

14. Wer an *haridrāmeha* (Gelbwurzharn) leidet, läßt scharfen, der Gelbwurz [Curcuma longa] an Farbe ähnlichen, brennend schmerzenden Harn;

15. Bei *mañjiṣṭhāmeha* (Krappharn) übelriechenden, Krappwasser ähnlichen [Rubia cordifolia L., munjista Roxb.];

---

[1]) Suśruta hat dafür *lavaṇameha* (Salzharn), wobei salzwasserartiger, weißer Urin abgesondert wird.

[2]) Der *Aṣṭāṅgasaṃgraha* hat dafür *amlameha* (saurer Harn), wobei der Urin wie Buttermilch schmeckt und riecht.

Digitized by Google

16. Bei *raktameha* (Blutharn) übelriechenden, heißen, salzigen, blutartigen.

17. Wer an *vāsameha* (Fettharn) leidet, läßt immer wieder mit Fett vermischten Harn oder selbst Fett.

18. Wer an *majjameha* (Markharn) leidet, läßt fortwährend Mark oder mit Mark vermischten Harn.[1])

19. Wer an *hastimeha* (Elefantenharn) leidet, läßt wie ein brünstiger Elefant unaufhörlich, ohne Geschwindigkeit, mit Lymphe vermischten Harn unter Beschwerden.

20. Wer an *madhumeha* (Honigharn) leidet, läßt honiggleichen Harn. Hiervon gibt es zwei Arten: wenn der Wind infolge des Schwundes der Grundsäfte aufgeregt wird oder wenn sein Pfad durch die doṣa versperrt ist. Gehemmt zeigt er plötzlich die Merkmale der (den Wind hemmenden) Grundsäfte: bald geschwunden, bald voll, ist er nur schwer zu heilen.

Weil alle Harnkrankheiten mit der Zeit zu Honigharnen werden, wenn man sie vernachlässigt, und man bei allen gewöhnlich süßen Harn, gleichsam Honig, läßt, so heißen sie alle auch *madhumeha*, zumal auch der Körper süß ist [von Natur].

Bei den aus dem Schleime entstandenen Arten [1—10] treten als Komplikationen hinzu: Verdauungsschwäche, Appetitmangel,[2]) Erbrechen, Schlafsucht, Husten und Schnupfen; bei den aus der Galle entstandenen [11—16] Stiche in der Blase und im Penis, (gleichsam) Bersten der Hoden, Fieber, Brennen, Durst, saures Aufstoßen, Ohnmacht und Durchfall; bei den aus dem Winde entstandenen [17—20] Verhalten der Ausscheidungen, Hals- und Brustschmerzen, Lüsternheit, Kolik, Schlaflosigkeit, Auszehrung, Husten und Atembeschwerden.

Wenn man prameha vernachlässigt, entstehen an den Gelenkeinschnitten und fleischigen Stellen zehnerlei Geschwüre: śarāvikā, kacchapikā, jālinī, vinatā, ajalī, masūrikā, sarṣapikā, putriṇī, vidārikā und vidradhi.

---

[1]) Suśruta hat dafür *sarpirmeha*, Butterharn.

[2]) Lies 'ruciś statt ruciś.

Digitized by Google

Śarāvikā ist ein am Rande erhöhtes, in der Mitte vertieftes, schwarzbraunes, feuchtes, schmerzendes, an Größe und Gestalt einem śarāva gleiches Geschwür.

Als *kacchapī* [= kacchapikā] gilt ein Geschwür, welches heftig schmerzt und sticht, einen großen Teil des Körpers befällt, glatt und einem Schildkrötenrücken ähnlich ist.

Jālinī ist steif und von einem Adernetz durchzogen, sondert fettige Ausscheidung ab, ist weit ausgedehnt, verursacht heftige Schmerzen und Stiche und ist fein durchlöchert.

Ein großes, heftigen Schmerz verursachendes, nässendes, schwarzes, niedriges Geschwür am Rücken oder auch am Bauche gilt als *vinatā*.

Das Geschwür *ajalī* brennt die Haut beim Entstehen, ist sehr schmerzhaft, kriecht umher [frißt um sich], ist rotschwarz und von übermäßigem Durste, Anschwellung, Ohnmacht und Fieber begleitet.

Masūrikā ist an Größe und Gestalt einer Linse gleich.

Sarṣapā [= sarṣapikā] ist an Größe und Gestalt einem Senfkorne gleich, geht schnell in Eiterung über, verursacht heftigen Schmerz und ist von senfkornähnlichen Geschwüren umgeben.

Putriṇī ist [im Vergleich zu anderen Geschwüren] groß und von vielen, sehr kleinen Geschwüren bedeckt.

Vidārikā ist wie eine Batatas paniculata-Knolle rund und hart.

Vidradhi wird an anderer Stelle besprochen werden [IV, 13; cf. III, 11. — Jolly, Medicin 102].

Hiervon sind die drei ersten Geschwüre, *putriṇī* und *vidārī* unerträglich, weil sie aus viel Fett entstehen. Die anderen Gallengeschwüre aber sind erträglich, da sie aus wenig Fett entstehen. Bei ihnen allen findet infolge der Komplikation mit Harnkrankheiten ein übermäßiges Wirken der Grundsäfte, eines jeden an seiner Stelle, statt.

Schweiß, riechende Ausdünstung, Schlaffheit im Körper, Verlangen nach dem Lager, dem Stuhle, dem Schlafe; Auswüchse am Herzen, den Augen, der Zunge, den Ohren; Schwere in den Gliedern; übermäßiges Wachsen der Haare

Digitized by Google

und Nägel; Vorliebe für Kälte; Trockenheit im Halse und am Gaumen; süßer Geschmack im Munde, Brennen in Händen und Füßen, und wenn die Ameisen über den Harn laufen — das sind die Vorboten der verschiedenen Harnkrankheiten. [Vāgbhaṭa III, 10.]

Harnsteine. Wenn der Wind den Blasenmund versperrt und den Harn (allein) oder mit der Galle, dem Schleime oder dem Samen zusammen austrocknet, dann entsteht ein je nach dieser Reihenfolge mehr oder minder schlimmer Stein, geradeso wie der Gallenstein des Rindes aus Galle. Ein jeder aber geht auf den Schleim zurück. Die Anzeichen dafür sind: Auftreibung der Blase; in ihrer Umgebung überaus heftiger Schmerz, da die Grundsäfte dabei beteiligt sind; Bocksgeruch des Harnes, Harnstrenge, Fieber und Appetitlosigkeit. Die gewöhnlichen Symptome (nach der Bildung des Steines) sind Schmerzen im Nabel, in der Raphe und dem Blasenhalse. Die Harnentleerung wird aufgehalten, indem der Stein den Ausgang versperrt. Geht dieser ab, dann läßt der Kranke klaren, *gomedaka*-ähnlichen[1]) Harn; blutigen bei einer Verletzung infolge seiner Erschütterung; bei Anstrengung schmerzt er außerordentlich.

Wenn der Stein aus Wind hervorgegangen ist, beißt der Patient vor heftigen Schmerzen die Zähne aufeinander, zittert, reibt die Harnröhre, drückt den Nabel unter fortwährendem Stöhnen, entleert mit Wind vermischte Faeces, uriniert immer tropfenweise, und sein Stein ist dunkelbraun, rauh, gleichsam mit Dornen besetzt.

Stammt der Stein von der Galle, so erhitzt er die Blase, welche dann wie ein reifendes Geschwür glüht; hat das Aussehen einer *bhallātaka*-Nuß[2]) und ist rotgelb oder schwarz.

Wenn der Stein vom Schleime kommt, hat die Blase Schmerzen wie Stiche, ist kalt und schwer; der Stein ist groß, glatt, von Honigfarbe oder weiß.

[1]) „A gem brought from the Himâlaya and Indus, described as of four different colours: white, pale-yellow, red, and dark-blue." (*Apte.*)

[2]) Semecarpus anacardium L.; Acajou-Nüsse, „ostindische Elefantenläuse".

Digitized by Google

Diese drei finden sich bei Knaben[1]) und sind gewöhnlich leicht zu fassen und herauszuholen, da diese eine kleine Blase haben und die Steine daher auch nicht groß werden können.

Der Samenstein aber entsteht bei Erwachsenen infolge des Strömens des Sperma. Den aus seinem Behälter geglittenen, aber nicht ejakulierten Samen nämlich trocknet der Wind in den beiden Hoden, nachdem er ihn zusammengefaßt hat. Dieser getrocknete Samen bildet einen Stein, der in der Blase Schmerzen verursacht und Harnstrenge sowie Hodenanschwellung bewirkt. Sobald er entstanden ist, kommt das Sperma und geht an dieser affizierten Stelle verloren. [Vāgbhaṭa III, 9, 6—18.]

Über die Behandlung des Steines mit Arzneien sehe man unter Harnstrenge nach und Jolly, Medicin 84; den operativen Eingriff beschreiben außer Cakradatta 223 eingehend Suśruta IV, 7; *Aṣṭāṅgasaṃgraha* IV, 13 und Vāgbhaṭa IV, 11, 16, 43 ff., bei dem es heißt: „Der Stein ist eine gefährliche Krankheit, die dem Todesgotte gleichgeachtet wird. Im Anfangsstadium ist er mit Arzneien zu heilen; später bedarf er des Schneidens. Wenn jene heilkräftigen Mittel keine Linderung bringen, so soll der Arzt ein gutes Messer benutzen, nachdem er den König wie folgt um Erlaubnis gefragt hat: „Wenn die Operation unterbleibt, tritt sicher der Tod ein; aber auch wenn sie unternommen wird, bleibt doch für den Arzt die Ungewißheit, ob sie gelingen werde oder nicht, mag er auch noch so bewandert und erfolgreich in seinen Kuren sein." Dann wird der Kranke eingerieben, gereinigt, nach erfolgter geringer Abmagerung infolge knapper Nahrung, am Körper mit Einreibungen und Schwitzmitteln behandelt, ehe er etwas genießt, nach Vollziehung der glückverheißenden Handlungen auf den Schoß eines Mannes gebracht, der auf einer kniehohen Bank sitzt. Den Oberkörper aufgerichtet setzt er sich auf ein Kleiderpolster; dann krümmt er Kniee und

[1]) Weil diese gern am Tage schlafen, viel essen und kalte, fette und süße Nahrung lieben.

Digitized by Google

Ellenbogen und wird darauf mit einem Gewande an jenen Mann festgebunden, der ihm zur Stütze dient. Nachdem man ihm Trost zugesprochen hat, salbe man ihn unterhalb des Nabels überall ein und schlage links davon mit der Faust so lange heftig zu, bis der Stein herabgekommen ist. Die mit Öl gesalbten Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, deren Nägel beschnitten sind, führe man in den After ein, dem Mittelfleische entlang; und wenn man den Stein gefunden hat, bringe man ihn zwischen After und Penis, streiche die Blase glatt und kurz und drücke den Fremdkörper mit den beiden Fingern so lange, bis er wie ein Knoten hervorragt. Dann mache man ein Gerstenkorn von der Raphe entfernt einen Einschnitt in die Blase, der Größe des Steines entsprechend, und ziehe ihn so, daß er nicht zerbricht, vollständig mit einem Schlangenhaken[1]) heraus.

Bei den Frauen aber liegt die Blase seitwärts, nahe bei dem Uterus. Daher lasse man bei ihnen das Messer am Schoße weg, weil sonst bei ihnen dadurch eine Harnfistel entstehen kann; ebenso bei dem Manne, indem die Harntropfen ausfließen (?). Außerdem heilt ein einfacher Blasenschnitt zur Beseitigung des Steines, ein zweiter aber nicht. —

Den Operierten lasse man in einer Wanne mit heißem Wasser baden; so füllt sich die Blase nicht mit Blut. Geschieht es aber doch, dann presse man Wasser von Milchsaft führenden Bäumen[2]) in die Harnröhre. Ferner sättige sich der Kranke mit Melasse um den Urin zu reinigen.[3]) Die Wunde wird mit Honig und Butter bestrichen. Er trinke zweimal des Tages lauwarme Reismehlbrühe mit Schmelzbutter, zusammen mit urinreinigenden Kräutern,[4])

---

[1]) Ein Instrument, dessen Spitze wie eine Schlangenhaube aussieht.

[2]) Ficus indica, F. glomerata, F. religiosa, kapitana und F. infectoria nach dem Kommentare.

[3]) Die Ausgabe hat sinnlos (und grammatisch falsch!) mūtram saṃśuddhayet tataḥ f. mūtrasaṃśuddhaye tataḥ.

[4]) Cucumis sativus, C. Momordica Roxb., Benincasa cerifera, Tribulus lanuginosus etc. [Co.]

Digitized by Google

drei Tage lang; danach genieße er zehn Tage lang kleines Konfekt mit reichgezuckertem Milchreis; fernerhin mit Brühen von Wildpretfleisch, die mit Früchten gesäuert werden.[1]) Die Wunde wasche man mit einer Abkochung von Milchsaft besitzenden Pflanzen und salbe sie mit dem Wurzelstocke von Nymphaea lotus, Rubia munjista, Süßholz.

Aus eben diesen koche man mit Curcuma longa ein Wundensalböl. Zehn Tage lang lasse man auch die Wunde schwitzen; und wenn der Urin nach sieben Nächten seinen Weg nicht geht, brenne man die Steinwunde mit Feuer. Findet er aber seinen Weg, dann behandele man den Kranken mit besonders süßen Klystieren. Auch wenn die Wunde geheilt ist, besteige man ein Jahr lang keinen Berg, keinen Elefanten, kein Pferd, keinen Baum und keine Frau und schwimme nicht im Wasser.

Man operiere während der Steinwunde nicht an den Harn- und Samensträngen, der Blase und den Hoden, der Raphe, dem After, der Harnröhre und der Vagina, diesen acht Stellen."

Als Heilmittel gegen Stein benutzen die Bewohner von Negapatnam nach *Sonnerat* I, 20 versteinerte Krabben, die sie zu Pulver stoßen und in irgend einem Getränke zu sich nehmen.

Harnstrenge, Harnverhaltung (mūtrakṛcchra, mūtradoṣa, mūtrāghāta, mūtranirodha, mūtrarodha, mūtrapratighāta):

Bei Harnstrenge, die vom Winde kommt, läßt man unter Schmerzen in der Blase, den Weichen und der Harnröhre immer wieder nur ganz wenig Urin.

Kommt sie von der Galle, dann läßt man unter Brennen und Schmerzen gelben oder roten Urin.

Kommt sie von dem Schleime, dann ist die Blase schwer und die Harnröhre geschwollen, und man läßt den Harn mit Schleim vermischt oder unter Verhaltung.

---

[1]) Mit Zizyphus Jujuba, Punica granatum etc., aber nicht mit saurem Rahm, saurem Reisschleim etc. [Co.]

Digitized by Google

Wenn alle drei Grundsäfte zusammenwirken, so läßt man Harn, der die Symptome aller dieser aufweist.

Leidet jemand an Harnstrenge, so versperrt der Wind den Blasenmund, bewirkt Harnverhaltung, Schmerz, Jucken; bringt die Blase bisweilen aus ihrer Lage, so daß sie hochgerichtet steht, einem Fötus gleicht, dick und beweglich wird, und verursacht Schmerzen, Brennen, Zuckungen und Konvulsionen. Der Harn geht tropfenweise ab; wenn aber auf die Blase gedrückt wird, in ununterbrochenem Flusse. Diese Krankheit, *vātavasti* (Windblase) genannt, gilt als zweifach: die eine ist schwer zu beheben, die andere ganz schwer, wenn der Wind besonders stark ist.

Wenn der Wind zwischen den Mastdarm und die Blase tritt, verursacht er einen kugelförmigen, festen, unbeweglichen, hochragenden Knoten, *vātāṣṭhīlā* [nach Jolly 86 vielleicht Hypertrophie der Prostata], der Flatulenz, sowie Kot-, Harn- und Windverhaltung verursacht.

Wenn der Wind ungünstig ist, sich kreisförmig bewegt, unter Verursachung heftiger Schmerzen den Harn erfaßt und in der Blase herumbewegt, wobei Harnverhaltung, Konvulsionen und Schwere eintreten, oder der Patient den Harn immer nur in kleinen Mengen läßt, wenn er den Kot von sich gibt, so ist das *vātakuṇḍalikā*.

Wenn aber der Harn, nachdem er lange verhalten worden ist, überhaupt nicht oder nur zögernd und unter geringen Schmerzen abgeht, so ist das *mūtrātīta*.

Wenn der infolge der Verhaltung gestörte und vom Winde umgetriebene Harn die Bauchhöhle unterhalb des Nabels anfüllt und heftige Schmerzen, Flatulenz, Dyspepsie und Verhaltung der Ausscheidungen verursacht, so ist das *mūtrajaṭhara*.

Wenn von dem infolge eines Fehlers der Öffnung oder vom Winde gestörten Harne ein wenig in der Blase, der Harnröhre oder der Eichel zurückbleibt und dann entweder unter Schmerzen oder schmerzlos langsam abgeht, so ist das *mūtrotsaṅga*, wobei die Harnröhre von diesem zurückbehaltenen Reste schwer wird.

Innerhalb des Blasenhalses entsteht plötzlich ein runder,

Digitized by Google

fester, kleiner Knoten, der Schmerzen wie ein Blasenstein verursacht: er heißt *mūtragranthi*.

Wenn ein Mann mit gefüllter Blase eine Frau besucht und dann harnt, so sieht der vom Winde in Bewegung gesetzte, aus seinem Gefäße gleitende Samen vorher oder nachher wie Aschenwasser aus. Das nennt man *mūtraśukra*.

Wenn bei mageren und schwachen Männern der infolge des Windes zusammengeballte Kot nach der Harnröhre zu kommt und der mit dem Kote vermischte Harn ähnlich wie Faeces riecht, so bezeichnet man das als *viḍvighāta*.

Die durch Anstrengung, scharfe und heiße Nahrung, Reisen, Hitze etc. vermehrte, vom Winde gestörte Galle verursacht unter Schmerzen und Brennen in Blase und Harnröhre gelben oder mit Blut vermischten Harn oder Abgang von Blut allein oder von heißem Harn, immer wieder und unter Beschwerden. Das nennt man *uṣṇavāta*.

Wenn Galle und Wind, in der Blase befindlich, bei einem dürren Manne mit erschöpftem Körper unter Schmerzen und Brennen Harnschwund bewirken, so nennt man das danach *(mūtrakṣaya)*.

Wenn die Galle oder der Schleim oder beide zusammen vom Winde gestört werden, dann läßt der Patient unter Beschwerden gelben, roten, weißen, dickflüssigen Harn, der Brennen verursacht; oder er hat die Farbe von Gallenstein- oder Muschelschalen-Pulver oder zeigt alle diese Farben auf einmal und ist trocken. Das nennt man *mūtrasāda*.

Behandlung der Harnstrenge und Harnverhaltung. Bei Harnstrenge, die vom Winde stammt, salbe man den Körper unterhalb des Nabels mit windvertreibendem Öle[1]) und lasse ihn dann schwitzen mit gut gefetteten globuli, Beträufelungen und Bädern.

Sesamöl, Schmelzbutter, Eber- und Bärenfett, samt den fünf Salzen[2]) zu einem gelben Öle verkocht mit den ab-

[1]) Von Sida cordifolia.

[2]) Alkali. Steinsalz, Meersalz, bida und Natron.

Digitized by Google

gekochten und zu Paste verriebenen zehn Wurzeln,[1]) Sida cordifolia, Moschus, Gerste, Asparagus racemosus, Boerhavia procumbens, Dolichos uniflorus, kola (?), Achyranthes triandra, weißer Boerhavia und Coleus scutellarioides (upalabhedaka?).

Die Ingredienzien füge man, gesäuert und mit Fett versehen, an Speise und Trank, sowie zu den Schwitzkuren piṇḍa und upanāhana, zusammen mit öligen Früchten.[2])

Zur Beseitigung der Schmerzen beim Harnen trinke man stark mit Natron vermischten Likör.

Stammt die Harnstrenge von der Galle, so wende man kalte Beträufelungen, Salben und Bäder an.

Man trinke Asparagus racemosus, Tribulus terrestris, Ipomœa digitata samt Scirpus kysoor; ferner tṛṇākhya (?) und die fünf Wurzeln gekocht, samt Honig und klarem Zucker.

Wer Plectranthus scutellarioides, Koloquinten, Cucumis utilissimus, Samen von Safflor und Safran (zu einer Paste verarbeitet) mit Weinbeerenwasser trinkt, vertreibt alle Harnaffektionen.

Vāgbhaṭa behandelt VI, 33, 27 ff. die zwanzig Frauenleiden (vyāpado yoner). Sie entstehen infolge von schlechter Nahrung, anormaler Stellung der Glieder auf dem Lager, ungestümer Ausübung des Koitus, verdorbenem Menstrualblut, Anwendung von apadravyas,[3]) fehlerhaftem Samen und Schicksalsfügung. In der Vulva erzeugt das gestörte Feuer Schmerzen, Stiche, Spannen, Taubsein, gleichsam Ameisenkribbeln, Verstopfung, Härte und Brausen; Ausfluß von schaumigem, rotschwarzem, wenigem, dünnem und trocknem Menstrualblut, Prolapsus, Schmerzen in der Weiche und den Seiten und schließlich Schwellung des

[1]) Desmodium gangeticum, Uraria lagopodioides, Solanum Jacquinii, Solanum indicum, Tribulus terrestris, Aegle marmelos, Calosanthes indica, Gmelina arborea, Stereospermum suaveolens und Premna spinosa, nach Dutt 145.

[2]) Von der Kokospalme, Juglans regia etc. Andere verstehen darunter Sesamfrüchte [Co.].

[3]) Vergl. Kāmasūtra 368; Beitr. z. ind. Erotik unter Penis, künstlicher.

Digitized by Google

Unterleibes. Diese und andere eigentümliche Krankheitserscheinungen hat die Krankheit im Gefolge, welche unter dem Namen *vātikī* bekannt ist.

Kommt infolge von übermäßigem Koitus Geschwulst dazu, so wird es *aticaraṇā*.

Infolge der Begattung mit einer allzu jungen Frau verursacht der Wind Schmerzen im Rücken, in den Waden, Schenkeln und Weichen und schädigt die Vulva: das ist *prākcaraṇā*.[1])

Infolge der Hemmung seiner Bewegung peinigt der Wind die Vulva heftig, so daß sie nur mühsam und unter Hemmnissen schaumiges Menstrualblut absondert. Diese Krankheit heißt *udāvṛttā*.

Wenn aber der Wind jedesmal das Kind tötet, welches aus infolge von Dürre verdorbenem Menstrualblute entstanden war, so ist das *jātaghnī*.

Bei dem Koitus mit einer allzu vollgegessenen, anormal liegenden Frau krümmt der in dem Eingange der Vulva weilende Wind, von dem Essen beunruhigt, die Öffnung samt Knochen- und Fleischteilen, was heftige Schmerzen verursacht. Das ist *antarmukhī*.

Wenn die Mutter blähende Speisen bevorzugt, verengt der beunruhigte Wind die Öffnung der Vulva bei der Frau: das ist *sūcīmukhī*.

Wird während der Menstruation der Wind in seiner Bewegung gehemmt, so verursacht er, gestört, Verhaltung des Kotes und Harnes und Trockenheit der Vulva: das ist die überaus schmerzhafte Krankheit mit Namen *śuṣkā*.

Die Krankheit, bei welcher der Wind nach sechs Tagen oder sieben Nächten das Sperma aus dem Uterus unter Schmerzen oder schmerzlos austreibt, gilt als *vāminī*.

Wenn die Vulva vom Winde erhitzt ist, das Sperma im Mutterleibe fehlerhaft wirkt, die Frau die Männer haßt und keine Brüste hat, so ist das die unheilbare Krankheit *ṣaṇḍhasaṃjñā*.

Wenn der Wind böse wird und den Eingang der Vulva

[1]) Die Ausgabe hat prākkaraṇā.

Digitized by Google

sowie den Uterus aufbläht und jene weit, schlaff, gleichsam winderfüllt, unangenehm und von Fleisch überreich macht, so nennt man diese sehr schmerzhafte Krankheit *mahāyoni*.

Wenn die Galle, durch die ihr eigentümlichen Störungen gestört, in die Vulva dringt, bewirkt sie, daß diese brennt, kocht, siedet, faulig riecht und fiebert und daß sehr heißes, reichliches, stinkendes, dunkelgelbes oder schwarzes Menstrualblut abgeht. Diese Krankheit heißt *paittikī*.

Fließt übermäßig viel Blut, so heißt sie *raktayoni*.

Wenn die Galle durch die auf sie einwirkenden Ursachen erregt wird, macht sie die Vulva empfindungslos, kalt, juckend, blaß und schleimig und bewirkt ebensolchen Ausfluß. Das ist *ślaiṣmikī*.

Die Krankheit, bei welcher infolge von Wind und Galle die Menstruation unter Hitze, Abmagern und Bleichheit ausbleibt, heißt *lohitakṣayā*.

Infolge des Verhaltens von Niesen und Aufstoßen bei dem Beiwohnen des Mannes mit einer Frau von galligem Temperamente wird die Vulva von dem Winde zusammen mit der Galle gestört, schwillt an, verträgt die Berührung nicht, schmerzt, sondert dunkelgelbe Flüssigkeit ab, verursacht Schwere, Dysenterie und Ekel in Blase und Bauch und bringt Schmerzen, Stiche und Fieber in Hüften und Weichen. Das ist *pariplutā*.

Wenn die Vulva von Krankheiten des Windes und des Schleimes zu leiden hat und weißen Schleim absondert, gilt sie als *upaplutā*.

Viplutā aber heißt sie, wenn sich infolge mangelnder Erschütterung [inter coitum] in ihr lebende Wesen[1]) bilden, Jucken eintritt und sie infolgedessen außerordentlich nach dem Liebesgenusse verlangt.

Wenn der Wind, infolge von unzeitigem Wehen mit Schleim und Blut vermischt, in der Vulva einen Wulst bildet, welcher den Weg des Menstrualblutes versperrt, so ist das *karṇinī*.

---

[1]) Die Würmer, die nach indischer Anschauung das Liebesverlangen bei der Frau verursachen. Vergl. Erotik p. 340.

Digitized by Google

Die Krankheit, die darin besteht, daß die drei Grundsäfte in die Vulva und den Uterus dringen und jeder für sich Erkrankungen verursachen, ist *sāṃnipātikī*. —

Bei den Krankheiten der Vulva empfiehlt sich am meisten eine windbesiegende Behandlung, ölige Mittel, Schwitzen, Klystiere etc., besonders bei solchen, die aus dem Winde entstehen. Abgesehen vom Winde nämlich stört nichts die Vulva der Schönen: daher besiege man ihn und gebe für eine andere Störung ein Heilmittel.

Man lasse sie Öl von Sida cordifolia, Erdsalz oder Zuckerrohr (Zimtblättern?) trinken. Ferner bringe man einen aus der natürlichen Lage gekommenen Uterus in die richtige Lage, nachdem man ihn eingeölt und mit Schwitzmitteln behandelt hat. Mit der Hand biege man einen schiefen zurecht, einen engen strecke man aus, einen herausgetretenen schiebe man zurück, einen verdrehten drehe man um. Denn ein aus der Lage gekommener Uterus ist für die Frau wie ein Fremdkörper.

Man behandele die Frau mit linden Brech- und anderen Mitteln. Ist sie durchaus gut gereinigt, so wird die übrige Behandlung angewendet: Klystiere, Salben, Begießen, Pflaster und Baumwollentampons.

Zwei andere Frauenleiden, die aber erst in späteren Werken erwähnt werden, sind *kanda* und *somaroga*. (Mādhavanidāna 416; Vaṅgasena 456; Bhāvaprakāśa 2, 4, 171, 174.) „Unter *kanda* (Knolle, nach *Dutt* Gebärmuttervorfall) ist eine eiterig und blutig aussehende Geschwulst von der Gestalt einer Frucht des Brotfruchtbaums (kugelförmig) in den weiblichen Genitalien zu verstehen. Die Behandlung besteht in Füllung der *yoni* [Vagina] mit gewissen Arzneien, vermischt mit Honig. Als Ursache gelten Schlaf bei Tage, Jähzorn, Überanstrengung, übermäßiger Liebesgenuß und Verletzungen mit den Nägeln, Zähnen oder sonst. Die Krankheit *somaroga* ist eine Art Harnruhr der Frauen, verbunden mit Appetitmangel, trockenem Mund und Gaumen, Ohnmacht usw." (Jolly, Medicin 68.)

Digitized by Google

§ 4. Ehe und Hochzeit im alten und modernen Indien.

Wertschätzung der Ehe im alten Indien. Prüfung der Familie der Auserkorenen. Ebenbürtigkeit. Verbotene Ehen. Vorzüge und Fehler der beiden Partner. Der Brautvater. Kinderheiraten. Selbstwahl. Veranlassung dazu. Zwei absonderliche Arten der Selbstwahl. Selbstwahl im Archipel. Vorrang der Erstgeburt. Liebesheirat. Freiwerber. Freien auf eigene Faust. Freien auf Java, bei den Buginesen, Makassaren. Der Barbier als Ehestifter. Freien bei den indischen Mohammedanern. Brautstand. Eheformen im alten Indien. Die Gandharven-Ehe nach dem Kāmasūtra. Promiskuität. Polyandrie. Polygamie. Matriarchat. Das Los der verheirateten Frau. Entführung. Endogamie und Exogamie. Brautschatz. Leviratsehe. — Tagwählerei. Hochzeit im alten Indien. Tobiasnächte. Hochzeitsfeier der modernen Hindus; der Toda; der Nambutiri; der Santals; der Tipperah Raj; der Uriya, Kisan, Bhuiya, Hos; Kurmis; der einzelnen Sekten. Eherecht der buddhistischen Birmanen. Hochzeit bei den indischen Mohammedanern. Eherecht und Hochzeitsgebräuche bei den Parsen; in Golkonda, Siam, Tonkin. Hochzeitsorakel bei den Tamulen. Die Scheinbraut und andere Mittel zur Verscheuchung der Dämonen, Abwendung des bösen Blickes. Baumhochzeiten. Tierhochzeiten. Hochzeitsgebräuche im indischen Archipel; allgemeine Übersicht: Einfache Gebräuche; Zusammenessen; Zusammennähen; dextrarum junctio; Aneinanderdrücken der Köpfe; Auflegen des Fußes, Knaben auf den Schoß setzen; Körnerstreuen; Umzüge; Festessen; koppensnellen. Haarschneiden; Zähnefeilen. Schilderung der Hochzeitsgebräuche nach den einzelnen Stämmen: Javanen; Buginesen und Makassaren; Bataks; Buru. Ehebruch. Untreue aus Spekulation. Ehescheidung, altes und modernes Indien, Nambutiris, indische Mohammedaner; Birma; Tonkin; Bataks; Buginesen; Buru; Minahasa; Dajaks; Nias. Wiederverheiratung: bei den Hindus, halbzivilisierten Stämmen, Parsen und Mohammedanern. Witwenverbrennung.

Digitized by Google

Im alten Indien hat man von jeher dem gesetzmäßigen Verlöbnis und Ehebündnis eine außerordentliche Wichtigkeit beigemessen. Von der Urzeit an sind freilich auch in Indien ungezählte illegitime Liebesverhältnisse neben den legitimen einhergegangen, was ja bei der anerkannten Lebensfreude der Hindus nicht wunder nehmen kann; aber es bleibt doch wahr, daß man eine solide Heirat immer sehr wohl zu schätzen gewußt hat; und zwar nicht sowohl als eine Versorgung auf Lebenszeit, sondern als eine Einrichtung, deren Segnungen man bis zum Tode, ja über das Grab hinaus verspüren konnte. Denn der Inder glaubt, daß demjenigen Manne keine Ruhe im Jenseits beschieden sei, der keinen rechtmäßigen Sohn besitzt, und daß der Vater nach seinem Ableben es zu büßen habe, der seine Tochter nicht rechtzeitig verheiratet hat. Nach der *Mitākṣarā* hat das Heiraten dreierlei Zweck: den Liebesgenuß, die Erzeugung von Söhnen und die Erfüllung heiliger Pflicht; aber bei allem Überschwange hat doch die indische Sinnlichkeit den Glauben nicht zu beeinträchtigen vermocht, daß die beiden letzten Zwecke bei weitem die wichtigsten sind.

Es sei hier zur weiteren Bekräftigung der Wichtigkeit der Ehe im alten Indien auf die Tatsache hingewiesen, daß sie das einzige Sakrament ist, welches die indischen Rechtsgelehrten den Frauen zugänglich gemacht haben; jene auf ihre Mannesvorrechte so eifersüchtig stolzen Pedanten, denen das bekannte geflügelte Wort von der völligen Unselbständigkeit der Frau entschlüpft ist: „Als Kind beschützt sie der Vater, als junge Frau der Gatte, als Matrone der Sohn: Selbständigkeit kommt der Frau nicht zu" — ein Wort, welches natürlich unseren modernen Frauenrechtlerinnen wie Hohngelächter in den Ohren gellt, sich aber auch im jetzigen Indien lange nicht mehr allgemeiner Geltung zu erfreuen hat.

Es ist nur natürlich, daß die Feierlichkeit, mit der in Indien die Ehe eingeleitet und geschlossen wurde, ganz ihrer hohen Bedeutung entsprach. Wenn wir die unendliche Fülle eingehendster Bestimmungen, Bedingungen und peinlichster Förmlichkeiten betrachten, denen sich ein junges

Digitized by Google

Paar unterziehen muß, ehe es im Hafen der Ehe landet, so möchten wir bisweilen versucht sein, in den Gesetzgebern und Verfassern solcher Regeln herzlose Nörgler zu sehen, wenn wir nicht überzeugt sein dürften, daß die erdrückende Menge von Vorschriften und Kautelen eben auch nur ein Beweis dafür sind, wie sehr man in Indien von dem Ernste und der Bedeutung der Ehe überzeugt war.

Das erste, was man bei der Eheschließung zu bedenken hat, ist die sorgfältige Prüfung der Familie der Zukünftigen. Manu III, 6/7 schreibt vor, daß man folgende zehn Familien vermeiden möge, selbst, wenn sie angesehen und reich an irdischer Habe seien: eine, die die heiligen Handlungen unterläßt; eine, in der keine Knaben geboren werden; eine, in der der Veda nicht studiert wird; eine, deren Angehörige dichtes Haar auf dem Körper haben; und solche, in denen Hämorrhoiden, Phthisis, Dyspepsie, Epilepsie, weißer oder schwarzer Aussatz vorkommen. An einer anderen Stelle werden Familien empfohlen, die von Vaters- und Mutterseite her durch zehn Geschlechter hindurch Wissen, Frömmigkeit und gute Taten aufzuweisen haben; und wenn Yājñavalkya (I, 54) lehrt, daß die Familie nicht mit erblichen Krankheiten belastet sein solle, worunter der Kommentator Aussatz, Epilepsie usw. versteht, so beweist diese Berührung mit der eben angeführten Stelle aus Manu, daß man schon im alten Indien manches von der modernen Lehre der erblichen Belastung wußte und danach zu handeln versuchte, welch letzteres man von unseren heiratslustigen jungen Leuten nicht immer behaupten kann.

Die Familie allein soll freilich nach Nārāyaṇa (zu Āśvalāyana, Gṛhyasūtra I, 5, 1) nicht wichtiger sein als die persönlichen Eigenschaften der Braut und des Bräutigams; immerhin ist es bei dem strengen Kastenwesen, welches in Indien ja bekanntlich von altersher geherrscht hat, ganz selbstverständlich, daß man eine ebenbürtige Ehe schloß. Sogar das Kāmasūtra, welches doch gewiß seinen Stoff von einem freien Standpunkt aus behandelt, erinnert an hervorragender Stelle an die Segnungen, die die Ver-

Digitized by Google

bindung mit einer ebenbürtigen Frau im Gefolge hat: es sind die Geburt rechtmäßiger Söhne, die Mehrung des Anhanges und ungekünstelte Liebe. Ein bekannter Spruch faßt diese Forderung der ebenbürtigen Ehe folgendermaßen zusammen: „Ein kluger Mann wählt ein Mädchen aus edlem Geschlechte, wäre sie auch häßlich; nimmermehr aber die schöne Tochter eines gemeinen Mannes; man heiratet in die gleiche Familie."

Selbstverständlich hat es auch in Indien immer unebenbürtige Ehen gegeben, die nicht nur von den Rechtsgelehrten, sondern auch von der Gesellschaft eine ganz verschiedene Beurteilung erfahren haben. Wenn sich nämlich ein Brahmane huldvoll herabließ, die Tochter eines gemeinen Mannes zu freien, so drückte man wohl ein Auge zu; es mochte sogar vorkommen, daß sich die Beteiligten von solcher Gnade geschmeichelt fühlten. Aber wehe, wenn ein armer Teufel es wagte, seine Augen zu einer Höherstehenden zu erheben! Am ruhigsten dachte man über solche Mischehen, bei denen die Frau nur um e i n e Stufe tiefer stand als der Mann.

Keine Nation nimmt es — nach *Reisebeschreibungen* XII, 453 — mit dem Heiraten so genau, wie die Malabaren. Es steht einem jeden frei, sich entweder aus seinem eigenen Stamme, oder aus dem unmittelbar darauf folgenden eine Liebste oder Frau zu wählen. Läßt er sich aber mit einem Mädchen aus einer höheren Kaste in ein Verhältnis ein, und die Sache wird ruchbar, so werden beide Missetäter entweder als Leibeigene verkauft oder mit dem Tode bestraft. Ist die Frau oder das Mädchen aus dem Namburisstamme, der Liebhaber hingegen aus der Brahmanenkaste, so verkauft man sie nur. Ist aber die Mannsperson aus einer niedrigeren Kaste, so muß sie sterben; die Frau dagegen fällt dem Landesherrn anheim, der sie an einen Ausländer, Christen oder Mohammedaner verkaufen kann. Weil nun die Weibspersonen aus den vier obersten Kasten gemeiniglich die schönsten und artigsten sind, so fehlt es nie an Kaufleuten, wenn eine von ihnen auf solche Weise gestraft wird.

Digitized by Google

Dellon erwähnt dabei auch noch folgenden sehr seltsamen Umstand: Es haben nämlich die Mannspersonen von der Missetäterin Stamme drei Tage lang das Recht, in dem Orte, wo der Frevel vorgekommen ist, alle Personen von des Verführers Stamme, die ihnen begegnen, ohne Ansehen des Alters und des Geschlechtes, umzubringen. Die Nairen üben dieses unmenschliche Recht gegen die Tiven und Cheten aus; diese wiederum gegen die Mucuas, und die Mucuas gegen das verächtliche Geschlecht der Puliaren. Damit aber gleichwohl nicht allzuviel Blut vergossen werde, so verschiebt man die Hinrichtung der Missetäter gemeiniglich bis auf den achten Tag, und das Würgen ist bloß an selbigem erlaubt. Unterdessen hat jedermann nicht nur die Freiheit, sondern auch Zeit genug dazu, aus seinem Dorfe wegzulaufen. Furchtsame Seelen stellen sich wohl erst den andern oder dritten Tag nach Ablauf der Zeit wieder ein.

Die Ebenbürtigkeit war es aber nicht allein, worauf der angehende Bräutigam sein Augenmerk zu richten hatte; eine Menge anderer Punkte war noch zu bedenken. Verboten war die Ehe zwischen nahen Verwandten, von Vaterseite bis zum siebenten Grade, mütterlicherseits bis zum fünften. Erwünscht ist, daß die künftige Gattin noch keinem andern angehört hat, Brüder hat und jünger ist. Das Verbot von Heiraten zwischen Verwandten ist alt; denn es tritt bereits in den Ritualwerken auf, wie Jolly, Recht und Sitte, p. 62, betont. Sehr gern wird es auch gesehen, wenn die Auserkorene *nagnikā* ist, d. h., die Zeichen der Pubertät noch nicht aufzuweisen hat. Das wird wahrscheinlich unter diesem Ausdruck zu verstehen sein; denn wir finden immer wieder in der Literatur die Forderung, daß man die Tochter noch vor Eintritt der ersten Menstruation verheiraten, richtiger gesagt, verloben müsse. Schwere Strafen werden dem Vater in Aussicht gestellt, der in dieser Hinsicht seine Pflicht versäumt; er begeht nach der Meinung der Juristen ein Verbrechen, gleichbedeutend mit dem Töten der Leibesfrucht; und bei jeder neuen Menstruation lädt der Vater eine Todsünde auf sich.

Digitized by Google

Bei den Alfuren von Minahasa ist die Ehe verboten zwischen Brüdern und Schwestern, Onkel und Nichten, Tanten und Neffen, Neffen und Nichten, Bruders- und Schwesterkindern. Abgesehen von diesen Verboten ist die Eheschließung durch nichts beschränkt.

Bei den Dayaks der Südost-Abteilung, genauer, bei denen, die am unteren Laufe des Barito wohnen, darf keine Ehe geschlossen werden zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwester, Onkel und Nichten und Tanten und Neffen. Alle anderen Fälle sind erlaubt. Nach Schwaner I, 198 sollen bei den Dayaks überhaupt keine Eheverbote bestehen; Mitglieder derselben Hausgenossenschaft dürfen miteinander eine Ehe eingehen, sogar die nächsten Blutsverwandten, Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder. Welche Dayaks hier gemeint sind, geht nicht klar aus dem Zusammenhange hervor. Von den Bewohnern der Landschaften Dusun, Murung und Sijang, am oberen Laufe des Barito, erzählt derselbe Verfasser, daß Ehen zwischen Mitgliedern derselben Familie erst dann zugelassen werden, wenn sie nicht zu nahe miteinander verwandt sind. So wird es als unstatthaft bezeichnet, daß ein Oheim von der Mutter Seite seine Nichte (Schwestertochter) heiratet und Brüder und Schwestern von derselben Mutter, aber verschiedenen Vätern eine Ehe eingehen. Im allgemeinen beschränkt sich das Eheverbot auf die nächsten Blutsverwandten. Bruders- und Schwesterkinder betrachtet man dabei als Brüder und Schwestern und verbietet die Ehe zwischen ihnen ebenso wie die zwischen Oheimen und Nichten oder zwischen Tanten und Neffen, wiewohl von letzterer Regel bisweilen abgewichen wird. In diesem Falle muß aber die Frau an die Verwandten des Mannes und umgekehrt der Mann an die Verwandten der Frau eine Buße zahlen. Unstatthaft ist ferner, wenigstens bei den Land-Dayaks, die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau, während sie bei den See-Dayaks fast allgemein zugelassen ist.

Die Kalangs auf Java heiraten stets untereinander. Wenn jemand bei einem Mädchen anfragt, muß er beweisen, daß er zu ihrem besonderen Stamme gehört. Der Begriff Blut-

Digitized by Google

schande ist bei diesem Volke so wenig entwickelt, daß, wenigstens nach dem, was die Javanen erzählen, Söhne manchmal mit ihren Müttern als Mann und Frau leben, und sogar die Anschauung besteht, solche Verbindungen seien mit Glück und Reichtum gesegnet. (*Ketjen*, De Kalangs, in: Tijdschrift XXIV, 427.)

Auch von den Lubus auf Sumatra wird erzählt, daß die Männer häufig ihre Schwestern und Mütter zu Lebensgefährtinnen nehmen; und wenn man in Legenden und Volkserzählungen das Spiegelbild alter Sitten und Gewohnheiten sehen will, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß auch in der Minahasa das jetzt bestehende Verbot der Ehe zwischen Blutsverwandten nicht immer gegolten haben kann. Die Legende läßt nämlich die Alfuren dort abstammen aus der blutschänderischen Vereinigung von Lumimuut und ihrem Sohne Toar. Noch vor ganz kurzer Zeit soll es denn auch im Bezirke Tonsawang, im Süden der Minahasa, vorgekommen sein, daß Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester sich miteinander vermischten. (Wilken in Gids V, 1, 675 f.)

In Mandaïling ist die Ehe mit der Tochter von Vaters Schwester (boru ni namboru) verboten. Erst wenn die Verwandtschaft bis zu den Urenkeln gebrochen ist, kann an so eine Ehe gedacht werden.

Kinder von Schwägern, die, wie man sagt, in dem Verwandtschaftsgrade *pamere* zu einander stehen, können keine Ehe miteinander eingehen, auch wenn sie verschiedenen margas angehören.

Ferner ist Heiraten verboten zwischen Personen, die in dem Verhältnis *tulang hula dongan* stehen. A heiratet z. B. eine Tochter oder Schwester von B, B's Sohn oder Bruder heiratet eine Tochter oder Schwester von C; dann ist die Ehe zwischen den Kindern und Enkelkindern von C und A verboten, weil sie im Verhältnis tulang hula dongan zu einander stehen. (Ris in: Bijdragen V, 2, 508.)

Die Anforderungen, die man sonst noch in Alt-Indien an seine Zukünftige stellt, finden wir verschiedentlich in

Digitized by Google

z. T. amüsanter Form zusammengestellt. Die Auserkorene soll Einsicht, Schönheit und Charakter besitzen; mit glückverheißenden Zeichen versehen sein, d. h. solchen Merkmalen, die andeuten, daß ihr kein Witwenstand und dergleichen bevorsteht; ihre Glieder sollen im richtigen Ebenmaße sein; im Nacken soll sie zwei nach rechts gewandte Locken haben; sie soll nicht zu wenig, nicht zu viel und auch nicht gar keine Nägel, Zähne, Ohren, Haare, Augen und Brüste und keinen von Natur kranken Leib haben. Den Liebreiz des Lotusblattes, den gelben Glanz des Goldes, Röte an Händen, Füßen und Nägeln, Schwärze des Haares, Gazellenaugen, den Gang des Elefanten und viele andere Erfordernisse finden wir namhaft gemacht, die mehr von ästhetischer Bedeutung sind. Von psychologischem Interesse aber ist es vielleicht, daß öfter als einmal rote Haare als verpönt bezeichnet werden.

Aber die Inder begnügen sich nicht mit der Aufzählung der guten Eigenschaften, die eine Braut haben muß; sie bieten uns auch Verzeichnisse der Fehler, die man bei der Wahl der Frau vermeiden muß. Ihre Zahl steigt bis auf 27, wobei wir mit Banerjee und Jolly getrost annehmen dürfen, daß wir darin nur wohlgemeinte Ratschläge zu sehen haben; denn mehr als die Hälfte aller indischen Mädchen würde sonst unverheiratet bleiben. Unwillkommen ist es, wenn das Mädchen den Namen eines Sternbildes, Baumes oder Flusses trägt, nach den Angehörigen einer niedrigen Kaste oder nach einem Gebirge genannt ist, den Namen eines Vogels, einer Schlange oder eines Sklaven führt, oder wenn ihr Name Schrecken einflößt.

Die wichtigste Stelle über die zu meidenden Mädchen finden wir im Āpastambīyagṛhyasūtra I, 3, 10/13, eine Stelle, die bisher allen Deutungsversuchen widerstanden hat. Ich muß es mir versagen, hier näher darauf einzugehen, und verweise die Wißbegierigen auf meine Beiträge zur indischen Erotik p. 620 ff. Erwähnen will ich nur, daß dort bei Āpastamba und im Kāmasūtra vor Mädchen gewarnt wird, die bei der Ankunft der Werber schlafen, weinen oder aus dem Hause hinausgehen; die eine schöne

Digitized by Google

jüngere Schwester haben; etc. etc. Die jüngeren Erotiker, Ratirahasya, Anaṅgaraṅga usw., erwähnen noch als abschreckende Fehler eines Mädchens eine übermäßige Hängelippe, Vorhandensein eines Bartes, Grübchen in den Wangen, ungleiche Größe der Zehen in der Weise, daß die zweite Zehe größer ist als die erste, die mittlere dagegen an Größe nachsteht; ferner, wenn die kleine oder vierte Zehe, oder beide, im Zustande der Ruhe den Fußboden nicht berühren. —

Es ist nur eine Forderung der Billigkeit, wenn die Gesetzgeber und Erotiker auch von dem Freier eine Reihe von Vorzügen verlangen. Am weitesten geht darin Vātsyāyana, der von dem Manne nicht nur dieselben guten Eigenschaften wie bei der Frau verlangt, sondern auch noch wünscht, daß er Wissen besitzt. Sonst sieht man noch auf Charakter, Gesundheit, Jugend, Beliebtheit bei den Leuten und den Besitz glückverheißender Merkmale. Außerdem finden wir die Vorschrift, daß der Mann sorgfältig auf seine Potenz hin zu prüfen ist. Wie das zu machen sei, lehrt Nārada XII, 8/10: „Wenn sein Schlüsselbein, sein Knie und die übrigen Knochen kräftig gebaut sind; wenn seine Schultern und sein Haupthaar kräftig entwickelt ist; wenn sein Nacken stämmig, die Haut an den Schenkeln zart und Gang und Sprache nicht schleppend ist; wenn sein Sperma im Wasser nicht auf der Oberfläche schwimmt, und wenn sein Harn erfrischend ist und schäumt, so ist er auf Grund dieser Merkmale als Mann, umgekehrt als impotent anzusehen." Inwieweit man diese letztere Theorie in die Praxis umzusetzen versucht hat, weiß ich nicht zu sagen; dagegen müssen wir die Forderung Yājñavalkyas, daß der Freier die Keuschheit noch nicht verletzt haben solle, nur mit Genugtuung begrüßen und möchten wünschen, daß recht viele Männer dieser Bestimmung entsprochen hätten!

Als Fehler des Freiers werden namhaft gemacht Verrücktheit, Verlust der Kaste, Impotenz, Alter, Lasterhaftigkeit, Krankheit, Spielwut, Armut, Geiz usw.

Einem uralten Brauche entsprechend nahm aber der Freier, selbst wenn sonst alles stimmte, mit seiner Aus-

Digitized by Google

erkorenen erst noch die sogenannte Brautprobe vor, um ganz sicher zu gehen und sich in seinem Entschlusse auch noch durch das Orakel bestärken zu lassen. Er legte nämlich dem Mädchen vier, fünf, acht oder neun Erdklöße vor und zwar tat er entweder Sämereien, Staub vom Altare oder Kuhdünger in diese hinein — oder nahm sie von einem Felde, vom Leichenacker, vom Fuße eines fruchttragenden Baumes, vom Wege, von einem nicht trocknenden Teiche oder von einem Ameisenhaufen. Je nachdem die zukünftige Braut unter diesen Klößen ihre Wahl traf, bedeutete es Glück oder Unglück für die Zukunft, und der Freier konnte dann mit sicherer Ruhe seinen Entschluß fassen.

Freilich trotz aller Vorsicht konnte dem Freier doch der eine oder der andere Fehler des Mädchens verborgen bleiben. Die Gesetzgeber haben diesen Fall vorgesehen und geben dem Manne das Recht, die Braut ihren Eltern zurückzusenden, wenn ihm diese irgend welche Mängel, z. B. Krankheit, verschwiegen und ihm somit das Mädchen betrügerischerweise verlobt haben. Einem solchen Brautvater wird diejenige Strafe angedroht, die der Fürst auf die schwerste Gewalttat gesetzt hat. Andererseits stand dem Bräutigam harte Strafe in Aussicht, der ein fehlerloses Mädchen ohne stichhaltigen Grund verließ. Nārada droht dem Treulosen sogar an, daß er das Mädchen zwangsweise heiraten müsse; und Viṣṇu will ihn wie einen Dieb bestraft wissen. Dieselbe Behandlung erleidet derjenige Brautvater, der seine bereits verlobte Tochter einem andern als ihrem Bräutigam zur Frau gibt und des alten Spruches nicht eingedenk ist, daß eine Tochter nur einmal in die Ehe gegeben wird; und immer wieder wird ein solcher mit dem Diebe auf eine Stufe gestellt. Wunderbar berührt in diesem Zusammenhange Yājñavalkyas Ansicht, daß man allerdings trotz seines gegebenen Wortes das Mädchen einem andern verloben könne, wenn nämlich eine bessere Partie sich bietet!!

Daß sich endlich auch hier und da böse Zungen an einem makellosen Mädchen versuchten, um ein Paar aus-

Digitized by Google

einander zu bringen, ist selbstverständlich, trotz der hohen Strafe von hundert paṇas.

Der Brautvater, den wir schon genannt haben, verdient besondere Beachtung. Sein Amt war und ist in Indien besonders deshalb so sehr wichtig und verantwortungsvoll, weil dort die Mädchen häufig als ganz kleine Kinder verlobt werden; und dornenreich ist es, weil religiöse Überzeugung den Vater zwingt, seine Tochter bis zu einem ganz genau bestimmten Zeitpunkte „unter die Haube" zu bringen, wie weiter oben schon angedeutet wurde. Die Rechtsbücher geben denn auch genaue Vorschriften darüber, welche Personen imstande sind, den Brautvater vorzustellen. Zunächst ist es natürlich der leibliche Vater selbst; dann der Großvater, der Bruder, dann männliche Verwandte überhaupt; einige Rechtsgelehrte nennen ausdrücklich noch der Mutter Bruder und der Mutter Vater; alle aber nennen an letzter Stelle die Mutter — auffallend genug und doch leicht erklärlich, wenn wir bedenken, daß bei der Hochzeit eine Reihe religiöser Handlungen auszuführen waren, zu der die Mutter als Frau nach indischem Glauben nicht befähigt war. — Wenn nun aber niemand weiter da war, der das Mädchen in die Ehe geben konnte, so übernahm der König das Amt des Brautvaters.

Die schon mehrfach erwähnte Forderung, die Tochter rechtzeitig zu verheiraten, d. h. vor Eintritt der ersten Menstruation, mußte naturgemäß eine Reihe großer Unzuträglichkeiten im Gefolge haben. Zunächst bürdete sie gewiß manchem armen Vater die schwersten Sorgen auf; dann wurde der selbständigen Wahl des Mädchens in häufig unverantwortlicher Weise vorgegriffen und endlich gab jene Forderung Veranlassung zu den viel und mit Recht beklagten Kinderheiraten. Jedenfalls aber handelt es sich hier um ein Gesetz, welches von allen Rechtslehrern aufrecht erhalten und immer wieder betont wird. Die untere Grenze für die Verheiratung eines Mädchens wird auf das 12., 10., 8., 7., ja bis auf das 4. Lebensjahr festgesetzt; Medhātithi sagt, daß die Geldgier der Väter den Zeitpunkt möglichst weit herabrückt. Es ist überflüssig zu bemerken,

Digitized by Google

daß es sich hier weniger um Verheiratungen de facto, als um solche de jure handelt; es sind bindende Verlobungen; die Braut — so werden wir das Mädchen nennen müssen — verbleibt im Elternhause, bis die Natur sie befähigt, die Pflichten der Frau zu übernehmen. Während dieser Zeit pflegen sich die illegitimen Liebesabenteuer abzuspielen, die in den Märchenbüchern ein so häufiges Thema sind.

Diese beklagenswerte Sitte, Kinder miteinander zu verbinden, die im heutigen Indien mit Recht die Entrüstung der Menschenfreunde erregt und einen förmlichen Feldzug ins Leben gerufen hat, ist gleichwohl nicht auf Vorderindien beschränkt. Bei den Dayaks auf Borneo wird das Mädchen häufig schon bei ihrer Geburt verlobt und verheiratet sich bereits in ihrem sechsten Jahre, wiewohl sie bei ihren Eltern wohnen bleibt, bis sie erwachsen ist. Ebenso bei den Bataks, wo Kinder nicht selten durch die Eltern miteinander ehelich verbunden werden und sie selbst bei einander wohnen, in Erwartung der Pubertät. Doch vornehmlich haben solche Kinderheiraten statt zwischen Personen, die nach dem Gewohnheitsrechte (adat) schon angewiesen sind, Ehegatten zu werden — so bei den Bataks, die mit Vorliebe die Tochter von ihrer Mutter Bruder (tulang) heiraten — vor allem, wenn das Mädchen schon erwachsen und der Knabe noch klein ist. Die Frau nimmt dann Wohnung bei ihren Schwiegereltern, bis ihr Gemahl den Kinderschuhen entwachsen ist.

Auch bei den Alfuren der Minahasa müssen früher derartige Kinderheiraten bestanden haben. Noch heutzutage trifft man bei dem heidnischen Teile der Bevölkerung die Gewohnheit, ein *spiegeltrouwfeest* zu feiern, wie Graafland es nennt, im Alfurischen *pesendeën* geheißen, welches darin besteht, daß man Kinder alle Festlichkeiten einer Eheschließung vollziehen läßt. In früheren Zeiten müssen die auf solche Weise zustande gebrachten Ehen bindend gewesen sein; jetzt ist es jedoch nicht mehr der Fall.

Von hinreichender Bekanntheit ist es, daß auch auf Java Ehen zwischen Kindern nicht zu den Seltenheiten gehören. Bei solchen Heiraten wird der Kontrakt mit den

Digitized by Google

gewöhnlichen Förmlichkeiten geschlossen, die Vereinigung der Ehegatten unterbleibt jedoch, bis sie die Pubertätsjahre erreicht haben.

Über den Ursprung dieser sonderbaren Sitte der Kinderheiraten können wir wohl nicht lange im Zweifel sein. Bei Völkern, die Entführen als eine gesetzmäßige Form betrachten, um in den Besitz einer Frau zu kommen, können die Eltern, um ihre Töchter davor zu bewahren und um zu verhindern, daß ihre eigenen Pläne betreffs dieser von anderen durchkreuzt werden, nichts anderes tun als zu dem Mittel der Kinderheirat ihre Zuflucht nehmen. Wo dieser Brauch also besteht, sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß Entführung *de facto*, wie das balinesische merangkat und melegandang, dort auch früher als Heiratsform bestanden hat, wenn auch davon jetzt keine Spuren mehr vorhanden sind. (Wilken in Gids II, 625 f.)

Die Selbstwahl (Svayaṃvara).

Die Wichtigkeit der Bestimmung, daß das Mädchen noch als nagnikā, d. h. vor Eintritt der Menstruation, verheiratet werden mußte, wird noch durch die ausdrücklichen gesetzlichen Vorschriften bestätigt, die für den Fall getroffen worden sind, daß ein Brautvater seine Pflicht vernachlässigte. Da soll nämlich das Mädchen selbst auf die Suche nach einem passenden Manne gehen, sie soll mit anderen Worten zur Selbstwahl, zum svayaṃvara, schreiten. Wir müssen hierbei zwei Arten unterscheiden, die aus dem indischen Epos bekannte, das „Privileg der vornehmen Kreise", das darin bestand, daß die heiratsfähige Jugend der näheren und weiteren Umgebung eingeladen wurde, und die Tochter des Hauses den ihr zusagenden Jüngling durch Bekränzung zu ihrem Gatten erkor — und die von der Not gebotene Selbstwahl, bei der das Lied etwas anders klang.

Die Wartezeit wird von den Juristen verschiedentlich angegeben, indem die Autoren zwischen drei Menstruationen und drei Jahren schwanken. Ich habe mich in meinen *Bei-*

Digitized by Google

trägen zur indischen Erotik p. 651 dafür entschieden, daß wir in der ersteren Bestimmung das Ursprünglichere zu sehen haben, und dies so zu erklären gesucht, daß erst die Liberalität späterer Zeiten die Wartezeit verlängert hat. Wir haben gesehen, daß dem Gatten das ṛtugamana, die Ausübung der ehelichen Pflicht zur rechten Zeit, d. h. in den Tagen nach Beendigung der Menstruation, anbefohlen wird; nicht nur von den Rechtsgelehrten, sondern auch von den Medizinern. Wir dürfen also annehmen, daß das ṛtugamana nach der allerersten Menstruation für die Inder von ganz besonderer Bedeutung sein mußte.

Das Kāmasūtra allein gibt p. 222 ff. die Mittel und Wege an, wie das Mädchen selbständig auf die Suche nach einem Manne gehen soll. Wir finden dort zunächst die Gründe angegeben, die daran schuld sind, daß die Freier ausbleiben: das Mädchen kann reich an Vorzügen, aber von geringer Herkunft sein; es kann aus edlem Geschlechte stammen, aber wenig Geld haben; oder sie ist der Eltern beraubt und lebt im Hause von Verwandten. Ein solches Mädchen umwerbe den ihr zusagenden Mann mit der Liebe des Kindes. Besonders wird empfohlen, sich dem Manne beständig zu zeigen; die Mutter, oder wenn diese nicht mehr am Leben ist, eine andere weibliche Person, stelle sie dem Auserwählten in Gesellschaft der Freundinnen vor Augen, damit nämlich die junge Dame dreist wird; schön geputzt und mit guten Ratschlägen gewappnet ist sie ja! Unter vier Augen, am Abend, sei sie bei ihm mit Blumen, wohlriechenden Sachen und Betel in der Hand; sie offenbare ihre Geschicklichkeit in den Künsten und zeige, daß sie im Massieren und dem Drücken des Kopfes erfahren ist. Nur soll sie sich hüten, dem Manne direkt einen Antrag zu machen; denn es ist eine alte Überlieferung, daß diejenige Jungfrau ihr Glück verscherzt, die den Mann selbst angeht. Überhaupt vermeide sie allzu großes Entgegenkommen, da die Zeiten sich ändern können, wie der weise Vātsyāyana hinzufügt.

Noch einige gute Lehren für die Auswahl des Gatten aus dem Kāmasūtra mögen hier Platz finden: „Wen das

Digitized by Google

Mädchen für eine Stütze und glückbringend, für entsprechend und ergeben hält, den nehme sie zum Gatten. Besser ein Ergebener, wenn er auch arm ist, als einer, der viele Frauen besitzt, mag er auch mit Vorzügen ausgestattet sein. Gewöhnlich haben reiche Leute viele Frauen, die sich ungehemmt bewegen können; aber wenn auch der äußerliche Genuß da ist, so sind sie doch, trotz dieses äußerlichen Glückes, ohne vertrauende Liebe. Wenn aber ein niedriger Mann sich bewirbt oder ein Graukopf, oder einer, der viel verreist, so sind diese der Vereinigung nicht würdig. Wer ganz nach Belieben seine Werbung anstellt, heuchlerisches Wesen und Neigung zum Spiele zeigt und Frau und Kinder hat, der ist der Verbindung nicht würdig."

Eine ganz absonderliche Art von Selbstwahl erzählt Sebastian Münster in seiner *Cosmographie* (bei Ploss I, 597, wo auch der Fall abgebildet ist): „Man findet auch etlich Indianer, die haben eine soliche gewonheit. Wann einer armut halb sein Tochter nit kan aussteuern vnd sie jetzunt manbar worden ist, nimpt er trummen vnnd pfeyffen vnnd zeucht mit seinen Töchtern auff den markt, gleych als wolt er in krieg ziehen, vnnd so jederman härzu laufft, als zu einem offentlichen spectackel oder schawspiel, hebt die Tochter jre kleyder do hinden auff biß an die schultern vnd laßt sich do hinden besehen, darnach hebt sie sich do fornen auch auff biß über die brust vnd laßt jren leib do fornen auch sehen, vn so etwa einer do ist dens sie gefalt der nimpt sie zu der ee, vnd thut kein blinden kauff."

Eine sehr merkwürdige, unter dem nicht-arischen Stamme der Santals vorkommende Heiratsform ist diejenige, bei der die Frau den Anfang macht. Wenn sie sieht, daß ihre Gefühle nicht erwidert werden, nimmt sie ein Gefäß mit Reisbier, begibt sich in die Behausung des Mannes und setzt sich. Das Bier deutet den Zweck ihres Besuches an, und wenn die Frauen des Hauses ihrer Absicht nicht günstig sind, mögen sie alle Mittel versuchen, sie zu vertreiben, ausgenommen rohe Gewalt und persönliche Verletzung. Sie mögen roten Pfeffer auf dem Feuer

Digitized by Google

verbrennen, sie mit kaltem Wasser übergießen, oder ihr die häßlichsten Namen beilegen: aber wenn sie das zwei oder drei Stunden ruhig erträgt, hat sie ihren Zweck erreicht — die Ehe kann nicht aus der Welt geschafft werden. „Einige Wochen vor meinem Besuche in den Kohlenbergwerksdistrikten," erzählt *Billington*, „wurden die Dorfgemeinden von Girideh sehr in Aufregung versetzt über einen Fall, in dem sich eine Witwe auf diese Weise einen Mann verschafft hatte, der weit davon entfernt war, ihre Gefühle zu erwidern. Versammlungen wurden einberufen und unzählige palavers abgehalten; aber es fand sich kein Präzedenzfall, in dem man so eine Heirat für null und nichtig erklärt hätte. Endlich trat ein geriebener junger Santal-Christ auf, der eine bessere Erziehung als mancher andere genossen hatte, und gab zu bedenken, daß diese Form der Eheschließung nur von einem Mädchen gewählt werden könnte und kein Beispiel bekannt wäre, daß eine Witwe es getan hätte. Dieser schlaue Ausweg wurde dankbar angenommen, und die hinterlistige Witwe hatte sich umsonst bemüht. (Billington 118.)

Bei den Orang-Ot wählt das Mädchen sich den Mann und schenkt ihm ein Küchengerät samt einem Blasrohr, Schild und *parang*. Bei anderen Dayak-Stämmen gibt die *adat* den Frauen das Recht, sich den Mann, den sie lieben, zu verschaffen. Das Mittel, dies zu erreichen, heißt *matep* und liegt ganz in den Händen der Frau. Man trachtet nämlich danach, den Mann in das Haus des Mädchens zu locken. Sobald er in die Tür getreten ist, schließt man diese zu, behängt die Wände mit verschiedenen Stoffen und anderen Zieraten, trägt das Essen auf und macht ihn dann mit der Absicht der Tochter bekannt, ihn zu heiraten. Verweigert der Mann seine Zustimmung, dann muß er den Wert der aufgehängten Stoffe und Sachen bezahlen; im entgegengesetzten Falle aber geben Braut und Bräutigam einander die Hochzeitsgabe, das *bolako*.

Auch bei den Bataks kommt der Wille der Frau bei der Verheiratung noch sehr in Frage, wiewohl dort der Brautschatz schon ganz das Aussehen einer bloßen Kauf-

Digitized by Google

summe angenommen hat. Nach dem Herkommen nämlich sucht sich zwar der Jüngling erst der Neigung des Mädchens zu vergewissern, ja, in der Regel findet zwischen den jungen Leuten erst eine förmliche Verlobung mit Austausch von Liebespfändern statt, ehe der Bräutigam seine Anverwandten zu dem Besitzer des Mädchens absendet, um über den Kaufpreis zu verhandeln. Freilich kommen auch nicht selten Fälle vor, zumal wenn der Freiersmann alt aber reich ist, daß die Verwandten des Mädchens dasselbe um des hohen Kaufpreises willen, der ihnen geboten ist, gegen Willen und Neigung einem Manne zu überliefern suchen. Doch gibt es für das Mädchen in solchem Falle oft noch einen rettenden, durch die *Adat* sanktionierten Ausweg. Sie darf nämlich, im Fall sie im Besitz eines Liebespfandes ist, zu dem Geber desselben hinlaufen; dieser ist dann gezwungen, sie anzunehmen, und seine Verwandten müssen dann nur sehen, wie sie sich mit dem Eigentümer des Mädchens über den Kaufpreis verständigen.

*

Sind mehrere Geschwister vorhanden, so spielt der Vorrang des Alters insofern eine Rolle, als kein jüngerer Bruder vor dem älteren, keine jüngere Schwester vor der älteren heiraten darf; und zwar begeht nicht nur derjenige eine Sünde, welcher dem andern vorgreift, ihn überheiratet *(parivettṛ)*, sondern auch derjenige, welcher sich vorgreifen, sich überheiraten läßt *(parivitta)*. Das gleiche gilt von den Schwestern; die Kunstausdrücke sind hier *didhiṣū* und *agredidhiṣū*. Der Gatte einer solchen, die Gattinnen, derjenige, der sie in die Ehe gibt, und der bei einer solchen Ehe die heiligen Handlungen vollzieht, die kommen in die Hölle. An einigen Stellen werden diese Leute in einem Atem genannt mit Dieben, Verleumdern, Atheisten, Eunuchen, aus der Kaste Gestoßenen, Jungfrauenschändern usw. Banerjee, Hindu law of mariage p. 41 zitiert dazu eine Stelle aus Raghunandanas Udvāhatattva II, 66, derzufolge keine Schuld vorliegt, wenn der ältere Bruder

Digitized by Google

in der Fremde lebt, oder impotent, oder aus der Kaste gestoßen ist, oder unter einer derartigen körperlichen oder geistigen Krankheit zu leiden hat, daß er zur Heirat ungeeignet erscheint.

Gegenüber der unendlichen Fülle von Bedenken, die man in Indien, wenigstens der Theorie nach, beim Heiraten hegen mußte, steht nun ein starker Trostspruch, der ganz wunderbar von seiner pedantischen Umgebung absticht. Es heißt nämlich im Kāmasūtra p. 194: „Einige lehren: diejenige, welche Auge und Herz fesselt, die bringt Wohlfahrt; um keine andere soll man sich kümmern." Aber was die Hauptsache ist, — das realistische Kāmasūtra hat darin fromme Gesinnungsgenossen: fast wörtlich denselben Satz hat auch Āpastamba, Gṛhyasūtra I, 3, 20; und etwas Ähnliches bringt das Bhāradvājagṛhyasūtra I, 11 (bei Winternitz, Hochzeitsrituell p. 39): „An der sein Herz sich erfreut und zu der sein Auge sich hinneigt, die, wisse er, ist glückverheißend und mit guten Merkmalen ausgestattet; was bedarf es da erst noch einer Prüfung." Aus diesen Stellen schon müßten wir schließen, daß es auch in Indien Liebesheiraten gegeben hat, wenn es uns nicht ebensogut die übrige Literatur und die — einfache Überlegung sagte. Freilich haben selbst Inder es geleugnet; es wäre da vielleicht noch der Stelle bei Baudhāyana (I, 20, 16) zu gedenken, wo er der Meinung Erwähnung tut, daß einige die Gandharven-Ehe, d. h. die Liebesheirat, allen Kasten gestatten, da sie auf der Liebe beruhe; und dabei ist zu bedenken, daß Baudhāyanas Dharmasūtra ein sehr altes Werk ist.

Von den ältesten Zeiten an sind in Indien Freiwerber bei der gesetzmäßigen Schließung des Ehebündnisses tätig gewesen. Bei zunehmendem Monde und natürlich unter einem günstigen Gestirne werden sie in gerader Anzahl ausgeschickt; womöglich vedakundige Brahmanen. Feierlich sind die Vorschriften in den alten Ritualbüchern; realistisch im höchsten Grade und wieder voll aus dem Leben gegriffen die Angaben des Kāmasūtra. Danach sollen näm-

Digitized by Google

lich auch Vater und Mutter, Angehörige und Freunde des Freiers sich um das Zustandekommen der Ehe nach Kräften bemühen. Letztere sollen die gegenwärtigen und künftigen Fehler der übrigen Freier zur Sprache bringen und auf die Vorzüge ihres Klienten aufmerksam machen, besonders auf solche, die der Mutter des Mädchens angenehm sind. Diese Freunde verschmähen gelegentlich auch einen kleinen Betrug nicht. Es verkleidet sich wohl der eine oder der andere als Astrologe und schildert den Eltern des Mädchens auf Grund des Vogelfluges, der Konstellation der Planeten und sonstiger Vorzeichen die künftige Laufbahn des Freiers als mit Wohlergehen gesegnet.

Die Brauteltern empfangen die Freier feierlich unter Anbieten von saurer Milch, ungehülstem Korn usw., und zeigen ihnen das Mädchen, schön geschmückt, in unauffälliger Weise. Überstürzt wird nichts.

Selbstverständlich wartete auch im alten Indien das Mädchen nicht, bis der Mann kam, sondern ging ihm auf halbem Wege entgegen; wenigstens rät das Kāmasūtra den Eltern, das Mädchen, falls sich keine Freier einfinden, in feiner Kleidung zur Schau zu stellen. Nützlich ist es danach auch, wenn die junge Dame nachmittags mit den Freundinnen in vollem Putze sich am Spiele vergnügt. Man zeige sie auch fleißig bei allen Gelegenheiten, bei denen viele Leute zusammenkommen; also bei Hochzeiten, Opferfesten usw. Das Mädchen wird eben ganz wie eine Ware behandelt: wird es schlecht angepriesen, so bleibt es übrig.

Hat nun der Vater des Mädchens oder sein gesetzlicher Vertreter die Einwilligung zur Ehe gegeben, so ist damit die Verlobung, oder wie der Inder sagt, die Hingabe mit Worten *(vāgdāna)*, vollständig geworden.

Das Kāmasūtra bespricht in höchst anziehender Weise den Fall, daß der Mann selber auf die Freite geht, anstatt sich der feierlichen Freiwerber zu bedienen. Es handelt sich hier mit anderen Worten um die Schließung einer Gandharven-Ehe; allerdings ist es nicht ausgeschlossen, daß je nach den Umständen die gewaltsameren Formen, rākṣasa- oder paiśāca-Ritus, zu ihrem Rechte kommen. Es han-

Digitized by Google

delt sich dabei um folgende Männer: die zwar reich an Vorzügen, aber arm an Geld sind; die von Eltern oder Brüdern abhängen; die als Kinder gelten und im Hause des Mädchens als ständige Gäste verkehren und reiche Nachbarn. Ein solcher Mann muß von Kindheit an danach trachten, sich das Mädchen geneigt zu machen. Als Knabe hat er die beste Gelegenheit dazu bei den Kinderspielen, deren eine ganze Reihe bei Vātsyāyana stehen. Als Jüngling schließe er innige Freundschaft mit der Vertrauten des Mädchens und besonders mit der Milchschwester. Namentlich die letztere kann seine Vorzüge ins rechte Licht setzen, damit die Umworbene Zuneigung zu ihm empfinden lernt. Auf ihre besonderen Wünsche muß er natürlich stets Rücksicht nehmen; z. B. ihr seltsames Spielzeug besorgen, Puppen[1]) aus Wolle, Holz, Büffelhorn, Elfenbein, Mehl oder

[1]) „The doll . . . is the delight of all others of a little Indian girl's life. It matters to her very little whether it has been dressed by her mother or aunts—a mere rude rag presentment—or is a waxen triumph from France or Germany, brought by a kindly father from some big European stores in the nearest town, it is a treasured possession, valued with a personal affection that I think her little Western prototype in these days of high schools does not attain unto. The dramatic sense, so strong in the natural child, comes upper most in these little Hindu and Mahommedan maidens, and the „marriage" of their dolls with those of cousins or playmates is celebrated with pretty travesties of *mangni* and *shadi* rites, of which they hear so much talk from the women by whom they are surrounded. Up to the age of twelve or fourteen years the boys can play with the girls, but whenever these marriage games are gone through, the lads have to act their parts with the same submissiveness which they will have to affect in seeking their own brides later on. These action games are played in all seriousness, the elder girls enacting the parts of mothers and aunts, and finishing up with the cooking of imitations, as nearly as they can manage, of the special wedding dishes.

And the taste for playing with dolls does not end with childhood. Big girls, who have done well in the school examinations, are more pleased with a doll as a prize than almost anything that can be given to them, and I have seen those whom I may fairly call young women show real disappointment at a distribution to find that their first prize was a new sari, while a third or fourth received some showily attired *guryen*, as they will call them, and I am assured that even after they have children of their own the dolls remain a joy" (Billington 214). Man vergl. auch vor allem Pischel, Die Heimat des Puppenspiels.

Digitized by Google

Ton. Er glänze mit seiner Kochkunst und schenke ihr die Beweise seiner Handfertigkeit: ein aus Holz geschnitztes Paar Ziegen oder Schafe, Tempel aus Ton, gespaltenem Rohr oder Holz; und viele andere Sachen mehr. Bei festlichen Gelegenheiten erfreue er sie mit Blumenkränzen, Ringen, Gewändern usw. Stets zeige er sich ihr in feiner Kleidung; und daß sie seine Neigung erwidert, merke er an ihrem Äußeren und ihrem Verhalten.

Bei den Kodjas auf Java bedeutet das Annehmen von Pisang, pinang-Nüssen und sirih, daß man geneigt ist, in Unterhandlungen wegen der Verheiratung einer Tochter einzutreten. Die Eltern derselben erkundigen sich nach dem künftigen Schwiegersohne, und wenn sie mit dem Ergebnis zufrieden sind, besprechen die beiden Elternpaare alles zur Hochzeit nötige, und wenn Einigkeit erzielt ist, gibt die Familie des jungen Mannes derjenigen des Mädchens ein Geschenk, welches pĕrtondo heißt und aus Kleidungsstücken besteht. Begüterte schenken ganze Ausstattungen, während sich Arme mit einem einzigen Stück begnügen. Die jungen Leute sind dann verlobt, und der Hochzeitstag wird festgesetzt. (*Bijdragen* VI, 6, 697.)

Auf Celebes sorgt man bei den Makassaren und Buginesen dafür, daß die beiden Geschlechter in gehöriger Entfernung voneinander gehalten werden. Natürlich gibt es trotzdem eine Menge zärtliche Verhältnisse, von denen die Eltern keine Ahnung haben. In einigen Gegenden findet man sogar Frauen, *anrong-anrong* oder (bei den Makassaren) *indo-indo* genannt, die ein besonderes Geschäft daraus machen, um für verliebte Jünglinge Botschaften an ihre Angebeteten zu besorgen. Auch das Schreiben von Liebesbriefen, bôkong-Nâbi, ist hier im Schwange. Außerdem wissen wir, daß namentlich die Makassaren ihre Minnelieder haben, feurige Herzensergießungen in dichterischer Prosa, die wohl imstande sind, Mädchenherzen zu rühren und häufig von jungen Leuten benutzt werden, um ihre Liebe zu bekunden. Hier ein Beispiel: „O Westwind, der du zur Geliebten vordringst und dich allenthalben über das Stockwerk ihrer Wohnung verbreitest! Du Wind, der du

Digitized by Google

gegen ihre Fenster bläst, sage ihr, die zu minnen ich nicht aufhöre, ihr, an der ich fortwährend Gefallen finde, daß sie mich einem Toten gleichmacht; daß sie mich in das Grab niederfahren läßt.

Ich rechne da nur für einen Tag, an dem ich vor Leidenschaft für dich brenne; die ganze Nacht denke ich nur an dich.

Wäre ich nicht verständig genug, um meine Leidenschaft im Gleichgewicht zu halten; wäre ich nicht imstande, mein Herzeleid zu tragen, so würde es wenig ausmachen, ob ich stürbe, meine Kopfkissen umkehrend, ob ich schwitzte, mich im Schlafe unaufhörlich umherdrehend. Ich sitze aber auf dem Dache meines Fahrzeuges, ohne daß es gehörig mit einem djalampa (Schutzdache) versehen ist. Ich sitze einsam auf der Matte im Innersten der Prauw, ohne Atem zu holen. Es geht ein Tränenregen nieder, ein Zeuge meines Verlangens nach Dir; und es ist, als vernähme man das Geflacker schaudererregender Blitze.[1])

Wäre es nur ein Südwind; oder wehte nur ein sachtes Westwindchen, so wollte ich ihr damit mein fortdauerndes Verlangen zusenden; so wollte ich ihr daran mein niemals endigendes Begehren darstellen, mit ihr vereinigt zu werden. Gehe, o Wind; führe diesen Auftrag aus; lege dich vor ihr nieder, du Westwind!

Dann soll die Herrin von meiner Leidenschaft ein Wort sprechen, das gewiß nicht hart zu hören ist. Dann soll die Fürstin, die die Lust meiner Augen ist, ein Wort aus ihrem Munde gehen lassen, ein Wort, das lieblich zu vernehmen ist.

„„Was für Leidenschaft,"" soll sie sagen, „„ist da an meine Seite niedergelegt? Was für Seelenverlangen ist da vor mich hingestellt worden?""

Dann mußt du antworten:

„„Das ist die Bitte von ihm, der stets fortfährt, dich zu minnen. Das ist das Seelenverlangen von ihm, der nicht aufhört, Wohlgefallen an dir zu haben. Komme doch, im

[1]) So häufig ist mein Schluchzen.

Digitized by Google

djadjarang an seiner Seite zu sitzen; begib dich doch zu seiner Kammer, dort zu schlafen.""

Auf sie paßt endlich das Lied völlig: Ich liebe dich als einen Diamanten; ich finde Behagen an dir, wie an einem Smaragden; ich bewahre dich wie Gold in meinem Innersten." (*Eck* in Gids III, 2, 837 ff.)

Wie es nun auch sei: mögen die jungen Leute einander kennen oder nicht, die Entscheidung in Sachen einer Eheschließung hängt ganz von den Eltern ab, die auch hier in der Regel wenig nach dem Glück der künftigen Ehegatten fragen; für sie ist vielmehr die vom Jüngling für seine Frau zu bezahlende Brautgabe meistens Hauptsache. Wünscht also jemand zu heiraten, oder halten seine Eltern bloß dafür, daß es Zeit für ihn werde, einen eigenen Haushalt zu gründen, dann haben sie die Verpflichtung, von den Eltern der Auserkorenen das Jawort zu erhalten. So ohne weiteres geht man aber nicht darauf los. Die Bewohner des Landes sind nämlich überaus bange vor einem Korbe, und darum ist es zur Gewohnheit geworden, erst einen vertrauten Freund ins Einvernehmen zu ziehen und diesen auf Kundschaft auszusenden. Merkt man nun, daß die Eltern des Mädchens für die beabsichtigte Eheschließung keine Neigung haben, dann läßt man sich das in der Regel gesagt sein und tröstet sich mit dem Gedanken, daß man den Leuten gegenüber blank dasteht. Ist bei dem Jüngling wirklich Liebe mit im Spiele, dann geschieht es wohl auch, daß er, anstatt sich zu trösten, sich an die stolze Schöne heranmacht und, bei fortgesetzter Weigerung, mit Gewalt zu erringen sucht, was ihm auf friedlichem Wege zu erreichen versagt ist. Das von ihm nun in Anwendung gebrachte Mittel heißt buginesisch *moppôki* und makassarisch *angopokki* und besteht darin, daß der junge Mann auf die eine oder andere Weise, sei es am Tage oder in der Nacht, in die Nähe seiner Auserkorenen zu kommen sucht und, wenn das geglückt ist, sich zu ihr setzt, um dann mit einem sarong (Frauenrock) beider Leibesmitten zu umschlingen. In dieser Stellung, den bloßen kris in der Hand, bleibt er sitzen, bis die Eltern sich zeigen, die nun

Digitized by Google

nichts weiter tun können, als ihre Einwilligung geben, wenn sie ihre Tochter nicht töten lassen wollen. Sie sind ja selbst Buginesen oder Makassaren und wissen also, daß der brutale Eindringling fest entschlossen ist, seine Drohung auszuführen, falls man seinem Ansuchen nicht nachgibt, und sie beeilen sich denn auch, ihre Zustimmung zu der Heirat zu geben. Es kommt aber auch vor, daß die Eltern bei ihrer Weigerung beharren und Gewalt mit Gewalt zu begegnen suchen; dann kann freilich nur ein Wunder ihre Tochter aus den Klauen des Todes retten.

Wenn aber die Eltern des Mädchens nicht abgeneigt sind, folgt die feierliche Anfrage, die aber auch wieder nicht direkt von den Eltern des jungen Mannes ausgeht, sondern durch Vermittlung anderer vorgebracht wird. Man nennt dies „ein Vögelchen ausfliegen lassen." Der Ehegatte in spe bleibt vorläufig ganz aus dem Spiele. Wünscht er einen günstigen Ausgang, dann kann man sicher sein, daß er irgendwo in der Einsamkeit umherirrt, um alle guten Geister zu Hilfe zu rufen und ihnen allerlei Schönes zu geloben, im Falle sie den Abgesandten mit dem Jaworte zurückkehren lassen; oder er sagt auch wohl in der Stille eines von den volkstümlichen Stoßgebeten her, wie z. B.: „Seil, wolle doch nicht scheuern! Ankertau, wolle doch nicht in Stücke gehen, auf daß wir wegsegeln nach dem Ausladeplatze der Süßigkeit der Heirat!" Wird seine Bitte erhört, dann senden seine Eltern den hilfsbereiten Freund nochmals aus, um zu fragen, wann der glückliche Bräutigam seine Freude dadurch bekunden könne, daß er einige Geschenke ins Haus schickt. Am liebsten ginge er persönlich hin, um seine Braut zu besuchen; aber die Sitte erlaubt das nicht. Es sind erst noch eine Menge Förmlichkeiten zu erfüllen, bevor die künftigen Eheleute einander ungestört in die Augen sehen mögen. Der Wert der eben genannten Geschenke, makassarisch *tjingkarra* und buginesisch *patanra manu-manu* geheißen, hängt natürlich von der mehr oder minder großen Wohlfahrt des Bräutigams ab. Aber wie reich dies Geschenk auch sein möge, Kokosnuß und sirih-Blatt, die im Leben auch dieser Insel-

Digitized by Google

bewohner eine große Rolle spielen, dürfen dabei nicht fehlen. Dieser tjingkarra ist aber nur erst ein Vorläufer des *panjuki*, der einige Tage später mit viel Gepränge nach der Wohnung der Braut gebracht wird, und endlich eines dritten Geschenkes, welch letztere Festlichkeit unter Buginesen und Makassaren die Bezeichnung „Besiegelung des Jawortes des Mädchens durch den Bräutigam" führt. Bei Vornehmen besteht diese Gabe vornehmlich aus einem metallenen Schenkbrette, einer porzellanenen Schüssel, einer Art von seidenem Stoffe und einigen goldenen Ringen. Wissen die Eltern, was sich gehört, so behalten sie die Überbringer, die zur Familie des Bräutigams gehören, bei einem leckeren Reismahle zu Gaste, worauf man noch ein Stündchen bei einer Tasse Kaffee mit Gebäck bei einander sitzen bleibt. Die Gesellschaft macht sich dann auf recht lustige Weise vergnügt, bis einer der Anwesenden „die mutigen Stiefel anzieht" und die Frage nach dem Brautschatze aufs Tapet bringt. Nun werden die Gesichter auf einmal ernst; denn, wie Geld für Buginesen und Makassaren alles ist, so nimmt die Summe, die der angehende Bräutigam für seine Braut zu zahlen hat, eine vornehme, wenn nicht die vornehmste Stelle in dem Ehekontrakte dieser Insulaner ein. Das ist so arg, daß fast überall die priesterliche Weihe für null und nichtig erachtet wird, solange die *mas kawin*, wie man auf Java sagt, nicht gehörig bezahlt ist. Das Ehebündnis wird in diesem Falle einfach für ungültig erklärt, weshalb auch die Kinder, die aus einer solchen Ehe stammen, ausschließlich das Eigentum der Mutter bleiben. Man begreift also, daß die Frage nach dem *sompa*, wie die Buginesen, oder dem *sunrang*, wie die Makassaren den Brautschatz nennen, wohl geeignet ist, das Jubeln und Lachen an der Festtafel aufhören zu lassen.

Ebenso wie anderswo in Indien, wo gemünztes Geld im Umlauf ist, besteht auch hier der Brautschatz in Geld. Natürlich ist die Summe nicht bei allen Heiraten gleich groß; ihr Betrag stieg früher selbst bis zu 16000 Gulden, doch ist das ganz in Abnahme gekommen. Jetzt kommt wohl noch ein Betrag von 8000 Gulden vor, doch selten;

Digitized by Google

gewöhnlich schwankt er zwischen 25 und 88 Gulden. Von der gewöhnlichen Hochzeitsgabe bekommt die Braut nur zwei Gulden, das übrige wird an ihre Blutsverwandten verteilt, die aber Gegengeschenke bis zum vierfachen Werte machen müssen. Später erhält der Bräutigam einen gewissen Teil zur Bestreitung seiner Unkosten zurück. Eigenartig ist die bali-sompa (gegenseitige Brautgabe), wobei beide Teile ein Stück Land in die Ehe bringen. Dazu kommt, daß solch ein Brautschatz nicht allein dasteht, sondern von Extrageschenken eingeleitet und gefolgt wird, die Mode geworden sind und darum nicht gut umgangen werden können. Nur bei völliger Armut stellen sich die Eltern der Braut wohl mit dem bloßen Brautschatze zufrieden; aber auf solche Weise verheiratete Leute müssen dann bei Gelegenheit noch öfters hören, daß sie durch ein *sompa labu* verbunden sind, d. h. durch einen Brautschatz, der wie die Sonne untergeht. Bei den Makassaren spricht man in diesem Falle von *sunrang mate*, einem toten Brautschatze, was die Sache nicht besser macht.

Auch auf Celebes trifft man Leute an, die nicht gern viel Umstände machen. Bräutigams, die zu dieser Art gehören, vereinbaren es mit ihren künftigen Schwiegereltern und heiraten auf eine Weise, die man sehr eigenartig *sorong lêpa-lêpa* nennt, ein lêpa-lêpa (kleines Fahrzeug) vom Ufer stoßen. Sie besteht darin, daß man einfach dem verabredeten Brautschatze noch eine bestimmte Summe hinzufügt, wofür die Braut sich die Sachen kaufen kann, die sie sonst zu Hause geliefert bekommen würde; dann nimmt sie ohne weitere Feierlichkeit und noch vor der kirchlichen Einsegnung des Ehebundes bei den Schwiegereltern Wohnung.

Ist der Heiratskontrakt einmal in Ordnung, so muß die Zeit bestimmt werden, zu der die kirchliche Einsegnung durch den (mohammedanischen) Priester vorgenommen werden kann. Nicht jeder Tag eignet sich dazu, und bisweilen muß erst eine beträchtliche Zeit verlaufen, bevor das junge Paar in das Hochzeitsboot einsteigt. Für die Freunde, die gern Feste feiern, ist das nicht schlimm; die

Digitized by Google

Brautleute aber sehnen das Ende herbei, und ist es nicht aus Liebesverlangen, so doch aus heimlicher Angst vor dem *bâlu-râppo-mí*, das sich kein heiratslustiger Jüngling und keine Jungfrau gerne nachrufen läßt. Es bedeutet, er (oder sie) ist ein(e) Betelnußwitwe(r).

In Mandaïling besteht die Gewohnheit, daß Kinder über zehn Jahre nachts nicht mehr im Hause ihrer Eltern verbleiben. Die Mädchen kommen vielmehr unter die Obhut einer Witwe von demselben Stande, in deren Haus sie dann die Besuche der jungen Burschen in allen Ehren empfangen. Man gewährt hier nämlich den jungen Leuten in gutem Glauben volle Freiheit, sich vor der Verheiratung kennen zu lernen; und so können alle ledigen Männer, nachdem sie um Erlaubnis nachgesucht und den Grund ihres Erscheinens angegeben haben, abends nach dem Mädchenhause kommen, um der Auserwählten die sirih-Dose anzubieten. Diese Art Verkehr heißt *martandang*. Die Zusammenkunft darf aber nicht im Dunkeln stattfinden, sondern es müssen vorher die Lampen angesteckt werden. Unter Aufsicht der Wächterin können dann die jungen Leute miteinander plaudern; bisweilen schließt sich mit Erlaubnis der Aufseherin ein Mondscheinspaziergang an. Zu beachten ist, daß nur immer solche Mädchen und Burschen diese „Kommnächte" abhalten, deren Heirat keine Hindernisse in Gestalt von Verwandtschaft etc. entgegenstehen. Das ausfindig zu machen ist die schwierigste Aufgabe, wenn es sich darum handelt, ernstlich eine Heirat ins Auge zu fassen.

Das nächste ist dann ein umständliches Hinundherschicken von Boten und Vertrauten, die die Vorfragen erledigen und die Stimmung der künftigen Schwiegereltern erforschen müssen. Man kundschaftet in dieser Weise auch aus, was für ein Brautschatz für die Mutter des Mädchens bezahlt worden ist, weil sich danach der Brautschatz für letzteres regelt; und endlich wird ein günstiger Tag festgesetzt, an dem die Verlobung stattfinden soll.

Am festgesetzten Tage kommt der angehende Bräutigam, begleitet von seinem Vater, den nächsten Blutsver-

Digitized by Google

wandten, Ältesten, Männern und Frauen aus seiner Sippe in die des Mädchens und bringt eine Reihe Geschenke mit. Der Zug wird mit Flintenschüssen empfangen und ebenso bis zum Hause der Braut geleitet. Die Verlobung ist rechtskräftig, sobald die *tanda* gewechselt sind, die Verlobungsringe, wie wir sagen würden; in Mandailing bestehen sie aber in Halsketten, Armspangen u. dergl. Der junge Mann hat dann das Recht, täglich in das Haus seiner Verlobten zu kommen und sich die Zeit bis zur Hochzeit mit passender Kurschneiderei zu vertreiben.

Einige Monate später ziehen wieder Abgesandte aus, um den Brautschatz *(tuhor boli)* festzusetzen und den Hochzeitstag zu bestimmen. Jener beträgt bis zu 450 Gulden, je nach Rang und Herkommen. Eine Reihe besonderer Arten davon zählt *Ris* (Bijdragen VI, 2, 511) auf.

Der erste und wichtigste Geschäftsträger im Dorf- und Bazar-Leben des heutigen Indiens ist der *hajjam*, der Barbier, der die Verhältnisse aller seiner Nachbarn auf das genaueste kennt. Die Eltern des Mädchens erzählen ihm, daß sie auf der Suche nach einer passenden Partie für sie sind, und in dem stolzen Gefühle seiner Kenntnis nennt er ihnen zwei oder drei, von denen er guten Grund hat anzunehmen, daß man ihnen nicht ungünstig gestimmt ist. Er bekommt seine Anweisungen, in der Angelegenheit tätig zu sein, und geht zu den Eltern der Bräutigame in spe, um den Fall zu erörtern. Gegebenen Falles trifft er selbst die Entscheidung darüber, welche Verbindung für beide Teile als die in jeder Hinsicht wünschenswerteste zu betrachten ist. (Billington 78.)

Falls die Mutter des Bräutigams am Leben ist, ist sie es immer, die bei den indischen Mohammedanern die Verhandlungen eröffnet, wobei sie so viele von ihren nächsten Verwandten mitnimmt, als sie kann. Nur selten ist sie ihrer Aufnahme in der Familie der Auserkorenen nicht so sicher, um das zu einem rein äußerlichen Schritte zu machen; aber es finden sich zu Zeiten Beispiele, wo ein „pushing or intriguing woman has secured the privileges of the thikra.

Digitized by Google

and the girl's parents had other views as to her disposal." In einem solchen Falle gibt es oft bittere Fehde, da die Vorurteile zu Gunsten der alten Sitte sehr streng sind, und gleichzeitig die Eltern guten Grund haben mögen, den Freier, den man ihnen anbietet, nicht zu wünschen.

Angenommen indessen, es habe sich kein Widerstand bemerkbar gemacht, so kehrt die Mutter triumphierend heim und beginnt sogleich mit den Vorbereitungen zum *mangni*, dem tatsächlichen Verlöbnis. Man wählt sorgfältig einen glückverheißenden Tag aus, und zwar einen, der in gleicher Weise beiden Familien genehm ist. Es ist eine Obliegenheit der Eltern des Bräutigams, freigebig zu dem Feste beizusteuern, welches in dem Hause der Braut abgehalten werden soll, da ihre eigenen besonderen Freunde sowohl als auch die Verwandten von ihrer Seite daran teilnehmen wollen. Ihre Geschenke, die gewöhnlich in den ausgesuchtesten Früchten der Jahreszeit bestehen, die man nur beschaffen kann, frisch und getrocknet, als Datteln, Rosinen, Mandeln und Nüsse, werden in großen *bhwans* (Mulden mit dicht schließenden Deckeln) gesandt. Die bloße öffentliche Ankündigung, daß so eine Hochzeit in Aussicht genommen ist, genügt, um das Verlöbnis zustande zu bringen; zwischen den jungen Leuten selbst findet keine förmliche Handlung statt. Wenn dies indessen geschehen ist, verlangt es der gute Ton, daß Braut und Bräutigam einander nicht ansehen. So außerordentlich streng wird diese merkwürdige Übereinkunft gewahrt, daß die Eltern des jungen Mannes auf Abbrechung der Beziehungen dringen können, wenn er von seiner Zukünftigen einen Blick erhascht hat; und da es für das Ansehen der beteiligten Familie überaus schädigend sein würde, wenn so etwas einträte, so schließt man das Mädchen mit der ängstlichsten Sorgfalt in der zenana ein.

Hier wird die Phantasie des jungen Mädchens mit reichlichen Schilderungen dessen genährt, was das eheliche Leben ihr bringen wird. Sie und alle älteren Frauen des Hausstandes forschen eifrig nach Anzeichen der physischen Entfaltung, und begrüßen ihre Erreichung der Frauenschaft als ein sehr

Digitized by Google

freudiges Ereignis, was ohne die gelindeste Zurückhaltung erörtert wird. [Ganz so bei den Hindus, nur daß da die Verlobung in einem noch viel zarteren Alter geschlossen wird.] Inzwischen besorgen beide Teile ihre trousseaux, damit alles fertig und bereit ist, sobald man es braucht. Sehr schön in der Tat sind manche Draperien, die in diese Brautausstattungen kommen: Frances Billington sah z. B. zu Kalkutta einen *sari* aus *malmal*, weichem Seidenmusselin vom Panjab, „in a full rich shade of myrtle, only to be produced with indigo, and the native yellow dyes of *asbarg*, the flower of the Cabul larkspur, and *narsingar*, the sweet-scented blossom of one of the *nyctanthes*. The bordering was a subtle blending of orange and yellow, and the more misty hues of vermilion, into which each of the same dyes entered, and was a harmonious result that could never have been obtained with any mixtures of unallied anilines and chemicals."

Während der Jahre, die zwischen *mangni* und *shadi* verfließen, wie die Mohammedaner den zweiten Teil der Zeremonie nennen, werden unter den beteiligten Familien beständig Geschenke von Früchten und anderen Dingen ausgetauscht. An Festtagen erwartet man stets, daß der junge Mann seine zukünftigen Schwiegereltern besucht, und es wird als ein Zeichen guter Erziehung angesehen, wenn er es auch bei anderen Gelegenheiten tut. (*Billington* 64.)

Während des Brautstandes verlangt die *adat* von dem Bräutigam in Süd-Celebes, bevor er sich Herr und Gebieter seiner Frau nennen kann, daß er von Zeit zu Zeit jemand mit einigen Geschenken an seine Zukünftige abfertigt, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Um ihn nicht vergessen zu lassen, daß er Bräutigam ist und seine Augen vor anderen Mädchen schließen muß, ist er verpflichtet, seinen Schwiegereltern in spe Mitteilung zu machen, so oft er ausgehen will. Besucht er ein Fest und hat er Glück im Spiele, dann sendet er ihnen zugleich seinen Gewinnst als einen schwachen Beweis von der Achtung und Verehrung, die er ihnen als *mintu* (buginesisch mênatu) oder Schwiegersohn zu erweisen wünscht. Im übrigen ist er ver-

Digitized by Google

ständig genug, seine Schwiegereltern *(matûwang, matûwang)* nicht allzusehr zu drängen, weil er sehr wohl weiß, daß Zeit dazu gehört, um die zahlreichen Hochzeitsgäste einzuladen und alles zu ihrem Empfange in Ordnung zu bringen. Die gewöhnlichen Häuser sind in der Regel dafür zu klein und auch nicht recht auf Festlichkeiten eingerichtet. In keinem Falle bieten sie Räume genug, um den Gästen Gelegenheit zu geben, sich bei Spiel und Tanz zu erlustigen, was doch nötig ist, soll die zu feiernde Hochzeit dem Begriffe einer inländischen Festlichkeit entsprechen. Ob die Braut in der Zwischenzeit ihrem Bräutigam ein *wampompiru*, eine sirih-Prieme in biru-Blatt gewickelt, das Sinnbild wärmster Zuneigung, geschickt hat, ist nicht zu sagen. Es ist nicht bekannt, daß eine Braut von dieser liebenden Mädchen zustehenden Freiheit Gebrauch machen darf. (Van Eck, Gids III, 2, 1022 f.)

Unter den Hindus sind entsprechend der weiten Ausdehnung des Landes und der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung mannigfache Heiratsformen zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen; wie denn auch das Kāmasūtra die Sitte des Landes bei der Wahl des Hochzeitsmodus ausschlaggebend sein läßt. Ohne völlige Übereinstimmig zu zeigen, nennen die Rechtsgelehrten acht Heiratsformen:

1. Die *brāhma*-Ehe liegt vor, wenn man das nach Kräften gekleidete und geschmückte Mädchen einem mit Wissen, gutem Wandel, gutem Charakter usw. ausgestatteten Manne zur Frau gibt, den man selbst dazu eingeladen hat. Ein aus solcher Ehe stammender Sohn entsühnt einundzwanzig Ahnen beiderseits; nach einer anderen Quelle beiderseits zwölf Vorfahren und zwölf Nachfahren.

2. Die *daiva*-Form nennt man es, wenn man die Tochter geschmückt dem Opferpriester gibt, der die heiligen Handlungen vollzieht, während das Opfer in der gehörigen Weise vor sich geht. Der hier Geborene entsühnt vierzehn Familienglieder, nach *Āśvalāyana* beiderseits zehn Vorfahren und zehn Nachfahren.

Digitized by Google

3. Die *prājāpatya-(kāya-)*Ehe ist es, wenn das gekleidete und geschmückte Mädchen unter Ehrenbezeugungen dem Manne gegeben wird, wobei der Brautvater sagt: „Erfüllt zusammen die heiligen Pflichten!" Der hier geborene Sohn entsühnt nach der einen Lesart je sechs Familienglieder und sich selbst, nach der anderen beiderseits acht Vorfahren und acht Nachfahren.

4. Bei der *ārṣa*-Ehe gibt man dem Brautvater ein Rinderpaar, einen Bullen und eine Kuh, oder auch wohl zwei Paar Rinder. Der hier geborene Sohn entsühnt sechs Familienglieder, bezw. sieben Vorfahren und sieben Nachfahren beiderseits.

5. Die *āsura-(mānuṣa-)*Ehe besteht darin, daß man das Mädchen den Eltern abkauft. Sie unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß dort das Schenken des Rinderpaares nur als eine Förmlichkeit anzusehen ist, indem die Rinder, um den Schein zu meiden, dem Bräutigam zurückgegeben werden. Diese Eheform wird als eine vergebliche, schmutzige Handlungsweise bezeichnet, die zur Wiedergeburt in einer schlechten Familie führt.

6. Die *Gandharven*-Ehe besteht in der selbständigen Vereinigung der beiden jungen Leute, auf Grund gegenseitiger Liebe.

7. Die *rākṣasa-(kṣātra-)*Ehe nennt man die Aneignung des Mädchens unter Anwendung von Gewalt gegenüber den Angehörigen oder Besitzern desselben; wenn man, wie *Āśvalāyana* sagt, „unter Morden und Schädelspalten das weinende Mädchen den weinenden Angehörigen raubt."

8. Die *paiśāca*-Ehe, die sündhafteste unter den Heiratsformen, besteht in der geschlechtlichen Vermischung mit einer Persönlichkeit, die ihrer Sinne nicht mächtig ist, indem sie schläft oder trunken ist.

Von diesen acht Arten der Eheschließung sind die ersten vier für den Brahmanen erlaubt, und zwar ist immer die vorangehende Art die bessere. Andere nennen die drei ersten, andere die sechs ersten empfehlenswert; einige lassen die Gandharven-Ehe deshalb zu, weil sie auf die Liebe gegründet ist. Die sechste und siebente Art entsprechen

Digitized by Google

den Sitten der Kriegerkaste; die fünfte und achte gehören der handel- und ackerbautreibenden Kaste an; übrigens muß bemerkt werden, daß die Rechtsgelehrten über die Zulässigkeit der einzelnen Riten nicht einig sind. Das beste Beispiel dafür ist die Stelle in *Manus* berühmtem Rechtskodex III, 23—26, wo es heißt: „Man wisse, daß die sechs ersten der Reihe nach für den Brahmanen, die vier (letzten) für den Krieger und eben diese für den Handwerker und Ackerbauer gesetzmäßig sind; ausgenommen die rākṣasa-Art. Die Weisen nennen die ersten vier empfehlenswert für den Brahmanen, die rākṣasa-Form allein für den Krieger, die āsura-Form für Handwerker und Ackerbauer. Von den fünf (letzten) aber gelten hier in diesem Rechtsbuche die drei ersten für gesetzlich, die zwei (letzten) für ungesetzlich; die paiśāca- und āsura-Ehe sind niemals auszuführen. Für den Krieger gelten die oben genannten beiden Hochzeitsriten, Gandharven- und rākṣasa-Form, jede für sich oder vermischt, als gesetzlich." Diese sich widersprechenden Lehren sind natürlich nichts weiter als eine Zusammenstellung verschiedener Ansichten.

Besonderer Geringschätzung hat sich bei den Rechtsgelehrten die Kaufehe zu erfreuen. So heißt es, daß eine mit Geld erkaufte Frau keine Gattin, sondern eine Sklavin ist, die weder an Opfern für die Götter, noch solchen für die Manen teilnehmen kann. Die von Gier verblendeten, sich selbst verkaufenden, sündhaften Menschen und schweren Missetäter, welche ihre Tochter gegen einen Kaufpreis in die Ehe geben, fallen in eine grausige Hölle, töten ihre Familie bis zum siebenten Gliede und werden nach dem Tode immer wieder geboren.

Im Kāmasūtra heiratet der Liebhaber das Mädchen, welches er durch seine eigenen Bemühungen gewonnen hat, in der Weise, daß er aus dem Hause eines Brahmanen Feuer holt, heiliges Gras streut, nach Vorschrift opfert und dreimal herumgeht. Darauf meldet er es der Mutter und dem Vater. Heiraten nämlich, die angesichts des Feuers geschlossen werden, sind unlöslich: so lautet die Überlieferung der Meister. — Das Kāmasūtra fährt wörtlich fort:

Digitized by Google

Nachdem er sie befleckt hat, teile er es langsam seinen Angehörigen mit. Er wirke dahin, daß ihre Verwandten zur Vermeidung der Schande und aus Furcht vor der Bestrafung (seitens des Königs) sie ihm geben. Darauf gewinne er die Angehörigen durch liebevolles Umschmeicheln und Zuneigung. So handele man nach dem Gandharven-Ritus.

Wenn das Mädchen seine Einwilligung nicht gibt, gewinne er eine andere, dort aus- und eingehende anständige Frau, die von früher her bekannt ist und ihm wohl will, und lasse jene durch sie unter einem anderen Vorwande an einen passenden Ort bringen. Darauf hole er aus dem Hause eines Brahmanen Feuer etc. wie oben.

(Oder:) Wenn die Hochzeit (des Mädchens mit einem anderen) bevorsteht, lasse sie die Mutter desselben wegen der Fehler des in Aussicht genommenen Gatten Reue empfinden. Darauf führe sie mit ihrer Erlaubnis den Liebhaber nachts in das Haus einer Nachbarin. Darauf hole er (?) aus dem Hause eines Brahmanen Feuer etc., ganz wie oben.

Oder er umschmeichele eine recht geraume Zeit ihren gleichaltrigen, an Hetären oder fremden Weibern hängenden Bruder vermittelst nicht leicht auszuführender Liebesdienste und freundlicher Aufwartungen. Schließlich teile er ihm seine Absichten mit. Gewöhnlich nämlich lassen junge Leute sogar ihr Leben für ihre Freunde von gleichem Charakter, gleichen Neigungen und gleichem Alter. Darauf lasse er sie durch ihn unter einem anderen Vorwande herbeiholen, an einen passenden Ort, wie oben.

Am aṣṭamīcandrikā-Feste usw. lasse die Milchschwester sie einen berauschenden Trank trinken und führe sie dem Liebhaber an einem passenden Orte zu, indem sie irgend einen persönlichen Grund angibt. Wenn er sie dort, während sie infolge des berauschenden Getränkes ohne Bewußtsein ist, befleckt hat, dann wie oben.

Wenn er die Schlafende und infolge des Weggehens der Milchschwester Alleingelassene befleckt hat, während sie ohne Bewußtsein ist, wie oben.

Digitized by Google

Wenn der Liebhaber erfahren hat, daß sie nach einem anderen Dorfe oder einem Garten sich begibt, so verjage oder töte er die Beschützer, mit Freunden wohl umgeben, und raube das Mädchen.

Immer der vorangehende Hochzeitsritus dürfte der beste sein, da er zu Recht besteht; wo aber von einem vorangehenden keine Rede sein kann, wähle man immer den folgenden.

Da der Lohn der Feier der Hochzeit die Zuneigung ist, so steht der Gandharven-Ritus, mag er auch der mittelste sein, doch in hohem Ansehen als treffliche Verbindung; und da er Wonne bringt, ohne viel Mühe ausgeführt werden kann und ohne Freien geschieht, sein Wesen aber in der Zuneigung besteht, so gilt er als der allerbeste.

*

Hier ist es wohl am Platze, einiger Eheformen zu gedenken, die man gern als ursprüngliche Arten menschlicher Familiengemeinschaft anspricht: es sind dies Promiskuität, Polyandrie und Matriarchat.

Bei den Santals, einem wilden Bergstamme in Vorderindien, werden nach *Lubbock* (On the origin of civilisation, p. 118) die Ehen nur einmal im Jahre, in der Regel im Januar, geschlossen. Sechs Tage lang leben alle die Ehekandidaten miteinander, „in promiscuous concubinage", und man glaubt dann, daß die einzelnen Paare weiter nichts getan, als ihr gutes Recht aufs Heiraten gewahrt haben.

Von den Kranes, einem Volksstamme in Hinterindien, heißt es, daß dort Ehen zwischen Bruder und Schwester, Vater und Tochter bis auf den heutigen Tag nicht zu den Seltenheiten gehören. Letzteres ist auch in Siam der Fall, wo der König häufig seine eigene Tochter heiratet. (Wilken in Gids II, 621, nach Spencer und Tylor.)

Promiskuität bestand (und besteht noch?) unter den Bewohnern der Pagéh- oder Poggi-Inseln an der Westküste von Sumatra, den Lubus von Sumatra, den Orang gunung von Billiton, den Dayaks von Singkawang und von Sidin

Digitized by Google

(West-Borneo) und einigen von der Süd- und Ostseite Borneos, den Olo Ot, den Alfuren von Pélèng, den Orang sakai, den Orang semang und den Orang benuwa von Malakka. [*Gids* 1891, 2045.] (*Encyclopaedie* II, 63.)

Nicht zu vergessen ist auch des Jambulos (von Diodoros aufbewahrter) Bericht über das Geschlechtsleben auf einer Insel (Bali?), von dem er sagt, daß Männer und Frauen einander gemeinsam waren, gerade wie die von ihnen erzeugten Kinder. Lassen (Indische Altertumskunde III, 253 ff.) bezweifelt die Glaubwürdigkeit des Jambulos und meint, er reproduziere nur Platos Ideen über den Idealstaat; Wilken aber (Gids III, 2, 238) hält ihn für zuverlässig, da Promiskuität ja auch bei anderen Völkern vorkomme.

Von den Bergbewohnern der Insel Peling, die zur Banggai-Gruppe gehört, wird gesagt, daß bei ihnen die Ehe ganz unbekannt ist; die Alfuren daselbst haben keinen Begriff von dem ehelichen Bunde; Männer und Frauen begegnen einander nur zeitweise und begatten sich ohne jede Scham vor aller Augen.

Auch von den Wilden im Innern von Borneo wird erzählt, daß sie nichts von Ehe und Familie wissen, und wie die wilden Tiere leben.

Auf der Halbinsel Malakka wohnt der Stamm der Orang Sakai, bei dem nach Miklucho Maclay noch jetzt Promiskuität besteht: „Ein Mädchen" — sagt er — „nachdem sie einige Tage oder einige Wochen mit einem Manne verheiratet ist, geht mit dem Einverständnisse desselben und freiwillig zu einem andern, mit welchem sie wieder kürzere oder längere Zeit zubringt. So macht sie die Runde sämtlicher Männer der Gesellschaft, bis sie zu ihrem ersten Gemahl kommt, bei dem sie aber wiederum nicht bleibt und fährt fort, diese durch Zufall und Wunsch regulierten temporären Ehen zu schließen."

Die Lubus von der Landschaft Mandailing auf Sumatra leben in einem Zustande, der uns lebhaft an Ehekommunismus erinnert. Sie führen ein völlig freies Leben und heiraten jede Frau ohne Unterschied und nur der augenblick-

Digitized by Google

lichen Eingebung folgend, so daß es häufig geschieht, daß sie ihre Schwestern und Mütter zu Lebensgefährtinnen nehmen.

Ein solcher Zustand von allgemeiner Vermengung muß auch in dem Bezirke Tonsawang in der Minahasa von Manado noch vor kurzem bestanden haben. (*Gids* II, 610 f.)

Das bekannteste Beispiel für Polyandrie in Vorderindien bieten uns die Nayars (Nairi, Naiers) an der Küste Malabar, von denen alte und neue Reisende berichten:

„On this Malabar coast the Nayars form one of the most interesting studies in racial characteristics to be found in British India, as they, almost alone, preserve in their present day customs evidences of the polyandry they formerly practised. Early history has something to say of them, since the Sheikh Zin-ud-din, somewhere after the middle of the sixteenth century, stated that is was customary for each woman to have from two to four men as husbands, and that these seldom quarrelled, while later, Hamilton, writing in 1727 his „New Account of the East Indies", observed that the husbands, who might not exceed twelve in number at once, „do agree very well, for they cohabit with her in their turns according to their priority of marriage, ten days more or less, according as they fix a term among themselves, and he that cohabits with her maintains her in all things necessary for his time, so that she is plentifully provided for by a constant circulation."

Now, as I saw these Nayars on the coast between Tellichery and on to somewhere beyond Cochin, they are a shy race, the women noticeable for their scanty clothing, and remarkable because even to this day the husband has no legal rights and responsibilities according to the tribal understanding of the law, which is merely undoubted custom, towards his wife or his children . . ." (Billington 79.)

„Die Prinzen, die Namburis, Braminen und Nairen, haben insgemein jedweder seine Frau, und können zwar wohl durch Geschenke und Freundlichkeit sie zu bewegen trachten, daß sie mit einem einigen Manne zufrieden seyn möge, zwingen aber können sie sie nicht, sondern es steht

Digitized by Google

ihr frey, sich noch mehrere Männer anzuschaffen, wofern sie nur alle miteinander, entweder aus ihrem eigenen, oder aus einem höhern Stamme sind. Vermöge eines uralten Rechtes dürfen die malabarischen Weiber so viele Männer haben, als sie wollen. Vielleicht geschieht es bloß den Mahometanern zum Widerspiele, als welchen es erlaubet ist, so viele Weiber zu nehmen, als sie zu ernähren sich getrauen. Gleichwohl verursachet diese Vielmännerey nicht die geringste Uneinigkeit. Sind die Männer aus einem gewehrmäßigen Stamme, so läßt derjenige, welcher seinen Besuch bey ihrer gemeinschaftlichen Frau abstattet, sein Gewehr haußen vor der Hausthüre. Bey Erblickung dieses Merkmaales bleiben die andern weg. Ist ihnen das Gewehr tragen nicht erlaubt: so lassen sie ein anderes Merkmaal an der Thüre, das ihnen eben so wohl eine ungestörte Unterredung verschaffet." (*Linschoten* 62a.)

„Übrigens dauert die Treue, als das einzige bey diesen Vermählungen gewöhnliche Heirathsgut, bey den Malabaren nicht länger, als beyde Vermählte einander gut bleiben. Erkaltet die Liebe, oder es entsteht irgend eine andere Ursache zur Kaltsinnigkeit: so scheiden sie sich in aller Gelassenheit, ohne Zank und Streit von einander. Das Ehepfand besteht gemeiniglich in einem Stücke weißen Cattun, das der Mann seiner Frauen verehret, und von ihr getragen wird. Eine Mannsperson hat eben die Freyheit, von der Frau Abschied zu nehmen, als es ihr frey steht, ihren Mann abzudanken, oder noch einen dazu zu rechnen. Gleichwohl sieht man, dieser wunderlichen Gerechtsamkeit ungeachtet, nicht wenig glückliche Ehe in Malabar. Eine Liebe, die bis in den Tod währet, oder doch aus keiner andern, als genugsam erheblichen Ursache geendiget wird, ist in diesem Lande gar nichts seltenes.

Obgleich die Weiber zum öftern mehr als einen Mann nehmen: so nimmt doch ein Mann selten mehr, als eine Frau. Ein armes Mägdchen suchet sich damit zu helfen, daß sie eine große Anzahl Mannspersonen an sich hängt, damit jedweder etwas zu ihrem Unterhalte beytragen möge. Ohne Zweifel beruhet das Gesetz, welches alle Kinder zu

Digitized by Google

der Mutter Stamm verweist, auf keinem andern Grunde, als auf diesem Rechte der Weiber: denn zu welchem Stamme sollte man sie sonst rechnen, da sie ihre Väter mit keiner Gewißheit kennen. Vermuthlich geschieht es aus eben dieser Ursache, daß die Erbschaften auf der Schwester Kinder, das ist, auf die weibliche Seite fallen, weil es in so fern seine Richtigkeit damit hat, daß sie ins Geschlecht gehören. Die muhammedanischen Malabaren befinden diese Ordnung für dermaßen sicher, alle Fremde von ihrer Erbschaft auszuschließen, daß sie den Gebrauch, ihre Güter auf die Kunkelseite zu vererben, heilig beobachten, ungeachtet sie den Türken an Eifersucht um kein Haar breit weichen, noch ihre Weiber mit weniger Sorgfalt einsperren.

Man verheirathet die Töchter sehr jung. Selten wartet eine bis ins zwölfte Jahr; ja, es kömmt manche mit zehn Jahren schon ins Wochenbette. Sie sind meistens klein, indem der frühzeitige Ehestand vielleicht das Wachsthum verhindert. Allein, dagegen sind sie reinlich, und überhaupt von angenehmer Gestalt. Kraft des Gesetzes, das ihnen mehr als einen Mann zu haben erlaubt, sind sie von der unmenschlichen Gewohnheit vieler indianischen Länder, da sich die Frau mit ihrem verstorbenen Manne lebendig verbrennen muß, auf die bequemste Weise von der Welt befreyet." (*Reisebeschreibungen* XII, 456.)

Nach Della Valle IV, 133 haben die *Nairi* keine eigenen Weiber, „sondern es seyn dieselbe unter ihnen gemein, und wann ein Mann eine besuchen will, so lässet er seyn Gewehr vor der Thür, welches dann ein Zeichen ist, daß, so lang er darinnen bey ihr bleibt, kein anderer zu ihr hinein begehrt, noch deßwegen unwillig, oder eyfersüchtig wird, und werden die Weiber von denen, so ihnen beywohnen, mit Nahrung und Kleidung unterhalten. Sie fragen nichts nach den Kindern, und kan man nicht eigentlich wissen, wer Vatter darzu ist, sondern man siehet allein auff die Ankunfft von den Müttern her, nach welcher alle Erbschafften gerichtet werden."

Daß die Portugiesen sich diese freien Sitten haben ge-

Digitized by Google

fallen lassen und sich zunutze gemacht haben, dürfen wir Sonnerat (I, 32) schon glauben.

Auch das merkwürdige Volk der Todava in den Nilagiris hat die Sitte der Vielmännerei (*Graul* I, 307); und dann ist besonders noch Ceylon zu nennen.

Über Polyandrie in Südindien berichtet Banerjee p. 241: „Bei den Tottiyars, einer Telugu-Kaste, ist es für die Frauen Sitte, nach der Hochzeit mit den Brüdern und nahen Verwandten ihrer Gatten zu kohabitieren. So erlauben die Kallars aus dem Madura-Distrikte einer Frau, gleichzeitig zehn, acht, sechs oder zwei Gatten zu haben, die zusammen und jeder einzelne als Väter jedes Kindes angesehen werden, das sie gebären mag."

Eine außergewöhnliche Sitte scheint unter den Vellalars von Caroor zu herrschen, wo die Väter erwachsene Weiber als Frauen für ihre unmündigen Söhne nehmen, selbst mit ihnen kohabitieren und mit ihnen Kinder zeugen, die dann den Kindergatten zugeteilt werden. Wenn letztere erwachsen sind, finden sie Frauen für die ihnen zugeteilten Kinder, kohabitieren mit ihnen, und so pflanzt sich die Sitte fort.

Das malabarische Eherecht, welches Polyandrie ohne weiteres erlaubt, ist ein ganz einzig dastehendes System. Abgesehen von Brahmanen und einigen wenigen anderen Kasten, gilt es allgemein im Volke von Malabar. In diesem Systeme nun machen die Frauen vor Erreichung der Pubertät eine Art von Heirat durch, wobei der Bräutigam nicht notwendig die Stellung des Gatten einnimmt. Wenn sie mannbar sind, dürfen sie Umgang haben, mit wem sie wollen und mit so vielen sie wollen, vorausgesetzt, daß es sich um eine Verbindung mit Angehörigen der eigenen oder einer höheren Kaste handelt. Entsprechend diesem ungezügelten Umgange ist die Vaterschaft in der männlichen Linie nicht allgemein festzustellen: daher besteht die Erbfolge in der weiblichen Linie. Die Kinder eines Mannes sind nicht seine Erben: seine Schwestern, Schwesterkinder und andere Verwandte der weiblichen Linie treten in seine Rechte ein.

Digitized by Google

Den Ursprung dieser Gepflogenheit der Polyandrie, sowie diese Regelung der Erbfolge, genannt *Marumakatayam*, Nepotismus in der weiblichen Linie, sucht man so zu erklären: Man erzählt, daß Parasurama, der erste König von Malabar, Brahmanen in das Land brachte, ihnen Besitzungen darin anwies und in der Absicht, einer Teilung ihres Besitzes vorzubeugen, den Befehl gab, die ältesten Brüder darin zu bestallen; und nur ihnen sollte es erlaubt sein, zu heiraten. Die jüngeren Brüder sollten mit Frauen aus niedrigeren Kasten Umgang haben dürfen; aber die Abkömmlinge aus solchen unregelmäßigen Verbindungen konnten als illegitim weder den Rang von Brahmanen einnehmen, noch Erben ihrer Väter sein; sie konnten nur von der Mutter erben. Allmählich breitete sich dies System unregelmäßigen Verkehres mit seiner Festlegung der Erbfolge in der mütterlichen Linie unter den niedrigen Kasten aus und wurde mit der Zeit bei ihnen allgemein üblich.

Die Wahrheit ist aber, daß diese Sitte niemals von den brahmanischen Ansiedlern eingeführt wurde, sondern der Überrest einer ursprünglichen Gepflogenheit ist. . . . In einem Systeme von „promiscuous intercourse" wie das in Malabar, ist der gewöhnliche Witwenstand notwendigerweise unbekannt."

Bei den Dayaks von Sidin, im Osten von Sambas, ist es den Frauen erlaubt, mehr als einen Mann zu haben, und sie machen öffentlich von dieser Befugnis Gebrauch. Die Kinder gehören aber nur dem ersten Manne. (*Encyclopaedie* II, 63 ff.)

Vielweiberei ist in ganz Indien seit alten Zeiten im Schwange gewesen. Im Kāmasūtra und in den Gesetzbüchern sind die Gründe namhaft gemacht, die zur Polygamie berechtigen: Kinderlosigkeit steht da an hervorragender Stelle, neben recht frivolen Gründen! Es geht aber daneben auch das Bestreben, der Monogamie zu ihrem Rechte zu verhelfen, und so lesen wir bei Miß Billington p. 15: „There are many tribes and sub-castes who prohibit polygamy under penalty of loss of caste or caste

Digitized by Google

expulsion, as, for instance, the Agarwals, the Baruis (the growers, by the way, of betel for chewing), the Binds (an agricultural and Hinduized non-Aryan tribe), the Kumhars (the potter caste of Bengal), and the Nagars of Bhagalpur, among many more. Others there are who nominally permit polygamy in theory, but never bring it into practice unless the first wife proves childless; while with the whole Mussulman race, whose religious prohibitions allow to a man „not more" than four wives at once, it is quite the exception to find any zenanas where there is a plurality save for this reason. In fact, at Calcutta . . . I only heard of one case where there were two wives . . ."

Auf Timor nehmen die Männer soviel Weiber, als sie ernähren können; und zuweilen verkaufen sie ihre Kinder, um sich in den Stand zu versetzen, die Anzahl ihrer Weiber zu vermehren. (*Reisebeschreibungen* XII, 258.)

Bei den Bataks sind die Fälle von Polygamie größtenteils nur eine Folge von Leviratsehen. Zwar verbietet die *adat* es dem Manne nicht, mehr als eine Frau zu nehmen; aber trotzdem geschieht es nicht oft, daß er von dieser Erlaubnis Gebrauch macht. Einmal schreckt die Höhe des Brautschatzes davon ab, und dann vertragen sich die Frauen schlecht miteinander. Ein Batak-Sprichwort besagt: „pate gora tano, gora imbang indak pate" — Streit zwischen zwei Ländern hat ein Ende, aber der Streit zwischen den Frauen ein und desselben Mannes ist endlos. Meistens ist der Mann verpflichtet, um das Gezänke seiner Frauen zu verhüten, für jede ein umba-umba, ein besonderes Häuschen, zu bauen. (*Wilken*, Gids V, 1, 693 u. Anm. 1.)

Die Vielweiberei, die sonst bei allen Morgenländern so allgemein ist, wird in Pegu nur geduldet und ist sogar durch ihre Religion verboten. Indessen gibt es doch Klöster, darin lauter öffentliche Huren leben, und wo sich jedermann für sein Geld auslesen kann, was er will. In diese Klöster müssen alle jene Weiber wandern und sich daselbst brauchen lassen, welche des Ehebruchs überwiesen sind. Die Ehebrecher sollten zwar nach dem Gesetz mit dem

Digitized by Google

Tode gestraft werden, kaufen sich aber mit Geld davon los. (*Sonnerat* II, 42.)

Was das Matriarchat, das Mutterrecht, anlangt, so sind es in Vorderindien besonders die Dravida-Völker, die diese Einrichtung haben. Unter anderen sind zu nennen die Kasias und die Kocchs. Bei den letzteren geht auch der Mann bei der Hochzeit aus seiner Familie über in diejenige der Frau.

Von den Bantars berichtet Buchanan: „Die Kinder, die ein Mann erzeugt, sind nicht sein Eigentum. Bei seinen Lebzeiten mag er ihnen Geld geben; aber alles, was er bei seinem Tode besitzt, geht an seine Schwestern und ihre Kinder über."

Die Malabaren kennen nur die Erbfolge in der weiblichen Linie. Der bekannte arabische Reisende Ibn Batuta (aus dem XIV. Jahrhundert) erwähnt diese Einrichtung, indem er sagt, daß die Fürsten zu Nachfolgern in ihrer Würde die Schwesterkinder hätten, mit Ausschluß ihrer eigenen Nachkommen.

Bei den Limbus besteht bereits eine Art Kompromiß: der Knabe wird da nämlich das Eigentum des Vaters, sobald dieser eine kleine Summe Geld an die Mutter zahlt. Dann bekommt das Kind den Namen des Vaters und tritt in seinen Stamm ein. Die Mädchen bleiben bei der Mutter und gehören zu ihrem Stamme.

Auf Ceylon findet man Spuren von matriarchalischen Zuständen in einer dort bestehenden Heiratsform. Man hat dort zwei Arten zu heiraten: deega und beena, je nachdem die Frau in dem Hause oder Dorfe des Mannes lebt oder der Mann (resp. die Männer, entsprechend polyandrischer Sitte!) bei ihr wohnt. Man findet, daß dem entsprechend bei den Bewohnern von Kandy die Erbberechtigung von Frau und Kindern davon abhängig sind, ob die Frau eine beena- oder eine deega-Gattin ist. (Wilken in Gids III, 2, 250 f.)

Im indischen Archipel sind in erster Linie die Malaien von den Padangschen Bovenlanden als Bewahrer matriarchalischer Sitten zu nennen. Auch hier ist die Frau Stamm-

Digitized by Google

halterin; das Familienband wird durch die weiblichen Abkömmlinge geschlossen, die Kinder folgen in Stand und Stamm der Mutter. Auf eigentümliche Weise sehen wir hier diese Einrichtung mit der Exogamie in Verbindung gebracht. Der Mann nämlich, der sich mehr als eine Frau leisten kann und es bisweilen wirklich tut, nimmt nur zeitweise bei seiner Frau resp. seinen Frauen Wohnung, wird aber dabei nicht als Glied ihrer Familie, sondern stets als Fremder betrachtet. Was er während seines zeitweiligen Verbleibes in dem Hause oder auf dem Acker seiner Frau arbeitet, kommt ihr zugute; aber sein eigener Wohnort ist stets bei seiner Mutter oder bei seinen Schwestern, unter deren Aufsicht sich all sein persönliches Eigentum befindet; und während die Kinder allein von der Mutter erben, ist der Nachlaß des Mannes für die Kinder seiner Schwester bestimmt.

Auch in Benkulen findet man ein Überbleibsel des Matriarchates in der Heiratsform ambil-anak, bei welcher der Mann bei der Frau Wohnung nimmt und die Kinder der Mutter gehören. Es ist aber dabei zu erinnern, daß diese Art der Eheschließung hier bereits im Ansehen zu sinken begonnen hat, ja für den Mann eine Erniedrigung bedeutet, so daß sie auf den Fall beschränkt bleibt, wo Häuptlingen, die keinen Sohn haben, ihre Töchter auf diese Weise einen Mann heiraten lassen, damit aus solchen Ehen vielleicht ein Sohn hervorgehe, der die Würde erben könne.[1])

Es gibt noch einen anderen Stamm auf Sumatra, bei dem man unverkennbare Spuren trifft, die auf ursprüngliches Matriarchat deuten; das sind die Bataks. Hier besteht jetzt zwar das reinste Patriarchat, aber es ist damit früher ganz anders gewesen. Beachten wir nämlich die Benennung, die der Batak gebraucht, um die Familienmitglieder, die Angehörigen desselben Stammes zu bezeichnen, so finden wir neben *dongan* (Kamerad, Genosse) im Toba-Dialekte das Dairi-Wort *sennina*, das seiner Ableitung und Bedeutung nach klar ist: es ist ina (Mutter) und das stets

[1]) Weiteres bei Wilken, Gids V, 1, 715 f.

Digitized by Google

von einem Nasal begleitete Präfix si; und sin-ina oder sennina bedeutet Muttergenosse. So führt uns also dies Wort in die Zeit zurück, als für den Stammbaum allein die weibliche Linie Bedeutung hatte, die Mutter die Stammesangehörigkeit bestimmte und die Mitglieder des marga, des Stammes, ihre Herkunft nicht von demselben Stammvater, sondern von derselben Stammutter herleiteten.

Einen nicht minder belangreichen Beweis für ein ursprüngliches Matriarchat bei den Bataks liefert uns ein eigenartiger Heiratsbrauch, den wir bei ihnen antreffen. Bei ihnen wählt man nämlich mit Vorliebe die Tochter seines Onkels von Mutters Seite, *boru ni datulang*, zur Frau; das Beachtenswerte dabei ist aber, daß das Umgekehrte nicht geschehen darf; es ist ein Vergehen gegen die adat, das Gewohnheitsrecht, eine Tochter der Vatersschwester zu heiraten. Das Sonderbare dieser Bestimmung springt stärker in die Augen, wenn das Gesetz so ausgedrückt wird: Ehen zwischen Schwestersohn und Bruderstochter sind erlaubt, zwischen Bruderssohn und Schwestertochter dagegen verboten. Nimmt man aber an, daß die Bataks ursprünglich die Abstammung in der weiblichen Linie rechneten, dann erklärt sich dieser Brauch von selbst.

Auch die Behandlung der Kinder von Freien und Sklaven sowie die verschiedenartige Verteilung der Fronarbeiten und die Befreiung davon deuten auf ursprüngliches Mutterrecht bei den Bataks.

Unter den Dayaks in Sarawak folgt der Mann der Frau, ähnlich wie es bei den Bewohnern von Benkulen auf Grund einer ambil-anak-Eheschließung geschieht: gelegentlich zieht aber auch die Braut zu dem Bräutigam und wird ein Glied der Familie ihres Mannes, z. B. wenn sie viele Schwestern und Brüder oder er alte Eltern, jüngere Brüder und Schwestern zu erhalten hat. So ist denn dem Dayak die Geburt einer Tochter willkommener als die eines Sohnes; denn bei der Hochzeit muß der Sohn der Frau folgen, während eine Tochter ihren Eltern in ihrem Manne eine erwünschte Arbeitskraft bringt.

Digitized by Google

Die Alfuren der Minahasa scheinen ebenfalls ursprünglich Matriarchat gehabt zu haben; wenigstens führt die Überlieferung einiger vornehmer Häuptlinge ihren Stammbaum auf eine Frau (Lumimuut) und nicht auf einen Mann zurück.

Bei den Buginesen und Makassaren sind Heiraten zwischen Personen von Adel, selbst fürstlicher Abstammung, mit Frauen von niedrigerer Geburt erlaubt und kommen vielfach vor; die Kinder sind dann aber nicht von demselben Stande als der Vater, sondern nur zur Hälfte, *sipuwe*, von seinem Adel, weshalb sie dann auch *ana-sipuwe* heißen. Dagegen wird mit größter Sorgfalt darauf geachtet, daß keine hochstehende Frau einen Mann aus niedrigem Geschlechte heiratet. Besonders bei fürstlichen Familien darf kein Mädchen heiraten, bevor es sich nach einer sorgfältigen Untersuchung ergeben hat, daß der künftige Gatte ihr mindestens im Range vollkommen gleich ist. Das schließt nicht aus, daß bisweilen doch eine Heirat zwischen einem Mädchen von höherem und einem Manne von niedrigerem Stande stattfindet. In Wadjo kommt das sogar häufig vor, doch es ist dabei eine notwendige Bedingung, daß der Mann sich für 400 Realen oder 800 Gulden gleichsam edles Blut kauft und so der adeligen Dame gleich werde, was denn auch aus den Benennungen der Summe hervorgeht, die nämlich *owang-paënre* (Geld zur Erlangung von Rang) oder *alti-dara* (Blutpreis, Geld zur Erwerbung edleren Blutes) heißt. Die Kinder sind in solchen Fällen von demselben Stande wie die Mutter. Aus alledem ergibt sich aber nun, daß dort die Meinung besteht, daß der Adel sich mehr durch die Frau als durch den Mann vererbt, indem der Mann nicht imstande ist, seine Kinder aus der Ehe mit einer Frau aus geringerem Stande ganz zu seinesgleichen zu machen, wohl aber die Frau im umgekehrten Falle. Wir haben hier also einen Überrest ursprünglichen Matriarchates vor uns. (Wilken in Gids V, 1, 721 f.)

Bei den Orang Mamaq bewirkt das hier sehr streng gehaltene Matriarchat, daß der Vater gar keine Gewalt über seine Kinder hat; er wohnt nur ganz selten mit seiner

Digitized by Google

Frau zusammen, dann aber nur in dem Hause der letzteren. (*Encyclopaedie* III, 122.)

Matriarchat herrscht auch bei den Orang Sakai.

Eine natürliche Folge des Matriarchates ist die angesehene Stellung der Frau in der Familie und in der Öffentlichkeit. Man findet im indischen Archipel Beispiele, die von dem Einflusse der Frauen, selbst auf den Lauf der politischen Angelegenheiten, zeugen. *Junghuhn* erzählt von den Batak-Frauen, sie seien zwar von allen öffentlichen Beratungen ausgeschlossen, doch werde dieses adat nicht strenge befolgt. „Oftmals kreischen die Weiber ihre Meinungen und Advise in die Beratungshäuser hinein und werden nicht nur gehört, sondern, besonders dann, wenn es alte Sibyllen sind, auch beherzigt." (Die Battaländer, II, 97.)

Von den Bataks der Karo-karo-Länder wird berichtet, daß sie sogar bei der Wahl eines Häuptlings Stimme haben und selbst dem Kriege als Zuschauer beiwohnen.

Gleichartige Zustände herrschen auf Borneo bei den Dayaks, und einstimmig sind die Berichte über die hohe Stellung, welche die Frauen dort einnehmen. Man gewährt ihnen große Freiheiten und Rechte; nicht selten herrschen sie mit männlicher Kraft im Hause und über ganze Volksstämme, feuern zu Kriegsfahrten an und führen sogar im Kriege die streitbaren Männer. Bei vielen Beratschlagungen ist die Stimme der Frauen ausschlaggebend infolge des Einflusses, den sie auf ihre Männer auszuüben wissen.

Dasselbe sagt *Brooke* (Ten years in Sarawak, I, 70 und 129/130) von den Frauen der Dayaks in dem Gebiete von Sarawak; und fürstliche Frauen von großem Einflusse nennt *Wilken* (Gids III, 2, 263).

Auch in mohammedanischen Reichen finden wir dies Hervortreten der Frau in die Öffentlichkeit, was ja besonders auffallen muß, da dem Muselmanne derlei ein Greuel ist. So kommen in den kleinen Reichen und Vasallenstaaten von Süd-Celebes vielfach Fürstinnen vor: im Regierungsalmanach von 1870 finden wir da die Namen Daeng Pasuli, Pada, Adi Matanang; in Barru die Fürstin Siti Aïsja; in

Digitized by Google

Laikang I Madina Daeng Baü; in Tanette We-Tanri Ole. Weitaus das merkwürdigste Beispiel von Frauenregierung aber bietet die Geschichte von Atjeh auf Sumatra, wo im XVII. Jahrhundert während eines Zeitraumes von 58 Jahren vier Sultaninnen nacheinander herrschten.

Völlig entsprechend ist die Stellung der Frau im Hause. Bei den Dayaks von Mukah schließen die Frauen die Haustür vor den Männern, die ohne Beute vom Fischfang heimkehren, und haben im Haushalte ebensoviel zu sagen als die Männer.

Von den Frauen der Dayaks von Sarawak erzählt Brooke, daß „their assistance and good opinion go a long way to establish a successful result in any negotiation." Die Behandlung der Frauen ist hier eine gute, häuslicher Friede die Regel, nicht die Ausnahme. Sicherlich müssen die Frauen hart arbeiten, aber die Männer tun es auch. In jedem Falle ist das durch gemeinsame Arbeit erworbene Gut auch gemeinsames Eigentum, und bei Ehescheidungen wird alles gleichmäßig unter beide Ehegatten verteilt.

Derartige Zustände findet man auch bei den Alfuren von Minahasa, wo man schon aus den Benennungen der verheirateten Frau auf ihre Stellung schließen kann. Neben *lumuluta* (Köchin) und *tumetemü* (Stampferin), die auf ihre vornehmsten häuslichen Beschäftigungen hinweisen, findet man dafür, besonders in Gesängen und Legenden, den Ausdruck *tetenden* (Stütze); und von nicht geringerem Werte für die Kennzeichnung des Verhaltens zwischen alfurischen Eheleuten ist das Wort *mahatamu* (die Erziehende) und *kasende* (Ehegenosse). Beide Ausdrücke werden von beiden Gatten gebraucht, und der letztere weist von selbst darauf hin, daß die Eheleute — gemeinschaftlich essen, was schon eine gewisse Gleichheit im Range bedeutet. „Meistens leben die Ehegatten sehr einträchtig beisammen," sagt *Tendeloo* (in Mededeelingen van wege het Nederl. Zendelinggenootschap, Deel XVII, 19), „oder ihre Zwistigkeiten sind von geringer Bedeutung. Es ist auch nicht der Mann, der eigenmächtig über das verfügt, was beide gemeinsam besitzen. Häufig ist es mir passiert, daß ich etwas kaufen

Digitized by Google

wollte und der Mann mir sagen ließ, er möchte das erst mit seiner Frau besprechen. Sie überlegen zusammen, und das kann man doch wohl nicht erwarten, wo die Frau von dem Manne als Sklavin betrachtet wird."

Auch bei den Bataks nimmt die Frau eine gewisse Stellung bei dem Manne ein, wiewohl sie aufgehört hat, Rechtsperson zu sein, und ihre Behandlung ist in jeder Hinsicht erträglich.

Vielleicht dürfen wir hier noch anfügen, daß die Frau hier und da auch das Recht hatte, über ihre Hand frei zu verfügen. So lesen wir in der Erzählung *Naasarĕm bija si Mamanua*, daß ein junger Mann eines Tages ein Mädchen auf dem Schiffe trifft, sie zur Frau begehrt und ihr Jawort empfängt, ohne daß noch jemand weiter gefragt worden wäre. (Bijdragen tot de kennis der Alfoersche taal in de Minahassa; daselbst noch ein ähnliches Beispiel in der Erzählung *Naasarĕm bija se sijow mahatuari wewene.*)

Als eine Reaktion gegen althergebrachtes Matriarchat und in diesem Sinne mit der Couvade auf eine Stufe zu stellen bezeichnet *Wilken* (Gids III, 2, 283) die Sitte, daß der Vater bei der Geburt eines Kindes und besonders eines Sohnes seinen Namen aufgibt und denjenigen des Kindes annimmt. An erster Stelle treffen wir diesen Gebrauch auf Java an. Die Eltern behalten hier ihren Namen, bis ein Kind geboren ist, und lassen sich von diesem Augenblick an Vater (oder Mutter) von dem und dem nennen; z. B. Pak Dojok, Vater von Dojok; Bijang Kasiman, Mutter von Kasiman; Bok Menir, Mutter von Menir. Dies *karan anak*, das sich nennen nach seinen Kindern, ist jedoch nur bei geringen Leuten in Gebrauch und nicht bei Personen aus den höheren Ständen.

Auf Celebes trifft man etwas Ähnliches an bei den Alfuren der Minahasa. Bei der Geburt des ersten Kindes nämlich geben die Eltern ihren Namen auf und werden mit dem ihres Kindes gerufen, unter Beifügung von *si ama ni*, Vater von . . . oder *si ina ni*, Mutter von . . . . Bekommt z. B. ein Kind den Namen Wangko, dann wird der Vater fortan Si-ama-ni-Wangko und die Mutter Si-ina-ni-Wangko

Digitized by Google

genannt. Unter diesen Namen bleiben sie bis zu ihrem Tode bekannt; wenn man von oder zu ihnen spricht, soll man keinen anderen Namen als diesen gebrauchen.

Dasselbe bezeugt *Perelaer* von den Dayaks von Borneo (Ethnographische beschrijving der Dajaks, p. 42): Wenn das Kind seinen Namen empfangen hat, dann verändern die Eltern ihren Namen — doch nur bei dem Erstgeborenen — und nehmen den des Kindes an, mit Vorsetzung des Wortes *bapa* (Vater) resp. *indu* (Mutter), so daß, wenn das Erstgeborene Tundan heißt, der Vater nun Bapa Tundan und die Mutter Indu Tundan genannt wird.

Nicht minder verbreitet ist dieser Gebrauch auf Sumatra, und genugsam bekannt ist das Vorkommen desselben bei den Malaien der Padangschen Bovenlanden. *Marsden* berichtet es von den Pasumahs, bei denen Pa (= bapa, Vater) vorgesetzt wird; und auch die Bataks kennen diese Sitte: Nan Djonaha, Djonahas Vater; Na-i-Bunga Ihur, Bunga Ihurs Mutter; Pat Sotson, Sotsons Vater; Ama-ni-Parumbal, Parumbals Vater.

*

Entführung als Heiratsform kommt in ihrer reinsten Art auf Bali vor. Neben dem *mepadik*, der gewöhnlichen Weise der Eheschließung mit Vorwissen und Zustimmung der Eltern der beiden Parteien, kennt der Balinese auch noch das *merangkat*, die Entführung einer jungen Tochter oder Witwe mit ihrer Zustimmung, und das *melegandang*, die Entführung oder den Raub eines Mädchens oder einer Witwe mit Gewalt und gegen ihren Willen. Bei dem merangkat haben die Parteien die nötigen Verabredungen und Anordnungen getroffen, auch einen günstigen Tag ausgewählt, damit sie nicht von den Eltern der Braut verfolgt oder ermordet werden. Sie halten sich versteckt in der Wohnung eines Freundes auf, bis der Zorn der Blutsverwandten der Frau abgekühlt ist, bezahlen die auf Begehung des merangkat gesetzte Buße von zwei bungku (ungefähr fünfzig Gulden), und die Ehe wird von jedermann als rechtskräftig vollzogen anerkannt.

Digitized by Google

Mit dem melegandang sind mehr Beschwerden verbunden, da man es hier ja mit einer widerspenstigen Frau zu tun hat, die bisweilen den Räuber selbst nicht kennt oder auch manchmal bereits rechtskräftig an einen anderen versagt ist. Gewöhnlich findet das melegandang in der Weise statt, daß der Verliebte und seine Freunde oder Blutsverwandten sich in einen Hinterhalt legen und in dem Augenblick, da die Frau aus ihrer Wohnung tritt, aus ihrem Versteck zum Vorschein kommen, sie greifen und mit Gewalt nach der Behausung dieses oder jenes Gemeindegliedes schaffen, der verpflichtet ist, den Mädchenräuber aufzunehmen, einerlei ob er ihn kennt oder nicht. Einmal so weit gekommen, braucht er keine weitere Verfolgung zu befürchten und hat nur die festgesetzte Buße von sieben bungku zu bezahlen, um in dem ungeschmälerten Besitze der entführten Frau zu bleiben. Solange jedoch die Buße noch nicht gezahlt ist, muß er sich sorgfältig hüten, sein Versteck zu verlassen, da die Blutsverwandten der Frau dann noch das Recht haben, ihn zu töten.

Mehr als das melegandang kann das merangkat als Typus dienen, wo im Archipel Entführung *de facto* als Heiratsform vorkommt. Bei den Amboneser wird noch jede Ehe durch eine Entführung eingeleitet, das sogenannte *lari bini*, welches darin besteht, daß das Mädchen dem Manne freiwillig folgt oder nachläuft und sich mit ihm versteckt hält. Der Verführer hat dabei nur Sorge zu tragen, den gebräuchlichen Brautschatz an der Schlafstätte seiner Geliebten zurückzulassen, um den Zorn ihrer Verwandten zu besänftigen. Ein paar Tage später begibt er sich nach dem Hause der Eltern, um Verzeihung zu erbitten — und damit sind alle Förmlichkeiten abgetan.

Auch bei den Alfuren von Buru ist Entführen keine ungewöhnliche Heiratsform. Hat sich jemand von der Zuneigung eines Mädchens überzeugt, dann ist es wohl gebräuchlich, daß er sie mit Wissen seiner Eltern entführt und sich mit ihr im Busche verbirgt, während welcher Zeit dann über den Brautschatz verhandelt wird. Wenn diese Unterhandlung zu Ende gekommen ist, kehren die jungen

Digitized by Google

Leute zurück, und die Ehe wird nun in der gewöhnlichen Weise geschlossen.

Die Entführung an sich stellt also die Eheschließung dar, ohne daß die Eltern des Mädchens noch das Recht hätten, ein Veto dagegen einzulegen. Bei dem merangkat und melegandang der Balinesen wenigstens ist das der Fall. In diesem Sinne kommt die Entführung *de facto* noch wenig im Archipel vor; daß es aber in früheren Zeiten anders gewesen sein muß, ist wohl nicht zu bezweifeln. Denn es gibt einen Brauch, der deutlich seinen Ursprung in der Zeit genommen hat, wo die gewalttätige Entführung der Frau das gewöhnlichste Mittel war, Eheverbindungen zustande zu bringen: das ist der Brauch, Kinder miteinander zu verheiraten.

Allgemeiner im Archipel verbreitet ist sicher die Heirat, bei der die Entführung nur als Vorwand geschieht und, wiewohl man sich der Zustimmung der Eltern bereits versichert hat, das Mädchen doch zum Scheine entführt werden muß, um die eheliche Vereinigung zustande zu bringen. Unter anderen ist dies bei den Sumbanesen der Fall. Die Ehen werden hier durch die beiderseitigen Eltern vorweg geschlossen. Wenn man sich über den Kaufpreis geeinigt hat, wird dem Bräutigam gesagt, mit einigen seiner Freunde an einem bestimmten Platze im Busche Wache zu halten. Dorthin wird dann das Mädchen von ihren Eltern geschickt, um einige Kräuter zu suchen oder Wasser zu holen. Von dieser Gelegenheit muß der Bräutigam Gebrauch machen, um mit Hilfe seiner Begleiter seine Braut zu fassen, sie hinter sich auf das Pferd zu nehmen und in sein Haus zu entführen. Sogleich wappnen sich auf das erste Gerücht von der Entführung hin die Verwandten des Mädchens und verfolgen den Verführer, legen es aber so an, daß sie ihn nicht anders als in seinem Hause antreffen. Dann wird die zum Scheine geraubte Braut zurückgefordert, die Herausgabe aber verweigert und statt dessen der vorher festgesetzte Brautschatz bezahlt.

Auch bei den Bewohnern der Lampongschen Bezirke kommt die Eheschließung bisweilen vermittelst einer solchen

Digitized by Google

Komödie zustande. Der Jüngling entführt das Mädchen mit Wissen ihrer Eltern und verbirgt sie in seinem Hause. Nach Verlauf einiger Zeit kommt ihr Vater an der Spitze einer gewappneten Schar, um seine Tochter zu suchen, und wird am Eingange zu dem kampong, wo sie sich befindet, von den Insassen, die gleichfalls bewaffnet sind, erwartet. Ist man zu dem Platze vor dem Versammlungssaale gekommen, so wird zwischen den beiden Parteien eine Art von Turnier abgehalten und ein Hahnengefecht veranstaltet, wobei man Sorge trägt, daß die Partei des Vaters der Braut überwunden wird. Darauf wird die Höhe des Brautschatzes festgesetzt und der Rest des Tages mit Mahlzeiten und Festlichkeiten hingebracht.

Geschieht in den beiden hier gegebenen Beispielen die Entführung im geheimen, so ist das doch nicht allezeit der Fall. Bisweilen findet sie öffentlich statt, in dem Sinne nämlich, daß es in den Festlichkeiten der Eheschließung vorkommt, daß der Bräutigam mit seinen Genossen die Braut unter einem Scheingefechte ihren Verwandten abnimmt. Wir finden dies u. a. vermeldet von den Bewohnern der Landschaft Gorontalo. Auch auf dem Eiland Sumba kommt diese Art der Scheinentführung neben der oben beschriebenen vor, doch wie es scheint nur bei den Vornehmeren. So gibt *Roos* (in den Verhandelingen XXXVI, 51) eine Beschreibung von einer fürstlichen Hochzeit daselbst, bei der unter ohrenbetäubendem Geschrei ein regelrechtes Gefecht zwischen den vom Bräutigam abgesandten Männern und den weiblichen Verwandten der Braut um deren Besitz stattfand, bis die Männer die Oberhand gewannen und die Braut entführten.

Nicht überall ist aber die Sache für den Bräutigam bei der Entführung so gemütlich, sondern es wird ihm dabei von seiten der Verwandten der Braut die Arbeit sauer genug gemacht. Von den Khonds erzählt man, daß, wenn nach der Vollziehung der Ehe der Mann seine Frau nach seinem Dorfe überbringen will — was er in der Weise zu tun hat, daß er sie auf seinen Rücken nimmt — er daran auf alle mögliche Weise durch ihre weiblichen Genossen

Digitized by Google

gehindert wird, die Steine, Bambus und andere Geschosse nach seinem Kopfe werfen, um ihm seine kostbare Last zu entreißen; und nicht eher ist er in Sicherheit, als er die Grenzen seines Dorfes erreicht hat. Bei den Araukaniern hat die Entführung der Braut ebenfalls unter einem Scheingefechte statt, wobei es aber bisweilen so heiß hergeht, daß die Vorstellung, die eine Posse sein soll, ein tragisches Ende nimmt. (Wilken in Gids II, 623 ff.)

Auch bei den Makassaren ist wegen der umständlichen Weise, in der die gewöhnliche Eheschließung zustande kommt, Entführung keine ungewöhnliche Erscheinung. Sie geschieht auch hier ganz de facto. Der Entführer hat nur die Ehe gegen Bezahlung von vier Realen durch einen Priester einsegnen zu lassen und ferner einen Brautschatz von 24 Realen an die Eltern zu entrichten. Er muß aber dafür sorgen, dies beizeiten zu tun, da die Familie des geraubten Mädchens das Recht hat, solange das noch nicht geschehen ist, ihn niederzumachen; wenigstens bei im Range gleichen und besonders gegenüber geringeren. (Wilken in Gids, II, 637.) Sollte das entführte Mädchen schon mit einem anderen verlobt gewesen sein, so wird der betrogene Liebhaber mit 16 fl. abgefunden, nachdem ihm erst die möglicherweise bereits entstandenen Unkosten für seine Verheiratung vergütet worden sind. Mehr erkennt das Gesetz ihm nicht zu. (Eck in Gids III, 2, 841.)

Bei manchen Völkerschaften ist es nicht erlaubt, eine Frau aus seinem eigenen Stamme zu heiraten; das nennt man Exogamie. Sie ist im Schwange bei den Menangkabauschen Malaien, den Orang mamak in Indragiri, den Bataks, den Alfuren von Buru und Ceram und bei den Bewohnern von Nias. Bei solchen exogamischen Verbindungen ist es Regel, daß die Frau aus ihrem Stamme zu dem ihres Mannes übergeht; die Kinder gehören zum Stamme des Vaters; die männliche Linie ist die allein bedeutsame. Es kommt aber auch vor, daß die Frau in ihrem Stamme verbleibt; die Geschlechtsreihe folgt dann ausschließlich der weiblichen Linie, so daß die Familie

Digitized by Google

aus denjenigen Leuten besteht, die von derselben Mutter abstammen, und die Kinder zum Stamme der Mutter gehören. Im Gegensatz zu dem ersteren Falle, den man Patriarchat nennt, führt dieser letztere die Bezeichnung Matriarchat. Bleibt hier der Mann in seinem Stamme, dann wird er nicht zur Familie gerechnet, die aus der Frau und ihren Kindern besteht. Diese matriarchalische Verfassung besteht in voller Kraft bei den Menangkabauschen Malaien. Bei den übrigen Volksstämmen, wo exogamische Verbindungen herrschen, ist die patriarchalische Form der Ehe entweder ausschließlich oder doch größtenteils gebräuchlich. Doch findet man auch bei ihnen hier und da Gebräuche, die auf älteres Matriarchat deuten. So bleibt bei den Atjeh die Frau nach ihrer Verheiratung in der Regel in dem kampong, wo sie vor ihrer Verheiratung ansässig war; meistens sogar in der Wohnung ihrer Mutter; der Mann besucht sie dort von Zeit zu Zeit. Doch besteht bei ihnen die Familie aus den Abkömmlingen der männlichen Linie. Vor allem aber weist auf älteres Matriarchat ein Brauch hin, der bei den Malaien von Süd-Sumatra besteht, wo das patriarchalische Eheverhältnis die Regel ist. Hier wird nämlich, wie auch sonst im ganzen indischen Archipel, von dem Ehegatten ein Brautschatz gefordert, hier *djudjur*, bei den Bataks *toehor* genannt, der an den Vater der Frau ausgezahlt wird, als Ersatz für den Brautschatz, den er selbst früher hat zahlen müssen und für die Hergabe seiner Tochter, die ja nun aus ihrer Familie in seinen Stamm tritt. Der Brautschatz ist so ein Kaufpreis geworden,[1]) und die Frau kommt dadurch ganz in die Macht ihres Mannes. Der Vater hat nichts mehr über seine verheiratete Tochter zu sagen und darf nicht einmal dazwischen treten, wenn der Gatte sie mißhandelt. Um das zu ermöglichen, wird die Ehe bisweilen in der Form *tali-kulo* geschlossen, wobei ein Teil des Brautschatzes nicht bezahlt wird, das Band zwischen Vater und Tochter dann aber auch nicht ganz zerrissen ist und sie selber das Recht hat, in ihren eigenen

[1]) Gids 1880, II, 648.

Digitized by Google

Angelegenheiten und denen ihrer Kinder mitzureden. Sonst ist die Frau gleichsam die Sklavin ihres Mannes, ihre Kinder sind ausschließlich in dessen Gewalt und gehören zu seiner Familie; ja nach seinem Tode wird sie selbst das Eigentum seiner Familie, so daß seine Verwandten sie entweder selbst heiraten oder einem anderen zur Frau geben. Die Leviratsehe, der Übergang der Witwe kraft Erbgesetz auf den Bruder ihres verstorbenen Mannes, ist denn auch bei den Bataks bekannt und ebenso in Süd-Sumatra, wo sie „mit der Matte wechseln" heißt.

Neben dieser patriarchalischen Eheform besteht noch eine andere, auf Süd-Sumatra *semendo ambil anak* genannt, bei der der Mann nichts für seine Frau bezahlt, dagegen seine Familie verläßt und bei seiner Frau Wohnung nimmt, während die Kinder zur Familie der Frau gehören. Manchmal geschieht dies, weil der Mann nicht imstande ist, die Hochzeitsgabe zu bezahlen; tut er es später, dann folgt ihm seine Frau in seine Familie. Häufig aber wird eine solche Ehe eingegangen, wenn nur weibliche Abkömmlinge in einer Familie sind; würde eine djudjur-Ehe geschlossen, dann müßte in diesem Falle die Familie aussterben, und die darin erblichen Würdigkeiten würden damit für sie verloren gehen. Durch die ambil anak-Ehe jedoch wird die Hausgenossenschaft in stand gehalten durch die Frau; die Kinder gehören dabei in der Regel der Mutter, während der Mann eine ganz untergeordnete Stellung einnimmt. — Auch bei den Bataks besteht neben der patriarchalischen Ehe *(mangoli)* die *mandingding*-Form, wobei die Frau in ihrer Familie bleibt; merkwürdig ist es, daß trotzdem die Kinder zum Stamme des Vaters gehören.

Gegenüber der Exogamie steht die *Endogamie*, das Heiraten innerhalb des Stammes, so daß der Mann seine Ehegenossin aus dem eignen Stamme wählt. Diese Sitte besteht bei den Alfuren von Nord-Celebes und den Dayaks, auch den Orang laut in dem Riouw-Lingga-Archipel. Natürlich gehören die Kinder zu dem gemeinschaftlichen Stamme der Eltern.

Wo Exogamie besteht, wird die Verheiratung mit einem

Digitized by Google

Stammesgenossen der Blutschande gleichgestellt; dagegen sind dann Ehen häufig erlaubt zwischen Personen, die nach unseren Begriffen nahe miteinander verwandt sind. So sollten z. B., wo das Matriarchat vorkommt, Schwesterkinder und, wo das Patriarchat herrscht, Bruderskinder miteinander keine Ehe eingehen dürfen, doch umgekehrt wohl — und trotzdem kommt es nicht selten vor, daß genannte Ehen mit Vorliebe geschlossen werden. Der Batak z. B. verheiratet sich mit Vorliebe mit der Tochter des Onkels mütterlicher Seite. Bei endogamischen Völkern ist das Eheverbot in der Regel auf die nächsten Blutsverwandten, und zwar sowohl väterlicher- als mütterlicherseits, beschränkt; ja, der Begriff Blutschande scheint bei einigen Stämmen ganz zu fehlen, so z. B. bei den Ot Danom Dayaks, bei denen — wenigstens nach einigen Berichten, die freilich nicht über allen Zweifel erhaben sind — Bruder und Schwester, Eltern und Kinder miteinander die Ehe eingehen dürfen. Auch bei den Alfuren von Minahasa scheint vor ihrer Bekehrung zum Christentume etwas Ähnliches bestanden zu haben; man findet wenigstens berichtet, daß ungefähr vor einem halben Jahrhundert bei den Bewohnern des Distriktes Tonsawang Ehen zwischen Eltern und Kindern und Brüdern und Schwestern vorkamen. Inwieweit dieser Bericht wahrheitsgetreu ist, muß unentschieden bleiben.

Bei verschiedenen der belangreichsten Volksstämme des indischen Archipels, nämlich den Javanen, Sundanesen, Maduresen, Buginesen und Makassaren, hat sich der Stammverband, so er bestand, ganz aufgelöst, und es bestehen also keine Verbotsbestimmungen über das Heiraten innerhalb oder außerhalb des Stammes; wohl aber solche, die auf Ehen zwischen nahen Verwandten Bezug nehmen. Ebenso wie bei uns, wird die Familie dort in der männlichen Linie fortgesetzt, und es gehören so die Kinder zu der Familie des Vaters und machen mit Vater und Mutter eine Genossenschaft aus, wozu häufig die verheirateten Töchter mit ihren Männern — wenigstens einige Zeit nach der Hochzeit noch — gehören, da sie sich in dem Hause oder

Digitized by Google

auf dem Erbteile von ihrem Vater niederlassen. Merkwürdig ist aber in dieser Hinsicht die Verteilung der Kinder bei den Buginesen und Makassaren: der Vater hat nur dann Anspruch auf einen Teil der Kinder, wenn ein Brautschatz aufgebracht worden ist. Auch bei den Savunesen und Pasemahers ist Kinderverteilung, aber nur dann, wenn kein Brautschatz bezahlt worden ist und die Frau also bei ihren Eltern bleibt; bei den Benkulesen gehören die Kinder auch der Mutter; doch hat der Vater einen Brautschatz bezahlt, dann hat er Anrecht auf wenigstens ein Kind.

Der Brauch, dem Vater des Mädchens, welches man heiratet, einen Brautschatz zu geben, und der so kennzeichnend für die Exogamie ist, herrscht, soweit man nachkommen kann, bei fast allen Völkern des indischen Archipels.

Auf Sumatra finden wir die Einrichtung des Brautschatzes in Palembang, den Lampongs und Benkulen als *djudjur*, in den Batakländern als *tuhor*. Wenden wir den Blick nach Celebes, so treffen wir sie dort in Geltung bei den Makassaren und Buginesen im Süden und bei den Alfuren der Minahasa im Norden, bei ersteren unter der Benennung *sunrang* und *sompa*, bei letzteren unter derjenigen von *roko* oder *aroro*. Gehen wir über die kleinen Sundainseln nach den Molukken, so begegnen wir dem Brautschatze bei den Bewohnern von Sumba, Timor, Savu und Rotti als *belis*,[1]) bei den Ambonesen und Ceramesen als *harta*,[2]) bei den Alfuren von Buru als *kaleli*.[3]) Versetzen wir uns endlich auf Java, dann finden wir, daß außer dem *mas kawin* oder *sri kawin*, der Hochzeitsgabe, die nach den Vorschriften des mohammedanischen Rechtes an die Frau selbst zu bezahlen ist, von dem Bräutigam an seine künftigen Schwiegereltern noch ein bestimmter Preis unter dem Namen *tukon* oder *tumbassan* gezahlt werden muß. (Wilken, Gids II, 650.)

Auf der Insel Si-Malur, auch Pulu Babi oder Ferken-

[1]) Nach Gids V, 1, 718 auch *welli* (beli, bëli. Gidds V, 1, 706.)
[2]) Nach Gids V, 1, 702 auch *arta*.
[3]) Nach Gids V, 1, 702 auch *haleli*.)

Digitized by Google

insel geheißen, nennt man den Brautschatz *djinamu;* bei den Bataks *boli;* bei den Dayaks der Südostabteilung *palaku.*

Bei den Orang Lubu besteht der Brautpreis (djudjur) in einem Hahne, einem sukat Reis, einem dyantar (großen Bambus), tuwaq (Palmwein) und 900 duiten, auch wohl uit werk (pakerdjaän), das der Mann den Eltern des Mädchens zu leisten hat: ein mit Reis bepflanzte ladang von 12 kulaks (60 kati), ein Haus von 3 vadem Länge und eine kleine soppo (*Encyclopaedie* III, 121).

In Laos gibt der Mann bei der Hochzeit ein Geschenk, dessen Wert schwankt, je nach dem Orte und der Stellung der Brautleute. „Les misérables seuls épousent sans donner un seu, disent les Laos" (Aymonier I, 172). Man vergleiche I, 218, 272, 329; II, 173, 271, 283, 325.

Bei vielen der nicht-arischen, aber hinduisierten Stämme hat sich die Sitte erhalten, daß der Bräutigam einen Brautschatz zahlt; offenbar ein Überrest der Kaufehe. Namentlich sind darunter die Doms zu nennen, eine große dravidische Kaste; die Kols, ein hart arbeitendes Industrievolk, welches viel in Bergwerken beschäftigt wird; und die Santals, ein sehr interessanter und sehr großer Dschungel-Stamm. Überall bei diesen zahlt der Bräutigam den Eltern der Braut drei bis zehn Rupien. Bei den letztgenannten hat er außerdem ihrer Mutter und Großmutter, wenn sie am Leben sind, einen neuen *sari* zu schenken. (*Billington* p. 79.)

Über die Bedeutung und Entstehung des Brautschatzes schreibt *Wilken* (Gids V, 1, 685), es ließe sich keine sichere Erklärung geben, sondern nur eine Vermutung aufstellen: Die Völker, die jetzt das Patriarchat haben, müßten früher das Matriarchat gekannt haben. Regel war es also auch bei ihnen ursprünglich, daß die Frau bei der Verheiratung in ihrem Stamme und bei ihren Eltern wohnen blieb. Es braucht also wohl kaum gesagt zu werden, daß, als mit dem Aufkommen des Patriarchates die Frau aus ihrem Stamme genommen und in den des Mannes überführt wurde, dies heftigen Widerstand herausgefordert habe. Man trifft denn auch überall die deutlichsten Spuren, daß gewaltsame

Digitized by Google

Entführung das Mittel war, durch welches primitive Heiraten zustande kamen. Die Entführung war natürlich eine Beleidigung für den Stamm, doch besonders für die Eltern und Verwandten des Mädchens; eine Beleidigung, die nur mit dem Schwerte, mit dem Blute des Schuldigen getilgt werden konnte. In alten Zeiten war aber Abkaufen der Rache ein sehr gebräuchlicher Ausweg, und so mag denn auch schon frühzeitig das Zahlen einer Sühngabe in Geld und Gut, eine Buße an die Stelle des Racherechtes für die Entführung getreten sein. So gesellten sich von selbst zu der exogamischen, patriarchalischen Ehe das Bezahlen eines bestimmten Preises an die Eltern des Mädchens. Anfänglich eine Vergütigung für die Beleidigung infolge der Entführung, blieb das Bezahlen dieses Preises kraft der Gewohnheit noch bestehen, als dieser Tatbestand nicht mehr vorlag und die Entführung nicht mehr tatsächlich vorkam, sondern entweder ganz wegfiel oder nur zum Scheine vorgenommen wurde und von einer Beleidigung keine Rede mehr war.

Ist diese Deutung richtig, dann ist der Begriff eines Kaufes ursprünglich nicht damit verbunden gewesen; der Brautschatz war zuerst keine Kaufsumme. Wo die Exogamie und das Patriarchat bestehen blieben, ist er es aber allmählich von selbst geworden. Halten wir hier im Auge, daß die Frau bei ihrer Verheiratung aus ihrem Stamme und aus ihrer Familie tritt und als Besitztum in den Stamm und die Familie des Mannes übergeht, wozu auch ihre Kinder gehören: durch die Verheiratung hat also die eine Partei Vorteil, die andere Verlust. Nachdem also dem Brautschatze die Eigenschaft einer Sühngabe einmal abhanden gekommen war, mußte sich allmählich von selbst der Begriff einer Vergütung von seiten der Familie des Bräutigams, die den Vorteil hatte, an die Familie der Braut, die den Verlust erlitt, daran auszubilden. In der Auffassung der Völker, die die Exogamie und das Patriarchat haben, kann der Brautschatz also nichts anderes sein als der Preis, für den die Frau von ihrem Stammes- und Familienverbande losgelöst wird und in den Stamm, die Familie ihres Mannes

Digitized by Google

übergeht. Die Ehe ist hier demnach durchaus ein do ut des, ein Kauf, und die Frau ein gekaufter Gegenstand. Daher nimmt dann auch die Frau im Hause eine ganz untergeordnete Stellung ein, ist nicht viel mehr als eine Sklavin ihres Mannes. Alles was sie erarbeitet, ist dessen Eigentum. Sie besitzt nichts, ist im Gegenteil selber ein Teil des Besitztums. Heiraten unter Zahlung eines Brautschatzes heißt denn auch bei den Bataks *mangoli*, kaufen;[1]) die Frau heißt *tinokor* (Ware), *djolma* (Mensch), *pasigadong* (Speisenbringerin), *parsonduk* (Speisenschöpferin).

Bei einigen Stämmen ist der Betrag des Brautschatzes recht ansehnlich; in der Regel hängt er von dem Range und Stande des Mädchens ab, von ihrem Alter, ihrer Schönheit, ob sie noch unberührt ist oder nicht, auch wohl von dem Takte der Unterhändler. Bei den Timoresen werden für eine Fürstentochter Güter im Werte von 800—940 Gulden gegeben, für eine Frau aus geringerem Stande ungefähr 113 Gulden. Bei den Alfuren der Minahasa betrug der Brautschatz bei Vornehmen bisweilen 1000, in der Regel 300—500 Gulden; bei Geringeren 80—100. Bei den Malaien von Palembang, Benkulen und bei den Lampongers schwankt er von 100—2000 Gulden; bei den Bataks von 50—500, bei den Niassers von 100—2000; meistens in Waren zu entrichten. Wo der Brautschatz eine solche Höhe erreicht — wobei jedoch zu bemerken ist, daß er zur Erhöhung des Ansehens der Beteiligten häufig höher angegeben wird als mit dem wahren Bestande stimmt — kann dies ein ernstliches Hindernis für die Schließung einer Ehe abgeben; darum hat die Regierung hier und da versucht, ihn zu vermindern, wie in Mandeling und Angkola, wo der Höchstbetrag nach Beratung mit den Häuptlingen auf 30 Gulden festgesetzt worden ist, oder selbst abzuschaffen, wie in Palembang und Benkulen. In beiden Fällen scheint die Maßregel aber das Ziel verfehlt zu haben, da alles beim alten geblieben ist. Bei einer Anzahl von Völkern wird der Brautschatz mehr als Formsache betrachtet und ist auf einen

[1]) Auf Timor *haafoli*, jemandem etwas verkaufen.

Digitized by Google

unbedeutenden Betrag heruntergedrückt worden, oder wird, wie z. B. bei den Buginesen, teilweise zurückgezahlt oder mit Gegengeschenken wett gemacht. Doch ist der Gedanke, daß die Frau vom Vater losgekauft wird, bei den meisten Eingeborenen keineswegs ein überwundener Standpunkt. Das soll aber nicht heißen, daß, im allgemeinen gesprochen, auf die Neigung der beiden Parteien kein Gewicht gelegt werde; häufig werden Beziehungen zwischen den jungen Leuten angeknüpft, bevor noch von einer Anfrage behufs Verheiratung die Rede ist. Ja, bei einer Anzahl Stämmen ist der Verkehr der unverheirateten Mädchen mit den Männern ganz frei und sehr ausgelassen, und auf das Bewahren der Keuschheit seitens unverheirateter Frauen wird kein Wert gelegt; man findet sogar bei einigen darunter das Recht, daß der Vater mit seiner Tochter *vor* ihrer Verheiratung Umgang haben darf — letzteres freilich nur als Vorrecht der Vornehmen! Bei den Javanen, Sundanesen, Maduresen und den Malaien der Padangschen Oberländer wird auf die Unberührtheit der Braut Gewicht gelegt; bei denselben Völkern wird häufig — bei einer ersten Verheiratung in der Regel — nicht nach der Zustimmung des Mädchens gefragt. Bei den Malaien werden die jungen Männer auch wohl verheiratet, ohne daß nach ihrer Einwilligung gefragt wird. Auch bei den Makassaren und Buginesen wird auf die Keuschheit der Braut Gewicht gelegt.

Das Los der verheirateten Frau ist bei den verschiedenen Stämmen verschieden. Dort, wo das Matriarchat herrscht, übt die Frau im Hauswesen meist einen überwiegenden Einfluß aus; bei exogamischen Ehen dagegen, wo die Frau das Eigentum des Mannes ist, wird ihre Lage bisweilen sehr beklagenswert, vor allem nach dem Tode ihres Gatten, z. B. bei den Bataks. In endogamischen Ehen, wie z. B. bei den Dayaks, ist sie häufig dem Mann ebenbürtig; auch da, wo der Stammverband sich gelöst hat, ist dies nicht selten der Fall, und so hat die Frau keinen geringen Einfluß im Hauswesen, ja sogar, wie bei den Buginesen und Makassaren, in öffentlichen Angelegenheiten. Große Bedeutung hat hierbei das Bestehen oder Fehlen der Poly-

Digitized by Google

gamie. Bei den meisten Völkern des indischen Archipels ist das Halten von mehr als einer Frau erlaubt, kommt aber in den geringeren Ständen selten vor. Vornehmere haben in der Regel eine Frau von ungefähr gleichem Range, die dann auch als Hausfrau geehrt wird, aber daneben noch andere Frauen von geringerer Herkunft, mit denen sie wohl verheiratet sind, die aber in allem der erstgenannten nachstehen, häufig unter ihrer Aufsicht stehen und ein wenig beneidenswertes Leben führen. Auf Java stehen sich so gegenüber die *padmi* oder Hauptfrau und die *selirs* oder *gundiks;* die von letzteren geborenen Kinder sind niedriger im Range als die der padmi. Diese selirs, häufig, aber zu Unrecht, Maitressen genannt, sind zwar geheiratete Frauen, aber ihre Hochzeit wird weniger prächtig gefeiert als die der Hauptfrau, so daß der Bräutigam nicht selbst dabei erscheint, sondern sich z. B. durch seinen kris vertreten läßt. Bisweilen wird sogar die Ehe erst geschlossen, wenn die selir schwanger ist; wenn der Mann Lust hat, eine neue Nebenfrau zu heiraten, läßt er sich von einer der bisherigen, jedoch nicht von der Hauptgattin, scheiden, wenn er die vom Islam gestattete Anzahl, nämlich höchstens vier, überschreiten sollte. Die geschiedene Nebenfrau behält dann in der Regel ihre Wohnung im Hause ihres früheren Gatten, in derselben untergeordneten Stellung als zuvor. Was vom Lose dieser Nebenfrauen gesagt wird, gilt, wie sich von selbst versteht, bisweilen nicht, wenn nämlich ein Mann neben seiner ersten Frau eine jüngere nimmt, die von ihr der Abstammung nach nicht viel verschieden ist und die erste Stelle im Hause zu erobern weiß, oder wenn ein Mann, der häufig hin und her zieht, seine Frauen an verschiedenen Orten wohnen läßt.

Die in Altindien wohlbekannte Einrichtung der Leviratsehe besteht im Archipel z. B. bei den Bataks, und man nennt hier das Heiraten der Witwe seines Bruders oder eines seiner nächsten Verwandten *mangabija.* Die Regel dabei ist, wenigstens bei den Bataks der Landschaften Angkola und Sipirok auf der Westküste, daß die Witwe stets einem jüngeren Bruder zufällt. Die Ehe zwischen der Witwe

Digitized by Google

eines jüngeren Bruders und einem älteren Bruder wird dagegen als Blutschande betrachtet und deshalb mit dem Tode bestraft; die Leiche des Hingerichteten wird verzehrt. Abgesehen vom Bruder geschieht es auch nicht selten, daß ein Neffe oder Onkel, ja sogar ein Stiefsohn die Witwe übernimmt.

Nicht allein die Bataks der Westküste von Sumatra haben die Leviratsehe; wir treffen sie auch bei den Karo-Karo der Ostküste, in den Bovenlanden von Deli. Nach dem Tode des Mannes wird seine Ehegenossin, gleichgültig ob sie Kinder hat oder nicht, von seinem Bruder oder, in Ermangelung dieses, von dessen Sohn zur Frau genommen. Hatte der Verstorbene keinen Bruder, dann weist ihr der Häuptling einen Gatten aus der Sippe desselben zu. Noch vor dem Begräbnis kann die Ehe vollzogen werden; Festlichkeiten finden dabei nicht statt. Die Regel, daß die Frau nach ihrer Verheiratung unabänderlich zu dem Stamme des Mannes gehört und also nicht mehr außerhalb dieses sich verheiraten kann, wird dabei aufs strengste beachtet.

Auf Nias besteht ebenfalls das Levirat, unter denselben Bedingungen wie eben angegeben. Nur bei offenkundiger Schwangerschaft verschiebt man die Wiederverheiratung und wartet die Entbindung ab. (Wilken, Gids V, 1, 696, 699.)

Bei den Alfuren von Buru bleibt die Witwe ebenfalls Mitglied des Stammes des verstorbenen Mannes, und jedes Mitglied des Stammes hat dann das Recht, sie ohne Brautschatz zu heiraten. Den nächsten Blutsverwandten des verstorbenen Gatten kommt auch hierbei der Vorrang zu. So sieht man denn, daß die Witwe in der Regel an seinen ältesten Bruder fällt, oder falls dieser nicht geneigt ist, sie zu übernehmen, was freilich nur selten vorkommt, an den auf ihn folgenden Bruder usw. Hier ist zu beachten, daß es einem jüngeren Bruder nicht gestattet ist, die Witwe eines älteren Bruders zu heiraten; das Umgekehrte also von dem, was bei den Bataks Brauch ist. Sind keine Brüder vorhanden oder sind sie alle jünger als der Verstorbene, so dürfen die übrigen Mitglieder der Genossenschaft ihre Ansprüche an die Witwe geltend machen.

Digitized by Google

Die Alfuren von Ceram haben ungefähr dieselben Sitten. (*Wilken* l. c. 703.)

Die Timoresen können sich von der Verpflichtung, die Witwe eines Bruders zu übernehmen, durch Zahlung einer erheblichen Summe an die Familie der Frau loskaufen.

Leviratsehe besteht auch bei den Bewohnern der Palembangschen Bovenlanden, Benkulen und Lampongschen Bezirken. Von letzteren wird berichtet, daß gelegentlich sogar eine Braut an den Bruder ihres verstorbenen Bräutigams überging, weil der Brautschatz schon bezahlt war und der Vater sein Geld nicht umsonst ausgegeben haben wollte. (Wilken l. c. 703, 707, 713.)

Bei den Arunesen übernimmt ein unverheirateter Bruder die Witwe, ohne einen Brautschatz zu bezahlen.

Wenn bei den Dayaks der Landschaften Dusun, Murung und Sijang der Mann stirbt, muß die Frau, und besonders wenn er reich gewesen ist, den Bruder ihres verstorbenen Mannes heiraten, und, wenn keiner vorhanden ist, einen der nächsten Blutsverwandten, damit das Vermögen ungeteilt in der Familie bleibt. Verspürt die Witwe aber keine Lust, wieder in die Ehe zu treten oder die verpflichtete Person als Ehegatten anzunehmen, so genügt es auch, wenn sie das ganze Vermögen des Mannes an dessen Blutsverwandte zurückgibt. (Schwaner, Tijdschrift I, 217; Gids V, 1, 749.)

Wilken betont an letzterer Stelle, daß wir es hier mit keiner eigentlichen Leviratsehe zu tun haben, da diese bei Endogamie überhaupt nicht vorkommen kann und die Frau hier keineswegs willenlos ist. Etwas Ähnliches ist die Gewohnheit der See-Dayaks von Sarawak, derzufolge der Witwer die Schwester seiner verstorbenen Frau heiratet, häufig noch dazu von deren Eltern ermutigt „in order to bring up the children as one family". (l. c. 676, 750 Anm. 1.)

*

Hat man beschlossen, zwei Liebende zusammen zu geben, so muß man zunächst den richtigen Monat und den günstigen Tag dafür aussuchen. Vorwiegend wird die Zeit emp-

Digitized by Google

fohlen, da die Sonne ihren Lauf nach Norden richtet und der Mond zunimmt,, über die Auswahl des dominierenden Gestirnes dagegen ist die Meinungsverschiedenheit größer; sie geht sogar soweit, daß einige, wie *Aśvalāyana* sagt, die Hochzeit zu jeder Stunde erlauben.

Auf Java gilt bei Angesehenen der Monat Surô für Heiraten als günstig, während das gewöhnliche Volk ihn für unheilbringend ansieht. Sonst gelten noch die Monate Rabingulakir, Djumadilakir und Dulhidjah oder Bĕsar als glückverheißend beim Schließen von Ehebündnissen. Dagegen bringt nach dem Volksglauben Sapar eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen mit in die Ehe, Rabingulawal oder Mulud viele Zwistigkeiten und Ungelegenheiten, Radjĕb mühevollen Lebenserwerb, Saban oder Ruwah viele Krankheiten und Sawal viel Verdruß, während Djumadilawal baldige Ehescheidung bedeutet.

Ungünstige Tage zum Schließen der Ehe sind auch der Sterbetag des Vaters und der des Großvaters. Ebenso müssen gewisse Abschnitte des Tages vermieden werden. Das Etmal nämlich wird bei den Javanen in fünf ***sangat*** (Teile) geteilt, die unter der Aufsicht der fünf mohammedanischen Engel und Propheten Aḥmad, Djabaraïl, Ibrahim, Jusup und Ngidjraïl stehen. Die Reihenfolge, in der diese die Herrschaft führen, ändert sich in der Weise, daß jede sangat in regelmäßiger Abwechslung erst an Aḥmad, dann an Djabaraïl, weiter an Ibrahim etc. kommt. Für das Schließen einer Ehe nun wird stets der Zeitabschnitt gewählt, der unter Aḥmad oder unter Djabaraïl steht. Die übrigen werden für ungünstig angesehen, indem Ibrahim auf Blutvergießen, Jusup auf mühseliges Gewinnen des Lebensunterhaltes oder eines Amtes und Ngidjraïl auf unglückliches Leben und frühzeitigen Tod deutet.

Auch die weniger zivilisierten Völker des Archipels haben ihre bestimmten Zeiten und Zeitabschnitte, die zur Eingehung der Ehe bevorzugt werden. Der Olo-Ngadju z. B. heiratet mit Vorliebe bei abnehmendem Monde, während die Niasers dazu den 2., 5., 7., 8. und 11. des Monates aussuchen. Mann und Frau sollen dann keine Krankheiten

Digitized by Google

zu fürchten haben, zusammen ein hohes Alter erreichen, mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein und im Aufziehen von Ferkeln und Geflügel Glück haben. (Wilken Bijdragen V, 4, 380 f.)

Die eigentliche Hochzeit, das kanyādāna, wird in Altindien eingeleitet durch die Ankunft und feierliche Begrüßung des Bräutigams im Hause des Schwiegervaters. Hübsche, junge unverwitwete Frauen geleiten den Bräutigam dorthin, treiben unterwegs mit ihm allerlei Schabernack und lassen ihren Mutwillen an ihm aus. Die Braut ist inzwischen in Gersten- oder Bohnenmehl gebadet worden, und ein lieber Freund hat ihr auf den Kopf feinstes surā-Wasser gegossen, so daß es über ihren ganzen Körper hinabläuft; auch wird damit ihr Schoß benetzt. Zum Empfange des Bräutigams wird ein überaus umständliches Ritual in Anwendung gebracht; man bietet ihm Grasbündel als Sitz- und Fußbank, Wasser zum Mundausspülen, zum Füßewaschen etc. Dann beschenkt er die Braut mit einem neuen Gewande; nach anderen Quellen mit einem Schmuckkästchen, einem dreimal gesprenkelten Stachel vom Stachelschweine und einem Spiegel. Nun heißt der Vater oder sein gesetzlicher Stellvertreter beide zusammen aufstehen und übergibt das Mädchen dem Bräutigam zu eigen, der nun zur Abhaltung der eigentlichen Hochzeitsfeier mit ihr aus dem Hause hinausschreitet. Auch zu dieser Übergabe gehört eine Fülle umständlichen Formelkrames, den man in meinen Beiträgen zur indischen Erotik p. 666 nachsehen möge.

Es folgt nun zunächst das feierliche Opfer, dessen Vorbereitung und Ausführung alle Quellen beschreiben. Die nächste sehr wichtige Hochzeitszeremonie ist das Ergreifen der Hand (der Braut seitens des Bräutigams), wobei der Mann mit seiner rechten Hand, deren Fläche nach abwärts gewandt ist, die Rechte der Frau ergreift, deren Fläche nach oben gewandt ist. Je nachdem er den Wunsch hat, Mädchen oder Knaben zu erzeugen, faßt er dabei ihre vier Finger oder nur den Daumen; wer keinen besonderen Wunsch hat, der ergreift ihre Hand etwas oberhalb des

Digitized by Google

Daumens und etwas oberhalb der Härchen des Handrückens. (So nach Āpastamba; nach Hiraṇyakeśin und Āśvalāyana faßt er die Hand samt dem Daumen in der Gegend der Härchen, wenn er sowohl Knaben als Mädchen wünscht.)

Danach läßt der junge Mann, nach anderer Lesart die Mutter, das Mädchen nördlich vom Opferfeuer mit dem rechten Fuße auf einen Stein treten und spricht dazu: „Tritt auf diesen Stein, wie der Stein sei du fest! Tritt nieder die Feinde, besiege die Widersacher!" Nach dem Mānavagṛhyasūtra läßt „man" sie beide mit dem rechten Fuße auf den Stein treten. Diese Handlung wird dreimal wiederholt.

Der wichtigste Teil der Hochzeitsfeier, dessen Name bezeichnenderweise zugleich ein Synonymon für Heirat im Sanskrit ist, besteht in dem Herumführen der Braut durch den Bräutigam um das Feuer, dem sogenannten pariṇayana. Es geschieht in der Weise, daß das Paar dem Feuer die rechte Seite zukehrt; die meisten Autoren verlangen eine dreimalige Wiederholung, zwei davon eine viermalige.

Es folgt nun das Körneropfer. Der Bräutigam, oder nach der Ansicht einiger Lehrer der Bruder der Braut, gießt auf ihre hohl aneinandergelegten Hände Opferschmalz, streut zweimal geröstete Körner darauf, besprengt sie nochmals mit Opferschmalz und opfert sie dann im Feuer mit den Worten: „Diese Frau hier betet, indem sie Körner streut: ‚Langlebig sei mein Gemahl, gedeihen mögen meine Verwandten!'" Für den Bruder kann auch der Vater der Braut oder ein Brahmane, nach einer Lesart auch der Sohn des Oheims väterlicher oder mütterlicher Seite eintreten.

Auch hier empfehlen die Gelehrten eine dreimalige Wiederholung.

Die letzte Handlung besteht in der Ausführung der feierlichen sieben Schritte.[1]) Mit dem rechten Fuße muß

[1]) Es sei hier daran erinnert, daß die „sieben Schritte" in Indien sprichwörtlich sind. Gute Menschen schließen Freundschaft, wenn sie sieben Schritte miteinander gegangen sind.

Digitized by Google

die Braut dabei zuerst ausschreiten, nach Osten oder Norden, oder auch in nordöstlicher Richtung. Es wird ausdrücklich davor gewarnt, mit dem linken Fuße zuerst zu beginnen; außerdem soll dieser nicht am rechten vorüberschreiten, sondern wird immer bloß „nachgestellt", um es turnerisch auszudrücken.

Hier möchte ich noch alle die Neben- und Zwischenzeremonien erwähnen, die sich in unseren Quellen hier und da vorfinden. Da wäre zunächst das obligate Weinen der Braut zu nennen; ferner die Beschwörung der Braut, behufs Abwendung des „gattentötenden Unheils", und ein bedeutsames Lösen der Haarflechte, welches nach *Haas* „symbolisch den Austritt der Braut aus ihrer Familie in die des Bräutigams" bedeutet.

Von dem, was man etwa Nachfeier der Hochzeit nennen kann, läßt sich nicht immer mit Gewißheit sagen, wann diese oder jene Handlung stattfindet; ob in der Wohnung der Brauteltern oder in der des jungen Paares. Nach *Gobhila* führt man die Jungvermählten, sobald die Sprüche bei dem pāṇigrahaṇa beendigt sind, hinweg zu einem in nordöstlicher Himmelsgegend gelegenen, angemessenen Brahmanenhause. Dort findet sich das Feuer bereits aufgestellt. Westlich vom Feuer liegt eine rötliche Stierhaut mit den Haaren nach oben und dem Halse nach Osten. Auf dieses Fall setzt sich die Braut und bleibt schweigend sitzen, bis die Sterne aufgehen. Dann opfert er (der Ehemann?) sechs Schmalzspenden, wobei er jedesmal den Rest im Opferlöffel der jungen Frau auf das Haupt träufelt; beide erheben sich und treten hinaus; er zeigt ihr zuerst den Polarstern, wobei sie spricht: „Fest bist du; fest möge ich im Hause meines Gatten sein"; und darauf den Stern Alkor.

Haben die jungen Leute nach ihrem Heim einen weiten Weg, so daß eine wirkliche Abreise stattfindet, so sind auch in diesem Falle eine Menge von Gebräuchen vorgeschrieben. Von den Zugtieren wird zuerst das rechte angeschirrt, natürlich, wie bei allen diesen und ähnlichen Handlungen, unter dem Hersagen heiliger Sprüche aus dem Veda. Wenn die Braut den Wagen besteigt, bespricht man sie mit vier

Digitized by Google

Sprüchen; zwei Schnüre breitet man quer über die beiden Wagengeleise, eine blaue über das rechte, eine rote über das linke; über diese beiden Schnüre fährt der Wagen hinweg. Den Wagen soll man mit einem ungebrauchten Gewande oder darbha-Gras abwischen und die Räder mit einem Spruche segnen. Kommt das junge Paar an einem Dorfe, einem alleinstehenden Baume, einem Leichenacker, einem Kreuzwege oder einem Badeplatze vorbei, so ruft es Rudra an. Wenn ein Gewässer zu überschreiten ist, so macht man Halt und bringt den Wassern Handspenden dar. Bricht eine Achse, geht etwas Angebundenes los, stürzt der Wagen um oder ereignen sich andere Unfälle, so stelle der Gatte das Opferfeuer auf und opfere.

Bei der Ankunft im Hause breitet der junge Ehemann ein rotes Stierfell, und zwar auch hier mit dem Nackenteile nach Osten und der Haarseite nach oben, in der Mitte der Wohnung aus und läßt die Frau mit dem rechten Fuße eintreten, wobei sie die Schwelle nicht berühren darf. Danach setzt er ihr den Sohn einer Frau, welche nur männliche Kinder geboren hat und deren Söhne am Leben sind, auf den Schoß.

Baudhāyana kennt die Sitte, daß die Verwandten des jungen Paares es mit grünen Gerstenhalmen bewerfen, während es auf dem Stierfelle sitzt. Die Zeremonie des Sternezeigens und des Sitzens auf dem Stierfelle verlegen *Āpastamba* und andere, wie ausdrücklich bemerkt wird, in das Haus der Jungvermählten.

Die Einrichtung der Tobiasnächte ist in Altindien wohlbekannt; und zwar nicht nur den Verfassern der Ritualbücher, sondern auch dem Verfasser des Kāmasūtra. Die Vorschriften lauten, daß die beiden Gatten die ersten drei Nächte sich der ehelichen Beiwohnung enthalten, auf dem Erdboden schlafen und scharf gewürzte, sowie scharf gesalzene Speisen vermeiden; *Khādira* verbietet auch Milch; *Śāṅkhāyana* empfiehlt als Nahrung Mus in saurer Milch. Einige dehnen die Frist der Enthaltsamkeit auf zwölf Nächte, auf vier Monate, ein halbes Jahr, ja, auf ein ganzes Jahr aus. Je nach der Dauer der Enthaltsamkeit ist dann auch

Digitized by Google

zum Lohne der Sohn beschaffen, der dem Bündnis entsprießt. *Winternitz* gibt in seinem „Hochzeitsrituell" p. 87 die Erklärung der dabei in Betracht kommenden fünf Fälle.

Bei Vātsyāyana wird p. 198 ebenfalls eine drei Nächte lang dauernde Enthaltsamkeit, das Schlafen auf dem Fußboden und ohne Zutat von Melasse und Salz bereitete Speise empfohlen. Nach dem Kommentator *Yaśodhara* ist das Essen hauptsächlich mit Honig, Milch und Schmelzbutter zu bereiten. An weiteren sieben Tagen findet die gemeinsame Mahlzeit nunmehr mit Melasse und Salz und am Tage, nicht mehr nachts, statt. Man nennt das allgemein die Zehntagefeier (daśarātrikā).

Wie *Matthes* in seinen Bijdragen tot de ethnologie van Zuid-Celebes (34 f.) erzählt, erfolgt auch hier nach der Eheschließung keineswegs gleich die eheliche Gemeinschaft; vielmehr wird diese, vor allem bei vornehmen Eingeborenen, noch eine geraume Zeit, bisweilen wohl einen ganzen Monat, verschoben. Diese Zeit wird dann mit allerlei Vorstellungen ausgefüllt; in allem muß die Frau zeigen, daß der Mann eine gehaßte Person ist; z. B. dadurch, daß sie keine Lust zeigt, in seiner Gegenwart zu essen; ihn keines Blickes würdigt, sondern stets stracks vor sich hin sieht, bis sie sich endlich gefangen gibt und ihm eine sirih-Prieme anbietet. (Wilken in Gids II, 646 und Van Eck, Gids III, 2, 1032.)

Die Hochzeitsgebräuche der heutigen Hindus unterscheiden sich in manchen wesentlichen Punkten von denjenigen der mohammedanischen Rasse, und große Verschiedenheiten bestehen ferner zwischen denen der verschiedenen Kasten. Weitere Abweichungen ergeben sich außerdem noch zwischen den rein arischen und den ureingesessenen Stämmen, selbst wenn diese, wie z. B. in Orissa oder an der Küste Malabar, das Hinduwesen entweder vollständig oder mit Abänderungen angenommen haben. Es würde nicht schwer halten ein ganzes Buch mit diesen mannigfaltigen Gebräuchen zu füllen, oder Gründe und Erklärungen für die meisten von ihnen zu finden. Es mag indessen genügen, die eigenartigsten davon zu beschreiben;

Digitized by Google

und zwar sind die der Brahmanen besonders anziehend, sei es nun in dem allbekannten östlichen Bengalen oder auf den selten besuchten Abdachungen der West-Ghats.

Unter den neun Eigenschaften, welche die Satzungen der Brahmanen als für das Verhalten wesentlich bezeichnen, befindet sich auch *ávritti*, die Eingehung einer gesetzmäßigen Ehe. Diese Feier ist denn auch mit einem gewaltigen Ritualzaune eingehegt worden; aber vorausgesetzt, daß das Mädchen verheiratet wird, ehe es die Pubertät erreicht hat, tut es nicht viel zur Sache, in welchem Alter die Verheiratung stattfindet. Nachdem die einleitenden Schritte getan sind und zwischen den beiden Kontrahenten gegenseitiges Einverständnis hergestellt worden ist, ist der erste zu unternehmende Schritt das Schminken von Braut und Bräutigam mit Gelbwurz. „Ich glaube," sagt *Billington*, „daß nach der strengen Sitte dies zuerst bei dem Knaben oder jungen Manne vorgenommen werden muß und daß ein wenig von diesem Präparate, das er selbst benutzt hat, dem Mädchen zu schicken ist, außer er wohnt zu weit entfernt, als daß die Sendung sie an demselben Tage noch erreichen könnte. Dieser wird aus astrologischen Gründen ausgewählt, und es ist wesentlich, daß beide an diesem Tage geschminkt werden. Dann beginnt eine Reihe von Gesellschaften, die je nach den Verhältnissen der beiden Familien und ihrer Freunde drei Tage bis einen Monat dauern. Die Regel ist, daß ein großes Essen gegeben wird; zuerst von den Eltern des jungen Paares, und daß danach Angehörige und Verwandte eine solche Reihe von Gastmählern geben, daß bis zur eigentlichen Hochzeit niemand von ihnen wieder in seinem eigenen Hause ißt! Die Nacht unmittelbar vor der Hochzeit versammeln sich so viele verheiratete Freundinnen beider Familien als nur möglich und speisen zusammen, wobei sie Betelblätter und Arekanüsse bekommen; man erwartet von ihnen, daß sie aus Erkenntlichkeit für diese Gastfreundschaft Heil und Segen auf das Brautpaar herabflehen. Ein *sraddh* (Opfergottesdienst) wird am Morgen des Tages abgehalten, an welchem der Bräutigam sich in feierlichem Zuge nach dem Hause der Braut begeben will, und die

Digitized by Google

Gunst der Hausgottheiten sowie der abgeschiedenen Vorfahren für drei oder vier Generationen aufwärts zu gewinnen gesucht.

Die *bar jutri*, die Prozession des Bräutigams, setzt sich gewöhnlich am Abend in Bewegung; er nimmt mit sich einen „besten Mann", in der Regel seinen jüngeren Bruder und ein reines Kind. Die Frauen aus der Familie der Braut empfangen ihn mit lärmendem Jauchzen: „Ulu, ulu!" (Freude, Freude!), aber er nimmt Platz auf einem erhöhten dais, das in Bengalen *masnad* genannt wird, und wartet, bis der Augenblick kommt, da die Zeremonie mit günstigem Erfolge vor sich gehen kann. Der erste Schritt hierbei ist für den Vater des Mädchens, ihn in eins der Zimmer des Hauses zu führen, wo er auf einer mit Reismehl bestrichenen Bohle steht, ein Symbol für den Segen, der seine Schritte begleiten soll. Wasser zum Waschen seiner Füße und ein Sirup, zu dessen Herstellung reichlich Honig gehört, wird ihm angeboten, was er beides zum Zeichen, daß er annimmt, berührt.

Inzwischen haben aber auch die Frauen ihre besonderen Gebräuche zu beobachten; und die Mutter der Braut bewillkommnet ihren künftigen Schwiegersohn damit, daß sie etwas geronnene Milch auf seine Füße gießt. Der ganze Ritus, der dann vollzogen wird, heißt *satusi*, oder, wie wir es übersetzen können, die sieben Lichter Hymens, und ist überaus merkwürdig. Sieben verheiratete Frauen, alle in festlicher Kleidung, von denen eine die Brautmutter sein muß, ausgenommen sie ist verwitwet und darum von der Vollziehung jeder öffentlichen Handlung ausgeschlossen, in welchem Falle ihre Stelle von einer Tante eingenommen wird, halten eine jede eine Fackel aus kleinen Bindfaden und Baumwollenabfall. Die Mutter oder Tante macht die Anführerin und trägt auf ihrem Kopfe eine flache Schüssel mit einundzwanzig kleinen Lichtern rund herum. Siebenmal umwandeln sie den Bräutigam, und alle bemühen sich, die Lichter in der Schüssel auf seinen Kopf zu setzen, wobei Wasser ausgesprengt wird und eine aus ihrer Zahl das Muschelhorn bläst, während die übrigen „Ulu, ulu!" rufen.

Digitized by Google

Dieser Ruf wird von allen fortgesetzt, während die Brautmutter (oder Tante) des Bräutigams Braue mit einer seltsam mannigfaltigen Sammlung von Dingen berührt, die aus Betel und Arekanuß, geronnener Milch, Sandelholz, Öl, ein wenig Schlamm vom Ganges, einem Spiegel und einem Pisangbüschel bestehen. Ich muß sagen, daß ich diese Zeremonie nicht zu sehen bekommen habe, und da ich den Haß der Brahmanenkaste gegen die Europäer kenne, denke ich mir, daß nur sehr wenige Nichtkastenangehörige sie gesehen haben. Indessen habe ich meine Kenntnis von diesem Punkte aus besonderen, verläßlichen Quellen geschöpft und gebe sie ohne Zögern wieder. — Der nächste Schritt ist, wie ich glaube, der, daß die Mutter dem jungen Manne ein Weberschiff in die Hände gibt und ihm Hand und Fuß bindet, um die Fesseln sinnbildlich anzudeuten, die er auf sich genommen hat; er bekundet dann seine Demut, indem er wie ein Schaf blökt. Es gibt noch eine andere und vielleicht hübschere Form, in der das künftige Glück angedeutet wird, indem sie auf seine Lippen ein Schloß legt und den Schlüssel umdreht, womit sie andeuten will, daß die Tür unfreundlicher Rede verschlossen worden ist.

Eine brahmanische Braut trägt rote Seide an ihrem Hochzeitstage; und nachdem die auf den Bräutigam sich beziehenden Gebräuche abgehalten worden sind, wird sie, auf einer Bohle sitzend, von ihren Dienern hereingebracht, die den Bräutigam siebenmal umschreiten. Wenn sie vor ihm niedergesetzt worden ist, breitet man schnell ein großes Tuch für ein paar Sekunden über beide: man glaubt, daß in diesem Augenblick die Liebe zu ihnen kommt, um ihr Leben lang bei ihnen zu wohnen. Sie tauschen dann Kränze aus und treten nunmehr in das Licht der Öffentlichkeit; danach gibt es selbst in den höchsten Kasten nur wenige Geheimnisse oder Mysterien im Ritus.

Die nächste Stufe ist das *sampradan*, die Hingabe und Annahme der Braut, wobei der Vater derselben, die vom anwesenden Priester rezitierten Worte nachsagend, sie dem Bräutigam anbietet; und diese Formel der Annahme lautet:

Digitized by Google

„Wer gab sie? Liebe gab sie. Wem gab sie sie? Der Liebe gab sie sie. Liebe ist die Geberin, Liebe ist die Empfängerin. Liebe überschreitet den Ozean. Mit Liebe nehme ich sie an. Liebe — mag sie auch die deinige sein." Geschenke werden dann ausgetauscht, und das Paar wird nach dem Brautzimmer geleitet, wobei ein Ende ihres *sari* an dem Gewande des Bräutigams befestigt ist. Jedoch bildet es einen Teil dieser Zeremonie, daß eine Anzahl junger Frauen sich bereits in diesem Zimmer befinden, deren Aufgabe es ist, die Neuvermählten für den Rest der Nacht keinen Schlaf finden zu lassen. Schließlich kommt die *kusandika*, die in allen höheren Kasten als der Schluß und am festesten bindende Teil der ganzen Feier betrachtet wird. Unter priesterlicher Beihilfe wird Feuer von geweihter Stätte geholt und *ghi* (zerlassene Butter) als Opfergabe darauf gegossen. Davon werden sieben Male abgesteckt, auf welche die Braut treten muß, und zum Zeichen, daß sie ihm völlig untertan sei, folgt der Bräutigam unter dem Hersagen gewisser vorgeschriebener Formeln, indem er in ihre Fußtapfen tritt. Dann vertauscht die neugebackene Frau ihr *gotra*, das Familienzeichen, gegen das ihres Gatten, und der Jüngling macht eigenhändig ein Zeichen mit Mennige auf ihrer Stirn. Drei Tage nach der Hochzeit wird das junge Paar auf ein mit Blumen umgebenes Bett gelegt und dann ein Schlußfest gegeben, zu dem der Reis von der jungen Braut zubereitet sein muß. Ißt ihn die Familie des Bräutigams, so ist das ein Beweis der Anerkennung dafür, daß alle Forderungen des Zeremoniells und der Kaste richtig erfüllt worden sind." (Billington 71.)

Alle Hindus, ausgenommen die allerniedrigsten, sehen es als für die Gültigkeit der Ehe wesentlich an, daß ein Brahmane als Priester dabei zugegen ist. Wenn die Heirat durch die Mitwirkung des *hajjam* zustande gebracht worden ist, unterstützt er den Priester bei der Zählung der Mitgift, was einen Teil des Zeremoniells bildet. An der Westküste indessen, bei den Kadupattars, einer niedrigen Schullehrerkaste, ist es dem Barbier sogar erlaubt, gewisse Handlungen selbst zu vollziehen, wiewohl der *tali*, das Hoch-

Digitized by Google

zeitssymbol, bei ihnen immer von einer nahen Verwandten des Bräutigams, angelegt wird. (Billington 79.)

Bei den Toda, einem Dravida-Stamme, wird die Frau gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes gekauft. „Die Hochzeitsfeierlichkeit besteht darin, daß man die Braut in das Haus ihrer zukünftigen Ehemänner bringt — bei den Toda herrscht nämlich Polyandrie! — wo sie sich niederbeugt, damit ihr jene der Reihe nach zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf ihren Kopf setzen." (Müller, Allgem. Ethnographie, p. 473.)

Bei den Nambutiris, wie die Brahmanen der Küste Malabar heißen, bestehen die ersten Handlungen in einer hübschen Mitgift, die der Brautvater ehrenhalber voll bezahlt. Der Zug des Bräutigams, das Festieren und die ersten Zeremonien sind ganz ebenso wie in Ostindien; aber der Bräutigam trägt auch noch einen Bambusstab in der rechten Hand und hat eine Schnur um den rechten Arm gebunden, während die Braut einen Spiegel und einen Pfeil hält und die heilige *tali*, Schnur, um den Hals trägt. Diese ist bei den Brahmanen und Angehörigen höherer Kasten das gebräuchliche Gegenstück zu unserem Trauringe — bei den Leuten niederer Kaste ist es ein eiserner „bangle" — wiewohl das Recht, von den Haarwurzeln abwärts eine Linie mit Mennige zu ziehen, ein weiteres äußeres und sichtbares Zeichen der Verheiratung durch ganz Indien bildet.

Bei den Nambutiris also übergibt der Vater der Braut diese samt ihrer Mitgift ihrem Gatten, beide machen sieben Schritte zusammen vorwärts, ein Opfer wird dargebracht, und der Bräutigam wird in gebundener Rede gebeten, ihr alle Liebe und Achtung zu erweisen, sobald der Zug sich aus dem Hause nach dem des Bräutigams in Bewegung setzt. Wenn man hier angekommen ist, gibt es ein weiteres Essen und Trinken, und das Paar wird von einem Priester nach seinem eigenen Zimmer geleitet, wo eine dicke wollene Decke auf den Fußboden gelegt wird, mit einer Menge von Reis und „paddy" herum. Das Paar setzt sich darauf, der Priester geht hinaus, schließt die Tür und singt dann mit lauter Stimme Stellen aus den heiligen Büchern, die der

Digitized by Google

Bräutigam hörbar mitsingt. Dann hat die Frau ihren Mann mit dem ersten Mahle zu bedienen, und die Verbindung ist geschlossen. (Billington 77.)

Bei derjenigen Heiratsform unter den Santals, die „Bazaar-Hochzeit" genannt wird und zu der man trotz ihrer Gültigkeit nur greift, wenn das junge Mädchen scheu und zurückhaltend scheint, taucht der junge Mann seine Finger in rote Farbe oder Erde und wartet den günstigen Augenblick ab, wo das junge Mädchen spazieren oder einkaufen geht, um ihr ein Mal auf die Braue zu machen. Er muß dann allerdings laufen, was die Beine hergeben wollen, um der Dresche zu entgehen, die ihm die männlichen Verwandten des Mädchens für seine Kühnheit angedeihen lassen möchten. Wenn das Mädchen einverstanden ist, mit ihm zu leben, hat sie sich einer Scheidungszeremonie zu unterziehen; und es gibt Mädchen genug, die sich unter Zurückweisung aller Versuche, sie von dieser unwürdigen Zeremonie fernzuhalten, auf diese Weise verheiraten. (Billington 81.)

In der Tipperah Raj Familie gibt es außer der feierlichen Form der Eheschließung noch eine andere, durch die Gewohnheit geheiligte, die *santigrihita* heißt und darin besteht, daß die Gottheit Tripura verehrt und Weihwasser *(santi)* berührt wird. Diese Form wird bisweilen mit der Gandharvenehe gleichgeachtet. Eine Frau, die der Raja nach dieser geringeren Form heiratet, heißt Kachua Ranee und wird einfach mit Devi angeredet, während Frauen, die er nach der gewöhnlichen Weise heiratet, als Maharanee bezeichnet und mit Mahadevi angeredet werden. Die *gandharva-* oder *santigrihita*-Form wird gewöhnlich bevorzugt. Sie ist einfach von Art und erfordert wenig Zeremoniell; gleichzeitig aber ist eine Eheschließung in dieser Form bindend und vollkommen gültig. (Banerjee 230.)

Die Uriya-Könige dürfen mehrere Frauen haben, deren erste Pat Ranee oder Bara Pat Maha Daee heißt; die anderen nennt man einfach Ranee. Gewöhnlich heiratet man eine Frau aus der eigenen Kaste; aber wenn das nicht angeht, nimmt man ein Mädchen aus einer anderen Kaste nach dem *phulbiha*-Ritus, der darin besteht, daß man um

Digitized by Google

den Hals der Betreffenden eine Girlande schlingt oder Girlanden austauscht. Eine nach diesem Ritus geheiratete Frau heißt *Phulbibahi* und unterscheidet sich von den Rances; auch bezüglich der Erbberechtigung ihrer Söhne.

In Assam bildet bei einigen Ackerbau treibenden Stämmen der Austausch des *pan*-Blattes die ganze Hochzeitsfeierlichkeit, während das Zerreißen desselben durch die beiden Gatten die Lösung ihrer Ehe bedeutet. Bei einigen Stämmen gibt es auch ein Scheingefecht um die Braut, zwischen ihrem Anhange und demjenigen des Bräutigams. Dieser letztere siegt schließlich und bezahlt dann einen Preis für die Braut in der Form eines Geschenkes an ihren Vater. — Das eheliche Band ist hier sehr locker, und man kennt Fälle, daß die Frau der Landessitte entsprechend noch bei Lebzeiten des Mannes sich wieder verheiratete, wenn er es versäumte, die Zeremonie *santibia* zu vollziehen, oder sie längere Zeit vernachlässigte.

Bei den Koch, einem nicht-arischen Stamme, werden die Heiraten gewöhnlich von den Müttern und nicht von den Vätern geschlossen; Witwen dürfen sich wieder verheiraten.

Banerjee 234 nennt die Santals ein Volk, das man kaum als Hindus bezeichnen könne nud nur an bestimmten Plätzen Hindu-Sitten teilweise angenommen habe. Ihre Hochzeitsgebräuche haben wenig mit denen der Hindus gemein. Die Praxis der Kinderhochzeiten ist streng verpönt; Knaben werden vor dem sechzehnten Jahre selten verheiratet, und das gewöhnliche Heiratsalter der Mädchen ist fünfzehn. Junge Männer und Mädchen vermischen sich ungebunden miteinander und dürfen sich ungehindert zu Pärchen zusammentun; doch gilt es für ehrenwerter, wenn das Verhältnis von den Eltern oder Vormündern gestiftet wird. Ein Preis, gewöhnlich fünf Rupien, wird für die Braut gezahlt, und der wesentliche Teil der Hochzeitszeremonie besteht in dem *sindurdan*, dem Bestreichen der Braue der Braut mit Zinnober, und dem gemeinsamem Mahle, welches Braut und Bräutigam zusammen abhalten: danach hört die Braut auf, zu ihres Vaters Clan zu gehören und

Digitized by Google

wird ein Glied der Familie ihres Gatten . . . Der Santal hält seine Frau immer in Ehren; und wiewohl Polygamie nicht durchaus verboten ist, wird sie doch nur in Ausnahmefällen, z. B. Unfruchtbarkeit der ersten Frau, gehandhabt. Scheidung ist nicht gewöhnlich und kann nur mit der Zustimmung der Sippe des Gatten ausgesprochen werden. (Banerjee 234.)

Bei den Kisans, den Bhuiyas und den Hos von Chota-Nagpore darf niemand vor Erreichung der Pubertät heiraten. Bei einigen dieser Stämme können sich unverheiratete Männer und Frauen frei miteinander vermischen, und bemerkenswerte Freiheit in der Auswahl der Partner wird den jungen Leuten eingeräumt.

Ein Kaufpreis für die Braut wird allgemein gezahlt. Wie bei den Kols das gemeinsame Essen, so bildet bei den Hos das gemeinschaftliche Trinken von Bier die Hauptzeremonie bei der Hochzeit.

Die Kurmis beobachten in manchen Orten, z. B. in Singbhum, den eigenartigen und sehr bezeichnenden Brauch, daß sich das verheiratete Paar gegenseitig ein Mal mit Blut aus dem kleinen Finger machen muß, zum Zeichen, daß sie ein Fleisch geworden sind. Das ist nach *Dalton* (Descriptive Ethnology of Bengal, p. 220, 319) wahrscheinlich der Ursprung der in Indien ganz allgemein verbreiteten Sitte, die Braut mit *sindur* oder rotem Zinnober zu zeichnen.

Banerjee beschreibt p. 247 ff. die den einzelnen Sekten eigentümlichen Gebräuche. Unter ihnen machen die sogenannten Vairāgins die wenigsten Ansprüche: sie kennen keine Kastenunterschiede und halten auch das Ritual für völlig wirkungslos. Daher ist die Wahl bei der Eheschließung ganz in das Belieben des einzelnen gestellt, die Form derselben so einfach und billig wie möglich. Auch dürfen sich Witwen wieder verheiraten.

Von den Gosavins, einer śivaitischen Sekte des Dekhan, berichtet er: Ein Gosavin kann nur ein Gosavin-Mädchen heiraten. Ehelicht er eine andere Frau, so wird zwar der Bund nicht für ungültig erklärt, aber die Frau wird nicht für eine Gosavini, nicht für ein Glied der Sekte angesehen.

Digitized by Google

Eine Gosavini muß vor dem erreichten fünfzehnten Jahre geheiratet werden.

Scheidung ist erlaubt auf Grund von Impotenz. Wenn ein Gosavin sich von seiner Frau scheidet und ihr eine *char chitti*, einen Scheidebrief, gibt, können sich beide nie wieder miteinander verbinden; die Frau darf mit einem anderen Manne eine Ehe nach der *pat*-Weise schließen. Wird kein solcher Scheidebrief gegeben, so kann ihr Gatte sie wieder zu sich nehmen, aber ohne seine Erlaubnis besitzt sie nicht die Freiheit, eine *pat*-Heirat mit einem anderen Manne zu schließen.

Wenn der Gatte abwesend ist und nichts von sich hören läßt, darf die Frau, wenn sie eine erwachsene Person ist, mit einem anderen Manne eine *pat*-Ehe, Heirat zur linken Hand, eingehen. Aber wenn der erste Gatte zurückkehrt, ist er berechtigt, sie zurückzunehmen, nachdem er dem zweiten den Betrag seiner Ausgaben vergütet hat. Die *pat*-Heirat ist geschiedenen Frauen, aber nicht Witwen, gestattet. Konkubinat ist bei den Gosavins erlaubt; aber ein illegitimer Sohn ist als Sprößling eines ehebrecherischen Umgangs unfähig, seines Vaters Stand zu erben.

Die Hochzeitsgebräuche der Jainas gleichen im allgemeinen denen der orthodoxen Hindus.

Die Sikhs (p. 253) haben eine niedrigere Heiratsform, genannt *Anand*-Form, bei der die Zeremonie in dem Hersagen eines gewissen Textes namens *Anand* besteht; sie kann ebensogut auch mit einer Konkubine gefeiert werden. Aber die Nachkommenschaft aus einer solchen Ehe ist berechtigt, von dem Vater zu erben. Bei den Sikhs hat die Frau dasselbe Recht, das Vermögen ihres verstorbenen Mannes zu erben, mag er sie nun als Mädchen geheiratet oder als Witwe heimgeführt haben.

Über die buddhistischen Birmanen erfahren wir Näheres durch Banerjee (p. 250) und Forchhammer (Notes on Buddhist Law, IV., Rangoon 1883). Der erstere sagt: „Unter den Menschen gibt es nur drei Möglichkeiten Mann und Frau zu werden: 1. Mann und Frau werden von ihren Eltern verheiratet, leben und essen zusammen;

Digitized by Google

2. Mann und Frau werden durch die Vermittlung einer Unterhändlerin zusammengebracht, leben und essen zusammen; 3. Mann und Frau kommen zusammen auf Grund gegenseitigen Einverständnisses, leben und essen zusammen.

Es gibt fünf Arten von Frauen, die man außer acht lassen soll, nämlich solche, die unfruchtbar sind; solche, die nur Töchter zur Welt bringen; solche, die krank sind; solche, die nicht den Vorschriften ihrer Kaste gemäß handeln, und solche, die ungehorsam sind."

Forchhammer gibt l. c. 11 ff. eine Übersetzung aus dem *Wagaru Dhammathat* (Pali) und dem *Manu Reng Dhammathat* (Birmanisch) wie folgt:

1. Wenn Vater und Mutter, entsprechend den fünf Pflichten, die sie ihren Kindern gegenüber zu erfüllen haben,[1]) ihre Söhne und Töchter zum Heiraten veranlassen, sind folgende Regeln zu beachten:

2. Vater und Mutter sollen ihre Söhne und Töchter mit einem ausreichenden Betrage von Eigentum ausstatten, wenn sie sie in die Ehe geben. Der Sohn und die Tochter, die zu heiraten bestimmt sind, sollen in Gegenwart eines Zeugen Jahr, Monat, Tag oder Stunde angeben, wo die Ehe vollzogen werden soll. Wenn der bestimmte Gatte in dem festgesetzten Jahre, Monat, Tage oder Stunde nicht erscheint, haben die Eltern des Mädchens volle Freiheit, es einem andern Manne zu geben; und warum? Weil der verabredete Termin nicht innegehalten worden ist.

3. In gleicher Weise braucht die Tochter nicht übergeben zu werden, wenn viel Geld oder irgend ein Geschenk versprochen worden ist und der Mann, der das Versprechen gegeben hatte, es nicht mitbringt oder nicht einhändigt; denn der Vertrag ist nicht erfüllt worden. So hat Manu entschieden.

4. O großer, ausgezeichneter König, wenn ein Mann, der die Tochter eines anderen Mannes zur Frau begehrt,

[1]) 1. Sie richtig unterweisen und erziehen; 2. sie von Abwegen fernhalten; 3. gute Sitten und gute Werke bei ihnen schaffen; 4. sie heiraten lassen; 5. sie mit den nötigen Mitteln zum Lebensunterhalte oder zur Begründung eines solchen ausstatten.

Digitized by Google

einer anderen Partei gehöriges Eigentum nimmt und in das Haus der Eltern bringt, dann sollen die Eltern des Mädchens, wenn es ihm zur Frau zugesagt worden ist und der Mann das gegebene Gut seinem Eigentümer zurückerstattet, sich nicht weigern, es ihm zu geben, mit der Ausflucht, daß sie in Bezug auf das Vermögen getäuscht worden seien; sie müssen ihm das Mädchen geben, hat Manu gesagt.

5. Wenn die Eltern von Mädchen versprechen, entweder die ältere oder die jüngere verheiraten zu wollen, und eine von beiden bezeichnen, aber wenn der Tag der Übergabe gekommen ist, die früher bezeichnete Tochter nicht hergeben, sondern die andere, so hat der Mann das Recht, sie beide zu nehmen.

6. Ebenso wenn entweder der ältere oder der jüngere Sohn zum Heiraten bestimmt wird, aber bei Erscheinen des Hochzeitstages der früher in Aussicht gestellte nicht hergegeben wird, hat das Mädchen das Recht, den Mann zu heiraten, den sie mag. So hat Manu entschieden.

7. O großer König, wenn Eltern in dem Gedanken, eine Tochter verheiraten zu wollen, von einem Manne Geschenke angenommen haben, müssen diese Leute, falls diese Tochter stirbt, an ihrer Statt entweder die ältere oder die jüngere Tochter hergeben; wenn sie es indessen nicht tun, müssen sie die Geschenke zurückerstatten.

8. Ebenso ist es, wenn ältere und jüngere Brüder da sind und der in Aussicht genommene stirbt; dann muß ein anderer Bruder an seiner Statt gegeben werden; so hat man bestimmt.

9. Höre, großer König! Wenn die Eltern eines Mädchens es zu verheiraten versprechen und Geschenke annehmen, müssen sie diese zurückgeben, wenn sie die Tochter nicht heiraten lassen, wie sie versprochen hatten.

10. Wenn indessen der Mann mit ihrer Tochter schon geschlechtlichen Umgang gehabt hat, müssen sie den doppelten Preis oder Wert der Geschenke zurückerstatten.

11. Ebenso muß, wenn die Tochter nicht dem Manne, dem sie versprochen worden ist, sondern einem andern ge-

Digitized by Google

geben wird, der doppelte Wert der Geschenke zurückerstattet werden, die gemacht worden sind.

12. O großer König, wenn ein Mann im Hause anderer Leute lebt und mit der Tochter des Hauses geschlechtlichen Umgang hat, müssen die Eltern, wenn sie um diesen Verkehr wissen und nicht einschreiten, dem Manne das Mädchen geben. Wenn sie es nicht tun, müssen sie ihm den Preis ihres Leibes zahlen. So hat Manu entschieden.

13. Wenn Mann und Frau ineinander verliebt sind, aber die Eltern des Mädchens es nicht billigen, sollen diese das Recht haben, ihr das Zusammensein mit ihm zu verbieten, auch wenn sie ihm zehn Söhne geboren hätte. So steht es in den Dhammathats geschrieben.

14. Höre, o großer König! Eine Tochter wird an den Mann erst weggegeben, nachdem die Geschenke eingehändigt worden sind. Wenn die Eltern erfahren, daß der Mann einer niedrigen Familie angehört, sollen sie danach kein Recht haben zu sagen: „Wir werden sie dir nicht geben!" Sie müssen sie ihm geben. So hat der König Mahāsamata entschieden.

15. O großer König, wenn Söhne und Töchter Mann und Frau zu werden wünschen, dann soll man sie heiraten lassen; hat die Mutter sie zum Heiraten bestimmt, so hat der Vater, falls ihm das Verhältnis nicht paßt, das Recht, ihn (oder sie) der Person in die Ehe zu geben, die er wählt. So ist es bestimmt worden."

Aus dem Manu Reng Dhammathat:

„Eine Frau aus der herrschenden Kaste, eine Frau aus der Brahmanenkaste, eine Frau aus der Kaste der Handeltreibenden und eine Frau aus der Kaste der Ackerbauer, diese vier Klassen von Frauen nennt man Gattinnen. Das sind die vier Arten von Gattinnen.

Man muß wissen, daß es acht Gründe gibt, seine Tochter zu verheiraten, nämlich: 1. Weil er aus guter Familie ist; 2. weil er Geschenke gegeben hat; 3. weil er droht, eine Klage anhängig zu machen; 4. weil er versprochen hat, einen schwierigen Fall zu erledigen; 5. aus Furcht; 6. weil er versprochen hat, in dem Hause Dienste zu tun;

Digitized by Google

7. weil er nicht krank ist, und 8. weil die Tochter und der Mann gegenseitig damit einverstanden sind.

Es gibt vier Arten von Jungfrauen: eine von gleichen Wünschen, eine von ungleichen Wünschen, eine von gleicher Kaste und gleichen Wünschen, und eine von gleichen Wünschen, aber ungleicher Kaste."

Über die Hochzeitsgebräuche in Bihār berichtet Grierson p. 362 ff. Wir finden da das Bestreuen des Bräutigams bei seiner Ankunft im Brauthause mit rohem und gekochtem Reis, Kuhdung etc.; das Zeichnen seiner Stirn mit Sandelpaste, das Nägelschneiden bei der Braut, das Zusammenbinden der Kleider der Brautleute, das Wandeln um das Opferfeuer, das Zeichnen der Braut seitens des Bräutigams mit Mennige, das Stehlen der Schuhe des Bräutigams durch die Schwester der Braut, das Abnehmen der Armringe etc.

*

Wenn mohammedanische Eltern meinen, die Zeit sei gekommen, daß die Hochzeitsfeier stattfinden könne, gibt es viel Hinundherreden und Erörterungen wegen der Einzelheiten; die erste Erwägung gilt dem Tage und dem Datum. Die *nek saat*, die guten Omina, müssen in jeder Familie in Einklang gebracht werden, man darf nicht übersehen, gegenseitige Übereinstimmung herbeizuführen. Der Hochzeitstag wird gewöhnlich einige Wochen und selbst Monate vorher festgelegt, damit man umfassende Vorbereitungen treffen kann; aber inzwischen wird gewöhnlich den beiderseitigen Hauptverwandten und -Freunden eine Gesellschaft gegeben, wenn es entschieden wird, wer außer den unmittelbar beteiligten Familien sonst noch aufgefordert werden soll, und Einladungen erlassen werden. Unter wohlhabenden Familien ist es außerdem nichts Ungewöhnliches, *naubat*, Hochzeitsmusik an den Gattern, beginnen zu lassen, ganze vierzehn Tage vor dem *barat*, ein Wort, welches als zusammenfassende Bezeichnung für das Fest und die Umzüge bei der eigentlichen Hochzeitsfeier gebraucht wird.

Shadi selbst umfaßt einige kleinere Vollziehungen, von

Digitized by Google

denen sachakh die erste ist. Leute, die zu diesem Zwecke gemietet worden sind, versammeln sich am Hause des Bräutigams und werden dann abgeordnet, nach der Wohnung der Braut Zuckersachen, trockene Früchte, Zuckerkandis und jars zu bringen, in denen Henna-Blätter sind, mit denen sich die eingeborenen Frauen Hände und Füße zu färben pflegen. Eine vollständige Ausstattung, aus den reichsten und kostbarsten Sachen bestehend, die man auftreiben kann, sendet man gleichfalls der Braut, und als Gegengabe schickt ihre Familie einen gleich schönen Anzug für den jungen Auserwählten zum Tragen. Dieser Zug, an den sich gewöhnlich mehrere Glieder seiner Familie anschließen, ist immer von Musik begleitet; die Gaben werden förmlich angenommen und in die zenana getragen, wo die Damen sie mit scharf-kritischen Augen und viel Interesse prüfen.

Zunächst kommt nun *barat*, und wenn die Entfernung zwischen den beiden Häusern nicht gar zu groß ist, gilt es als gute Sitte, daß alle Beteiligten zu Fuß kommen; der Bräutigam allein hoch zu Roß. Die Frauen folgen entweder in geschlossenen Wagen oder in reich geschmückten, dicht verhängten *palkis* (Sänften); Musik, von berufsmäßigen Künstlern ausgeführt, bildet eine wichtige Zugabe zu dem Aufzuge. Elefanten, Kamele, Blumentrophäen und Fahnen werden wo immer möglich zusammengeholt, um ihn noch pomphafter zu gestalten; und wenn der Zug einen Ort zu durchwandern hat, zieht er lieber durch alle Straßen, als daß er den geraden Weg einschlägt. Am Hause der Braut wird allen ein herzlicher Willkommen entboten; die Gäste werden drinnen angemeldet, und Speisen stehen bereit für alle Diener und Lohnkellner, in vielen Fällen auch für den untergeordneten Pöbel, der mitzieht, um möglichst viel zu sehen. Drinnen wird eine Unterhaltung mit Musik und Gesang, sehr oft auch mit Tanz, arrangiert — für europäische Ohren und Augen „woefully disappointing“ . . . Dieses Vergnügen beginnt gewöhnlich am späten Nachmittag oder frühen Abend, und wird bis tief in die Nacht ausgedehnt; so tief, daß oft nur eine ganz kurze Pause bleibt, bis am nächsten Morgen *nikah* oder *ajd*, die eigentliche Trauung,

Digitized by Google

beginnt. Der Kazi, dessen Stellung in dem inneren Kreise der mohammedanischen Geschäfte nicht ganz leicht zu erklären ist, da er Priester, Schiedsmann und Richter zugleich ist, kommt und setzt sich vor den Bräutigam; dann stellt er die Frage nach dem *mahar*, dem Hochzeitsgedinge. Die Forderung der Familie der Braut ist gewöhnlich maßlos und steht in keinem Verhältnis zu der Zahlungsfähigkeit des Bräutigams; eine Folge davon ist, daß diese unvernünftigen Summen, manchmal eine halbe Million Rupien, selten auch nur teilweise gezahlt werden. Man hält es indessen für der Würde der Braut angemessener, einen recht hohen Betrag für ihre Person zu verlangen. — Beide, Braut und Bräutigam, werden einzeln förmlich gefragt, ob sie gewillt sind, sich zu verbinden, und nachdem von beiden eine bejahende Antwort erfolgt ist, folgt ein kurzer Gottesdienst in Gebeten und Auszügen aus dem Koran. Auch der Gelegenheit entsprechende Gesänge werden von den gemieteten Musikanten vorgetragen, und eine Menge *hatashi* — eine besondere Sorte von Zuckergebäck — sowie Datteln werden über den Kopf des Bräutigams geworfen und von den Gästen aufgelesen. Er wird dann von den Anwesenden beglückwünscht, schüttelt dem Kazi die Hand und umarmt alle seine nächsten Verwandten.

Unterdessen jedoch ist die Braut in der zenana geblieben, und der für einen schüchternen Jüngling schlimmste Teil der Feier harrt noch der Erledigung. Er muß nämlich allein eintreten, und dabei machen die Frauen es zu einer Ehrensache, ihm einen „warmen Empfang" zu bereiten. Denn es pflegen einige Mädchen hinter der Tür zu stehen und ihn mit einem Hagel von Schlägen mit kleinen Gerten zu begrüßen, an die lange seidene Quasten geknüpft sind, während andere Schuhe nach ihm werfen und ihm allen möglichen Schabernack antun. Wie lästig das auch sein möge, er muß es gutmütig hinnehmen; übrigens genießt er die tröstliche Ermutigung durch eine oder zwei der älteren Frauen, die ihm zuflüstern, wie lieblich die Braut sei und welche Genüsse für ihn aufgespeichert sind, wenn er sie erringen kann. Dieser Teil der Festlichkeit kann von allen beliebigen Ver-

Digitized by Google

wandten übernommen werden; aber in den Städten des Nordwestens wird er gewöhnlich von Frauen ausgeführt, die eigens zu dem Zwecke gemietet werden.

Beide, Braut und Bräutigam, tragen die *sikra*, eine Blumengirlande, von der ein Schleier über das Gesicht fällt; und so läßt man sie einander gegenüber Platz nehmen.

Wenn sie so dasitzen, bringt man mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die *Kutam Majid*, das heilige Buch, herbei, und beider Schleier werden gelüftet. Dann sieht der Gatte sein Weib zum ersten Male; aber man betrachtet es für sehr frech und schamlos von dem Mädchen, in dem Augenblicke ihr bescheiden gebeugtes Haupt zu erheben oder ihre geschlossenen Augen zu öffnen; und sie verharrt so auch dann noch, wenn er, die alten Vorstellungen von der Raubehe erneuernd, sie emporhebt, um sie nach dem Wagen, *palki*, zu tragen, in dem sie nach seinem Hause gebracht werden soll. Wie schwach er auch sein mag und wie immer ihre Figur sein mag — dabei gewährt man ihm keinerlei Beistand. Der Zug der Heimkehr wird noch imposanter gestaltet dadurch, daß alle Brautgeschenke dazu kommen, die gewöhnlich sehr zahlreich sind. Am Tage nach der Hochzeit wird die Braut auf eine kurze Zeit nach dem Hause ihrer Eltern gebracht, und die wichtigen Freudenbezeugungen und Spiele der *chanthi* werden abgehalten. Sie kehrt indes mit dem Gatten zurück und tritt in die zenana in seines Vaters Hause ein, wo sie für das erste Jahr oder so ihres Ehelebens manche harte Lektion von Zucht und Nachsicht zu erlernen hat. (Billington 67 ff.)

Für den Parsen ist die Eheschließung das wichtigste Ereignis, die heiligste Pflicht nächst den religiösen Weihen. Sie macht ihn zum Bürger und setzt ihn in den Stand, seine Pflichten als Mensch zu erfüllen. So gibt denn auch der *Vendidad* (farg. 4—47) dem verheirateten Manne bei weitem den Vorzug vor dem unverheirateten; andererseits kann ein Mädchen keine schwerere Sünde begehen, als wenn sie freiwillig Jungfrau bleibt. Das rechnet man ihr keineswegs als Tugend an; und mag sie sonst noch so gute Werke vollbracht haben — sie bleibt in der Hölle

Digitized by Google

bis zur Auferstehung. Sie hat sogar das Recht, sich von ihrem Vater oder ihrem sonstigen Beschützer einen Gatten auszubitten; und wenn ihrer Bitte nicht entsprochen wird, so ist das ein Verbrechen, dem die Strafe folgen wird.

Die Iranier schrieben (nach Darab Dastur Peshotan Sanjana, The position of Zoroastrian women in remote antiquity, Bombay 1892) der Ehe einen viel edleren Zweck als bloß die Erzeugung von Kindern zu: sie hatten dabei die geistige und sittliche Vervollkommnung im Auge, so wie der Zoroastrismus sie empfiehlt. Nach Zoroaster ist die Menschheit geschaffen, um hienieden einen unaufhörlichen Kampf mit dem Schlechten zu bestehen und dem Guten zum Siege zu verhelfen. Daraus folgt, daß der Hauptgrund zur Eheschließung sein muß, zur künftigen großen Wiedergeburt beizutragen. Oder, da diese Wiedergeburt nicht durch die einzelne Person bewirkt werden kann, sondern durch eine Reihe von Söhnen, Enkeln und Urenkeln, so war es in Wirklichkeit ein durchaus religiöser Zweck, den Mann und Frau verfolgten, wenn sie vermittelst der ehelichen Gemeinschaft erstens an der Vermehrung ihrer Rasse, dann an der Ausbreitung des zoroastrischen Glaubens und drittens an der Sicherung des Reiches Gottes durch den Sieg des Guten mitarbeiteten. Aus diesem Grunde ehrte man in Iran die Mutter zahlreicher Kinder, besonders zahlreicher kühner und kluger Söhne. Der Mann, welcher Kinder hat, steht über dem Kinderlosen. Haoma bewilligt den frommen Frauen schöne Kinder und eine gerade Linie von Deszendenten.

Die Geburt einer Tochter wurde bei den Iraniern ebenso freudig begrüßt als die eines Sohnes, obwohl sie weniger zum Ruhme des Vaters beitrug; und nirgends findet man — ganz im Gegensatze zu der Gepflogenheit der Hindus! — im Avesta Spuren, daß man ihren Eintritt in die Welt als ein trauriges Ereignis betrachtet hätte.

Mit fünfzehn Jahren tritt gewöhnlich die Pubertät bei den beiden Geschlechtern ein. Die Eltern oder sonstigen Beschützer des Mädchens haben dann die Verpflichtung, es an den Mann zu bringen. Ähnlich der Gepflogenheit der

Digitized by Google

Hindus suchte man den Schwiegersohn in der entsprechenden Kaste, deren vier genannt werden: die der Priester, der Krieger, der Ackerbauer und der Handwerker. Selten hatte die Jungfrau aus sich heraus zu entscheiden. Um ihre Hand wurde durch einen Vermittler angehalten, der sich nach dem Stammbaume, dem Verhalten und den Tugenden der Auserwählten erkundigen mußte. Bemerkt zu werden verdient, daß im alten Iran die Raubehe so wenig vorkam wie die Kaufehe; vielmehr gab eine weise, nach den Vorzügen des Gatten geregelte Wahl die Entscheidung. Unter den guten Ratschlägen, die bei der Suche nach einem Lebensgefährten resp. einer Lebensgefährtin zu beachten waren, finden sich folgende: „Wählet zur Frau eine Person mit den ihr zukommenden Eigenschaften; denn eine solche ist ein Segen und wird in der Gemeinde geachtet." — „Liebet stets eine kluge, bescheidene Frau und heiratet nur eine solche. Euer Schwiegersohn sei ein Mann von gutem Charakter und von gutem Willen und voller Erfahrung in seinem Geschäfte. Laßt euch dadurch nicht abstoßen, daß er arm ist." — Meiden soll man die Ehe mit einem mondsüchtigen, armen, impotenten, treulosen oder leprösen Manne.

Die Stellung der Frau in der Ehe war eine sehr geachtete, wie schon eine ihrer Bezeichnungen, nmāno-patni „Herrin des Hauses", andeutet. Die Gattin nahm persönlich an den feierlichen Opfern und Festlichkeiten teil: so sehen wir, daß im *Vīsparad* die Herrinnen des Hauses, die gute Gedanken im Herzen hegen, gute Worte im Munde führen und gute Handlungen vollbringen, und ihren Gatten gehorsam und untertan sind, in gleicher Weise zum Opfer eingeladen werden wie ihre frommen, rechtgläubigen Männer. Ist doch die Frau befähigt, dieselben sittlichen und geistigen Höhen zu erreichen wie der Mann und ebenso wie dieser an den Fortschritten der Menschheit durch Bekämpfung des Bösen mitzuarbeiten! Eine schöne Sitte ist es, wenn im *Avesta* neben den Namen der frommen Männer immer auch solche von frommen Frauen genannt werden und von der gemeinsamen Arbeit beider Ehegatten

Digitized by Google

an dem gesegneten Werke der Erziehung des eigenen Ich die Rede ist.

Seit der Einwanderung der Parsen in Indien ist eine allmähliche Änderung eingetreten, indem sie die Sitten der Hindus angenommen haben, vor allem auch die Kinderheiraten, bei denen es vorkommt, daß noch ungeborene Kinder verlobt werden!! Gegen die „funeste coutume des *Infant marriages*“ hat sich auch aus der Parsen-Gemeinde heraus eine Bewegung erhoben, wobei besonders der edlen Bestrebungen von Behramji M. Malabari gedacht werden muß. Trotzdem und ungeachtet ihrer nahen Beziehungen zu den Europäern verheiraten die Parsen ihre Kinder sehr früh; in Guzarat, wo sie die Sitten der Hindus angenommen haben, mit zwei oder drei Jahren. Man läßt sie dann allerdings im Elternhause aufwachsen, bis sie mit fünfzehn oder sechzehn Jahren die Ehe de facto vollziehen können. *Briggs* kannte 1852 nur zwei Beispiele — die Familie von Seth Manakji Kharshedji und von Sir Jamshedji Jijibhai — wo man die Töchter mit der Verheiratung bis zum Eintritt der Pubertät warten ließ.

Nach dem über einige fünfzig Jahre sich erstreckenden Ausweise der Register heiraten die Parsen mit fünfzehn bis zwanzig Jahren; doch findet man Beispiele genug von frühzeitigen Verheiratungen kraft der patria potestas. So kennt man einen sehr reichen alten Parsi-Priester, der zahlreiche Kinder und Enkel hatte und noch bei seinen Lebzeiten deren Schicksale bestimmen wollte — die ganze Parsi-Presse stieß einen Schrei des Unwillens aus!

Seit 1777 bestand ein Erlaß des *Panchayet* gegen die Kinderheiraten, der ohne Erfolg blieb; so zwar, daß, als im Jahre 1785 der zweijährige Sohn des Uhrmachers Beramji Nasarvanji mit der sieben Wochen alten Tochter von Hormusji Beramji Patel verlobt wurde, nach vergeblichen Vorstellungen die Parsen-Gemeinde versammelt wurde, die die Eltern exkommunizierte, ihnen jeden Verkehr mit den Laien untersagte und den Priestern verbot, zu ihnen zu gehen und bei ihnen Gottesdienst abzuhalten. Man darf aber nicht behaupten, daß die frühzeitigen Verheiratungen

Digitized by Google

(richtiger: Verlobungen) unter den Parsen nicht mehr vorkommen; indessen ist es sicher, daß die Fortschritte in der Erziehung die alten Sitten geändert haben. In den aufgeklärten Kreisen sind die jungen Leute sehr geneigt, nach englischer Sitte der freien persönlichen Wahl den Ausschlag geben zu lassen, so sehr auch gewisse orthodoxe Eltern an den alten Sitten hängen, die ihrer Meinung nach ihren Kindern materielle Vorteile sichern und ihnen zugleich glückliche Verbindungen verschaffen.

Ausgeschlossen sind nun von vornherein Ehebündnisse mit Bekennern anderer Religionen. Die erste Sorge muß sein, sich von jeder Vermischung rein zu halten, jedes Eindringen fremder Elemente zu verhüten. Die Religion schützt den Gläubigen gegen eine solche Erniedrigung: als die verdienstlichste Verbindung gilt diejenige von leiblichen Vettern und Basen, *khêtûk-das* genannt; eine Einrichtung, die leidenschaftliche Erörterungen hervorgerufen und die christlichen Patriarchen so sehr beleidigt hat. Der Wunsch aber, das Blut rein zu erhalten, sich mit einer in derselben Familie erzogenen Frau zu verbinden und materielle Interessen wahrzunehmen, und schließlich auch die Furcht, in der Ehe mit einer Fremden die Kultuspflichten zu vernachlässigen, erklären zur Genüge das Vorhandensein dieser alten Sitte. —

Hat der Mann eine Frau genommen, so muß er ihr treu bleiben. Alle Reisenden bestätigen, daß die Parsen in Monogamie leben, wiewohl einige versichern, sie könnten eine zweite Frau heiraten, falls die erste unfruchtbar sei; allerdings ist dazu die Erlaubnis dieser nötig. Anquétil du Perron sagt darüber (in Zend-Avesta II, 561): „Un homme selon la loi ne doit avoir qu'une femme, mais si cette femme est stérile, elle peut permettre à son mari d'en prendre une seconde pour avoir des enfants. Cette homme habite avec cette seconde femme après avoir reçu la bénédiction nuptiale comme pour un second mariage, et il est obligé de garder chez lui la première. Il ne pourrait pas même en prendre une seconde, si celle-là n'y consentait pas. Pour ce qui est de la femme, si son mari est impuissant, il ne

Digitized by Google

lui est pas permis de se marier de son vivant à un autre homme."

Was nun die Verhandlungen zwischen Nichtblutsverwandten anlangt, so sind diese genau so wie bei den Hindus. Im allgemeinen haben die jungen Leute wenig Gelegenheit einander zu sehen; daher kann von Neigungsheirat nur selten die Rede sein: der Vermittler, seinem Range nach dem der betreffenden Eltern entsprechend, spielt eine große Rolle. Die Eltern oder Vormünder des Jünglings setzen sich mit denen des jungen Mädchens in Verbindung und bitten, daß man ihnen das Horoskop des letzteren mitteile, damit der Astrologe über die Zweckmäßigkeit der Wahl befragt werden könne; denn die Sterne der künftigen Gatten müssen miteinander harmonieren, und so hängt die Vereinigung sehr von der Auskunft des Sterndeuters ab. Sind aber die Gestirne für günstig erklärt worden, so suchen die Eltern sich kennen zu lernen. Diejenigen des Mädchens sind dabei besonders in Sorge wegen der Gesinnung der Schwiegermutter, von der das Glück der jungen Frau vollständig abhängt. In der Tat ist das ein kitzlicher Punkt; denn die vielgeschmähte Schwiegermutter spielt unter Umständen — nämlich wenn diese Dame „d'humeur difficile et exigeante" ist — eine viel wichtigere Rolle und kann zu einer viel schlimmeren Tyrannin werden in Indien, wo die junge Frau oft noch ein zartes Kind ist. Niemand kann sich die Leiden vorstellen, die dann der Jungverheirateten harren. Ihr Gatte ist ja zu jung, um sie schützen zu können, und selten erweckt man bei ihm zarte Empfindungen zu Gunsten seiner kleinen Gefährtin. Eingeschlossen in einem Raume, dem alles Sympathische abgeht, den Launen ihres harten Herrn preisgegeben, lernt sie das Leben von einer sehr schlechten Seite kennen; und wenn ihr Söhne versagt bleiben, hat sie nicht einmal Aussicht, sich dafür schadlos zu halten.

Nehmen wir aber an, man gefiele sich gegenseitig: so findet das Verlöbnis an einem von dem Astrologen festgesetzten Tage statt. Das geschieht ohne eine Feierlichkeit, abgesehen von einem Austausch von Geschenken, was

Digitized by Google

den Ehekontrakt, *pucka*, unlöslich, macht. Ein bestimmter Termin für die endgültige Feier der Eheschließung wird nicht festgesetzt, doch darf sie über den Eintritt der Pubertät bei dem Mädchen niemals hinausgeschoben werden.

Sind die Eltern reich, so finden einige Zeit vor dem Hochzeitstage eine Reihe von Essen statt, die wie bei den Hindus durch das Auftreten von Tänzerinnen verschönt werden; außerdem ist ein Austausch von kostbaren Geschenken unumgänglich nötig. Das ist eine Veranlassung zu Ausgaben, die mit den Einnahmen nur wenig in Einklang stehen. Man will es den reichen Leuten nachmachen, und so stürzen sich die Angehörigen des Mittelstandes in Schulden, an denen sie zeitlebens zu leiden haben.

Sehr zahlreiche Einladungen zur Hochzeitsfeier werden verschickt; oft zählt man fünfzehnhundert Teilnehmer.[1]) Man feiert das Fest abends, nach dem Untergange der Sonne. Die Männer nehmen auf den Stühlen und den Bänken unter den Veranden und zu beiden Seiten des öffentlichen Weges Platz, der auf das Haus gerichtet ist; das Innere der Behausung bleibt für die Frauen vorbehalten. Man hat für die Hochzeitsfeiern geräumige Säle erbaut, die zweihundert bis tausend Personen fassen, mit genügenden Nebenräumen für den Fall, daß die Geladenen sitzen, während der Zug sich ordnet, und mit weiten Salons zur Aufnahme der Frauen und Kinder. Diese Etablissements sind in zwei Teile geteilt: einer ist für den Zug der Braut, einer für den des Bräutigams. Man zählt deren sieben: 1. *Meherwan Bag*, gegründet von Mervanji Framji Panday; 2. *Allbless Bag*, von Edalji Framji Allbless; 3. *Elahi Bag*, von Sir Jamshedji Jijibhai; 4. *Kama Bag*, von Pallonji Kharshedji Kama; 5. *Manekji Seths Bag*, von Manekji Naoroji Sethna; 6. *Hormazd Bag*, von Cowasji Hormusji Shroff; 7. *Hormusji Pestonji Bottlewallas Wadi*. Alle Eingeladenen haben ihre schönsten Sachen angezogen: die Männer den altertümlichen *jama*, von reichem, majestätischem Aussehen, und den breiten Gürtel aus weißem Musselin; die Frauen den

[1]) Indian Antiquary XIX, XXI.

Digitized by Google

sari, schmiegsam und anmutig, mit Goldfranzen oder mit *jick*[1]) gesäumt, ohne dabei ihre reichsten Juwelen zu vergessen.

Kurz vor dem Aufbruch des Zuges verlangt es der Brauch, daß die Freundinnen der Braut sich zu dem Bräutigam begeben und ihm ein Geschenk, bestehend aus einem Gewande und einem goldenen oder diamantbesetzten Ringe, auf einer Platte darzubringen, welche die Mutter der Braut in ihrer Rechten trägt. Wenn diese Botschaft überbracht ist, kehrt die liebliche Gesandtschaft eilig zurück. Beim Untergang der Sonne parfümiert man die Gäste mit Rosenwasser in goldenen oder silbernen Karaffen und verteilt unter sie Sträuße von Rosen oder anderen wohlriechenden Pflanzen und kleine dreieckige Päckchen *pan-sopari* [Arekanuß, Betelblatt, Kampfer, Kardamomen, vermischt mit Kalk]. Dann stellt sich der Zug auf und begibt sich unter Vorantritt von eingeborenen oder englischen Musikanten in guter Ordnung nach der Wohnung des Mädchens. Der Bräutigam geht, geleitet von dem Priester, der die Zeremonie vollziehen soll, und von den Gästen gefolgt, voran; und wenn man bei der Braut ankommt, treten die Frauen in das Haus, während die Männer zusammenbleiben; man verteilt Blumensträuße und Betelnüsse, *biddas*, unter sie.

Nach Sonnenuntergang beginnt die Hochzeitsfeier, gewöhnlich in einem großen Saal zu ebener Erde, dessen Fußboden man mit einem Teppich belegt hat. Die Brautleute, die sich gegenüber sitzen, sind durch einen Musselin-Vorhang *(purdah)* voneinander getrennt, der sie den einen vor dem andern verbirgt, während ihre Hände sich darunter finden: dann faltet man um sie ein Stück Musselin, dessen Enden mit einem Doppelknoten zusammengeknüpft werden. Die Priester umgeben unter Hersagen von Gebeten das Paar siebenmal mit einer kleinen Schnur *(suttar)*. Beim siebenten Male wird die Schnur siebenmal über die Hände der Brautleute und ebenso um den Doppelknoten der Enden des um sie gelegten Vorhanges geknüpft. Wenn dies geschehen ist, verbrennt man in dem Feuer, welches sich in

[1]) „Sorte de broderie en argent spéciale à la communauté parsie."

Digitized by Google

einem flachen Metallgefäße befindet, Weihrauch und läßt dann mit einer schnellen Bewegung den Vorhang fallen. Die Neuvermählten, denen man Reiskörner gegeben hat, beeilen sich, einander unter dem Beifallsrufen der Versammlung damit zu bewerfen. Sie setzen sich dann Seite an Seite, während zwei Dasturs, der eine neben der Frau, der andere neben dem Manne, den Segensspruch hersagen (āśīrvād). Der älteste sagt folgenden Segensspruch: „Möge der Herr, der alles weiß, euch segnen in der Person von zahlreichen Kindern und Enkeln und euch ein langes Dasein, im Herzen eine zarte Freundschaft, ein Leben von mindestens hundertfünfzig Jahren schenken!"

Zwei Personen nehmen zur Seite des Paares Platz, eine neben dem Gatten, eine neben der Gattin. Der den Gottesdienst abhaltende Priester fragt zuerst denjenigen, welcher den Vater darstellt, ob die Ehe mit seiner Bewilligung eingegangen wird und ob er in Gegenwart von dieser an dem und dem Tage, in dem und dem Monat, in dem und dem Jahre des Kaisers Yezdedjerd, in der und der Stadt versammelten Gesellschaft nach den Gewohnheiten und Gesetzen der zoroastrischen Religion damit einverstanden ist, diese Vermählte als Frau dieses jungen Mannes unter dem Versprechen der Zahlung von zweitausend „derams" aus reinem Silber und von zwei „denars" aus rotem Golde anzunehmen. Auf die bejahende Antwort hin fragt dann der Priester denjenigen, der den Vater der jungen Frau darstellt, ob er versprochen hat, dieses Kind seiner Familie für immer dem N. N. zur Gattin zu geben, mit guten Gedanken, guten Worten und guten Absichten? Auf die bejahende Antwort hin wendet sich der Priester an die Vermählten und sagt zu ihnen: „Seid ihr gewillt, ehrbaren Herzens bis an das Lebensende euerem Versprechen gemäß zu handeln?" — „Ja," antworten sie, „wir sind es!"

Die Dasturs halten dann eine kleine Ansprache, in der sie den Neuvermählten gute Beispiele aus der Zahl der berühmten Vorfahren vor Augen führen und den Allmächtigen in heißem Gebete bitten, ihnen die sittlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften zu verleihen, die sie nötig

Digitized by Google

haben. Alles dies wird in der *pazend*-Sprache gesprochen, während die Segenssprüche *Avesta* sind; ein Teil wird in Sanskrit rezitiert. Es folgen dann noch Anrufungen der alten Könige und Helden, der Sonne und des Mondes; endlich wird Kraft, Energie und Gesundheit für die Neuvermählten erfleht. Die Ehe ist dann geschlossen; die Ehegatten unterzeichnen den Ehevertrag, oder, falls sie minderjährig sind, ihre Brüder oder Vormünder samt jenen beiden Personen, welche die Väter vorstellen.

Der Gatte kehrt, begleitet von seinen Freunden, in seine Wohnung zurück, wo ihn ein Festessen erwartet; die Freunde seiner Frau werden bei ihrem Vater empfangen. Zuerst werden die Frauen bedient, dann die Männer. Fleischgenuß vermeidet man am Hochzeitstage, um nicht das Mißfallen der Hindus zu erregen, die oft zum Mahle eingeladen sind. Man begnügt sich mit Fischen, Gemüse, Früchten, Konserven etc., trinkt europäische oder einheimische Weine im Übermaße und bringt zahlreiche Trinksprüche aus. Die Männer dehnen das Fest gewöhnlich bis tief in die Nacht aus; die Frauen dagegen ziehen sich zu guter Zeit zurück. Nach Mitternacht findet eine Wiederholung der Hochzeitszeremonie durch die Priester vor den Eltern und einigen Freunden statt.

Alle Parsen-Hochzeiten zeigen das Bestreben, sich mehr und mehr den europäischen Gebräuchen anzupassen und das orientalische Gepränge aufzugeben. Von letzterem hat Anquétil du Perron eine anschauliche Schilderung (als Augenzeuge aus dem 18. Jahrhundert) entworfen: „Nichts Glänzenderes als diese Feier! Der Zug besteht bisweilen aus mehr denn zweitausend Menschen, und die Kinder der Freunde und der Eltern des Bräutigams bilden dabei nicht den schlechtesten Schmuck: bekleidet mit gold- und silbergestickten Gewändern und von mehreren Dienern umgeben, reiten sie auf prächtigen, reich geschirrten Rossen. Man sieht die Möbel und die Kleidungsstücke der Braut erscheinen; selbst ihr Bett — alles wird im Triumphe einhergetragen. Der Bräutigam, zu Roß und prachtvoll gekleidet, ist von seinen Freunden und Eltern gefolgt; die

Digitized by Google

Freundinnen der Braut folgen in verschlossenen Wagen ihrer Karosse, welche mit Rohrgitter geschlossen ist. Von Zeit zu Zeit schießt man auf dem Wege Flinten ab."

Von der märchenhaften Pracht des Hochzeitssaales und der Toiletten hat uns L. Rousselet p. 37 ff. eine Beschreibung gegeben, die es wohl verdient, hier wiedergegeben zu werden: „Die Wohnung von C . . . J . . . befand sich inmitten eines taghell erleuchteten, großen Gartens; Lustres erleuchteten die Alleen und die Bäume waren mit Feuerfrüchten und -blüten bedeckt. Kaum war ich in diesen reizenden Ort eingetreten, als ich mich mitten unter einer zahlreichen Gesellschaft von Parsi-Herren sah, die, mit ihren langen, weißen, wallenden Festkleidern angetan, in Unterhaltung begriffen umherwandelten. Diese Kleidung der alten Parsen gab der Szene einen asiatischen Anstrich, der ihr an und für sich abging . . . Ich fand C . . ., der mich in einen reichen Salon eintreten ließ, in dem das Fest gefeiert werden sollte; die Dasturs standen in feierlicher Haltung im Kreise da und rezitierten ihre eintönige Psalmodien. Während dieser Zeit spielte uns eine in der Veranda aufgestellte gute Militärkapelle Walzer und Quadrillen vor. Als alle Gäste rings in dem geräumigen Salon Platz genommen hatten, hieß man die profanen Akkorde verstummen, und ein großer Dastur stimmte mit jenem näselnden Tonfalle, der das Vorrecht der Priester vieler Religionen ist, die Hochzeitshymne an. Dann ordneten sich die Priester ihrem Range nach und gingen dem glücklichen Paare entgegen, welches durch eine der großen Türen des Saales eintrat. Der junge Mann, ganz in weiß gekleidet und den Hals mit Blumenketten beladen, schritt zur Seite der Braut, die, in einen prächtigen *Sari* von Brokat gehüllt, uns ihre Züge zur Hälfte unter einem Schleier verbarg. In der Mitte des Saales angekommen, warfen sich die jungen Leute nieder, und nachdem sich der Groß-Dastur neben sie gesetzt hatte, wurde die Gruppe mit einem gewaltigen Kaschmir-Schale bedeckt, der ein Zelt bildete und sie vollständig bedeckte. Als zwanzig Minuten danach der Höllenlärm der Priester aufgehört und der Vorhang zurück-

Digitized by Google

gezogen worden war, waren die jungen Leute verheiratet: die junge Frau wurde von einem Kreise von Parsen-Damen umringt, die sie beglückwünschten und sie unter Freudentränen umarmten, während der Gatte seinen Vater umarmte und seinen Freunden die Hand drückte.

Nach dieser merkwürdigen Feier ließ man uns in dem Garten verweilen, wo uns im Schattengewölbe der Mangobäume und Tamarinden ein prächtiges Abendessen erwartete; die feinsten Weine, die auserlesensten Speisen aus Europa und die schönsten tropischen Blumen bedeckten die Tafel vollständig. Englische und indische Musikbanden wechselten mit ihren Harmonien einander ab, indem sie uns bald unter einem schmachtenden Guzarātī-Refrain einwiegten, bald das Ritornell einer glänzenden Pariser Quadrille zum besten gaben. Gegen elf Uhr wurden wir den Parsi-Damen vorgestellt; die meisten trugen mit Gold, Diamanten und Perlen bedeckte Gewänder, die unter dem Scheine der Lustres in feenhafter Pracht funkelten. Ich unterhielt mich mit einigen von ihnen, die das Englische bewundernswürdig sprachen. Diese Mischung indischer Gebräuche und europäischer Dehors konnte an keinem angenehmeren Tage dargestellt werden als es dieser Festtag war . . ."

*

In Persien hat die Parsen-Hochzeit ihre Einfachheit bewahrt. Sie findet nicht vorzeitig wie bei den Indern statt: der Bräutigam zählt mindestens zwanzig, die Braut fünfzehn Jahre. Am Tage der Feier begeben sich die Eltern und Freunde des jungen Mannes in die Wohnung der Braut, wo sie mit Süßigkeiten und Sorbets bewirtet werden. Der Älteste fragt das junge Mädchen, ob sie einwilligt, den zum Manne zu nehmen, den ihre Familie ausgesucht hat. Auf die bejahende Antwort hin vereinigt sich der Zug mit demjenigen der Braut und kehrt in die Wohnung des jungen Mannes zurück. Wenn alle Platz genommen haben, tritt der Priester vor den Bräutigam und richtet eine Rede im *dari*-Dialekte an ihn. Die Braut befindet sich ein wenig abseits davon unter den Frauen ihres Gefolges und kann

Digitized by Google

die Ansprache nicht verstehen, die den Zweck hat, den jungen Mann zur Befolgung der Gebote Gottes und seines Propheten Zoroaster aufzufordern, nämlich dreimal täglich zu beten, die Pflichten gegen die Eltern zu erfüllen etc. Dann rezitiert der Priester gewisse Bußgebete, preist Ahura Mazda und ruft seinen Segen für die ganze Erde an; darauf fragt er den Vater des jungen Mädchens, ob er einverstanden ist, sie dem anwesenden jungen Manne zu geben. Auf die bejahende Antwort hin versichert er sich bei letzterem, ob er entschlossen ist, sie zur Frau zu nehmen. Braut und Bräutigam wandeln dann Hand in Hand dreimal um ein brennendes Feuer. Man setzt sich zum Festmahle nieder, und die Gäste trennen sich.

Das junge Paar bleibt im Elternhause; manchmal wohnen dort sechs, sieben oder acht Söhne bei ihrem Vater, die jungen Frauen unter dem Schutze der Schwiegermutter — ein schwieriges Unternehmen für sie, diese weibliche Schar mit Takt und Maßhalten zu lenken, bei der Eifersüchteleien und kleinliche Zänkereien seitens der jungen und hübschen Mädchen entstehen, die meistens von hoher Abstammung und reich sind und das Bestreben haben, ihre Persönlichkeit in das rechte Licht zu setzen. Trotzdem gewöhnte man sich an diese Art zu leben, und lange Zeit herrschte diese alte Sitte, die auch jetzt noch ziemlich allgemein beibehalten wird, wiewohl die jungen Leute auch schon anfangen, sich nach europäischer Sitte eigne Wohnungen zu nehmen.

Das eheliche Leben spielt sich sonst in der größten Ruhe ab. Einerseits ist Ehebruch der Frau fast unbekannt; andererseits läßt das religiöse Gesetz den Gatten sich vor diesem schauderhaften Verbrechen hüten und hält ihn von der *Jahi*, der unzüchtigen Frau, fern, so daß meistens in den Parsen-Häusern Eintracht herrscht. Auf alle Fälle ist die Verstoßung der Schuldigen zu allen Zeiten gehandhabt worden; Anquétil du Perron verzeichnet vier Fälle, in denen der Gatte dazu ermächtigt wurde.[1]) —

[1]) Nach *D. Menant*, Musée Guimet II, VII, 144 ff.

Digitized by Google

Praktisch wie die Parsen sind, haben sie in der Neuzeit Einrichtungen zu Gunsten solcher Mädchen getroffen, denen ungünstige Vermögensverhältnisse ein Hindernis für ihre Verheiratung bilden: *The Parsi Ladies Marriage Benefit Fund.* Die Mitglieder dieser Genossenschaft sind junge Mädchen von zartem Alter. Bei seinem Eintritt zahlt jedes von einem Vormunde vertretene Mitglied unter achtzehn Jahren die Summe von fünf Rupien, die während der ganzen Dauer der Mitgliedschaft zu zahlen ist. Die besonderen Beiträge zu den Kosten der Hochzeit eines Mitgliedes betragen 2, 4, 6 oder 8 *annas* und werden nach der Klasse bestimmt, der das Mädchen angehört. Wenn ein Mitglied sich verheiratet oder das 28. Jahr erreicht, ohne es getan zu haben, bekommt es seinen Anteil zurück, abzüglich von 10% für die gemeinsamen Unkosten. Dieser Anteil schwankt natürlich je nach der Zahl der Mitglieder und entsprechend der Zeit, die man bei der Gesellschaft gewesen ist. Die Teilhaber zählen etwa 5000 und bilden eine der wirksamsten Einrichtungen zur Ermöglichung der Ehe und zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. (D. Menant l. c. 176.)

Ehescheidung wurde bisweilen von den Frauen begehrt, weil der Mann in Geschäften oder als Soldat in die Fremde gegangen war und jahrelang sich nicht um seine Familie kümmerte bezw. kümmern konnte. Im allgemeinen galt da als Regel, daß, wenn nach Ablauf von zehn Jahren der Gatte nicht zurückgekehrt war, die Frau eine neue Ehe eingehen durfte. Für die Männer galt als Scheidungsgrund liederlicher Lebenswandel der Frau. Die Schuldige mußte dann den Kopf kahlrasiert tragen, und der Gatte hatte die angenehme Pflicht, sie in seinem Hause zu überwachen!

In Golkonda haben die Eltern das Recht, ihre Kinder zu verheiraten, und suchen allemal aus ihrer Zunft, ja meistens aus ihrem Geschlechte einen Gatten für sie aus; denn die Grade der Verwandtschaft kommen hier in keine Betrachtung. Die Töchter bekommen nicht das geringste Heiratsgut; im Gegenteil muß der Bräutigam den Vater beschenken. Die Jungen verlobt man in einem Alter

Digitized by Google

von fünf und die Mädchen in einem Alter von drei Jahren, doch wartet man mit der Vermählung so lange, bis es die Natur erlaubt. Diese Erlaubnis nun erfolgt bald: *Methold* sah zwölfjährige Frauen ins Kindbett kommen! Die Zeremonie beim Verheiraten besteht darin, daß man das Brautpaar in einen Palankin setzt und auf allen Plätzen und Straßen herumträgt. Wenn sie wieder nach Hause kommen, breitet ein Brahmane ein Tuch aus und läßt den Bräutigam das bloße Bein darunter stecken, womit er den Fuß der Braut berühren muß.

In Siam werben die Eltern eines jungen Mannes vermittelst betagter und wohlbeleumundeter Frauen bei den Eltern der Jungfrau um sie. Fällt die Antwort geneigt aus, so hindert das doch nicht, auch die Jungfrau um ihre Neigung zu befragen. Die Eltern lassen sich die Geburtsstunde des Freiers sagen und geben dagegen die Geburtsstunde ihrer Tochter an. Beide Teile laufen sodann zum Wahrsager und vernehmen, ob die Ehe bis an den Tod ohne Scheidung dauern werde. Hernach besucht der Freier seine Liebste dreimal, wobei er ihr ein geringes Geschenk an Betel und Obst macht. Soll aus der Sache etwas werden, so erscheinen die beiderseitigen Anverwandten bei seinem dritten Besuche. Man sagt, wie hoch das Heiratsgut der Braut und das Vermögen des Bräutigams sich belaufen solle, und zahlt einander ohne weitere Ehestiftung sogleich aus. Die jungen Eheleute werden von ihren Anverwandten beschenkt, und der Bräutigam tritt sofort in alle Rechte des Ehestandes, ohne an kirchliche Satzungen zu denken: Priester haben hierbei nichts zu tun. Gleichwohl kommen sie einige Tage danach und besprengen die Neuvermählten mit Weihwasser, sprechen auch einige Gebete über sie. Bei der Hochzeit wird geschmaust und Lustbarkeiten veranstaltet, auch läßt man die gewöhnlichen Tänzer kommen: allein Braut und Bräutigam tanzen ebensowenig als ihre Anverwandten. Das Hochzeitsfest wird bei den Brauteltern gefeiert, und die jungen Eheleute bleiben einige Monate daselbst, bis sie ihre eigene Haushaltung anfangen. (*Reisebeschreibungen* X, 270.)

Digitized by Google

„Die Tonkinesen können sich ohne die Einwilligung ihres Vaters und ihrer Mutter nicht verheiraten, oder der nächste Verwandte, welcher diese Häupter der Familie vorstellet, muß statt ihrer einwilligen. Die ordentliche Heiratszeit für die Mädchen ist das sechzehnte Jahr. Die ganze Zeremonie kommt darauf an, daß einer um sie anhält, wobei man dem Vater einige Geschenke gibt; und wenn der Antrag angenommen wird, so erklärt man sich beiderseits aufrichtig über das Vermögen. Die Mannsperson schickt dem Mädchen alles, was sie zu dessen Gebrauche nötig findet. Man setzt einen Tag an, und da wird die Braut in einer feierlichen Prozession aller Verwandten und guten Freunde, mit allem was sie von ihrem Manne empfangen hat, in das Haus getragen, das er zu ihrer Wohnung zubereitet hat." (*Baron* in: Reisebeschreibungen X, 99.)

Einen sehr amüsanten Hochzeitsbrauch der Tamulen beschreibt *Graul* IV, 169: „Sobald die Braut engagirt ist, wird es dem Kasten- oder Stammeshäuptling angezeigt. Dann versammeln sich die beiderseitigen Verwandten in dem Hause der Braut, und man bereitet aus den verschiedenen Körnern, welche die Gäste mitbringen, eine Art Picknick. Die Frauen lassen sich auf kleinen Matten im Innern des Hauses nieder, und die Männer draußen in der Verandah. Hier nun müssen Braut und Bräutigam über Leibeskraft essen, — und da die Kornarten, aus denen das Zweck-Essen zusammengesetzt ist, alle blähender Natur sind, so erfolgt zuletzt eine Scene, die sich nicht füglich beschreiben läßt. Erfolgt sie aber nicht oder doch nicht in dem gehörigen Maaße, so ist das ein Zeichen von so übler Vorbedeutung, daß die Verwandten sich einhellig erheben und sprechen: Wir können deinem Sohn das Mädchen nicht geben. Geht dagegen alles nach Wunsch, so legt man dem glücklichen Bräutigam zehn bis vierzig Pon (jeder zu zwölf guten Groschen) in die Hand; damit muß er vier bis fünf Monate hinaus auf den Handel gehen und sein Handels-Meisterstück machen, dessen Werth nach dem Betrage der klingenden Münze beurtheilt wird, die er, außer dem Capitale und nach Abzug der Zehrungskosten, mit nach Hause bringt."

Digitized by Google

Ein ähnliches Blähungsorakel haben die Kurumber; wenigstens deutet der Segensspruch darauf hin, den bei der Hochzeit die Frauen der Braut und dem Bräutigam vorsingen: „Amma, gieb Wind, gieb Wind, gieb dem armen Bauche Wind!" Ob der Genuß blähender Speisen vorangeht, weiß *Graul* (IV, 188) nicht zu sagen; „die Scene aber, die dann erfolgt, ist so ziemlich dieselbe [wie die eben beschriebene], und dabei beten sie zu ihrem Gotte."

Ein Kornorakel kennen die Kols und verwandte Stämme in Mirzapur. Man füllt ein Gemäß voll Korn bis zur Höhe des Randes, ohne eine Haube darauf zu geben, und stellt es dann vor Mutua Devatâ auf. Man bewacht es die ganze Nacht, schüttet das Korn am Morgen aus und mißt es wieder. Wenn nun das Korn das Maß füllt und noch genug zu einer Haube übrig ist, ja sogar bis an den Rand und darüber läuft, so ist das ein gutes Zeichen. Es ist aber ein böses Omen, wenn das Korn nicht bis zum Rande der Einfassung des Gefäßes reicht . . . Bei sorgsamem Packen und Niederdrücken des Kornes vermeidet man natürlich leicht jede Möglichkeit eines bösen Auguriums. (Crooke I, 104.)

Eine Art Bräutigamsraub scheint bei den Gâros vorzuliegen, wie denn überhaupt dieser Brauch bei primitiven Völkern nichts Ungewöhnliches ist. Crooke sagt darüber I, 121: „Bei den Gâros müssen alle Vorschläge zur Heirat von seiten der Frau kommen, und irgend eine Umgehung dieser Sitte kann nur mit freigebigen Geschenken von Bier gesühnt werden, das ihren Verwandten von den Verwandten des Bräutigams gespendet wird. Dieser stellt sich widerspenstig und rennt weg, wird aber gefangen und der Läuterung unterworfen und dann nach dem Hause gebracht, unter Mißachtung des Widerstrebens sowie des bloß scheinbaren Schmerzes und Jammerns der Eltern." Mehr Beispiele s. bei Westermarck, History of Human Marriage, 158 ff.[1])

Die Kharwârs haben einen heiligen Mahua-Baum, bekannt als Byâhi Mahua, Hochzeits-Mahua, an den man bei

[1]) Deutsche Ausgabe: 2. Aufl. Berlin 1902. Verlag von H. Barsdorf.

Digitized by Google

der Hochzeit Fäden hängt, zu dem Zwecke, böse Einflüsse zu bannen. An beinahe jedem heiligen Orte kann man Frauen sehen, die um den Stamm eines Pîpal-Baumes einen Baumwollenfaden ziehen. (l. c. 163.)

Bei der Hochzeit der Gond stößt der amtierende Priester Braut und Bräutigam mit den Köpfen zusammen, um die bösen Geister zu verscheuchen, und bei Hindu-Hochzeiten in Nordindien schwenkt die Mutter, wenn der Jüngling sich verabschiedet, um seine Braut abzuholen, und wenn er mit ihr zurückkehrt, Lampen, eine messingene Mulde, Korn und eine Reisstampfe, um die Bhûts zu vertreiben, die um sein Haupt herum fliegen. Aus demselben Grunde trägt der Bräutigam eine Hochzeitskrone (l. c. I, 239).

Wenn in Nordindien die Braut zum ersten Male in das Haus ihres Gatten kommt, darf sie nicht kochen. An einem glückverheißenden Tage, den der Hauspriester auswählt, beginnt sie ihr Amt und empfängt Geschenke an Geld und Schmuckstücken von ihren Verwandten. Bei den niederen Kasten wird bei Hochzeiten eine besondere Feier, das Matmangara („glückliche Erde"), veranstaltet, wenn die Erde zur Herstellung des Hochzeits-Kochplatzes heimgebracht wird. Die Weiber gehen im Zuge nach der Lehmgrube des Dorfes, begleitet von einem Chamâr, der eine Trommel rührt, die verziert ist mit Streifen von roter Mennige. Die Erde wird von dem Dorf-Baiga gestochen, der fünf Schaufeln voll in das Brusttuch einer verschleierten Jungfrau tut, die hinter ihm steht. In Bihâr bringt die Mutter oder Wärterin, wenn Braut und Bräutigam gebadet haben, einen Erdklumpen nach Hause, aus dem ein roher Herd hergestellt wird. Darauf wird Butter verbrannt und Reis in Hülsen auf der Küchenschwelle geröstet, wo, wie man annimmt, der Geist wohnt. Gleichzeitig wird eine Geis geopfert, und von jenem gerösteten paddy wird etwas zurückbehalten, um es über dem Paare auszustreuen, wenn es die Hochzeitswandlungen macht. (l. c. 292.)

Der Brauch der „falschen Braut" — z. B. bei den Esthen, Polen, Briten — mag auch in Indien Anklänge haben. Crooke II, 8 erwähnt, daß bei den Chamârs und anderen

Digitized by Google

niedrigen Kasten in Nordindien Burschen als Frauen verkleidet bei den Hochzeiten einen rohen und bisweilen auch obscönen Tanz aufführen. „Unter den Modh Brahmanen von Gujarat kleidet sich des Bräutigams Onkel mütterlicherseits — dessen besondere Obliegenheit bei Hochzeiten ganz sicher ein Überbleibsel aus den Zeiten ist, da Abstammung von der Mutter her die einzig anerkannte Form war — als ein Jhanda oder Pathân Faqîr, dessen Geist gefährlich ist, in Weiberkleider vom Kopf bis zur Taille, und drunter in Mannskleider, reibt sein Gesicht mit Öl ein, beschmiert es mit rotem Pulver, geht mit der Braut und dem Bräutigam an einen Ort, wo zwei Wege zusammentreffen (ein Versteck für Dämonen!) und bleibt dort, bis das Paar der Gottheit Speise opfern . . . Die Vermutung mag hierbei gewagt werden, daß im Lichte der indischen Beispiele betrachtet die Sache die ist, daß jemand die Rolle der Braut übernimmt, um von ihr den neidischen Blick des „Evil Eye" auf sich selbst abzulenken.

Salz, ein auch in ganz Europa als ominös bekannter Stoff, wird den Brautleuten auf den Kopf gestreut, auch an der Haustür als Zaubermittel vergraben." (Crooke II, 23.)

Dem gleichen Zwecke dienen die *Parachhan* genannten Gebräuche, die man in Oberindien bei Hindu-Hochzeiten abhält, wobei Lichter, messingene Mulden, Korn und Hausgerätschaften, wie die Reisstampfe oder der Mühlstein, zum Schutze um die Häupter der jungen Eheleute geschwungen werden. (l. c. 24.)

Auch das Wasser ist ein Schutzmittel gegen den Einfluß böser Geister. Daher wird bei vielen niedrigen Stämmen der Nordwestprovinzen von Indien die Braut in dem Wasser gebadet, in dem der Bräutigam sein Hochzeitsbad genommen hat. (ibid. 25.)

In *Celebes* glaubt man, daß die Seele des Bräutigams bei der Hochzeit davonzufliegen trachte. Um das zu verhüten, streut man gefärbten Reis über ihn.

Ähnliche Gebräuche finden sich vielfach in den indischen Hochzeitsgebräuchen. Bei den Mhârs von Khân-

Digitized by Google

desh wird, wenn der Bräutigam sich dem Hause der Braut nähert, ein Stück Brot um sein Haupt geschwungen und dann weggeworfen. Bei einer Kunbî-Hochzeit schwingt man eine Kugel Reis um den Kopf des Burschen und wirft sie dann fort, und im glückverheißenden Augenblicke streut man Körner über das Paar. Bei den Telang Nhāvis von Bijaypur besteht der Hochzeitsbrauch darin, daß der Priester Reis über Burschen und Mädchen streut.

Das Korn bekommt besondere Wirksamkeit, wenn es entweder geröstet und infolgedessen vom Feuer geläutert wird, oder wenn es mit einer glückbedeutenden oder dämonenscheuchenden Farbe gebeizt wird. Daher wirft man in Upper India Korn, welches in besonderer Weise geröstet worden ist, über das Paar, wenn es um die Hochzeitshütte herumwandelt; dies Amt wird womöglich von dem Bruder der Braut versehen. Reis, mit Curcuma gelb gebeizt, wird oft zu diesem Zwecke benutzt. Eine andere Weise steht darin, daß man einen Reishaufen mit einem Bündel Curcuma herstellt und eine Kupfermünze darin verbirgt. In einem bestimmten Augenblicke der Feier tritt die Braut dies mit ihrem Fuße nieder. Die Lodhis vom Dakkhin stellen in derselben Weise einen Reishaufen an die Tür des Hauses des Burschen, den er mit seinem Fuße umtritt." (Crooke II, 26.)

Eine ganz besonders wichtige Rolle unter den Dämonen scheuchenden Mitteln spielen gewisse Farben. So sind gelb und rot die gewöhnlichen Farben der Hochzeitskleider, weshalb auch der oberste Teil der Stirn der Braut mit Mennige gefärbt wird. Wenige Tage vor dem Beginn der Hochzeitsfeier bestreicht man Braut und Bräutigam mit einer Mischung von Öl und Curcuma, bekannt als *Abtan*. Die Braut zieht ein mit Curcuma gefärbtes Kleid an, welches sie bis zur Hochzeit trägt. Die Einladung zur Hochzeit ist mit Curcuma gefärbt, und an der Wand macht man damit Spritzer, die das verheiratete Paar anbetet. (Crooke II, 29.)

Kein böser Geist kann einen Zauberkreis überschreiten: daher finden wir bei manchen Kasten, daß der Kreis, in

Digitized by Google

dem sich Braut und Bräutigam bei der Hochzeit drehen, von einer kreisrunden Linie aus Schnur geschützt wird, die man an den Hälsen einer Anzahl von Wassertöpfen rundum aufhängt. (Crooke 42.)

Bei den Hâris wird bei Hochzeiten der kleine Finger der rechten Hand des Gatten der Schwester des Bräutigams angestochen, und man läßt ein paar Blutstropfen auf Jute-Fäden fallen, die zu einem kleinen Ballen aufgerollt werden. Das hält der Bräutigam in der Hand, während die Braut es ihm zu entreißen versucht. Gelingt ihr dies, so betrachtet man es als ein gutes Vorzeichen für das Eheglück.

Bei den Kârans von Bengalen hält man es für den wesentlichen Teil der Hochzeitsfeier, daß man die rechte Hand der Braut in die des Bräutigams legt und ihre beiden Hände mit einem Stück Schnur zusammenbindet, die auf besondere Weise gedreht ist. Der Glaube an die mystische Kraft von Knoten ist in der Folklore ganz gebräuchlich. Die Kleider von Braut und Bräutigam werden daher in Upper India zusammengeknüpft, wenn sie um das heilige Feuer herumwandeln. (Crooke II, 46.)

Ein anderes Mittel zur Verhütung von Behexungen ist das Verhüllen des Gesichtes, wobei man den bösen Blick abhält. So werden bei Witwenhochzeiten in Nordindien Braut und Bräutigam während der Feier mit einem Betttuche bedeckt, wahrscheinlich um den neidischen oder bösen Einfluß des Geistes des ersten Gatten der Frau abzuwenden. Wenn der Bräutigam die Stirn der Braut mit Mennige bestreicht, so geschieht es im geheimen. In Bombay hält die Chitpāwan-Braut in einem Teile der Hochzeitsfeier ihr Haupt bedeckt mit einem Stück breiten Zeuges. Die Ramoshis knüpfen die Enden der Gewänder von Braut und Bräutigam an ein Tuch, welches vier Männer aus der Familie über sie halten. (Crooke II, 47.)

Zur Vertreibung böser Einflüsse bei Hochzeiten dient auch die Zeremonie des Abschneidens und Verbrennens eines kleinen Zweiges des Jand-Baumes (Prosopis spici-

Digitized by Google

gera), der sich auch sonst im Panjáb größter Beliebtheit erfreut. (Crooke II, 102.)

Ähnlich verfährt man mit dem Mahua-Baume (Bassia latifolia). Er wird von dem Volke in Mittelindien im höchsten Ansehen gehalten. Er ist der Hochzeitsbaum der Kurmis, Lohârs, Mahilis, Mundas und Santâls in Bengalen. Manche von den dravidischen Stämmen, z. B. die Bhuiyas, beten ihn an, und ein Zweig davon wird Braut und Bräutigam während der Hochzeitsfeier in die Hand gegeben. Sie umwandeln auch einen Ast des Baumes, den der Baiga, der landesübliche Priester, in die Erde gepflanzt hat. (Crooke II, 102.)

Der Salmalî- oder Semal-Baum (Bombax heptaphyllum) gilt für ebenso geheiligt. Die Pfosten des Hochzeitspavillons und -pfahles, um welchen Braut und Bräutigam herumwandeln, sind im allgemeinen bei den Kols und verwandten dravidischen Stämmen aus solchem Holze gemacht, ebenso die Papageien-Totem-Embleme,[1]) die bei der Hochzeit von den Kharwârs und vielen niedrigen Kasten gebraucht werden. Die Bânsphors, ein Zweig des großen Dom-Stammes in den North-Western-Provinces, errichten einen Ast des Gûlar und Semal in der Hochzeitshütte. (Crooke II, 103.)

Die Prabhus schwingen an jedem Platze, wo drei Wege zusammentreffen, eine Kokosnuß um das Gesicht des Bräutigams und zerbrechen sie dann, um böse Einflüsse unschädlich zu machen. Die Mohammedaner des Dekkhan schneiden eine Kokosnuß und Limone in Stücke und werfen sie dem Bräutigam über den Kopf, um böse Geister zu verscheuchen. (Crooke II, 106.)

Auch die Platane gilt für heilig: Die Blätter hängt man an die Hochzeitshütte, und einen Zweig stellt man in die Nähe des Mittelpunktes oder des heiligen Feuers, um welches Braut und Bräutigam herumwandeln. (Crooke II, 108); ebenso der Mango, dessen Blätter in Girlanden an der Haustür und der Stätte aufgehängt werden, wo die Hochzeitsfeier vor sich geht. Danach werden sie von Braut

[1]) Vergl. Crooke II, 252.

Digitized by Google

und Bräutigam sorgsam in fließendes Wasser getan. (Crooke II, 110.)

Für heilig gilt ferner der Bambus: Die Prabhus von Pûna setzen bei ihren Hochzeiten der Braut, dem Bräutigam und den Gästen Bambusschüsseln auf den Kopf. Die Mhârs und Mângs lassen das verheiratete Paar in Bambusschüsseln treten. Die Muâsis von Bengalen lassen das Hochzeitspaar um einen Bambuspfosten herumwandeln. (Crooke II, 113.)

Die Vaydas von Cutch verehren den Affengott, den sie als ihren Vorfahren betrachten; und um sein Wohlgefallen bei ihrer Hochzeitsfeier zu erregen, geht der Bräutigam wie ein Affe gekleidet nach dem Hause der Braut und springt dort nach Affenart umher. (Crooke II, 154.)

Auch das Blut spielt bei den Hochzeitsgebräuchen eine Rolle. Die niedrigen Kasten angehörigen Bewohner von Nordindien versehen den Scheitel der Braut mit einem roten Zeichen. Das ist ein Überrest des ursprünglichen Blutvertrages, durch den sie in die Sippe ihres Mannes eingeführt wurde . . . Bei den Kewats in Bengalen wird ein kleiner Riß an dem kleinen Finger der rechten Hand des Bräutigams und der linken der Braut gemacht, und die Blutstropfen, die man aus ihnen herauszieht, mischt man unter die Speise. Ein jeder ißt dann die Speise, die mit dem Blute des anderen gemischt worden ist. Bei den Santâls wird in derselben Weise aus dem kleinen Finger von Braut und Bräutigam Blut entzogen und damit Male an beiden über dem Schlüsselbeine hergestellt. (Crooke II, 173.)

Zauberkräftig, dämonenscheuchend und Unfruchtbarkeit verhütend wirkt das Sieb. Daher begleitet in ganz Oberindien bei der Hochzeitsfeier zwischen Angehörigen niederer Kasten der Bruder der Braut das Paar, wenn es in der Hochzeitsstätte umherwandelt, und streut enthülstes Korn aus einem Siebe über sie „as a charm for good luck and a means of scaring the demon which causes barrenness" (Crooke II, 188).

Als Fetisch gilt auch der Pflug. „Among some castes

Digitized by Google

the polished share is fixed up in the marriage shed during the ceremony. Among the Orâons, the bride and bridegroom are made to stand on a curry stone, under which is placed a she of corn resting on the plough yoke." (Crooke II, 192.)

Einen gräßlichen Brauch sah Samuells (bei Dalton, Descriptive Ethnology, 280) bei den Gonds, als Ausfluß ihrer Tigeranbetung: „At marriages among them, a terrible apparition appears of two demoniacs possessed by Bâghes war, the tiger god. They fall ravenously on a bleating kid, and gnaw it with their teeth till it expires"!

Nach *Barbosa* (p. 95) bezeugt das Mädchen, welches den Geliebten glücklich zum Manne bekommt, im Königreich Narsinga den Göttern auf heroische Weise ihre Dankbarkeit. Bevor sie sich nämlich dem Gatten hingibt, bringt sie dem Bilde desjenigen Gottes, dem sie ihr Glück zu verdanken hat, ein Opfer dar: Man nimmt einen großen Ochsenwagen, errichtet darauf einen hohen Kran, wie man ihn zum Wasserschöpfen benutzt, und befestigt daran eine eiserne Kette mit zwei eisernen Haken. Die junge Frau kommt aus dem Hause, begleitet von allen ihren Verwandten, Freunden und Freundinnen; Gesang und Musik ertönt; Tänzerinnen und Gaukler begleiten sie. An der Haustür, wo der Wagen steht, läßt man den Kran herab, sticht die beiden Haken zwischen Haut und Fleisch in ihre Lenden, und gibt ihr in die linke Hand einen kleinen runden Schild sowie eine kleine Schüssel mit Limonen und Orangen. Dann richtet man den Kran auf, unter Musik, Jauchzen, Flintenschüssen und anderem festlichem Gepränge; und so fährt der Wagen nach dem Tempel, während ihr das Blut die Schenkel hinabläuft. Dabei fährt sie fort mit Singen und Freudengeschrei, schlägt auf den Schild und wirft Orangen und Limonen unter ihre Verwandten, die zum Tempel mitgehen, sie dort herunternehmen, heilen und ihrem Gatten übergeben . . .

Die merkwürdige Sitte der Baumhochzeiten gilt weithin durch Nordindien. Wenn es z. B. in einigen Teilen

Digitized by Google

von Kângra einem verlobten aber noch nicht verheirateten Mädchen glückt, die Hochzeitszeremonie mit dem Gegenstande seiner Wahl um ein Feuer herum vorzunehmen, das im Dschungel mit gewissen wildwachsenden Pflanzen angemacht worden ist, so gilt die Verlobung für null und nichtig, und diese nicht förmliche Eheschließung wird anerkannt.

Im Pañjâb kann kein Hindu gesetzlich zum dritten Male heiraten. Wenn er also eine dritte Frau zu nehmen wünscht, verheiratet man ihn zunächst mit einem Babûl-Baume *(Acacia arabica)* oder einer Akh-Pflanze *(Asclepia gigantea)*, so daß die Frau, mit der er sich danach verheiratet, als die vierte zählt und die üblen Folgen einer dritten Eheschließung demnach vermieden werden.

In Bengalen, schreibt Dr. Buchanan, Eastern India III, 555, betrachtet man die frühzeitige Heirat als so unentbehrlich für den indischen Begriff von Wohlfahrt, daß man selbst die unglücklichen Kinder, die zur Prostitution erzogen werden, mit aller gehörigen Feierlichkeit an einen Platanenbaum verheiratet „before the age when they would be defiled by remaining single."

Wenn in den nordwestlichen Provinzen ein Mann aus den höheren Klassen der Brahmanen zufällig eine oder zwei Frauen verloren hat und nun Bedenken trägt, eine dritte zu nehmen, wird die Feier dieser dritten Hochzeit zuerst mit einer Akh-Pflanze vollzogen. Der Hauspriester nimmt den Bräutigam in spe mit auf das Feld, wo Akh-Pflanzen wachsen und sagt die Trauungsformel her. Dies ist bekannt als Arka Vivâh, Verheiratung mit der Akh-Pflanze, und man glaubt, daß diese bald darauf, nachdem die Ehe geschlossen worden ist, abstirbt.

In Oudh gilt es für sehr unheilvoll, ein Paar zu verheiraten, wenn die herrschenden Gestirne des Jünglings eine mächtigere Verbindung bilden als die des Mädchens. Das Mittel, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, besteht darin, daß man die Braut zuerst mit einem Pipal-Baume verheiratet.

Im Pañjâb verheiraten reiche Leute, die keine Kinder

Digitized by Google

haben, einen Brahmanen mit einer Tulasî-Pflanze. Der Pseudo-Brautvater behandelt diesen in der Folge stets als seinen Schwiegersohn, und das ist für den Brahmanen, wie sich von selbst versteht, eine sehr schöne Sache. Wenn auf diese Feier hin kein Kind geboren wird, haben sie guten Grund zu der Annahme, daß ein Bote von Yama, dem Gotte des Todes, sie auf ihrem Wege nach der Geisterwelt quälen wird.

Wenn in Bombay, unter den Kudva Kunbis von Gujarât, sich der Verheiratung eines Mädchens Schwierigkeiten entgegenstellen, wird es mit einem Mango- oder einem anderen Obstbaume verbunden. Nach Campbell (Bombay Gazetteer VII, 61) tut man dies aus dem Grunde, weil die Geister Bäume und besonders Obstbäume fürchten.

Bei einem anderen Zweige desselben Stammes herrscht der Brauch, wenn ein Mädchen heiratsfähig ist und keinen Bräutigam finden kann, einen Blumenstrauß zu substituieren, mit dem dann die Trauungszeremonie vorgenommen wird. Am nächsten Tage, wenn die Blumen welk zu werden begonnen haben, wirft man sie in einen Brunnen und betrachtet nun die Braut von gestern als Witwe. Da aber eine solche jederzeit heiraten kann, ohne in Verruf zu kommen, finden die Eltern ganz bequem einen Gatten für sie.

Ebenso unterziehen sich die Rautiyas in Bengalen vor der Hochzeit der Eheschließung mit einem Mangobaume.

Bei den Mundâri Kols werden Braut und Bräutigam tüchtig mit Mennige eingerieben und dann nicht mit einander, sondern zunächst die Braut mit einem Mahua-Baume, der Bräutigam mit einem Mango verheiratet. Man läßt sie den Baum mit Mennige berühren und ihn klopfen, und dann werden sie daran festgebunden. (*Dalton*, Descriptive Ethnology, 194.)

Bei den Kurmîs wird der Bräutigam am Hochzeitsmorgen zuerst mit einem Mangobaume verheiratet. Er umarmt den Baum, wird für eine Weile in einer besonderen Weise mit einem Faden daran festgebunden und beschmiert ihn mit Mennige. Dann wird der Faden von dem Baume

Digitized by Google

abgemacht und dazu benutzt, um einige von den Blättern an des Bräutigams Handgelenk zu befestigen. In ähnlicher Weise wird die Braut mit einem Mahua-Baume verheiratet.

Ebenso wird im Himâlaya-Gebiete der Mann, der sich zum dritten Male zu verheiraten gedenkt, gleichgültig ob seine Frauen noch am Leben sind oder nicht, mit einer Akh-Pflanze verbunden. Er baut in ihrer Nähe einen Altar oder bringt einen Zweig davon heim und pflanzt ihn nahe bei dem Hausaltare. Dann wird die Hochzeitszeremonie der Regel entsprechend vollzogen, und eine Schnur zehnmal unter dem Hersagen geeigneter Verse um die Pflanze gewunden. Vier Tage bleibt sie da, wo sie befestigt worden war, und am fünften wird der Veranstalter der Feier ermächtigt, die Hochzeitsfeier mit seiner dritten Frau zu beginnen. In ähnlicher Weise verheiratet man eine Person mit einem irdenen Kruge, wenn infolge einer gewissen Konjunktion der Planeten die Vorzeichen ungünstig sind, oder wenn auf Grund irgend eines körperlichen oder geistigen Mangels niemand den Jüngling bezw. das Mädchen heiraten mag. Man vollzieht die gewöhnlichen Zeremonien, verbindet dann vermittelst eines Strickes den Hals des Jünglings oder des Mädchens mit dem Halse des Gefäßes und spritzt Wasser auf sie mit einem aus fünf Blättern hergestellten Wedel.

In Nepal wird jedes Newârî-Mädchen, solange es noch Kind ist, mit einer Bel-Frucht verheiratet, welche nach der Zeremonie in irgend einen heiligen Fluß geworfen wird. Wenn das Mädchen mannbar geworden ist, wird ein Gatte ausgesucht; aber wenn sich die Ehe als unwillkommen erweisen sollte, kann sie sich auf einfache Weise selber scheiden, indem sie eine Betelnuß unter das Kissen ihres Gatten legt und weggeht. Witwen dürfen sich wieder verheiraten; in Wirklichkeit ist eine Newârî-Frau niemals Witwe, da man annimmt, daß die Bel-Frucht, mit der sie zuerst verheiratet wurde, stets fortwirkt. —

Ferner gibt es auch Beispiele von Verheiratungen zwischen oder mit Tieren. Wenn in gewissen Teilen des Panjâb ein Mann nacheinander zwei oder drei Frauen ver-

Digitized by Google

loren hat, läßt er eine Frau einen Vogel fangen und ihn an Tochterstatt annehmen. Er heiratet dann den Vogel und bezahlt sogleich die Brautgabe an die Frau, die seine Vogelbraut adoptiert hatte, von der er sich nun scheidet. Danach kann er sich mit einer anderen Frau verheiraten, die gewiß am Leben bleiben wird.

So hat es auch viele Beispiele von Königen gegeben, die unter den hergebrachten Riten Tiere (ver)heirateten. Vor einigen Jahren ließ einer der Gâekwârs von Baroda eine große Summe draufgehen bei der Verheiratung mit einigen Lieblingstauben, und ein König von Nadiya gab ein lâkh (100 000) Rupien bei der Verheiratung von zwei Affen.

Schließlich gibt es zahlreiche Gebräuche, die kaum etwas anderes sein können als Überlebsel von Baumheiraten. Bei den Bâwariyas, einem herumschweifenden Stamme in Sirsa, gehen Braut und Bräutigam zu einem Jand-Baume außerhalb des Dorfes, der für heilig angesehen wird, wandeln siebenmal um ihn herum und schlagen dann mit der Axt einen Zweig davon ab. Bei Bhîl-Hochzeiten wandelt das Paar zwölfmal um den Salyâra-Baum, der in der Hochzeitshütte aufgestellt wird. Eine ähnliche Sitte haben wir bei den meisten dienenden Stämmen. Die Kols bauen die Hochzeitshütte aus neun Bambusstangen, mit einem Bambus oder einem Zweige des Siddh-Baumes als Mittelpfosten. Wenn der Bräutigam das Ende des Haares der Braut mit Mennige bestreicht, macht er einen Streifen von derselben Substanz an den Baum. Ganz dieselbe Sitte herrscht unter allen niedrigen Kasten. Die Baumverehrung bei der Hochzeit findet sich in Madras, wo einige Râjas bei ihren Hochzeiten das Feuer und den Vahni-Baum verehren, von dem man einen Zweig als Pfeil bei dem Jagdfeste am Navarâtri- oder Dasahra-Feste benutzt. (Crooke II, 115 ff.)

*

Betrachten wir nun zunächst im allgemeinen die Hochzeitsgebräuche im Archipel, so finden wir sehr einfache Hochzeitsgebräuche, d. h. so gut wie gar keine bei den

Digitized by Google

Orang-Benuwa von Malakka, wo es einfach heißt: „Ich nehme sie und schlafe mit ihr."

Logan (JIA I, 261) erzählt von den Mantras, daß während des *tampui*-Festes (einer Art Erntefestes) viele Verhältnisse geschlossen werden; und da wenig Umstände und Zeremonien gemacht werden, kommt es bisweilen vor, daß ein Paar, welches am Morgen noch nicht an Heiraten dachte, sich abends Seite an Seite in den Banden der Ehe ruhen findet.

Dasselbe bezeugt *Newbold* von den Orang-Benuwa: „On occasions of marriages, the whole tribe is assembled, and an entertainment given, at which large quantities of a fermented liquor, obtained from the fruit of the tampui, are discussed by the wedding guests; an adress is made by one of the elders to the following effect: ‚Listen, all ye that are present, those that were distant are now brought together—those that were separated are now united.' The young couple then approach each other, join hands, and the sylvan ceremony is concluded."

In derselben Weise findet bei einigen Kubus auf Sumatra von einer Eheschließungsfeierlichkeit nicht viel mehr statt, als daß den versammelten Verwandten und Stammesgenossen davon öffentlich Mitteilung gemacht wird. Die Mutter der Braut verkündigt dabei einfach, daß „der Jüngling, genannt so oder so, mit ihrer Tochter, genannt so und so, sich verheiraten werde. Von dem Vater oder einem der nächsten Verwandten der Braut geschehen alsdann ein paar Schläge gegen ein ausgehöhltes Stück Holz. Hiermit endigt die Hochzeitsfeierlichkeit" (*Mohnike*, Bangka und Palembang p. 198).

Besondere Hochzeitsgebräuche fehlen ferner bei den Orang-Benuwa vom Riouw-Lingga-Archipel, den Orang Sĕkah von Biliton und den Engganesen. Wünscht bei ersteren ein Jüngling zu heiraten, so bekommt er von seinem Vater, dem er davon Mitteilung macht, ein Blaserohr, während das Mädchen von ihren Eltern einen irdenen Topf erhält. Damit sind sie Eheleute geworden.

Die Prauw bewohnenden Orang-Sĕkah von Biliton er-

Digitized by Google

achten die Ehe ohne weitere Förmlichkeit für geschlossen, wenn die Zustimmung der Eltern des Mädchens erlangt ist. Der Mann hat nur dafür zu sorgen, daß er im Besitz eines Fahrzeuges ist.

Was die Engganesen betrifft, so finden wir berichtet, daß bei ihrer Verheiratung keine Förmlichkeiten stattfinden, nur werden von Braut und Bräutigam den beiderseitigen Eltern einige Geschenke gegeben.

Bei den Bewohnern von Nias ist die eigentliche Trauungszeremonie sehr einfach. Die Gäste sitzen nach Geschlechtern gesondert. Ein betagter Mann lädt den Bräutigam ein, sich zur Braut zu setzen, und bietet beiden unter einigen Segenswünschen ein wenig Essen auf einem Teller an, wovon sie etwas genießen. Dann geht der Bräutigam wieder zu den Gästen zurück.

Daß die Brautleute zusammenessen, kommt als Hochzeitsgebrauch ferner bei den Orang-Sakai vor; weiter südlich bei den Orang-Mantra: „Un plat, contenant des portions de riz enveloppé dans des feuilles de bananier," sagt *Borie* (Tijdschrift X, 428), „ayant été servi, l'époux en présenta une portion à sa future, qui s'empressa de l'accepter et de la manger, puis, ayant porté à son tour la main au plat, elle lui rendit la politesse; puis, de concert, ils distribuèrent la reste aux divers membres de l'assemblée." *Logan* bestätigt diesen Bericht.

Sehr umständlich sind die Hochzeitsgebräuche der verschiedenen Stämme auf Borneo, besonders derjenigen aus dem Stromgebiete des Barito. Von den Olo-Lowangan finden wir das gemeinschaftliche Essen und Rauchen unter den Feierlichkeiten erwähnt, wenn auch nicht als die eigentlich bindende Handlung. Auch bei den Dayaks der Landschaften an der Südküste von Borneo — Mendawei, Sampit und Kotaringin — scheint nicht das Zusammenessen von Reis und das gemeinsame Betelkauen, sondern das darauf folgende Bestreichen von Stirn, Brust, Händen und Knieen des Brautpaares mit dem Blute eines Huhnes die bindende Handlung zu sein. Anders ist es in den Binnenländern von Ost-Borneo. Hier tritt das Zusammenessen als

Digitized by Google

Hochzeitsbrauch mehr in den Vordergrund. So in den Kusanschen Ländern. Die Verlobten sitzen beisammen, vor ihnen steht ein Teller mit gekochtem Reis, und in der Nähe wird Weihrauch gebrannt. Beide nehmen ein wenig Reis, drücken ihn in der Hand zu einem Ballen zusammen und reichen ihn einander. Nachdem sie davon gegessen haben, überreicht der Bräutigam der Braut so viele Bambusstäbchen, als er Gongs zur Hochzeitsgabe aufbringen muß. Dann sagt die Priesterin (balian) einige Sprüche und die Ehe ist geschlossen.

Bei den Bahau-Dayaks bieten die Brautleute einander ebenfalls gekochten Reis an, worauf einem jeden von ihnen eine Korallenschnur um den rechten Arm gebunden wird; damit hat die Feier ihr Ende erreicht.

Die Land- und See-Dayaks essen Reis, Honig und Salz zusammen. Umständlicher ist der Hergang bei den See-Dayaks vom Lundu-Flusse. Zwei eiserne Stäbe werden auf die Erde gelegt, Braut und Bräutigam nehmen darauf Platz, und man gibt ihnen eine Zigarre sowie eine sirih-Prieme in die Hand. Nun nimmt einer der anwesenden Priester ein Paar Hühner und schwingt sie über die jungen Leute, wobei er den Segen der Gottheit über sie herabfleht. Dann drückt er ihre Köpfe drei- oder viermal gegeneinander, worauf der Bräutigam die sirih-Prieme seiner Braut in den Mund und die Zigarette zwischen ihre Lippen steckt, während sie dasselbe bei ihm macht.

Endlich sehen wir, daß bei den Dayaks der Westküste, besonders vom Stromgebiet der Kapuas, die Hochzeitsfeierlichkeiten damit endigen, daß die Brautleute zusammen eine sirih-Prieme nehmen.

Bei den Alfuren der Minahasa wird der Bräutigam am Hochzeitstage in feierlichem Zuge von seiner Familie nach dem Hause der Braut geleitet. Dort angekommen, tritt er mit der Braut an die Tafel heran, auf der einige Speisen stehen; der Priester nimmt ein Stück pinang, kaut es zusammen mit sirih und Kalk und gibt das zusammengewirkte Zeug dem jungen Manne, der es weiter kaut und es dann der Braut zu demselben Zwecke überreicht. Niemand darf

Digitized by Google

von dem Safte etwas ausspucken. Darauf nimmt der Priester ein in einem Blatte gekochtes Stück Reis, bricht es entzwei, tut etwas davon weg, um es auf die vier Ecken der Tafel zu werfen und gibt Braut und Bräutigam jedem die Hälfte. Ebenso macht er es mit einem Stück Speck. Endlich nimmt er eine Bambusscheide mit Palmwein, gießt davon ein wenig an die vier Ecken der Tafel, schenkt etwas in ein Palmblatt, das zu einer Art Löffel oder Kelle gebogen ist, und gibt davon dem jungen Paare zu trinken.

In Zentral-Celebes versammeln sich die Blutsverwandten beider Parteien im Hause der jungen Frau. Unter einer ohrenbetäubenden Musik von Trommeln und Gongs setzt man die Brautleute nebeneinander auf eine Matte, und während der Mann sein rechtes Bein auf das linke der Frau legt, kauen sie zusammen sirih-pinang. Darauf wird ihnen gekochter Reis vorgesetzt, den sie auf dieselbe Weise verzehren.

Auf Java findet die Hochzeit ganz nach mohammedanischem Rechte statt; doch haben sich noch heidnische Gebräuche erhalten. So kommt es vor, daß der junge Mann bei dem Festmahle drei Reiskügelchen knetet und sie der Braut gibt.

Auf Bali ist es die letzte Feierlichkeit bei der Einsegnung der Ehe, daß Braut und Bräutigam sich nebeneinander auf der Erde niederkauern und ihnen von einem der Helfer ein Pisangblatt mit Reis und Zubehör angeboten wird. Nachdem sie das angenommen haben, ergreifen sie nach der Sitte des Landes wechselweise eine Handvoll Reis, tauchen das in die Zuspeise und stopfen es einander in den Mund. Sie legen damit stillschweigend die Erklärung ab, daß sie geneigt sind, fortan Freud und Leid dieser Erde miteinander zu teilen. Damit wird die Ehe für geschlossen erklärt.

Wilken, dem wir diese Angaben verdanken, nennt noch eine ganze Reihe anderer Völker, die ebenfalls diese Confarreatio kennen (*Bijdragen* V, 4, 393 ff.), uns aber hier nichts angehen, da sie nicht mehr recht in den Rahmen unserer Untersuchung hineinpassen.

Digitized by Google

Das Zusammennähen von Braut und Bräutigam, *ridjaikamma parukusĕnna* und das Bedecken beider mit einem Kleidungsstücke wie mit einem Netze, *ridjala-sampú*, wolle man unter den Hochzeitsgebräuchen der Buginesen und Makassaren nachsehen.

Letzteren Brauch finden wir auch bei den Dayaks im Südosten von Borneo, von den Malaien Orang-Bukit genannt. An dem Hochzeitstage begibt sich der Bräutigam mit seinen Eltern und Verwandten nach dem Hause der Braut. Die jungen Leute setzen sich neben einander, worauf ein balian (Schamane) ein Stück Kattun über sie wirft. Einige Stunden müssen sie bewegungslos darunter zubringen. Das Tuch wird dann entfernt, und die Ehe für vollzogen erklärt.

Bei den Bewohnern von Nord-Nias gehört es zu den Hochzeitsfeierlichkeiten, daß das Paar mit einem Tuche bedeckt wird, während der Schulze den Segen spricht.

Während des Zusammenessens, mandjomput-longa, wirft bei den Toba-Bataks die Mutter oder sonst eine ältere Frau ein Kleid über Braut und Bräutigam, wobei sie die gebräuchlichen Segenswünsche ausspricht, was man *mangabis* nennt.

Etwas Ähnliches kommt in Palembang in der Landschaft Kikim vor. Hier breitet man über das junge Paar ein dreifarbiges Garnnetz aus, weiß, schwarz und rot, sodaß es dadurch gleichsam verbunden wird.

Von den Bhillālas, einem Stamme der Bhillas, die das Vindhya-Gebirge bewohnen, lesen wir, daß bei der Eheschließung die Kleider von Braut und Bräutigam aneinander festgeknüpft werden. Auch das Bedecken mit einem Kleidungsstück kommt hier vor.[1])

Eine sehr bekannte und weit verbreitete Sitte ist die dextrarum iunctio, das pāṇigrahaṇa der alten Inder. Bei einigen der Orang-Benuwa von Malakka geht die Handergreifung dem Zusammenessen vorauf. Hier findet die Hochzeit im Hause der Braut statt und besteht darin, daß

[1]) Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland IX, 403.

Digitized by Google

die Brautleute Seite an Seite sitzen und sich die Hände geben, wobei die Eltern sie ermahnen, lieb miteinander zu sein und Zank zu vermeiden. Darauf folgt die Confarreatio.[1])

Von den Bewohnern von Nord-Nias berichtet von Rosenberg, daß bei der Eheschließung der Priester die Hände des Brautpaares zusammenlegt und ihre Köpfe aneinander drückt.

Auch bei den Timoresen finden wir die dextrarum iunctio.

Die Orang-Sakai von Perak legen den kleinen Finger der rechten Hand an den der linken Hand der Braut.

Bei mohammedanischen Stämmen, bei denen das Erscheinen der Frau in der Öffentlichkeit ja verboten ist, tritt für sie ein Stellvertreter ein. Freilich gehört die Handergreifung nicht zu den mohammedanischen Hochzeitsgebräuchen, aber heidnische Überreste bestehen daneben noch fort, und als solche werden wir es mit ***Wilken*** (l. c. 410) z. B. bezeichnen können, wenn bei den Bewohnern der Sulabësi-Inseln der „modin" die rechte Hand des Bräutigams ergreift und dann der chatib beide Hände mit einem Tuche bedeckt und sie auf ein Kissen drückt. Bei den Menangkabauschen Malaien, den Javanen, Makassaren und Buginesen ergreift die die Braut vorstellende Person den Daumen der rechten Hand des Bräutigams und drückt ihn mit seiner rechten Hand gegen seinen eigenen Daumen.

Eine ähnliche Handlung ist das Aneinanderdrücken oder Gegeneinanderstoßen der Brautleute mit ihren Köpfen. Das finden wir auf Nias, den Bewohnern von Babar und den Land-Dayaks vom Lundu-Flusse und den Orang-Lom im Binnenlande von Bangka.

Allbekannt ist das Aufsetzen des Fußes auf den der Braut, was zu bedeuten hat, daß er Herr im Hause sein werde — bisweilen entsteht ein förmlicher Wettstreit, da jeder gern diesen „verhängnisvollen Tritt" tun möchte, der „fürs ganze Leben die Oberhand im Hause" sicherte (Leo-

[1]) JIA I, 338.

Digitized by Google

pold *von Schröder*, Die Hochzeitsgebräuche der Esten . . . p. 79); und ähnlich ist das auf den Schoßnehmen der Braut. Beides bedeutet Besitzergreifung, Unterwerfung unter das mundium.

In Mittel-Celebes legt der Mann während des Zusammenessens sein rechtes Bein über das linke der Frau. Von den Igorroten auf Luçon lesen wir, daß während der Hochzeitsfeier der Fuß des Bräutigams auf dem der Braut ruhen muß.

Auf Sumatra trifft man einen solchen Brauch bei den Redjangers. Wenn der Bräutigam die Braut in festlichem Zuge nach dem Hause seiner Eltern bringen soll, legt er ihr, wenn sie die Treppe ihrer Wohnung hinabgeht, die Hand auf den Kopf und drückt ihre große Zehe mit der seinigen, „ten teeken van inbezitneming".[1])

Bei den Bewohnern der Lampongschen Bezirke werden die Ehen selten nach den Vorschriften des Islam geschlossen, sondern nach dem alten Brauche, der unter dem Namen *tindis-sila* bekannt ist und darin besteht, daß der Bräutigam im Beisein der beiderseitigen Nahestehenden sein linkes Knie auf beide Kniee der Braut legt.

Nach *Kruyt* gehört es zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Atjeher, daß die Braut von ihren weiblichen Verwandten dem Bräutigam auf den Schoß gesetzt wird; eine Zeremonie, die man am anderen Tage wiederholt. Dann ist es aber die Mutter des Bräutigams, die die Braut auf dessen Knieen Platz nehmen läßt.

Übrigens erzählt man von den Alfuren von Ceram, daß die Frau den bedeutsamen Tritt ausführt, sobald sie in das Haus des Mannes gebracht wird. Sie muß dann nämlich auf den voorbalk treten zum Zeichen, daß sie in der Ehe auch zu befehlen hat.

Der Zweck der Ehe ist (nicht nur nach der Meinung unserer Juristen!), Kinder zu zeugen. Das bekundet sich vielfach in den Hochzeitsgebräuchen; am deutlichsten darin, daß man der jungen Frau einen Knaben auf den Schoß

---

[1]) *Van Hasselt*, Volksbeschrijving van Midden-Sumatra, p. 295.

Digitized by Google

setzt. So bei den alten Indern (s. Erotik p. 688 f.); aber auch im indischen Archipel; z. B. auf Nias. Wenn die eben geheiratete Frau in die eheliche Wohnung kommt, wird ihr ein Knabe auf die Kniee gesetzt, damit sie Knaben zur Welt bringen möge.

Bei den Bewohnern der Timorlaut-Inseln wird vor der Zeremonie des Zusammenessens zwischen Braut und Bräutigam ein Junge und ein Mädchen gesetzt, damit Duadilaa, das höhere Wesen, die Ehe mit Kindern segnen möge.

Wenn einer der Bewohner der Babar-Inselgruppe Hochzeit feiert und sich in die Wohnung seiner Braut begibt, muß er beim Hinabsteigen der Treppe demjenigen der dort anwesenden Männer, der die meisten Kinder hat, die Hand reichen, damit er selber auch viele Kinder bekommt.

Bei den Makassaren und Buginesen drückt der Bräutigam seine dahinzielenden Wünsche durch die Sachen aus, die er der Braut schenkt; so z. B. durch ein Korallengewächs namens batu-måtakka, Koralle mit Ästen: seine Nachkommenschaft soll sich so reich verzweigen wie dieses Gewächs. Denselben Sinn hat das Schenken von dreißig pinang-Nüssen und einem Ei.

Sehr wichtig und weitverbreitet ist die Sitte, die Brautleute mit Körnern zu bestreuen. Abgesehen von dem brahmanischen Hochzeitsritus finden wir auch im indischen Archipel Beispiele genug dafür. Was zunächst die Stämme von Palembang betrifft, so lesen wir von den Bewohnern der Rau-Distrikte, daß während des feierlichen Zusammenessens einige Körner Reis auf den Kopf beider gestreut werden; dann bringt man ein Huhn herbei und läßt es einige Körner aufpicken.

Ungefähr dasselbe geschieht in Kikim: man bestreut Braut und Bräutigam mit gelbem Reis; dann läßt eine alte Frau ein Huhn mit den Füßen sie über die Köpfe kratzen und unter Segenswünschen ein wenig von dem Reise essen.

Gelber Reis wird auch von dem Reisenden *Forbes* erwähnt in seiner Beschreibung der Hochzeitsfeier, der er in dem Dorfe Batu-Pantjeh nahe bei Tĕbing-Tinggi beiwohnte.

Digitized by Google

Die Karokaro-Bataks streuen am Ende der Feier unter Heilrufen unenthülsten Reis über das Paar, während die Menangkabauschen Malaien die Brautjunker, die Begleiter des Bräutigams, bestreuen. Wenn sich diese nämlich am Hochzeitstage nach der Wohnung der Braut begeben, werden sie, wenigstens an einigen Orten, bei ihrer Ankunft von den drinnen Befindlichen mit Gerste beworfen, welchen Willkommensgruß sie auf dieselbe Weise erwidern, zum Zeichen, daß man sich gegenseitig Glück im Überflusse wünscht.

Auf Borneo findet man die Sitte vornehmlich bei den Dayaks von Pulupetak und anderen Strecken im Stromgebiete des Barito.

Die Olo-Ngadju lassen der eigentlichen Feier die sogenannte *bakakahem*-Zeremonie nachfolgen. Braut und Bräutigam werden in die Mitte des Flusses gerudert und dort dreimal untergetaucht. Wenn sie ans Ufer kommen, legt man ihnen einige Reiskörner auf den Kopf, bringt ein Huhn herbei und läßt es davon picken.

Ferner kommt das Reisstreuen vor bei den Stämmen im Gebiete des Kahajan-Stromes. Der dabei ausgesprochene Segenswunsch besagt, die jungen Leute sollten soviel Reichtümer und Kinder bekommen als die Anzahl der Körner beträgt.

Auch die Dayaks aus den Sampit- und Katingan-Gebieten sind hier zu nennen. Der balian (Schamane) beschwört dabei die Götter und Geister, das Brautpaar vor Unglück zu bewahren.

Als Symbol der Fruchtbarkeit betrachtet man das Körnerstreuen bei den Kajans von der Westabteilung von Borneo.

Auf Ambon und den Uliasers bewirft einer der Verwandten die Brautleute mit ungeschältem Reis und zerkleinerter kelor-Wurzel (Moringa pterygosperma).

Bei den Makassaren und Buginesen ist es Sitte, den Bräutigam von allen Seiten mit geröstetem und vielfarbigem Reis zu bestreuen, wenn er sich zu der Wohnung der Braut begibt.

Von den Sundanesen wird berichtet, daß Braut und

Digitized by Google

Bräutigam, wenn sie an die eheliche Wohnung kommen, mit Reis bestreut werden, dem ein wenig Kupfergeld beigemengt ist, während bei den Malaien das sogenannte *mĕnghambur-beras-kunjit*, das Streuen von gelbgefärbtem Reis, eine Zeremonie ist, die unter anderem auch bei Hochzeiten stattfindet, indem man den Weg bestreut, den das Brautpaar einschlägt.

Daß dies Körnerstreuen ein Symbol der Fruchtbarkeit sei, hat man lange als ziemlich selbstverständlich angenommen, wiewohl auch Stimmen dagegen gewesen sind. Auffallend ist jedenfalls, daß das Streuen des Reises und anderer Körner keineswegs auf die Hochzeitsfeier beschränkt ist und demnach nicht bloß ein Sinnbild der Fruchtbarkeit sein kann, worauf auch Wilken (Bijdragen V, 4, 419) hinweist. Nach seinen Ausführungen streuen die Aru-Insulaner Reiskörner vor die Bildnisse der Verstorbenen, um ihre Seelen hineinzubringen, wenn man sie um Rat zu fragen wünscht. Die Rotinesen rufen die Toten zu den Festen, die man ihnen zu Ehren gibt, mittels Reises; und die Olo-Ngadju beginnen jede gottesdienstliche Handlung mit dem *manawor*, dem Ausstreuen von Reis, um die sangiangs, deren Hilfe man braucht, aus ihren Wohnsitzen in den Oberwelten auf die Erde herabzubringen. Man bestreut auch Personen, deren Seele aus dem Körper entflohen ist. Nach dem Glauben der Naturvölker kann die Seele nach Willkür den Leib verlassen, sei es freiwillig, sei es unter dem Einfluß böser Geister. Es scheint nun, daß bei den Stämmen des indischen Archipels die Vorstellung besteht, daß die Seele beim Verlassen des Körpers die Gestalt eines Vogels annimmt, eines Huhnes. Um sie zurückkehren zu lassen, pflegt man wenigstens dieselben Laute auszustoßen, mit denen man gewöhnlich die Hühner lockt. Bei den Makassaren und Buginesen geschieht dies mit *kurru* oder *kĕrru*, und auch bei den Malaien braucht man das dem entsprechende Wort *kur* in demselben Sinne. So ist *kur sumangatnja* ein sehr gewöhnlicher Ausruf bei plötzlicher Unpäßlichkeit oder Schreck, wo man ja annimmt, daß der Lebensgeist (sumangat) den Körper verlassen will. Wie nun der Buginese

Digitized by Google

und Makassare kurru oder kĕrru ruft und dabei Reis streut, um seine Hühner zusammenzubringen, so ist das Streuen von Reis unter dem Namen ***apakurru-sumangá*** oder ***mapakĕrru-sumangĕ*** eine auf Süd-Celebes vielfach vorkommende gottesdienstliche Handlung, um zu verhüten, daß jemandes Lebensgeist infolge des Einflusses böser Geister als Vogel (Huhn) wegfliege.

Auch bei den Malaien und Javanen ist Reisstreuen gebräuchlich, z. B. bei der unvermuteten Rückkehr von Personen, die man als verloren gegangen angesehen hatte oder die aus schwerer Gefahr entronnen sind, oder wenn ein Kind zuerst „op den grond komt". Bei den Javanen setzt man das Kind in diesem Falle in eine Hühnerhürde, die Mutter aber streut Reis und tut, als ob sie die Hühner rufe.

Die Bataks legen den Leuten, die von einer gefährlichen Unternehmung zurückkehren, einige Reiskörner auf den Kopf, um die Seele zurückzuhalten und die Mißgunst der bösen Geister abzuwehren. Man nennt das dort ***padirumâtondi***, Mittel, die Seele zu Hause bleiben zu lassen. Diese und weitere Beispiele bei Wilken l. c. 419/422.

Der Zweck des Reisstreuens bei der Hochzeit ist nach ***Wilken*** l. c. 422 also der, die Seele in ihrer Behausung festzuhalten, damit sie nicht eine Beute der bösen Geister werde, die auf das Glück von Braut und Bräutigam und weiterhin auch auf das der Hochzeitsgäste eifersüchtig sind und danach trachten, es nach Möglichkeit zu stören. Bei den Makassaren und Buginesen finden wir dies ausdrücklich als Grund angegeben für das Bestreuen des Bräutigams mit Reis, wenn er zum ridjala-sampû und zum ridjaikamma parukusĕnna in das Haus der Braut kommt.

Viel gebräuchlich bei der Hochzeit sind die feierlichen Umzüge, die besonders dann stattfinden, wenn der Bräutigam sich nach dem Hause der Braut begibt, um diese abzuholen. Bei den Javanen setzt sich der junge Mann dabei auf ein Pferd, welches mit dem prabat-wastangan, dem Turniergeschirr, aufgeschirrt ist und von zwei Personen geführt wird. Dies sowie der Gebrauch von Wedeln

Digitized by Google

aus Pfauenwedeln gehört sonst zu den ausschließlichen Vorrechten fürstlicher Personen; an seinem Hochzeitstage gilt aber jeder für einen Fürsten. So heißt bei den Malaien der Bräutigam *radja-sahari*, Eintagsfürst. Die Anzahl der prunkvollen Umzüge richtet sich ganz nach dem Reichtume der Feiernden; sie dauern zwei, drei und auch sieben Tage.

Unerläßlich sind auch bei den Stämmen des Archipels Festessen — wir Kulturmenschen stehen also eigentlich genau noch so tief wie sie . . . Wo geistige Getränke bekannt sind, arten diese Festmahlzeiten in wahre Bacchanalien aus.

Der Hochzeitstag ist vielfach für die Frau der letzte Tag, an dem sie Schmucksachen tragen darf; so bei den Bataks, die dafür einen besonderen Ausdruck haben — *mamingkali*, das Mädchen bei der Hochzeit ihrer Zieraten entkleiden. Auch in Palembang gilt diese Sitte, ja sie ist der abschließende Teil der Hochzeitszeremonie; und die Schmucksachen später wieder anlegen würde bedeuten, daß die Frau gern wieder Mädchen sein möchte. Bei den Timoresen dürfen nur die Mädchen goldene oder silberne Zieraten tragen.

Endlich sei noch erwähnt, daß das berühmte „koppensnellen", das Erbeuten von Feindesschädeln, bei der Hochzeit insofern eine Rolle spielt, als der Besitz wenigstens e i n e s Schädels nötig ist, um das Herz der Schönen zu rühren. Die tiefere Deutung dieses Brauches sehe man bei *Wilken*, Iets over de schedelvereering bij de volken van den Indischen Archipel, in: Bijdragen V, 4, 98 ff. und 427 f.

Auch das Haarschneiden und Feilen der Zähne ist als ein Hochzeitsbrauch im indischen Archipel zu nennen. Letzteres kommt als feststehender Bestandteil der Hochzeitsfeier z. B. bei den Rotinesen vor, meist allerdings symbolisch, indem nur das *mĕlĕtak-batu* vorgenommen wird, d. h., man legt den Stein, mit dem die Operation ausgeführt wird, nur an die Zähne der Braut. Ebenso ist es damit bei den Balinesen. (*Wilken*, l. c. 433.)

Der Javane heiratet schon beizeiten; lange unverheiratet zu bleiben gilt als unanständig. Meistens ist der Bräuti-

Digitized by Google

gam 15—16, die Braut 12—13 Jahre alt. Eltern oder Vormünder besprechen vorab die Sache miteinander, worauf bei erfolgter Zustimmung dem Jüngling Gelegenheit gegeben wird, das Mädchen zu sehen. Gefällt sie ihm, dann geht die Heirat vor sich; nach dem Einverständnis des Mädchens wird nicht immer gefragt. Der Vater des Jünglings gibt demjenigen des Mädchens darauf ein Verlobungspfand (paningset), bestehend aus einem Ringe, Kleidern und Naschwerk, und einige Tage danach den Kaufpreis der Braut (tumbassan), der in Geld, Küchengerätschaften, Leinwand, Geflügel, Reis etc. besteht. Ein Geschenk für die Eltern der Braut (sasrahan) wird noch besonders beigefügt. An demselben Tage, an welchem die Geschenke angeboten werden, senden die beiderseitigen Eltern an ihre Blutsverwandten und Freunde, auch wohl an ihre Häuptlinge, tondjokkans oder Geschenke von Eßwaren und nötigen sie, dem djagongan, dem geselligen Zusammensein beizuwohnen, das während eines oder mehrerer Tage vor der Vollziehung der Ehe im Hause der Eltern der angehenden Ehegatten stattfindet. Die Nacht vor der Hochzeit müssen die Brautleute wachend verbringen, sonst kommt großes Unglück über sie. Den folgenden Tag wird die Ehe in der Moschee geschlossen. Der Bräutigam begibt sich dorthin in Staatskleidung, das Gesicht bemalt und geschminkt, begleitet von Blutsverwandten und Gästen, gewöhnlich im Aufzuge mit Musik; die Braut bleibt zu Hause und läßt sich durch ihren wali vertreten, einen männlichen Blutsverwandten oder Vertreter der Obrigkeit, ohne dessen Vermittlung eine Frau keine Ehe schließen darf. Im allgemeinen werden hierbei die Bestimmungen des mohammedanischen Rechtes getreulich befolgt. Der Bräutigam kehrt dann nach Hause zurück, kleidet sich in ein anderes schönes Kostüm und wird danach im festlichen Zuge nach der Wohnung der Braut gebracht, die ihn in bräutlicher Kleidung, das Gesicht gemalt, Oberkörper und Arme nackt, und mit gelbem boreh[1]) eingerieben, erwartet. Hierauf finden allerlei sym-

[1]) Eine Salbe aus Curcumae und Kokosöl.

Digitized by Google

bolische Zeremonien statt, worunter das Waschen der Füße des Bräutigams durch die Braut zum Zeichen ihrer ehrerbietigen Unterwerfung. Der Bräutigam bringt dann seine Braut im Zuge nach dem Hause seiner Eltern, wo ein Fest gefeiert wird; den folgenden Tag wird dieses Festfeiern in dem Hause der Brauteltern wiederholt; am dritten Tage beziehen die Jungvermählten ohne weitere Festlichkeiten ihre Wohnung, falls sie eine haben; sonst bleibt der junge Mann mit seiner Frau bei seinen Schwiegereltern wohnen und arbeitet für sie mit, bis er eine eigene Wohnung hat.

Der Javane kann als Mohammedaner vier Frauen zugleich haben; der geringe Mann aber ist in der Regel mit einer zufrieden, während die Vornehmen bisweilen eine große Anzahl Beischläferinnen (selir) haben. (*Encyclopaedie* II, 144.)

Schouten beschreibt das Gepränge, wie er es bei einer Hochzeit auf Java erlebt hat (*Reisebeschreibungen* XII, 319): „Das erste, was mir in die Augen fiel, war eine große Menge Lichter, Fackeln und Laternen, die man, um die Nachtfinsterniß desto besser zu vertreiben, hoch empor hielt, und dergestalt mit langsamen Schritten gegen das Haus anrückete. Hinter drein folgete eine große Anzahl Tänzer, Trommeln und andere Instrumente, als zum Beyspiele Dudelsäcke, Pfeifen und messingene Becken, die nicht übel durcheinander klangen. Dieses war gleichsam das Vorspiel des Hochzeitsfestes. Auf diese Lustigmacher folgeten zween weißgekleidete mohrische Priester, und sodann die beyderseitigen Anverwandten des Brautpaares. Sie traten aber dermaßen langweilig und ernsthaft einher, daß mir alle Geduld darüber vergieng. Endlich erschien der Bräutigam, auf einem schönen persischen Pferde; er that aber ungemein ehrbar, und schlug die Augen beständig nieder. Über sein Haupt wurde ein prächtiger, mit großen seidenen Fransen besetzter Sonnenschirm gehalten, welcher bey dem Scheine der Fackeln in der That ein sonderbares Ansehen machte, weil man ihn beständig umdrehete. Zween Mohren hielten die Zügel seines Pferdes. Zween andere Mohren bespritzeten den Bräutigam mit Rosenwasser, und

Digitized by Google

erfülleten die Luft mit dem Geruche von allerley Specereyen, die sie in baumwollenen Schnupftüchern bey sich hatten. Hinter ihm ritten einige junge Leute von seinem Alter, und schlossen den Zug.

Hintennach lief eine gewaltige Menge Leute, welche dergleichen Aufzug wohl schon hundertmal gesehen hatten, und doch wiederum begierig danach waren. Von des Bräutigams Wohnung gieng der Zug vor der Braut Behausung vorbey, und sodann weiter durch die vornehmsten Straßen in Java. Endlich kehrete man nach der Braut ihrer Wohnung zurück. Dieser Umgang war nun schon seit vierzehn Tagen alle Abende richtig vorgenommen worden. Zu diesem, als dem letztenmale, stieg der Bräutigam mit Hülfe seiner Brautführer vom Pferde ab, und wurde von dem ganzen Haufen in ein prächtiges ausgeziertes Gezelt geführet, das vor dem Hause aufgeschlagen war, und gleichsam ein Vorhaus vorstellete. Sogleich breitete man statt der Tischtücher, einige Teppiche auf die Erde hin, und legete Polster für die Gäste dazu, darauf sie sich nach Landesart, das ist, mit kreuzweise geschränkten Beinen, niederließen. Zwo pechschwarze, aber schneeweiß gekleidete Mädchen, trugen eine Menge Gerichte in hölzernen Näpfen auf. Das erste bestund aus Betel und Arek, und sollte nur Lust zum Essen machen. Nachgehends erschienen gebratene Hühner, imgleichen allerley ander Geflügel mit Karri, das ist, mit einer gewissen Brühe, davon die Javaner viel Wesens machen, zugerichtet. Währendem Essens sprach kein Mensch das geringste Wort, wohl aber wurde so lange und so tapfer drauf los gegessen, bis alle Näpfe leer wurden. Die Mannspersonen waren der Mühe überhoben, dem Frauenzimmer vorzulegen oder andere Höflichkeit zu erzeigen; denn es speisete selbiges in einem andern Saale besonders, und zwar, welches zu verwundern, ohne im geringsten laut dabey zu werden. Bloß die Spielleute ließen sich hören. Zu Ende der Mahlzeit trank man frisch herum, das beste Wasser, versteht sich; der Beschluß der ganzen Gasterey erfolgete um Mitternacht und war dem Anfange ähnlich: man kaute nämlich Betel.

Digitized by Google

Hierauf wurde den Gästen zu wissen gemacht, man werde zur Vermählung schreiten. Zu diesem Ende setzeten einige schön bekleidete Leibeigene eine sechs Schuh lange, und einen Schuh hohe Bank mitten ins Gezelt, worauf der Bräutigam stieg, und auf jedweder Seite einen Brautführer neben sich hatte. Er war in den feinesten Cattun gekleidet. Oben auf dem Turban war ein Blech von Flittergolde und vorne noch eines; beyde schlugen aneinander, und machten ein Geklingere. Rings um den Turban stecketen weiße Bluhmen und Rosen. An jedweder Seite hing eine lange Binde dem Bräutigam über das Gesicht bis an den Bauch herab. Wenn er sich nun bewegete, so fladderten die Binden hin und wieder, welches sehr artig ließ. Um den Hals hatte er eine goldene Kette, an den Ohren und Fingern Ringe von eben diesem Metalle, und um den Leib einige seidene Leibbinden. Sein Alter betrug etwa sechs und dreyßig Jahre.

Hierauf hielten zween Sklaven einen Vorhang empor, der ihn und seine beyden Brautführer vom Kopfe bis auf die Füße verdeckte. Als dieses geschehen war, trat der Brautvater mit seiner Tochter auf den Armen ins Gezelt. Letztere war vermittelst vieler Binden eben also wie die Winkelkinder in ihre Windeln eingehüllet, und konnte man nicht einmal ihr Gesicht sehen: doch merkete man an der Bewegung der Binden, die ihr Gesicht bedecketen, daß sie heftig weinete. Der Vater nun stellete sich mit der Braut auf den Armen vor den Vorhang dahinter sein Tochtermann steckete. Zween Priester kamen mit bedecktem Haupte herbey, und verrichteten ein kurzes Gebeth um glücklichen Ausgang der Sache; hernach fragten sie den Mohren, ob er die gegenwärtige Jungfer zu seinem Ehegemahle haben wollte? Seine Antwort lautete, er sey es völlig entschlossen. Aber da sie eben diese Frage an die Jungfer thaten: so gieng es dem guten Mägdchen gewaltig übel: Denn sie weinete nicht nur ärger als zuvor, sondern sie wäre bey dem heftigen Schluchzen unter den vielen Binden beynahe gar ersticket; sie fiel wirklich, oder doch beynahe, in eine Ohnmacht, und man mußte sie mit frischem Wasser wieder auflaben. Sie trank ein wenig, und bey dieser Gelegen-

Digitized by Google

heit erblickte man ihre Annehmlichkeiten unverdecket. Sie hatte sowohl in der Nase als in den Ohren Ringe; alle Finger stecketen voll. Der Kopf war gleichwie des Bräutigams seiner, mit Bluhmen und einem Bleche von Flittergolde gezieret. Ihr Alter betrug etwa funfzehn Jahr: aber ihre Farbe kam dem Schouten, ungeachtet alles Rühmens der Anwesenden, nur maulwurfsmäßig vor.

Sobald sie sich erholet hatte, wiederholeten die Priester ihre Frage; und für dieses mal antwortete die Braut, wiewohl sehr unbeherzt, mit Ja! Auf diese Losung erfolgete ein allgemeiner Zuruf aller Anwesenden; absonderlich thaten sich die jungen Mägdchen hervor, und sangen, dem neuen Brautpaare zu Ehren, einige nicht übelklingende Lieder als einen Glückwunsch ab. Auf einmal wurde alles stille. Man ließ den Vorhang nieder, und in diesem Augenblicke warf der Bräutigam seine Liebste mit einer weißen Blume. Nach dieser That wurde der Vorhang wieder empor gehalten, und der Gesang von neuem angestimmet. Dieses alles geschahe viermal nach einander. Hierauf kam die Reihe an die Braut, das ist, man hielt viermal inne mit Singen. Man ließ den Vorhang viermal herab, und die Braut warf den Helden dieses Auftrittes eben so oft mit einer weißen Bluhme. Nach dieser Kurzweile blieb der Vorhang länger geöffnet. Der Bräutigam zog einen Ring vom Finger, und steckete ihn seiner Braut an den ihrigen. Sie zog ebenfalls einen ab, und steckete selbigen dem Bräutigam an. Der Gesang erhub sich wieder und der Vorhang gleichfalls, aber zum letztenmale, fiel auch gleich darauf wiederum nieder. Der Bräutigam ergriff einen Kranz von weißen Bluhmen, und hing ihn seiner schwarzen Geliebten um den Hals, welche diese Artigkeit mit eigener Hand erwiederte. Voritzt schaffete man den Vorhang gar bey Seite; der Bräutigam setzete sich nieder, und nahm die Braut aus des Vaters Armen in die seinigen. In dieser Stellung reichte man ihm einen Becher voll Milch, davon sie wechselsweise viermal tranken. Jedwedes gab dem andern den Becher in die Hand, und spühlete sich nach dem Trinken allemal den Mund mit Wasser aus.

Digitized by Google

Als dieses geschehen war, so rennete der Bräutigam mit seiner Braut auf den Armen zum Gezelte hinaus, und stieg, ohne sie fahren zu lassen, mit Hülfe seiner Brautführer zu Pferde. Weil es nun das Ansehen haben sollte, als ob sie ihm seine Braut entführen hülfen: ro ritten sie mit großer Ernsthaftigkeit, doch aber etwas hurtig, bis an des Bräutigams Wohnung, da er in aller Eile abstieg, und seine Braut hinein trug, ohne ein Wort dabey zu sprechen, oder seinen Begleitern im geringsten zu danken. Jedweder machte sich in der Stille nach Hause. Ja, man hatte bey der ganzen Lustbarkeit, nie weder einiges Jauchzen noch andere Merkmaale einer außerordentlichen Fröhlichkeit gehöret noch gesehen. Es geschah alles in größter Ehrbarkeit und mit einem gelassenen Wesen. Es scheint wohl, saget Schouten, daß diese Leute weder vom Bacchus noch von der Venus etwas wissen."

Sobald bei den Buginesen und Makassaren die Hochzeit bevorsteht und die Gäste angekommen sind, wird das Ehebett gemacht. In der Regel wählt man dazu alte Frauen, Mütter einer zahlreichen Nachkommenschaft, die dann als *petjâru* oder *pitjâru* bezeichnet werden und so denselben Namen tragen, den man dort gewöhnt ist allen möglichen Dingen beizulegen, von denen man glaubt, daß sie Glück und Segen bringen. Der Zweck ist klar. Nahe bei diesem Bette wird noch eine zweite Schlafstelle zurecht gemacht, die für den Bräutigam während der Tage bestimmt ist, da er, wiewohl er schon bei seinen Schwiegereltern Wohnung genommen hat, noch nicht bei seiner Frau schlafen darf.

Ist das Bett einmal zurecht gemacht, dann nehmen Braut und Bräutigam ein Bad in heiligem Wasser, und erstere wird in den Rauch von allerlei wohlriechenden Kräutern gesetzt. Die Hochzeitsgabe wird in prächtigem Aufzuge geschickt, nachdem Gesandte (duta) in Bildersprache geredet haben. Auf das Senden der Hochzeitsgabe folgt gewöhnlich die Vollziehung der Ehe, wobei die Braut nicht erscheint; bisweilen geht sie aber auch vorauf. Der Bräu-

Digitized by Google

tigam geht zu diesem Zwecke mit seinen Freunden im Zuge nach dem Hause der Braut, falls diese von hoher Abkunft ist; sonst nach dem des Priesters. Er setzt sich diesem gegenüber, wobei dieser den Daumen der rechten Hand des Bräutigams gegen den seinigen hält und beider Hände verdeckt werden. Der Bräutigam sagt nun das Glaubensbekenntnis her, worauf der Priester eine Formel spricht, die Parteien zur Ehe zusammengibt und die Hochzeitsgabe nennt. Der Bräutigam spricht nun eine Formel, laut deren er das Mädchen zur Frau nimmt und zur Hochzeitsgabe seine Zustimmung gibt. Obschon beide nun verbunden sind, darf doch der Mann noch keinen Gebrauch von seinen Rechten machen; zuvor finden erst noch eine Anzahl Zeremonien und Feste statt, während derer die junge Frau noch Zurückhaltung ihm gegenüber beobachten muß. Bei einem dieser Feste wird der Bräutigam im Zuge nach dem Hause der Braut getragen und muß sich scheinbar mit Gewalt und durch das Austeilen von Geld den Zutritt zu ihr verschaffen; die Braut sucht dann noch dem Manne zu entfliehen, wird aber daran gehindert; und darnach näht das Haupt der Bissus (Priester) das baadje der Braut mit der Staatshaube des Bräutigams zusammen und nimmt danach ein Staatskleid in Form eines sarong, den er über das Paar wirft und es so zusammentut. Darauf hält man dem Bräutigam eine Wachskerze vor, um sie ausblasen zu lassen; die Braut sucht ihm aber dabei oft zuvorzukommen, zum Zeichen, daß sie im Hause die Herrschaft ausüben werde. Nachdem beide wieder losgemacht sind, sucht die Braut die Leute beiseite zu schieben und zu entfliehen und den Bräutigam durch Schläge mit ihrem Fächer von sich fern zu halten. Dieses Schiebespiel hat später noch verschiedene Male bei all den Festen statt, die noch gefeiert werden, bevor die beiden jungen Leute zur ehelichen Gemeinschaft zugelassen werden, was besonders bei Vornehmen recht lange dauert. Ist dieser Zeitpunkt gekommen, dann müssen Braut und Bräutigam erst noch drei Nächte von Frauen bewacht zubringen. Eine derselben bespritzt beide mit Wasser, worauf die Braut entflieht, aber wieder zurück-

Digitized by Google

gebracht wird, bis endlich, nach Erfüllung noch verschiedener Förmlichkeiten, die Vereinigung stattfindet.

Die vorhergehende Nacht hat der Bräutigam schlaflos verbracht, und zwar aus einem ziemlich prosaischen Grunde. Man hat ihm nämlich nach Landessitte die Nägel von Händen und Füßen kurz geschnitten und dann diese Körperteile mit dem Safte der Blätter des patji-Baumes (Lawsonia alba L.) rot gefärbt, um ihn dadurch gegen den Einfluß der bösen Geister zu schützen. Soll dies Mittel aber die gewünschte Wirkung haben, dann muß der Saft Gelegenheit haben, gehörig einzutrocknen; und daher bewacht man den Bräutigam sorgfältig die ganze Nacht und hält ihm mit Spiel und Gesang den Schlaf fern. Erst am Morgen sieht er sich seiner Wächter ledig, aber nur, um nun denen in die Hände zu fallen, die angewiesen sind, ihm das Hochzeitskleid anzuziehen und ihn stracks nach der Wohnung der jungen Frau zu geleiten. Sein Eintritt ist nicht ohne Umständlichkeit. Man setzt ihn nämlich unten an die Haustreppe, während eines der Häupter der Priester sich auf die oberste Stufe setzt und ein kattunenes oder seidenes Tuch herunterläßt, an dessen beiden Enden ein starkes Armband befestigt ist. Der Priester faßt nun das eine Armband und der Bräutigam das andere, und so wird der angehende Ehegatte wie ein Schiff, das man aufs trockene Land zieht, in die Wohnung seiner Angebeteten hineinbugsiert. (Dieselbe Beförderungsweise muß auch stattfinden, wenn später Braut und Bräutigam zusammen in die elterliche Wohnung ziehen.) Aber dabei erlebt er nun den gefährlichsten Augenblick seines Lebens: es besteht nämlich große Gefahr, daß sein *sumânga*, sein Lebensgeist, ihn verläßt. Dieses Wegfliegen des sumânga hat für einen angehenden Ehemann eine tiefere Bedeutung als bloßes Verlieren des Bewußtseins: für ihn besagt es nichts mehr und nichts weniger, als daß er alles Anrecht auf künftiges Glück fahren lassen muß. Es ist daher nötig, daß seine Freunde dies Unheil abzuwehren suchen, indem sie ihm über den ganzen Körper geröstete, vielfarbige Reiskörner streuen. Erst nachdem er sich dieser Behandlung unterzogen hat,

Digitized by Google

darf er, an der Hand eines der bejahrten Brautjunker, in die Kammer treten, wo vor einigen Tagen das Ehebett gespreitet worden ist. Die Braut sitzt in diesem Augenblicke ganz sittsam, hinter einem dreifachen Vorhange verborgen, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Einmal in der Kammer, trachtet der junge Mann danach, sich dem Bette zu nähern, wird aber von den Brautjungfern festgehalten und muß sich erst durch Verteilung einiger Geldstücke lösen. Endlich ist aller Widerstand überwunden, und der Bräutigam setzt sich auf die Matratze hinter seine Braut, worauf beide in stiller Unterwerfung der Ankunft des heidnischen Priesters harren, der das *ridjâi-kâmma parûkusanna* an ihnen vornehmen soll. Das ist sozusagen die bürgerliche Trauung! Die offizielle Einsegnung geschieht ja durch einen mohammedanischen Priester.

Einige Zeit danach geht das junge Paar im Zuge nach der Wohnung der Eltern des Mannes; damit sind die Festlichkeiten abgelaufen, die namentlich bei fürstlichen Hochzeiten einen großen Umfang haben, jedoch bei geringen abgekürzt werden. Das kommt auch bei Prinzen vor, ja selbst einfache Entführung, die bei gewöhnlichen Leuten wohl vorkommt, ist auch bei ihnen nicht ganz ungewöhnlich. Wenn ein Mann von höherer Abkunft eine Frau aus geringerem Stande entführt, kann er das ungestraft tun; im anderen Falle kann er durch die Familie der Frau getötet werden, es sei denn, daß er sich beizeiten an den Fürsten oder einen Priester wendet, der die Ehe schließt, wobei dann die Hochzeitsgabe von 24 Gulden gegeben wird. Ein Verbot der Exogamie oder Endogamie besteht jetzt nicht mehr bei den Buginesen; Ehen zwischen Blutsverwandten, einschließlich Voll-Neffen und -Nichten, sind verboten (mâpaêlla). Ehebündnisse zwischen Frauen und Männern niedrigerer Herkunft werden höchlichst gemißbilligt; wenn Männer mit Frauen von niedrigerem Range die Ehe eingehen, was vielfach vorkommt, sind die Kinder nicht von demselben Range wie der Vater, sondern nur halb so viel, sipuwe, und heißen denn auch ana-sipuwe. *Wilken* sieht hierin ein Überbleibsel des Matriarchates, wobei der Adel

Digitized by Google

durch die Frau übertragen wird. Auch die Verteilung der Kinder scheint dafür zu sprechen: die aus einer Ehe hervorgegangenen Kinder nämlich gehören z. T. der Mutter, die das älteste bekommt, z. T. dem Vater, der das folgende erhält. Bei einer ungeraden Zahl gehört das jüngste beiden, doch hat die Mutter das Recht, es gegen eine bestimmte Summe an sich zu bringen. Bei Heiraten zwischen einem Freien und einer Sklavin ist das erste Kind Sklave, das zweite frei; etc. (*Encyclopaedie* I, 219 f. und *Van Eck*, Gids III, 2, 1020 ff.)

Die Eheschließung geschieht bei den Bataks ohne gottesdienstliche Feierlichkeiten, nur ein Festmahl und gewöhnlich auch einige symbolische Handlungen finden dabei statt. Die jungen Leute essen zusammen Reis, der zuweilen mit Sesamkörnern bestreut wird, die bei verschiedenen Völkern, auch von Niederländisch-Indien, als Sinnbild der Fruchtbarkeit betrachtet werden. Bei diesem Zusammenessen wirft, wenigstens bei den Tobads, der Schwiegervater oder ein anderer der Anwesenden unter Segenswünschen ein Kleidungsstück *(ulos)* über das Paar, als Symbol der Vereinigung. Auch wird es wohl mit enthülstem Reis bestreut, zur Abwehr des Einflusses böser Geister, die ihm ein Leid anzutun trachten. Am Tage der Hochzeit legt die Frau all ihren Schmuck ab; denn nach der Eheschließung darf sie ihn fortan nicht mehr tragen. In einigen Gegenden wird diese Gewohnheit allerdings nicht mehr streng innegehalten.

Bei dem Verlassen der elterlichen Wohnung verlangt es die Sitte, daß die junge Frau in einer Art von gezierter Redeweise ein Wehklagen *(andung)* anhebt; dann folgt sie dem Manne nach seiner Wohnung. Polygamie ist im allgemeinen selten; man trifft sie fast allein bei Häuptlingen und Vornehmen, die reich genug dazu sind. (*Encycl.* I, 133.)

Wilken (Bijdragen V, 4, 393 f.) nennt uns auch den Namen des Reisgerichtes, von dem die Brautleute essen müssen: mandjomput-longa.

Auf Buru (Bulu) sind Heiraten zwischen Personen, die zu derselben fenna (Genossenschaft) gehören, verboten; es

Digitized by Google

herrscht dort also Exogamie; die Frau geht bei der Verheiratung zu der fenna des Mannes über. Sie wird von der fenna, der sie angehört, durch einen Heiratspreis, kaleli, zum Werte von ungefähr 150—300 Gulden, losgekauft, den der Bräutigam im Vereine mit seiner fenna bezahlt und der ihren Eltern und der fenna, zu der sie gehört, zugute kommt. Die fenna bleibt für die richtige Bezahlung des Kaufpreises verantwortlich.

Vor dem Eingehen der Ehe läßt der Jüngling das Mädchen durch Zusenden von pinang[1]) auf den Zahn fühlen. Ist die Antwort günstig, was er daraus ersieht, daß sie das Geschenk annimmt und ihm dafür rokos (Zigarren) schickt, dann sucht er um die Erlaubnis seiner Eltern nach; und wenn er die hat, wird die fenna damit bekannt gemacht. Darnach gehen sein Vater und das Haupt seiner fenna zu der fenna des Mädchens; ist man über die Heiratsgabe einig geworden, dann geht der Bräutigam mit Gefolge und Heiratsgabe nach der Wohnung der Braut, um sie zu holen und nach seiner fenna zu bringen, wobei es gebräuchlich ist, daß der Bräutigam sie in scheinbarem Kampfe ihren Eltern wegnimmt. Die Hochzeitsfeier besteht darin, daß die Braut eine roko herstellt und anzündet und dem Bräutigam in den Mund steckt, der dann einige Züge tut, worauf die Braut dasselbe macht. Geht die roko nicht aus, so ist das ein glückliches Zeichen. Nachdem man eine sirih-Prieme gekaut hat, ist die Ehe vollzogen.

Häufig kommt Eheschließung durch Entführung vor; Monogamie ist gebräuchlich; mehr als eine Frau zu nehmen scheint durch den Islam eingeführte Sitte zu sein, die nur Vornehme befolgen. Ehescheidung erfolgt auf Grund von Ehebruch; der Ehebrecher ist dann gehalten, seine Mitschuldige zu heiraten. (*Encyclopaedie* I, 227.)

*

[1]) „Een zeer samengesteld Ambonsch geneesmiddel, volgens een dor Ludeking medegedeeld voorschrift uit 59, meest aromatische, bestanddeelen (fijngehakte wortels, basten, bladeren, vruchten) bestaande. Het geniet in geheel Indië zekere reputatie als universeele medicijn, tegen koortsen, diarrhoea, slechte spijsvertering enz." (*Encycl.* s. v.)

Digitized by Google

Ehebruch ist im alten und neuen Indien im allgemeinen stets sehr ernst genommen und hart, z. T. grausig bestraft worden. Rösten bei lebendigem Leibe, Abschneiden der Genitalien und andere Strafen drohten die Gesetzbücher dem Ehebrecher an, während man seine Partnerin von Hunden zerreißen ließ oder sonst schmählich traktierte; und jetzt ist man wenigstens den schuldigen Frauen gegenüber auch nicht gerade tolerant.

Unter den grausamen Strafen, die in Gestalt von Zungen-, Ohren- und Nasenabschneiden bis zum Jahre 1851 in Nepal im Schwange waren, dann aber abgeschafft wurden, ist das Abschneiden der Nase dem betrogenen Gatten gegenüber seiner ungetreuen Ehehälfte als Reservatrecht zugebilligt worden. Er hat auch, wie Boeck S. 286 berichtet, das Recht, „den schuldig befundenen Verführer mit seinem Kukrimesser öffentlich niederzuschlagen, falls dieser nicht die Schmach vollzieht, unter dem Knie des Beleidigten hindurchzukriechen und dadurch seine Kaste einzubüßen; auch kann ihn die Ehebrecherin durch die Erklärung vor dem Todesstreich retten, daß er nicht der einzige gewesen sei, mit dem sie sich vergangen hat."

„Keine Strafe hält man für streng genug, wenn es sich um Untreue handelt," sagt *Billington* p. 123, „und von dieser Tatsache sind die Frauen wohl unterrichtet. Ich habe selbst Fälle gesehen, besonders in den nordwestlichen Provinzen, wo der Ehemann seiner Frau die Nase abgeschnitten hatte, und zwar nicht etwa auf Grund tatsächlicher Beweise, sondern auf den bloßen Verdacht hin. Manchmal werden die Hände abgehackt und andere gräßliche Arten von Verstümmelungen vorgenommen, während jeder Richter und Oberbeamte Fälle erzählen kann, in denen wirkliche Folterung, oft mit tödlichem Ausgange, angewendet wurde. Die ihres guten Aussehens beraubte Frau wird unbarmherzig aus der Kaste gestoßen. Einen Erwerbszweig mag sie sich suchen, wenn sie kann, denn sie ist mit einem Zeichen gebrandmarkt, schlimmer als selbst der *Scarlet Letter;* und Almosen, die man den unverschämtesten self-asserting „Heiligen" nicht vorenthält, bleiben ihr versagt."

Digitized by Google

Naseabschneiden als Strafe des Ehebruchs kennt auch *Linschoten* von Bengalen her: „Wanneer se in Overspel ghevonden worden, snyt men se die Neuse af, ende magen daer naer malcanderen verlaten" (p. 21).

Ein Brahmane, der sein Weib im Bette eines anderen fand, fesselte ihr Hände und Füße und tötete den Nebenbuhler. Tags darauf lud er seine und seines Weibes Verwandte zu einem Gastmahle ein. Da man zu Tisch saß und eben anfing, recht munter zu werden, ging der Brahmane vom Tische, schnitt seinem toten Nebenbuhler das Zeugungsglied ab, legte es in ein mit Blumen umkränztes Kistchen, band sein Weib los und befahl ihr, das Kistchen den Gästen vorzusetzen. Die Unglückliche gehorcht und wirft sich halbtot zu den Füßen der versammelten Verwandten. Man öffnet das Kistchen; sie sieht den Inhalt, sinkt in Ohnmacht, und der Mann haut ihr den Kopf vom Rumpfe. (*Sonnerat* I, 45.)

Die Landesgewohnheit erlaubt den Töchtern von Siam keinen Umgang mit den Junggesellen. Sie werden von der Mutter sorgsam gehütet und wegen der geringsten Freiheit hart gestraft. Allein die Natur, die mehr Gewalt hat, denn alle Gesetze, treibt sie nicht selten dazu, dann und wann, insonderheit bei Anbruch des Abends, einen unbemerkten Ausgang zu wagen.

Der Ehebruch ist in Siam etwas Seltenes, nicht sowohl deswegen, weil der Mann seine Frau, wenn er sie darüber erwischt, umbringen, oder, wenn er es ihr beweisen kann, sie verkaufen darf, als vielmehr deswegen, weil die Lebensart der Frauen ihnen nicht den geringsten Anlaß dazu gibt. Denn es macht sie weder Faulenzen, noch allzu gute Tage, noch Kleiderpracht, noch Spielen, noch Opernlaufen liederlich. Im Gegenteil ernährt jede Frau ihren Mann das halbe Jahr über, da er fronen muß, mit ihrer Handarbeit... Daher wird die Keuschheit bei den Frauen zur glücklichen Gewohnheit. Zwar sind demungeachtet nicht alle Ehen ohne Tadel; hingegen versichert *la Loubère*, man wisse bei den Siamesen kein Beispiel von einem gewissen weit schändlicheren Umgange, als der Ehebruch ist. Des Königs Frauen

Digitized by Google

legen sich bisweilen Liebhaber zu, und ihre gewöhnliche Strafe dafür ist die, daß sie einem zur Weiberliebe abgerichteten Pferde unterworfen, sodann aber getötet werden; oder sie werden den Tigern vorgeworfen. Die siamesischen Herren sind wegen ihrer Töchter ebenso eifersüchtig wie wegen ihrer Frauen. Sie verkaufen diejenigen, welche ausschweifen, an einen gewissen Kerl, der sie gegen ein gewisses Geld, das er dem König bezahlt, gemein machen darf. Dem Vernehmen nach hatte selbiger bei sechshundert Töchter, deren Väter in vornehmen Stellungen lebten, beisammen. Er kaufte auch die Weiber, die von ihren Männern der Untreue überwiesen und verkauft werden. (*Reisebeschreibungen* X, 270, 272.)

Ein Mann von Stand in Tonkin, der seine Frau beim Ehebruch auf frischer Tat ertappt, kann sie und ihren Liebhaber töten, doch muß er es eigenhändig verrichten. Überläßt er seine Rache den Gerichten, so wird die Frau von einem Elefanten zertreten und der Ehebrecher auf eine andere Art hingerichtet. Bei Leuten von niedrigem Stande muß der beleidigte Mann seine Zuflucht zu den Gerichten nehmen, welche die Schuldigen streng bestrafen, aber Beweistümer des Verbrechens fordern, die man nicht allemal so leicht geben kann. (Baron in: *Reisebeschreibungen* X, 99.)

Bei den Alfuren von Ceram wurde Ehebruch früher mit dem Tode bestraft, auch jetzt denkt man noch streng darüber, läßt aber die Schuld mit Bußgeldern abtragen. (*Bijdragen* N. F. I, 80.)

Bei den Bataks wird Ehebruch und Blutschande damit bestraft, daß man den Verbrecher verzehrt! (*Encyclopaedie* II, 192; *Wilken* in Gids V, 1, 671.)

Während der Umgang zwischen Unverheirateten auf den Mentawei-Inseln sehr frei ist und es nicht als Schande betrachtet wird, wenn eine unverheiratete Frau Mutter wird, ist Ehebruch aufs strengste verboten und wird bei dem Manne selbst mit dem Tode bestraft, bei der Frau mit der Verpflichtung fürder unverheiratet zu bleiben. Ehescheidung ist unbekannt; ein Mann kann seine Frau wohl verkaufen, aber frei wird er dadurch nicht. Witwer sollen

Digitized by Google

nur Witwen heiraten und umgekehrt. Es gibt auch Ehen, die geschlossen werden, indem man einem Huhne den Kopf abschlägt, worauf die dukun unter lautem Geschrei die Ehe für vollzogen erklärt; aber die werden nicht häufig und gewöhnlich nur zwischen Personen von vorgerücktem Alter geschlossen: der Mann ist meistens zwischen 40 und 50 Jahren alt und ganz tätowiert. (*Encyclopaedie* II, 499.)

In merkwürdigem Gegensatze zu der geschlechtlichen Ungebundenheit vor der Verheiratung steht die bei manchen Stämmen anzutreffende Forderung, daß die Frau in der Ehe dem Gatten Treue zu bewahren habe. So z. B. bei den See-Dayaks von Sarawak, wo Ehebruch eine schwere Beleidigung ist, die das ganze Dorf angeht. So unkeusch die Frau als Mädchen gelebt hat, heißt es bei den Engganesen, so keusch lebt sie als Gattin. Auch bei den Bewohnern von Timorlawut, die die Jungfernschaft nicht weiter bewerten, rühmt man die eheliche Treue der Frau; ebenso auf Savu. Das gleiche gilt von den Alfuren von Halmahera, bei denen Gattentreue die Regel ist; und obschon den Mädchen alles erlaubt ist, gilt dort die geringste Freiheit, die man sich gegen eine verheiratete Frau erlaubt, als eine strafbare Handlung. Dasselbe finden wir bei den Bataks.

Ehebruch wird in solchen Ländern aufs strengste bestraft. Auf frischer Tat ertappt dürfen die Schuldigen von dem beleidigten Manne auf der Stelle niedergemacht werden; sonst zahlen sie eine Buße, oft im Betrage des gewöhnlichen Wehrgeldes. Allerdings gilt diese Bestrafung weniger der Verletzung der Sittlichkeit, als der Verletzung des Rechtes. Daher auch die Erscheinung, daß der Umgang einer verheirateten Frau mit einem anderen Manne nicht als Verbrechen und auch nicht als Schande angesehen wird, wenn es mit Wissen und Zustimmung des Gatten geschieht. Nirgends kommt dies stärker zum Ausdruck als bei den Olo-Ngadju im Unterlaufe des Barito, bei denen der Ehebruch aus Spekulation etwas ganz Gewöhnliches ist. Der Schuldige wird hier je nach seinen Verhältnissen mit einer Buße von 100—800 Gulden belegt. Um nun dieses

Digitized by Google

Geld zu verdienen, läßt der Dayak seine Frau bisweilen Ehebruch treiben, ***hadjawet*** (arbeiten), wie er das nennt. „Iä hadjawet hapan sawae," er arbeitet mit seiner Frau, d. h., läßt seine Frau sich mit anderen Männern abgeben, um dann die entsprechende Geldbuße fordern zu können. Häufig sind die Fälle, daß ein Gast oder Freund, durch die verliebten Blicke der Frau verleitet, in hellen Flammen steht („in lichte laaie opgaat", ***Perelaer***); aber stets erscheint zur rechten Zeit der Mann, der in der Offenbarung der Schande seiner Frau eben keine Schande sieht.

Dasselbe berichtet ***Michielsen*** von den Dayaks des Sampit- und Katingan-Flusses, und bei den Olo-Ot-Danom besteht der Gebrauch, daß viele Männer, und besonders abgelebte, aus Spekulation zwei bis sieben junge Mädchen heiraten und sich oft ihrer schönen Frauen rühmen, die ihren Gatten reich machten. (***Wilken***, Bijdragen V, 4, 448 ff.)

Ehescheidung war im alten Indien nicht beliebt, und nur in ganz bestimmten Ausnahmefällen konnten sich die Gatten trennen, wenn z. B. der Mann impotent war, lange Zeit in der Fremde weilte, ohne Nachricht zu geben, und somit seine Frau vernachlässigte. Auch im heutigen Indien ist wenigstens in den höheren Kasten gerichtliche Ehescheidung nicht sehr begehrt. Die Rajputen entlassen ganz summarisch die des Ehebruchs schuldige Frau aus dem Kastenverbande; jedoch gestatten sie in Fällen, wo es sich um Temperamentsverschiedenheit handelt, daß das Paar sich trennt mit der Erklärung, ein jeder von beiden wolle den andern als Vater resp. Mutter ansehen. Die Frau geht dann zu ihren Eltern zurück, und ihr Gatte nimmt sich eine neue Gefährtin.

Eine ziemlich ähnliche Sitte besteht bei den Santals, indem dort das Paar, welches aus irgend einem Grunde, Mißbehagen oder persönlichen Interessen Scheidung wünscht, in Gegenwart der Nachbarn ein Wassergefäß umstürzt und drei Blätter vom Sâl-Baume halbiert und dabei sagt: „Nun stellen wir uns zu einander wie Bruder und Schwester!"

Digitized by Google

Eine andere bemerkenswerte Abart dieses Brauches ist von den Tharus, einem Himālaya-Gebirgsstamme, zu berichten, die wie fast das ganze nepalesische Volk Heiraten äußerst lax behandeln und Scheidung bei allen möglichen Vorwänden gestatten. *Nesfield*, der die Sitten und Gebräuche von Ober-Indien eingehend erforscht hat, zeigt ausführlich, daß solche Frauen bei ihnen unter denselben Riten wie die Witwen wieder heiraten können. Solche Ehebündnisse bezeichnet man mit dem Ausdruck *urari* („selected"), um sie von den *byalir*, den erstmalig mit Mädchen eingegangenen Ehen, zu unterscheiden. Letztere nehmen allerdings in der Wertschätzung den Vorrang ein. Eine *urari*-Frau wird nicht eher in die Familie aufgenommen, als bis die Hauptverwandten ihre Zustimmung zu der Heirat gegeben haben, was sie durch Abhaltung einer besonderen Feier namens *bhatana* bekunden. Unterbleibt das aber, so wird die Frau einfach als des Mannes Maitresse betrachtet, und er kann aus ihren Händen keine Speise oder Trank annehmen, ohne sich in gesellschaftlicher Hinsicht zu erniedrigen.

Am allermerkwürdigsten sind die Ehescheidungsgebräuche der *Nambutiris*, der vedischen Brahmanen von der Küste Malabar. Der westliche Teil von Indien wird jetzt am wenigsten besucht, und von den Eigentümlichkeiten seiner Bevölkerung ist vielleicht weniger bekannt als von allen anderen indischen Völkern. Aber in *W. Logan* haben jene einen der sympathischsten und unterrichtetsten Historiographen gefunden. Sein Bericht von dem ganzen Hergange bei einer Ehesache ist so voller Einzelheiten, und der amtliche Report, in dem er erschien, ist für die große Mehrzahl so unzugänglich, daß es für eine Wiedergabe keiner Entschuldigung bedarf: „Wenn die eigenen Anverwandten oder die Nachbarn eine Frau im Verdachte haben, daß sie sich leichtsinniger Aufführung schuldig gemacht habe, wird sie, unter Androhung der Exkommunikation aller ihrer Anverwandten, unter Aufsicht gestellt. Ihre Dienerin (*dasi* oder *veshali*), deren keine Nambutiri-Familie, ja nicht einmal die einzelnen Frauen einer solchen, entraten kann, wird dann verhört; und wenn sie ihre Herrin anklagen sollte,

Digitized by Google

wird letztere eingesperrt und ihr eine Wache beigegeben. Kann die Familie ein zu diesem Zweck geeignetes Haus finden, so wird das *sadhanam* (Ding, Gegenstand oder Subjekt, wie die verdächtige Person genannt wird), dorthin gebracht; sonst wird sie in dem Hause ihrer Familie festgehalten, während die übrigen Glieder derselben einstweilen anderwärts Unterkunft suchen. Nach weiteren Verhören der Dienerin wird die Ermächtigung erteilt, an den *smārthā* des Ortes zu schreiben, d. h. den Vorsitzenden des Rates, bei dem Kastenklagen anhängig gemacht werden; und dieser beruft seinerseits die herkömmliche Anzahl von *mimamsakas*, Männern, die in der Rechtspflege bewandert sind.

Sie versammeln sich an einem passenden Orte, gewöhnlich in einem Tempel, nicht weit von dem Orte, an dem die Angeklagte sich befindet. Alle, die an der Verhandlung ein Interesse haben, dürfen zugegen sein. Ordnung wird aufrecht erhalten durch einen von dem Vorsitzenden zu diesem Zwecke ernannten Beamten, der bei dem smārthā und den Mitgliedern des Gerichtshofes steht. Das einzige sonstige Mitglied ist ein Nambutiri, genannt der agakkoyma, dessen Befugnisse sogleich beschrieben werden sollen.

Wenn alles bereit ist, wird zunächst des Vorsitzenden Vollmacht vorgelesen, und die Verhältnisse der Angeklagten klargelegt.

Der smārthā begibt sich dann, begleitet von dem wachthaltenden Beamten und dem agakkoyma, nach dem Hause der Angeklagten; der wachthaltende Beamte bleibt draußen, während die anderen eintreten. Bei dem Eintritt indessen treffen sie mit der Dienerin zusammen, die bis jetzt die Angeklagte nicht aus den Augen verloren hat, und die Männer nicht einlassen will. In geheuchelter Unkenntnis des Grundes, weshalb sie so aufgehalten werden, fordert der smārthā eine Erklärung und wird belehrt, daß eine gewisse Person drinnen sei. Der smārthā verlangt weitere Belehrung und bekommt zu hören, daß die Person niemand weiter sei als die und die Frau, die Tochter oder Schwester oder Mutter (wie es gerade paßt) von dem und dem Nambutiri, von dem und dem illam. Der smārthā drückt

Digitized by Google

seine laute Verwunderung aus, die Frau dort zu finden und verlangt weitere Aufschlüsse.

Hier beginnt die eigentliche Untersuchung. Die Angeklagte, die noch völlig *gosha* ist, wird unter Vermittlung der Magd verhört, und man bringt sie zu dem Bekenntnis, daß eine Anklage gegen sie vorliegt. Das muß zuerst erreicht werden, denn nichts kann in der Sache weiter unternommen werden, bevor die Angeklagte nicht selbst dies Zugeständnis gemacht hat.

Das ist indessen bisweilen nicht leicht zu erreichen, und der smārthā hat oft an ihr eignes Gefühl und an ihre Weltklugheit sich zu wenden und fordert sie auf, sich zu vergegenwärtigen, wie unpassend es für eine Nambutiri-Frau von ihrer Stellung sein müßte, wenn sie aus dem Hause ihrer Eltern weggeholt und an den gegenwärtigen Ort gebracht würde, wenn kein Grund dazu vorhanden wäre.

In der Mehrzahl der Fälle wird dieses einleitende Verfahren mit geringer Störung beendigt und als Feiertagsarbeit für den ersten Tag betrachtet.

Der smārthā und seine Begleiter kehren dann zu der Versammlung zurück, und der erstere berichtet in allen Einzelheiten, was sich ereignet hat, seitdem er das Konklave verlassen hat. Die Aufgabe des agakkoyma ist es, darauf zu sehen, daß die Darstellung genau ist. Er darf nicht frei reden; sondern so oft er meint, daß der smārthā ein Geschehnis falsch aufgefaßt hat, nimmt er von der Schulter ein Stück Zeug und legt es auf die Erde als Zeichen für den smārthā, sein Gedächtnis aufzufrischen. Letzterer versteht den Wink und sucht sich zu verbessern. Wenn es ihm gelingt, legt der agakkoyma sein Gewand wieder auf die Schultern; im andern Falle ist der smārthā verpflichtet, zu der Angeklagten zurückzukehren und die gewünschte Auskunft zu holen.

Wenn die Tagesordnung erledigt ist, werden die Mitglieder des Gerichtshofes von den Verwandten der Angeklagten freigebig bewirtet, und das wird solange fortgesetzt, als die Untersuchung dauert. Eine Gerichtssitzung

Digitized by Google

währt bisweilen mehrere Jahre, indem der Gerichtshof nur gelegentlich zusammenkommt und die Verwandten der Angeklagten verpflichtet sind, die Mitglieder und alle anderen Nambutiris zu erhalten, die bei jeder solchen Gelegenheit zugegen sind, während die Verwandten selbst zeitweilig von dem Verkehre mit anderen Brahmanen, die das Ergebnis der Untersuchung abwägen, abgeschnitten werden und alle *śraddhas* (Opfer für die Seelen der abgeschiedenen Vorfahren) unterbleiben. Der Grund hierfür ist der: ehe es nicht entschieden ist, ob die Frau Schuld hat oder nicht, und ehe es nicht feststeht, wann die Sünde begangen worden ist, können sie nicht in die Gesellschaft aufgenommen werden, ehe sie nicht die Sühnezeremonie vollzogen haben; denn es ist ja denkbar, daß sie unwissentlich mit ihr nach ihrer Versündigung noch verkehrt haben.

Der Gerichtshof setzt seine Sitzungen fort, solange es nötig ist; das heißt, bis entweder die Angeklagte ein Geständnis ablegt und überführt ist oder ihre Unschuld sich herausstellt. Kein Spruch auf schuldig kann gegen sie gefällt werden, außer auf ihr eigenes Geständnis hin; keine noch so große Evidenz genügt.

In früheren Zeiten, wenn die Dienerin ihre Herrin anklagte und außerdem die Evidenz dazukam, aber die Angeklagte nicht geständig war, nahm man seine Zuflucht zu verschiedenen Arten der Folterung, um ein Geständnis zu erzwingen. So z. B. wickelte man jene in ein Stück Matte und ließ das Bündel von dem Dache in den Hofraum herunterfallen. Das besorgten Weiber. Ein andermal wurden lebende rat-snakes und anderes Gewürm zu ihr in das Zimmer gelassen und in gewissen Fällen sogar Cobras; und es heißt, wenn sie eine gewisse Zeit mit der Cobra zusammengewesen war, ohne gebissen zu sein, so nahm man diese Tatsache als schlagenden Beweis für ihre Schuldlosigkeit.

In Fällen, wo die Angeklagte sich zu einem Geständnis herbeiläßt, wird sie einem sehr eingehenden Kreuzverhör unterworfen und in Bezug auf Zeit, Ort, Person, nähere Umstände etc. hin und her verhört; aber der Name des Ehebrechers wird bis ganz zuletzt verschwiegen, mag er

Digitized by Google

auch allen bekannt sein. Bisweilen wird ein langes Verzeichnis von Personen gegeben; das wird dann ebenso behandelt.

Manchmal werden unschuldige Personen genannt und haben große Unkosten, um ihre Straflosigkeit zu erwirken. In einem Falle war eine Frau, die schon mehrere Personen genannt hatte, so ärgerlich über das beständige „Wer noch? Wer noch?" des eifrigen Schreibers, der die Einzelheiten zu Protokoll nahm, daß sie schließlich zu seinem heftigen Schrecke ihn selber als einen von ihnen bezeichnete und dies durch verschiedene Tatsachen bekräftigte.

Die von der Frau beschuldigten Personen dürfen niemals den Gegenbeweis gegen diese Anklage führen, sondern die Frau selbst wird einem engen Kreuzverhöre unterworfen, und die Wahrscheinlichkeiten sorgfältig abgewogen. Jeder Eideshelfer, mit Ausnahme dessen, der nach der eigenen Angabe der Frau sie als der erste verführt hat, ist berechtigt, zu dem Gottesurteile mit kochendem Öle zugelassen zu werden, wie es in dem Tempel von Sāchindram in Travancore abgehalten wird. Wenn die Hand verbrannt ist, ist er schuldig; kommt sie heil heraus, so ist er unschuldig. Geld spielt eine große Rolle, um bei diesen Gottesurteilen einen günstigen Erfolg zu erzielen.

Der Gerichtshof versammelt sich in dem zeitweiligen Hause der Angeklagten, nachdem sie zugegeben hat, daß sie dort ist, wo sie ist, weil eine Klage gegen sie schwebt. Sie bleibt in einem Zimmer oder hinter einem großen Schirme, ungesehen von den Mitgliedern des Gerichtshofes, und das Verhör wird von dem smārthā geleitet. Tiefes Stillschweigen wird von allen Anwesenden beobachtet, ausgenommen den smārthā, der allein solche Fragen stellt, wie sie von den Mitgliedern des Gerichtshofes vorher zurechtgelegt worden sind.

Bisweilen findet sich die größte Schwierigkeit darin, sie zu einem Geständnis zu bringen; aber gewöhnlich kommt es dazu infolge der ungewohnten Lage, des mangelhaften Essens, des ausgedehnten, ermüdenden Verhöres, der Vorstellungen ihrer Verwandten, die sich vor dem Ruine sehen

Digitized by Google

und infolge der Ermahnungen und Versprechungen des smārthā, der ihr sagt, es sei am besten, zu gestehen und zu bereuen, und ihr verspricht, das Oberhaupt zu bewegen, daß er für sie Sorge trage und sie behaglich am Ufer eines heiligen Stromes unterbringe, wo sie ihre Tage in Gebet und Bußübung beschließen könne. Die Feierlichkeit der Verhandlung hat auch ihre Wirkung; und oft kommt die Familie und bietet ihr einen hübschen Teil von ihrem Vermögen, daß sie nur gestehe und den Sitzungen des Gerichtshofes ein Ende mache.

Wenn die Frau durch diese Mittel erst einmal dazu gebracht worden ist, ein Geständnis ihrer Schwäche abzulegen, geht alles leicht. Bisher streng *gosha*, wird sie nun aufgefordert, aus ihrem Zimmer herauszukommen oder ihren Schirm niederzulegen und sich vor dem smārthā und dem Gerichtshofe zu setzen. Bisweilen nimmt sie sogar Betel in ihrer Gegenwart.

Wenn die Untersuchung abgeschlossen ist, wird eine Nacht zur Verkündigung des Urteils oder, wie man es nennt, „zur Erklärung der wahren Einrahmung, Gestalt und Ansicht der Sache", festgesetzt. (Die Nachtzeit scheint für diesen Teil des Verfahrens wesentlich zu sein.) Diese Urteilsverkündigung findet in Gegenwart des Ortsoberhauptes statt, welches die Untersuchung angeordnet hat. Ein getreuer und in den Einzelheiten peinlich genauer Bericht von allen Umständen wird von dem smārthā geliefert, der mit der Bemerkung schließt, daß sein Diener den oder die Ehebrecher nennen werde. Darauf tritt dieser Mann vor, setzt sich auf einen niedrigen Stuhl und verkündet den oder die Namen.

Dieses Amt wird unverändert von einem Manne aus der Pattar-Kaste verrichtet. Da es nämlich wesentlich ist, daß es von einem Brahmanen besorgt wird, und kein kanaresischer Brahmane so etwas für Geld und gute Worte tun würde, so sucht man einen dürftigen Pattar, der für seine Bemühungen ein hübsches Stück Geld erhält. Sobald er seiner Pflicht genügt hat, eilt er stracks zu dem

Digitized by Google

nächsten *tank*, um sich ganz unterzutauchen und so die begangene Sünde abzuwaschen.

Die nächste Handlung, die die Angeklagte förmlich aller ihrer Kastenvorrechte beraubt, heißt *keikkottal*, die Zeremonie des Händeklatschens. Der große Sonnenschirm aus dem Blatte der Palmyra-Palme, mit dem sich alle Nambutiri-Frauen bei ihren Spaziergängen nach außerhalb schirmen, ist für sie das äußere Zeichen der Keuschheit. Jetzt wird nun in Gegenwart der Frau die Exkommunikation von dem smārthā ausgesprochen, und daraufhin nimmt ihr ein Nayar, ein Angehöriger einer gewissen, Befleckung verhütenden Kaste, ihren Sonnenschirm förmlich weg. Unter lautem Händeklatschen seitens der Versammlung wird sie dann augenblicklich aus ihrem zeitweiligen Aufenthaltsorte getrieben und alle Familienbande zerrissen. Ihre Anverwandten vollziehen gewisse Gebräuche und schneiden jene von der Verwandtschaft ab. Sie hat in Zukunft noch weniger Bedeutung für ihre Angehörigen als wenn sie gestorben wäre. In der Tat, wenn sie im Laufe des Prozesses sterben sollte, nehmen die Verhandlungen ihren Gang weiter, als wenn sie noch am Leben wäre; und werden förmlich in der gebräuchlichen Weise durch einen auf schuldig oder auf Freisprechung lautenden Spruch gegen die in die Sache verwickelten Männer zu einem Abschlusse gebracht.

Die also ausgestoßene Frau geht wohin sie will. Manche werden von ihren Verführern aufgenommen, manche werden Prostituierte, nicht wenige werden von den chettis von Calicut zur Frau genommen; einige finden Unterkunft in Anstalten, die ausdrücklich zu ihrer Aufnahme bestimmt sind.

Diese letztgenannten Anstalten sind von eigentümlicher Art. In einer der bekanntesten besitzen die Mitglieder Baronsbefugnisse und bilden eine Art von Baronsstaat, mit zweihundert Nayar-Genossen. Die Mitglieder davon sieht man an als aus der Tiyan- oder Toddy-Zapfer-Kaste; und die Söhne der *machchiyars*, der weiblichen Insassen, werden wiederum *mannanars*, Barone. Die Frauen nehmen Männer aus der Tiyan-Gemeinde. Diejenigen, welche zu der in

Digitized by Google

Rede stehenden Anstalt gebracht werden, sind des unerlaubten Umganges mit Männern der Tiyan- oder einer höheren Kaste überführt. Hat das Verhältnis mit einem Manne aus niedrigerer Kaste als der der Tiyans bestanden, so werden die Frauen zu einer anderen Anstalt gebracht, die Kutira Mala heißt und tief in den Dschungels der West-Ghats liegt.

Auf die Zeremonie des Händeklatschens folgt das Fest der Reinigung, veranstaltet von den Leuten der Angeklagten, bei welchen diese — zum ersten Male seit dem Beginne der Untersuchung — in Gesellschaft mit ihren Kastengenossen speisen dürfen; und mit diesem Feste, an dem jeder Nambutiri teilnehmen kann, dem daran liegt, hat die Unruhe für die Familie ihr Ende erreicht.

Abgesehen von dem Skandale, der so ans Licht gezogen wird, ist es für eine Familie eine sehr ernste Sache, die Kosten für eine solche Untersuchung tragen zu müssen. Denn diese Ausgaben belaufen sich selten auf weniger als tausend Rupien, und es ist bekannt, daß sie den Betrag von zwölftausend Rupien schon erreicht haben. Nichts weiter als die Furcht, durch den Körper ihrer Gemeinde ihrer Kastenvorrechte beraubt zu werden, veranlaßt eine Familie, das Odium und die Kosten eines solchen Prozesses auf sich zu nehmen; und dies Gefühl läßt sie ohne Zögern ihre auf Abwege geratenen Angehörigen ausstoßen." (*Billington* 123.)

Ehescheidung ist in der Religion des Islams erlaubt, aber nur unter einschränkenden Bedingungen. Alle überlieferten Aussprüche des Propheten zeigen, daß er mit äußerster Mißbilligung auf jedwedes Ehescheidungssystem blickte und irgendwelche Laxheit in der bindenden Natur des heiligen Eides als auf die Unterminierung der Grundlagen der Gesellschaft gerichtet ansah. Er hat wiederholt erklärt, daß es in den Augen Gottes nichts Mißfälligeres geben könnte als Ehescheidung. Für erzürnte Ehegatten setzte er bestimmte Perioden fest, in denen sie besondere Anstrengungen zur Versöhnung machen und ihren ehelichen Verkehr wieder aufnehmen sollten. Wenn aber alle

Digitized by Google

Bemühungen in dieser Richtung sich als erfolglos erwiesen, konnte nach einem dritten und letzten Versuche der Beschluß auf Trennung verkündet werden. In Fällen von ehelichen Streitigkeiten empfahl er, auf beiden Seiten Schiedsrichter zu wählen, die eine Versöhnung herbeizuführen versuchen sollten.

Nach den mohammedanischen Gesetzgebern ist auch die Frau berechtigt, auf Scheidung anzutragen auf Grund schlechter Behandlung, Vorenthaltung der nötigen und geeigneten Mittel zum Lebensunterhalte, und gewisser anderer Gründe. Der kazi, der mohammedanische Richter, ist befugt auf Scheidung zu erkennen, wenn derartige Tatsachen erwiesen sind. In jedem Falle, wo die Scheidungssache von dem Manne anhängig gemacht wird, hat er seiner Frau alles hinzugeben, was er zu ihrer Hochzeit festgesetzt hat. Dieses Abschreckungsmittel für bloße Launen, die häufigen Ermahnungen hinsichtlich der Scheidung im Koran und die immer wiederholte Empfehlung, Streitigkeiten durch Versöhnungsversuche unter der Hand zu schlichten, beweisen, wie heilig das eheliche Band in den Augen des arabischen Gesetzgebers war.

Frances *Billington* (p. 132) sagt, Ehescheidungen seien in Wirklichkeit sehr selten, und der einzige Fall, dessen sie sich erinnert, betraf den mohammedanischen Diener eines Missionars. Wiewohl er bereits verheiratet war, verliebte er sich in eine schöne Hindu-Witwe aus niedrigem Stande, die er überredete, ein Glied seiner eigenen Gemeinde zu werden, und dann heiratete. Es verstrich einige Zeit, bevor der Missionar die Sache entdeckte; er sagte zu seinem Diener, wenn er sich nicht von der Frau trennte, würde er ihn sofort entlassen. Unter diesem Drucke willigte er ein.

Diese persönliche Erfahrung stützt die genannte Autorin mit den Worten Justice Ameer Alis: „Was Ehescheidung betrifft, so kenne ich aus meiner einigermaßen ausgedehnten Erfahrung in der Provinz Bengalen, die allein an die zweiundzwanzig Millionen Mohammedaner umfaßt, nur ein halbes Dutzend Fälle im Zeitraume von fünfundzwanzig

Digitized by Google

Jahren in den angesehenen Klassen. Einer davon ging von der Frau aus; in allen war die Schuld auf beiden Seiten."

„The language on the subject that I have heard often upon missionary platforms is not even decent enough to refer to. It is sufficient, though, for me to say that there is not the slightest foundation for the slander that I have more than once heard from missionary lips, that a Muslim can divorce his wife by repeating the word ‚talag' three times" (ibid. 132).

In Pegu ist Ehescheidung erlaubt; aber der Teil, welcher die Ehescheidung verlangt, darf nichts mit aus dem Hause nehmen, als was er auf dem Leibe trägt.

Für Birma lauten die Ehescheidungsgesetze nach Forchhammer folgendermaßen:

„O großer König, höre gut zu! Gatte und Gattin müssen gegeneinander die fünf Pflichten (pañca-vatthu)[1]) erfüllen und in friedlicher Gemeinschaft leben.

2. Wenn die fünf Pflichten sowohl vom Gatten als auch von der Gattin erfüllt worden sind und sich doch der eine Teil vom andern scheiden will, so muß derjenige, der die Scheidung wünscht, obwohl die Schuld nicht an ihm (oder ihr) liegt, das Haus mit einem Satze Kleidern verlassen und die aufgelaufenen Schulden auf sich nehmen, die während ihrer ehelichen Gemeinschaft gemacht worden sind. Das angesammelte Vermögen fällt demjenigen Teile zu, der die Scheidung nicht wünscht.

3. Wenn keine aufgelaufenen Schulden und kein angesammeltes Vermögen da ist, muß der Teil, der die Schei-

[1]) Die fünf Pflichten, die ein Gatte seiner Gattin gegenüber zu erfüllen hat, sind: sie mit Achtung zu behandeln, freundlich zu ihr zu sein, treu zu ihr zu halten, dafür zu sorgen, daß sie von anderen geachtet wird, und sie mit den gehörigen Kleidern und Schmucksachen zu versehen. Die fünf Pflichten der Frau gegenüber dem Manne sind: ihren Haushalt richtig zu versehen, gegen Verwandte und Freunde gastfrei zu sein, keusch zu leben, eine genaue Haushälterin und gewandt und sorgfältig in allen ihren Pflichten zu sein.

Digitized by Google

dung wünscht, den Preis seines Körpers erlegen. So hat der Herr, der heilige Manu, bestimmt.

4. O großer König, es gibt fünf Arten von Verlangen, die den Frauen zugehören. Welches sind diese fünf Verlangen? Das Verlangen nach Putz, das Verlangen nach Speise und Trank, das Verlangen nach Männern, das Verlangen nach Reichtum, das Verlangen nach Sehen(swertem; Neugierde!). Das ist bekannt als die fünf Arten des Verlangens bei den Frauen.

5. O großer König, es gibt sechs Arten übler Handlungsweise bei den Frauen. Welches sind diese sechs Übeltaten? Berauschende Getränke trinken, am Hauseingange umherstreichen, gewohnheitsmäßig andere Leute besuchen, den Zorn des Gatten erregen, die häuslichen Pflichten vernachlässigen und einen Buhlen haben. Das sind die sechs Arten der Übeltaten bei den Frauen.

6. O großer König, beachte, daß vier Arten von Dünkel in den Weibern wohnen: Reichtumsdünkel, Schönheitsdünkel, Familiendünkel und der Dünkel wegen ihrer Verwandten und Freunde. Das ist bekannt als die vier Arten von Dünkel bei den Weibern.

7. O großer König, eine Frau, welche die fünf Arten des Verlangens, oder die sechs Arten der Übeltaten oder die vier Arten Dünkel zeigt, eine solche Frau soll nicht beiseite gesetzt noch mit Ellbogen oder Füßen schlecht behandelt werden. Man soll sie wohl ermahnen und nur die flache Hand bei körperlichen Züchtigungen gebrauchen. Höre wohl auf das, o großer König, was der heilige Manu in dieser Hinsicht angeordnet hat.

8. O großer König, wisse, daß es sieben Arten von Frauen gibt. Welches sind diese sieben Arten von Frauen? Eine Frau wie ein Herr, eine Frau wie ein Dieb, eine Frau wie ein Feind, eine Frau wie eine Mutter, eine Frau wie eine Schwester, eine Frau wie eine Freundin und eine Frau wie eine Sklavin.

Von diesen sieben Arten von Frauen sollen die Frau wie ein Herr, die wie ein Dieb und die wie ein Feind, diese drei Arten von Frauen verstoßen werden (chaddeyya).

Digitized by Google

Wie sollen sie verstoßen werden? Das letthetpwa Vermögen soll in gleiche Teile geteilt werden, und ebenso die Schulden: dann verstoße man jene. Aber eine Frau wie eine Mutter, wie eine Schwester, wie eine Freundin und wie eine Sklavin, diese vier Arten von Frauen versagen nicht (na jaheyya). Wenn indessen ein Teil Scheidung wünscht (chadesukamo), muß das letthetpwa Vermögen zurückgelassen werden, und der Teil, der die Scheidung wünscht, muß die aufgelaufenen Schulden auf sich nehmen und das Haus mit einem vollständigen Anzuge verlassen. So bestimmt Manu.

9. O großer König, von diesen Frauen kann der Ehemann eine unter folgenden Umständen verstoßen: eine, die keine Kinder zur Welt bringt; eine, die nur Mädchen geboren hat; eine, die sich nicht nach den Wünschen des Gatten richtet; eine, die mit einer entkräftenden (zehrenden) Krankheit behaftet ist, und eine, die einen Nebenmann hat.

Wenn ein Mann eine solche Frau zu verstoßen wünscht (nämlich eine, die wie ein Herr, wie ein Dieb, oder wie ein Feind ist und zu der Zeit eines der Fehler geziehen werden kann, die Verstoßung der Frau gestatten), muß er das letthetpwa Vermögen in zwei gleiche Teile teilen, ihr einen davon geben und sie gut ausstatten. Dann kann er sie verstoßen. So hat Manu bestimmt.

10. O großer König, wenn der Wunsch nach Scheidung vorhanden ist und beide Teile damit einverstanden sind, soll jeder von ihnen einen gleichen Anteil an dem letthetpwa Vermögen und den Schulden bekommen bezw. tragen. Wenn nur ein Teil die Scheidung wünscht, soll dieser die Schulden übernehmen, der andere Teil aber soll das ganze letthetpwa Vermögen bekommen und das Haus, versehen mit nur einem vollständigen Anzuge, verlassen. Wenn keine Schulden und kein letthetpwa Vermögen da ist, soll der Preis des Körpers gezahlt und dann die Scheidung vollzogen werden. Der Vater soll alle Söhne bekommen, die Mutter alle Töchter. Wenn etwa ein Sohn, der auf den Teil des Vaters entfällt, mit Rücksicht auf sein zartes Alter bei der Mutter zurückgelassen wird und diese, von Armut getrieben, diesen

Digitized by Google

Sohn verkauft, so hat der Vater Anspruch auf die Hälfte des Erlöses. In ähnlicher Weise hat die Mutter, wenn der Vater eine von den Töchtern verkauft, Anrecht auf den gleichen Anteil des Erlöses. So hat Manu es bestimmt.

11. O großer König, es steht in den Dhammathats geschrieben: Wenn ein Mann oder eine Frau, die eindounggyees, d. h., schon einmal verheiratet gewesen waren, Ehescheidung wünschen, soll jede Partei ihr ursprüngliches Vermögen bekommen und die ursprünglichen Schulden übernehmen, so wie es damit vor der Verheiratung stand; die Partei, welche die Scheidung verlangt, soll die während der ehelichen Gemeinschaft aufgelaufenen Schulden übernehmen, und die andere Partei soll im Besitze des letthetpwa Vermögens verbleiben. Wenn jedoch beide mit der Scheidung einverstanden sind, sollen sie gleiche Teile des letthetpwa Vermögens und der Schulden bekommen bezw. übernehmen. Der Mann soll seinen Kleidervorrat nehmen und die Frau den ihrigen. Wenn das ursprüngliche Vermögen zu letthetpwa Vermögen geworden ist, d. h., wenn das letthetpwa Vermögen durch Ausleihen des ursprünglichen Vermögens auf Zinsen erworben worden ist, ist es nicht richtig, solches Vermögen als ursprüngliches zu bezeichnen.

12. O großer König, wenn ein Mann und eine Frau, die einzig und allein von dem Gatten als ihrem Ernährer abhängt, sich im gegenseitigen Einverständnis zu scheiden wünschen, so soll ersterer, der der Ernährer letzterer ist, das Vermögen in drei Teile teilen und zwei davon behalten. So hat es Manu bestimmt.

13. O großer König, wenn ein Mann auf Handelsunternehmungen auszieht, um Geld zu erwerben, und drei Jahre lang nichts von sich hören läßt noch Geschenke oder Geld an seine Frau schickt, das er erworben hat, darf sie mit Wissen älterer Anverwandten mit einem andern Manne leben.

14. Desgleichen wenn eine Frau immer wieder einen anderen Gatten nimmt und der erste Gatte, sagen wir, nach neunjähriger, der zweite nach sechsjähriger und der dritte

Digitized by Google

nach dreijähriger Abwesenheit zu ihr zurückkehrt, soll der Gatte, der sie zuerst trifft und geschlechtlichen Umgang mit ihr hat, sie besitzen. Aber wenn alle drei Gatten sie gleichzeitig treffen, soll der dritte sie haben. So hat Manu seine Entscheidung getroffen.

15. O großer König, Frauen sollen auf ihre Männer warten, wenn diese unter folgenden Umständen abwesend sind: drei Jahre, wenn er zu seinem Vater oder zu seiner Mutter gerufen worden ist; vier Jahre, wenn er dem Erwerbe von Reichtum nachgegangen ist; sechs Jahre, wenn er in der Schule ist; acht Jahre, wenn er in den Kampf gezogen ist.

16. Wenn ein Ehepaar aus Zorn in getrennten Vierteln desselben Ortes wohnt, ist das eheliche Band zwischen ihnen zerschnitten nach Ablauf des dritten Jahres.

17. Wenn ein Ehepaar sich getrennt und keine Teilung des Vermögens stattgefunden hat, soll keiner von beiden mit einem anderen Manne (oder einer anderen Frau) leben dürfen. Wenn aber das Vermögen geteilt worden ist, soll es ihnen erlaubt sein. So hat Manu bestimmt.

Aus dem Manu Reng Dhammathat:

Eine Frau, die gute Eigenschaften und gutes Verhalten zeigt, heißt eine Frau, die man lieben soll. Frauen, die mit beständigen Krankheiten zu kämpfen haben, nennt man Frauen, die behalten werden sollen.

Eine Frau, die unfruchtbar ist, Mädchen zur Welt bringt, krank ist, schlechte Führung zeigt, und eine, die von trefflichen Leuten nicht geliebt wird, diese fünf Arten von Frauen soll man aufgeben.

Eine Frau, welche berauschende Getränke trinkt; eine, die ihre Hausfrauenpflichten nicht erfüllt; eine Frau, die einen Buhlen hat; eine Frau, die ihren Gatten reizt; eine Frau, die in die Häuser anderer Leute geht und dort immer wohnt, und eine Frau, die sich beständig an der Haustür aufhält, diese sechs Arten von Frauen sollen gestraft werden.

Stolz auf Schönheit, Stolz auf Abstammung, Stolz auf Vertraulichkeit mit Verwandten und Stolz auf Reichtum —

Digitized by Google

die Frauen, die diese vier Arten von Stolz besitzen, sollen nicht verlassen, sondern gestraft werden.

Schlechte Führung mit Bezug auf das Vermögen, schlechte Führung mit Bezug auf die Kleidung, schlechte Führung mit Bezug auf das Essen, schlechte Führung mit Bezug auf Blickewerfen, und schlechte Führung mit Bezug auf Männer — die Frauen, die diese fünf Arten schlechter Führung zeigen, sollen geschlagen und getreten, aber nicht verstoßen werden.

Männer, die arm sind, von Krankheiten geplagt, der Kraft ermangelnd, dumm, faul, geil, alt, verkrüppelt, diese acht Arten von Männern dürfen von den Frauen verstoßen werden. Selbst wenn sie mißhandelt werden, ist das kein Fehler.

Die Landessitten verstatten den Männern in Tonkin die Ehescheidung. Die Weiber haben dieses Vorrecht nicht, und *Baron* kennt keinen Fall, daß sie ihren Mann ohne seine Einwilligung verlassen könnten, wenn sie sich nicht etwa ihrer mächtigen Familie bedienten, dem Manne seine Einwilligung abzuzwingen. Ein Mann, der seine Frau von sich lassen will, gibt ihr eine eigenhändig unterzeichnete Schrift, die er auch untersiegelt hat, und bekennet darinnen, daß er sich von allen seinen Rechten lossagt und ihr die Freiheit läßt, selbst zu tun, was sie will. Ohne diesen Schein würde sie keine Gelegenheit finden, sich wieder zu verheiraten. Aber wenn sie denselben vorweisen kann, so wird es ihr für keine Schande angerechnet, daß ein anderer sie in seiner Gewalt gehabt und von sich gelassen hat. Sie nimmt außer dem, was sie mit in die eheliche Gesellschaft gebracht hat, auch alles zu sich, was ihr Mann ihr geschenkt hat, als er sie heiratete. Solcher Gestalt vergrößert die Ehescheidung ihr Vermögen, und sie kann desto leichter eine neue Verbindung eingehen. Die Kinder, die sie etwa gehabt hat, verbleiben dem Manne. Diese Einrichtung, vermöge der die Vorteile auf beiden Seiten gleich gemacht werden, bewirkt, daß Ehescheidungen sehr selten sind. (*Baron* in: Reisebeschreibungen X, 99.)

Digitized by Google

Die Karo-Karo trennen die Ehe auf Grund beiderseitiger Zustimmung der Ehegatten. Weder lange währende Abwesenheit, noch die schwerste Mißhandlung, noch Ehebruch geben aber der Frau oder dem Manne das Recht, Ehescheidung zu verlangen. In einem einzigen Falle nur darf sie stattfinden, wenn nämlich der eine der Ehegatten dem anderen nach dem Leben trachtet.

Bei den Bataks der Westküste ist nach der alten *adat* Ehescheidung unbedingt verboten, so daß weder der Mann noch die Frau den Antrag darauf stellen darf. Nur im Falle von Unfruchtbarkeit kann der Mann seine Frau zu ihren Eltern zurückschicken, die dann verpflichtet sind, ihm ein anderes Mädchen dafür zu geben. Diese Verpflichtung lastet auch auf den Eltern, wenn die Frau stirbt, ohne ihrem Manne Kinder geschenkt zu haben. Das Mädchen, das so an Stelle der ersten Frau geheiratet wird, heißt *boru si-etchetek*. Der Mann hat natürlich für sie keinen Brautschatz zu bezahlen, doch muß er ihren Eltern ein kleines Geldgeschenk (*pangaratarata*) machen. Heutigen Tages kommt jedoch die Verstoßung oder besser die Vertauschung der Frau mit einer anderen wegen Unfruchtbarkeit wenig mehr vor. Dagegen ist infolge des Umganges mit Fremden und auch durch den Einfluß des Islams die Sitte, daß keine Ehescheidung stattfinden darf, sehr geändert worden, wenigstens in den Landschaften Mandaïling, Angkola und Sipirok, freilich auch da nur, soweit es den Mann betrifft. Geht der Antrag auf Scheidung von ihm aus, so wird ihm meistens entsprochen; ist es dagegen die Frau, die Befreiung von der Ehefessel verlangt, dann wird das meistens auf Grund des alten Gewohnheitsrechtes verweigert. (Wilken, Gids V, 1, 696 f.)

Ehescheidung kommt bei den Buginesen häufig vor, besonders auf Ansuchen der Frau; sie kann ohne Angabe von Gründen verlangt werden, während man dem Priester selbst keine Bezahlung dafür schuldig ist. Es genügen sogar zwei Zeugen für Mann und Frau, die zum Fürsten gehen; dieser spricht die Ehescheidung aus und macht dem Priester Mitteilung davon. Bei den Wadjoresen genügt es, daß die

Digitized by Google

Mutter oder sonst jemand aus der Familie mit wenigen Worten angibt, daß Mann oder Frau das eheliche Band zerreißt. Geht die Scheidung von der Frau aus, ohne daß sie ausreichende Gründe angibt, dann muß sie die Hochzeitsgabe zurückerstatten. (*Encyclopaedie* I, 220.)

Auf die Frage, warum Ehescheidung hier so häufig sei, bekam Dr. Matthes zur Antwort, daran seien die *saradasi* (Zaubermittel) schuld, die einem aus Mißgunst unter das Kopfkissen gelegt würden, z. B. Katzen- und Hundehaare; eine zerbrochene Nadel, Juckbohnen, Brennesseln etc. Der wahre Grund der häufigen Ehescheidungen liegt aber in dem Umstande, daß die Ehen von den beiderseitigen Eltern geschlossen werden, ohne daß man die jungen Leute um ihre Meinung befragt, ja ohne daß sie vorher Gelegenheit haben, einander gehörig kennen zu lernen, so daß es oft vorkommt, daß die Braut ihren Bräutigam zum ersten Male bei der Hochzeitsfeier zu sehen kriegt. (Wilken in Gids V, 1, 729 f.)

Die Tatsache, daß auf Buru die Frau bei ihrer Verheiratung an den Stamm des Mannes übergeht und dort die Leviratsehe existiert, muß auch hier Ehescheidung unmöglich machen; und wirklich ist dies bei den Alfuren von Buru der Fall. Nur ehebrecherische Handlungen können hier Ehescheidung zur Folge haben, doch ist der Ehebrecher verpflichtet, die Frau, mit der er Ehebruch getrieben hat, zu heiraten, und zwar unter Zurückzahlung des Kaleli (Brautschatzes), um den sie ursprünglich geheiratet worden war. Die Kinder bleiben bei dem Vater. (Wilken in: Gids V, 1, 704.)

Was die Alfuren der Minahasa betrifft, so kam Ehescheidung häufig vor; es war eine „Volksgewohnheit" und geschah oft aus ganz unbedeutenden Gründen. Hatte der Mann seinen Sinn auf eine andere Frau gerichtet, dann waren leicht Gründe zu finden, um Mißvergnügen zu bewirken. Dann erfolgte eine Prügelei, und die Verstoßung der Frau ward ausgesprochen mit den Worten: „Geh' nach unten!" — Manchmal ging die Scheidung auch von der Frau aus; sie lief weg zu ihren Eltern und war nicht wieder

Digitized by Google

zu bekommen, wenn nicht ein bedeutender Versöhnungspreis gezahlt wurde. Oftmals ward dies eine wahre Spekulation von seiten der Eltern und Töchter, um den Mann soviel als möglich zu pressen; wollte er schliesslich nicht mehr zahlen, so erfolgte die Scheidung. Oftmals war auch Kinderlosigkeit Grund der Trennung. Heutzutage kommen Ehescheidungen noch vielfach in den Gegenden der Minahasa vor, wo das Heidentum die Oberhand hat.

Ebenso ist es bei den Dayaks, und besonders wird es uns von denjenigen in der Landschaft Sarawak berichtet. Von den Land-Dayaks erzählt Spenser St. John: „Divorces are very common, one can scarcely meet with a middle-aged Dayak who has not had two, and often three or more wives. I have heard of a girl of seventeen or eighteen years who had already had three husbands. Repudiation, which is generally done by the man or woman running away to the house of a near relation, takes place for the slightest cause: personal dislike or disappointments, a sudden quarrel, bad dreames, discontent with their partners powers of labour or their industry, or in fact, any excuse which will help to give force to the expression: I do not want to live with him or her any longer."

Auch bei den See-Dayaks kommen Ehescheidungen vor, und zwar häufig ebenfalls aus den nichtigsten Gründen. Bei den Stämmen in den Landschaften Dusun, Murung und Sijang, am Oberlaufe des Barito, ist das eheliche Band gleichfalls außerordentlich locker. Sowohl unter den reicheren wie unter den ärmeren Volksklassen wird, wie *Schwaner* sagt, die Ehe ebenso leichtsinnig gebrochen, als sie gewöhnlich unbedacht geschlossen wird; und der Ehebund ist in sehr vielen Fällen anzusehen als ein bequemes und einfaches Mittel, seine Lüste für längere oder kürzere Zeit zu befriedigen. (Tijdschrift I, 220.)

Auf Nias, wo es aus der Existenz der Leviratsehe hervorgeht, dass die Frau hier mit ihrer Verheiratung zu dem Stamme und der Familie ihres Mannes übertritt, sollte Ehescheidung daher unmöglich sein. Es ist aber nicht der Fall. Wenn der Mann nämlich seine Frau nicht leiden kann,

Digitized by Google

darf die Ehe geschieden werden. Die Frau geht zu ihrer Familie zurück und kann, wenn der Mann beistimmt, eine zweite Ehe eingehen; er bekommt dann ihren Brautpreis. Aber auch die Frau kann Befreiung von der Ehefessel verlangen, wenn der Mann sie mißhandelt oder verwundet oder nicht eifrig für ihren Unterhalt sorgt.

Sicherlich muß auch hier wohl die Regel gegolten haben, daß die Ehe weder von seiten des Mannes, noch von seiten der Frau geschieden werden kann. Bei den Niasers der Batu-Inseln gehört auch heutigen Tages noch Ehescheidung zu den Unmöglichkeiten, so daß dort nur durch den Tod eine Ehe getrennt werden kann. Diese Niasers haben also die alte adat rein bewahrt. (Wilken, Gids V, 1, 699.)

*

Wiederverheiratung einer geschiedenen und besonders einer verwitweten Frau ist im alten und jetzigen Indien immer mit einem Odium für die streng Gläubigen behaftet gewesen. Allgemein bekannt ist ja das traurige Los der indischen Witwe — aber daneben gibt es doch zahlreiche Ausnahmefälle, in denen eben doch zur zweiten Ehe geschritten werden darf.

„. . . That strange product of India, and of India only," sagt Max Müller, „the child-widows, children who are formally married to elderly men belonging to good families, who often never see their husbands, but who, when their husbands die, are doomed for life to an existence which in the best cases is one of joyless drudgery, excluding all hope of renewed happiness, and fully accounting for the eagerness of Indian widows in former times to die on the same pile with their husbands, or, as the law does no longer allow this, to end their life by slow starvation, or by jumping into a well." Das Verbot von Witwenheiraten, sagt Billington p. 113f, ist ein Zeichen von sozialer Stellung und hoher Kaste. Bei den Brahmanen sind sie vollständig verboten, und die Rajputen mit ihrer maßlosen Eifersucht auf ihre Frauen erlauben sie auch unter keinen Umständen.

Digitized by Google

„But under the greater prosperity and the more affluent conditions which settled rule has given to the humbler working orders, these latter can now indulge in the luxury of imitating those above them, instead of as of yore, regarding their examples as impossible of realization. It is this prohibition that evidently appealed to them as a supremely desirable virtue; for it is almost, if not the very first of the aristocratic customs that they adopt, just as I believe they would go back to the practice of suti [Witwenverbrennung] were they left to themselves . . . As showing, however, how essentially the antipathy to remarriage exists in Hinduism, it is remarkable that it is not only the poor of the orthodox creed who take advantage of bettered circumstances to enforce it, but the aboriginal and semi-aboriginal tribes, as they rise in social status, make it a matter of principle . . . It becomes, therefore, quite clear by what process of reasoning a tribe, as it emerges from servility and degradation into full-blown Hinduism, raises the importance of this doctrine, even as the Church itself gave to marriage a mystical symbolism to lift it from a mere union of the flesh for the gratification of the passions. Only to mention a few of the instances of sub-castes or tribes who within recent years have assumed this badge of respectability, may be named the Kapalis, who are cultivators of jute and weavers of canvas and matting; the Chandals, of whom one sees much on the cruise along the turbid waters of the Hughli . . . The name of Chandal has always been associated since the days of Manu with „the vilest of mankind", and it is not surprising, therefore, that they endeavour to ignore their low origin and, when they migrate into new districts, to find fresh titles and callings. They may be found as grass-cutters, potters, carpenters, and pedlars, and as they drift into these vocations, they endeavour to assimilate its more exclusive observances. With them, the prohibition of remarriage has come into practice within the last generation, as it is also doing with the Rajwars who are scattered throughout Chota Nagpur, Western Bengal, and the tributary states, even as far as Darjeeling and Chittagong. These, however, are inno-

Digitized by Google

vating gently, and began by the interdiction of the marriage of widows with children. The *dhobis*, or washermen, socially almost the lowest of all castes throughout the dependency, in that, as Mr. Lesfield says, „no Hindu, even of the lowest caste, will wash his own clothes, and so the *dhobi* has been formed into a caste which shall bear the impurities of all", are also now forbidding remarriage, and among the Kurmis of Upper India, the custom is gradually coming into effect.

Other tribes also, without placing a stringent veto upon it, are bending to the principle involved by laying down who a widow may marry. This is almost invariably a younger brother of the late husband, wherever it is sanctioned, and it is at least a little curious to find so marked an agreement on the part of the aboriginal and Dravidian peoples, who alone permit it, with ancient Jewish ordinances. With the Santals, Kols, and Oraons, though theoretically perfect freedom of remarriage exists, it is „good form" to make choise of this kinsman, but the first named are among the few tribes of India, like the Nayars of the Malabar coast, whose customs retain any evidences of former polyandric practises. Whether a younger brother of the late husband has already a wife or not, he can, by mutual agreement, wed the widow.

But among the castes which do not absolutely forbid widow-remarriage there exists a form, legal and valid in all respects, known in Bengal as the *Sanga*, and in other parts as the *Sagai* rites. Much of the ceremonial of a girl's wedding is dispensed with, the pacing round the sacred fire being invariably omitted, and the whole observance often resolving itself into no more than the husband's marking the bride's brow with red lead. Even, however, where a greater amount than this enters into the proceedings, it is all on the bridegroom's side, and though he may give feasts and entertain his friends, the bride herself has no part in them, nor does she even appear at the one on the eve of her marriage in her own relation's house. She is sought at dead of night by him in her own room, and before two or three of her closest female relatives he puts the ver-

Digitized by Google

milion or some similarly sticky red substance upon the parting of her hair. Among the Santals this is varied by marking a flower and placing that in her hair . . . In the case of child-bride there is always a certain amount of ceremony connected with the *rukhsati*, or home-taking of the bride, but this, in the case of a widow, is not performed." (Billington 113.)

Außer den Bedenken religiöser Art gegen die Wiederverheiratung der Witwen nennt dieselbe Schriftstellerin p. 119 noch nationalökonomische: „Lastly, in this connection, is to be considered the attitude taken up by the Hindu community in general upon the question, apart from the technically religious difficulty to which I have before referred. It is due I think chiefly to the intense competition which exists in the highest castes for eligible husbands, and a fear of increasing that by rendering another and somewhat large class available for marriage. In India, as almost everywhere else, women are numerically preponderant . . ."

Manche der Hochzeitsgebräuche der Santals sind seltsam primitive Überbleibsel, und einer davon besteht darin, daß, während für die Braut als Kaufpreis gewöhnlich drei Rupien samt einem neuen *sari* für ihre Mutter und Großmutter gegeben werden, bei einer verwitweten Frau, die wieder heiraten darf, nur die Hälfte dieser Summe verlangt wird. Der Grund, auf den man sich dabei stützt, ist der, daß derartige Frauen nur als geborgt angesehen werden können und eine jede in der nächsten Welt ihrem ersten Gatten zurückzugeben ist. Da also der zweite ihrer Genossenschaft sich nur zeitweise zu erfreuen hat, darf man von ihm auch nur erwarten, daß er einen ermäßigten Preis für sie zahlt.

Nach Banerjee unterscheiden sich die Gewohnheitsrechte in dem Bombay Presidency besonders darin vom allgemeinen Rechte, daß Scheidung und Wiederverheiratung von Witwen und anderen Frauen gestattet sind; und zwar ist diese Gewohnheit so wohl gefestigt, daß man in dem Western Presidency glaubt, das Verbot gegen die Wiederverheiratung der Witwen habe für die Śūdras keine

Digitized by Google

Geltung. Eine solche neue Verheiratung nennt man *pat* bei den Mahratten, *natra* in Guzerat.

„Among the inferior castes, when the husband and the wife are found to belong to different castes, or to the same *gotra*, if the discovery is made before *shanee* [puberty], or even after *shanee* but before the birth of children, the husband may give the wife a *char chitti*, or deed of divorce, and she would then be competent to marry another in the *pat* form. So, on the discovery of the husband's impotence before *shanee*, the wife, by the custom of certain castes, may, with the concurrence of the caste assembly, obtain a divorce, and contract *pat* marriage.

In addition to impotence, irregularity in marriage and mutual consent, ill-treatment is a ground of divorce vith certain castes.

The ceremonies of *pat*, or remarriage, are different from those of marriage. The remarriage of a wife is considered less honourable than that of a widow."

Ähnlich ist Wiederverheiratung von verwitweten und geschiedenen Frauen nach dem Gewohnheitsrechte gestattet bei den niedrigen Kasten in dem Southern Presidency; aber durch eine zweite Heirat geht die Witwe des Anrechtes an das Eigentum ihres verstorbenen Gatten verlustig.

Bei einigen Stämmen von Chota-Nagpore ist Wiederverheiratung der Witwen erlaubt, und der Brauch, die Witwe des älteren Bruders nach der *sagai*-Form zu ehelichen, ist sehr gebräuchlich. Auch bei den Nomasudras von Midnapur hält man die *sagai*-Eheschließung für gültig. (*Banerjee* 234.)

Auch bei den Kurmis dürfen sich die Witwen wieder verheiraten. Bei den Jats in den Nordwest-Provinzen ist *Kurao Dhureecha*, die Ehe zwischen einer Witwe und dem jüngeren Bruder ihres verstorbenen Gatten, gebräuchlich und wird als gesetzlich betrachtet.

Stirbt in Golkonda der Mann vor der Frau, so darf sie sich niemals wieder vermählen, ja, nicht einmal die verlobten Bräute dürfen es tun, sondern sie müssen ihr Leben in einem betrübten Zustande hinbringen. Denn sie werden in ihres Vaters Hause eingesperrt, ohne jemals einen Fuß

Digitized by Google

herauszusetzen; sie dürfen weder Schmuck tragen, noch irgend welcher Lustbarkeit beiwohnen; im Gegenteil haben sie die schwerste Arbeit zu verrichten. Mit einem Worte, sie sind einem dermaßen beschwerlichen Zwange unterworfen, daß sie meistens davon laufen und eine freiere Lebensart ergreifen. Allein sie müssen ihren Anverwandten aus dem Gesichte bleiben, weil dieselben sich für beschimpft achten und ihnen zur Rache ein ungesundes Tränkchen beibringen würden. (*Reisebeschreibungen* X, 565.)

Frauen, die sich zum zweiten Male verheiratet haben, sind ganz besonders den feindlichen Angriffen ihres ersten Gatten ausgesetzt. Wenn in Bombay eine Mahâdeo Koli Witwenbraut oder ihr Mann krank werden, betrachtet man es als das Werk des früheren Gatten. Bei den Somavansi Kṣatriyas glaubt man fest daran, daß, wenn eine Frau einen andern Mann heiratet, der erste Gatte ein Geist wird und sie beunruhigt. Diese Furcht ist in ihren Köpfen so fest gewurzelt, daß, wenn eine Frau dieser Kaste krank wird, sie die Krankheit dem Geiste ihres früheren Gatten zuschreibt und einen Exorzisten befragt, wie sie davon befreit werden kann. Der Exorzist gibt ihr etwas geweihten Reis, Blumen und Basilienblätter und befiehlt ihr, sie in eine kleine Kupferbüchse zu verschließen und diese um den Hals gehängt zu tragen. Bisweilen gibt ihr der Exorzist eine geweihte Kokosnuß, die er täglich zu verehren befiehlt, und in manchen Fällen rät er ihr, ein kupfernes oder silbernes Bildnis des Toten anzufertigen und es täglich zu verehren. (Campbell, Notes 171.)

So tragen in Nordindien die Leute, die sich nach dem Tode der ersten Frau wieder verheiraten, das Schmuckstück, was als *Saukan Maura*, der zweiten Frau Krone, bekannt ist. Das ist ein kleines silbernes Amulett, gewöhnlich mit einem darauf eingegrabenen Bilde der Devi. Das hängt der Ehemann sich um den Hals, und alle Geschenke, die man der zweiten Frau macht, weiht man erst ihm. Die Vorstellung dabei ist die, daß die neue Frau die Superiorität ihrer Vorgängerin anerkennt und damit ihre böse Gesinnung beschwichtigt. Die Krankheit oder der Tod der zweiten

Digitized by Google

Frau oder ihres Gatten bald nach der Hochzeit schreibt man der Eifersucht des Geistes der ersten Frau zu, der nicht genügend besänftigt worden ist. (Crooke I, 235.)

Wenn bei den Parsen der Tod die Ehe trennt, kann der überlebende Teil wieder heiraten. La Boullaye le Gouz erklärt (XX, 189), daß die Parsen nur eine Frau nähmen und sich nicht wieder verehelichten, wenn sie verwitwet würden; Mandelslo bestreitet es. Gegenwärtig heiraten die Witwen wieder, wenn sie sehr jung sind und keine Kinder haben; aber im allgemeinen leben sie unabhängig und dem ersten Gatten treu, unberührt von den Qualen und Beschimpfungen, denen die Hindu-Witwen ausgesetzt sind. Von einer mehr oder minder freiwilligen Verbrennung mit dem Gatten ist keine Rede. Ebensowenig findet man hier jene monströsen Verbindungen zwischen Greisen und kleinen Mädchen, auch nicht jenen schändlichen Handel, bei dem ein Mann nach und nach fünf oder sechs junge Frauen aus Familien heiratet, die froh sind, auf solche Weise „d'être soulagées d'un fardeau encombrant". (D. Menant im *Musée Guimet* II, 7, 173 ff.)

Als äußeres Zeichen der Witwenschaft dient das Fehlen der gläsernen Ringe, die sonst die jungen Mädchen und Frauen tragen. Man nimmt sie ihnen, sobald der Leichnam des verstorbenen Gatten aus dem Hause geschafft worden ist: und zwar tut dies eine alte Witwe; sie zerbricht der jungen ihre *bangri*.

Bei den Mohammedanern besteht nicht das geringste Hindernis für die Wiederverheiratung von Witwen, wie man in der Tat erwarten sollte, wenn man sich erinnert, daß die Lieblingsfrau des Propheten selbst schon einmal verheiratet gewesen war. Wenn es sich um eine junge Witwe handelt, macht ihre Familie alle billigen Anstrengungen, für sie einen anderen Gatten zu finden.

Die Alfuren von Ceram dürfen sich nach dem Ableben eines der beiden Ehegatten nicht wieder verheiraten. Wer es tut, verfällt dem Hasse und der Rachsucht der Familie des überlebenden Teiles. (*Bijdragen* N. F. I, 80.)

*

Digitized by Google

Nichts ist wohl von indischen Sitten allgemeiner bekannt als die Witwenverbrennung, *suttee* von den Engländern genannt, wiewohl das nichts weiter bedeutet als „treffliche Frau", Sanskrit *satī*. Es existieren zahllose Beschreibungen davon; die jüngste ist wohl die von Garbe (Beiträge zur indischen Kulturgeschichte 1903, p. 141 ff.), und danach hat eine Dame, *Frau von Bunsen*, in der *Deutschen Rundschau* eine Apologie jener Sitte geschrieben, der ich vollständig beipflichte, da ich nie Witwe werde: aber daß trotz der Menge von Literatur doch noch vielerlei Wichtiges darüber zu sagen ist, wird der Aufsatz von Zachariae lehren, der in Boltes Zeitschrift nächstes Jahr erscheinen soll. Er ist der Grund, weshalb ich mich hier damit begnüge, zwei ältere Schilderungen zu geben, deren eine, von Della Valle, besonders interessant ist. Es heißt bei ihm:

„Etliche unter ihnen, wann sie zu Wittiben worden, lassen sich zugleich mit dem Leichnam ihrer Männer lebendig verbrennen . . . Es stehet aber in ihrem freyen Willen, ob sie sich, nach ihrer Männer Todt, lebendig verbrennen lassen wollen, oder nicht. Und gewißlich, so geschieht solches von ihrer gar wenigen: welche aber dieses thut, die erwirbet bey ihrer Nation einen unsterblichen und gleichsam heiligen Nahmen. Dannenhero begibt sich solches meistentheils nur von vornehmen Weibern, welche mehr alß andre, auf das Ehren-gerücht halten; und bey Absterben hoher Stands-Personen, deren Gemahlinnen der Meinung sind, daß sie keine bessere Bezeugungen ihrer Liebe und Treue gegen ihren Eheherrn geben, alß wann sie sich lebendig mit ihnen verbrennen lassen. Mann hat mir erzehlet, daß es sich erst neulich begeben, daß, als ein *Ragiä*, wie sie ihn nennen, das ist, ein Indianischer Fürst, dergleichen viel dem *Moghol* unterworffen sind, in einem Krieg umbkommen, siebenzehen seiner Weiber lebendig mit seinem Cörper verbrandt worden, welches in Indien für eine hohe Ehre, und großen Pracht gehalten wird. Ich habe mir auch sagen lassen (dann ich habe keine Weiber selbst verbrennen sehen) daß mann die Frau, es seye gleich eine oder mehr, so sich verbrennen lassen will, in den Holtz-

Digitized by Google

hauffen einschliesset, welcher so gemacht ist, daß mann in der Mitten einen lären Platz, wie eine Kammer, lässet, und den Eingang mit grossen Höltzern verleget, damit diejenige, so sich gutwillig darein ergeben, wann sie die Hitze deß Feuers empfinden, nicht etwa anders Sinnes werden, und wieder heraus springen möchten. Ja es stehen viel Manns-Personen, mit großen Prügeln in der Hand, umb den Scheiterhauffen, das Feuer zu schüren, und etwas hartzichtes hinein zu giessen, daß es desto eher brenne, insonderheit aber zu verhindern, daß keine mit der Flucht sich davon mache; dann in solchem Fall würden sie dieselbe mit ihren Prügeln wieder zuruck zum Feuer treiben, oder sie gar todt schlagen, weil es beydes der Frauen, und der gantzen Freundschafft eine große Schande seyn würde, wann eine, so sich darein ergeben, sich verbrennen zulassen, auß Forcht deß Feuers anders Sinnes werden, und sich wieder heraus begeben wolte.

Es ist mir auch erzehlet worden, daß mann bißweilen etliche Weiber wider ihren Willen verbrandt, weil es die Verwandten, ihrem Mann zu Ehren, also haben wollen; und daß mann dieselbe gleichsam mit Gewalt, und ausser sich sich selbst, in deme man ihr etwas zu diesem Ende zu essen und zu trinken gegeben, damit sie sich desto lieber ins Feuer werffen lassen solte, zum Scheiterhauffen geführet. Es wollen aber die Indianer solches durchaus nicht gestehen, sondern sagen, daß mann keine hierzu zwinge: welches dann zum wenigsten in denen Landen, wo die Mahometaner die Oberherrschafft haben, wol seyn kan, alß welche nicht zulassen, daß ohne Erlaubnus deß Statthalters deß Orts, einige Frau verbrandt werde, deme es gebühret, sich zuvor der Frauen Willens zu erkündigen; und alßdann muß ihm die Freundschafft für solche Erlaubnus ein gutes Stuck Gelds erlegen. Jedoch kan es wol seyn, daß viel Weiber, welche in der ersten Hitze ihres Witwen-standes, der Freundschafft, so solches von ihr begehret, das Wort gegeben, wider ihren Willen dahin gehen; weil sie das Hertz nicht haben, den jenigen, so sie hierzu ermahnen, solches zu versagen, oder dem Statthalter ihren Willen und Mey-

Digitized by Google

nung frey und unverholen zu entdecken: welches eine Sache ist, die sich bey den Weibern, wegen ihrer angebornen natürlichen Blödigkeit und Zucht, leichtlich zutragen kan . . . Es lassen aber die Portugiesen an denen Orten, wo sie Herren sind, nicht zu, daß sich die Indianischen Weiber verbrennen, und gestatten ihnen, weder in diesem, noch in andern Stücken, einige Ubung ihrer Religion." (*Della Valle* IV, 30.)

Derselbe Autor sah „in der Statt *Ikkeri* eine Frau, welche sich, weil ihr Mann gestorben, wie viel Indianische Weiber zu thun pflegen, mit ihm verbrennen lassen, und sterben wolte. Sie saß zu Pferd, und ritte mit unbedecktem Gesicht durch die gantze Stadt: hielte in der einen Hand einen Spiegel, und in der andern eine Limonie,[1]) nicht weiß ich warumb. Sie sahe mit traurigen, und mitleidigen Geberden unter dem Reiten in den Spiegel, und redete, oder sange etliche Worte, die ich, weil mir ihre Sprach unbebekandt ist, nicht verstanden; man sagte mir aber, daß sie gleichsam von der Welt, und ihr selbst, auf eine klägliche Weise Vrlaub nähme, welches dann, wie es in einem solchen Fall nicht anders seyn kunte, mit so hertzbrechenden Worten geschahe, daß es nicht allein die jenige, so es höreten, sondern auch uns, die wir ihre Sprache nicht verstunden, zu Mitleiden beweget.

Es folgeten derselben viel andere Weiber und Männer, so ihr vielleicht befreundet gewest, zu Fuß nach, und wurde über ihrem Haupt, ein grosser Schirm, gleich wie in Indien alle vornehmen Leuthe, die auff der Gassen zu gehen pflegen, getragen, sie vor den Strahlen der Sonnen, welche sehr schädlich und verdrießlich seyn, zu verwahren. Vor ihr giengen etliche Trommelschläger her, deren Schall sie mit ihren kläglichen Worten, oder Gesang stets vergesellete, jedoch dabey ein sittsames und unerschrockenes Gesicht behielte, und nie keine Thränen vergoß, daß es schiene,

[1]) *Balby* (Indiae Orientalis pars septima, p. 89): „manu altera speculum, altera vero malum aureum tenebat." Das war in Negapatam.

Digitized by Google

als ob sie mehr ihres Manns, als ihren eigenen Todt beklagte, und ein grösseres Verlangen trüge, ihn in der andern Welt zu suchen, als daß es ihr leyd seye, daß sie von dieser scheiden solle: welches in Warheit eine grausame und Barbarische Gewohnheit; jedoch aber die Großmüthigkeit, und Tugend dieser Weiber wol Lobens werth ist.

Mann sagte mir, daß sie auf diese Weise, weiß nicht wie viel Tage noch durch die Stadt geführet, und zu End derselben, mit noch mehrerm Zulauff deß Volcks, und größerem Gepräng vor die Stadt hinaus begleitet, und daselbst verbrand werden würde.

Wann ich nun erfahren kan, wann solches geschehen möchte, will ich alßdann nicht unterlassen, mich darbey einzufinden, und ihre Leich-Begängnus mit einem so mitleidigen Gemüth zubeehren, als meinem Bedunken nach, eine so grosse ehrliche Liebe und Treue wol werth ist." (IV, 92.)

Della Valle hat seinen Entschluß nicht ausgeführt, wohl aber die Frau in ihrem Hause aufgesucht und mit ihr eine lange Unterredung gepflegt, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Er berichtet darüber IV, 94b: „Den 16. Novembris wurde mir gesagt, daß diesen Abend die jenige Frau, welche sich mit ihrem Manne verbrennen lassen wolte, hinaus geführt werden würde. Weil ich nun dieser Begebnus zusehen wolte, und nicht wuste, wo solches geschehen solte, so gieng ich bey dieser Frauen Hauß, und traff dieselbe vor dem innern Umbfang, in einer Strassen, die *Malars Kinì*, von dem Nahmen eines vornehmen Brahman in dieser Nachbahrschafft, welcher also hieße, genennet wurde, an. Es sagten mir aber die Nachbarn, und ihre eigene Haußgenossen, daß sie noch in etlichen Tagen nicht sterben würde; derowegen sahe ich diese Frau in einem Hoffe, und bey ihr etliche Personen sitzen, die auf Trommeln schlugen, und war dieselbe gantz weiß gekleidet, und mit vielen Armbändern, und andern guldenen Geschmuck, und auf dem Haupt mit Blumen, auch einen Krantz, welcher wie der Sonnen Strahlen geflochten gewest, und mit einem Wort, in Hochzeitlichem Schmuck gezieret, mit einer Limonie

Digitized by Google

in der Hand, welches eine gebräuchliche Ceremonie ist. Im übrigen bezeugete sie sich sehr freudig, und redete und lachte mit ihrer Gesellschafft, als eine Braut in unsern Landen thun würde. Wie sie nun, und die, so bey ihr waren, gewahr wurden, daß ich sie mit Verwunderung ansahe, und an meiner frembden Tracht ihnen leichtlich einbildeten, wer ich wäre, wendeten sich etliche gegen mich. Ich lies ihnen durch einen Dolmetsch sagen, daß ich auß einem weit entlegenen Land wäre, allwo die Sage gienge, daß in Indien Weiber zu finden wären, welche so grosse Liebe zu ihren Männern trügen, daß sie, wann dieselbe gestorben, nicht länger zu leben begehrten, sondern mit ihnen sterben wolten, und daß ich, nach dem mir von dieser Frauen gesagt worden, daß sie eine von denselben sey, kommen wäre, sie zu schauen, damit ich in meinem Land sagen könte, daß ich eine solche Sache mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Diese Weiber waren über meiner Ankunfft erfreuet, und sie selbst, welche alles dieses gehöret, stunde von ihrem Orte, wo sie gesessen, auf, und gienge zu mir, umb persöhnlich mit mir zu reden, dergestalt, daß wir eine gute Weile stehend mit einander spracheten, sie sagte mir, daß sie *Giaccamà* heiße, auß dem Geschlecht *Terlengà*, und ihr Mann ein Trommelschläger seye; dannenhero ich mich umb so viel mehr darüber verwunderte, je seltener eine so großmüthige That, als dieses eine ist, bey so geringen Leuthen anzutreffen ist. Sie berichtete mich ferners, daß ihr Mann bereits vor neunzehen Tagen gestorben, und noch zwo andere Frauen, die älter als sie wären, welche er vor ihr genommen, hinterlassen habe, deren aber keine sterben wolte; welche aber, weil sie bey diesem Gespräch gegenwärtig waren, zu ihrer Entschuldigung einwendeten, daß sie viel Kinder hätten. Ich wolte mich dannenhero dieser Gelegenheit bedienen, und fragte die *Giaccamà*, welche mir ihren kleinen Sohn von ungefähr sieben Jahren, und noch ein Töchterlein gewiesen; wie sie es über ihr Hertz bringen könne, daß sie ihre kleinen Kinder, verlassen wolle, da sie doch billich länger leben, und ihnen in diesem zarten Alter ferners vorstehen solte? Sie gab mir hierauf zur Antwort: Sie hätte

Digitized by Google

dieselbe schon ihrer Baasen, welche gleichfals zugegen war, und mit uns getrost redete, gleichsam als ob sie sich darüber erfreuete, daß ihre Verwandin diese That begienge, auffs beste anbefohlen; und daß sich auch die andern zwei Weiber ihres Manns ihrer annehmen würden.

Wegen dieser ihrer Kinder nun, die sie so klein und unerzogen hinterlies, brachte ich unterschiedliche Gründe auf die Bahn, sie von ihrem Vorhaben wendig zu machen, und zu Mitleiden gegen ihr zartes Alter, und den elenden Stand, in welchen sie dieselbe setzte, zu bewegen, weil ich wol wußte, daß bey den Müttern nichts mehrers, als die Liebe, und Erbärmnus gegen ihre Kinder vermöge. Es war alles mein Sagen umbsonst, und beantwortete dieselbe alle meine Schlußreden jederzeit nicht allein mit einem unerschrockenen und unverändertem, sondern auch fröhlichem Gesicht, und mit solchen Worten, welche zu erkennen gaben, daß sie ihrentwegen nicht die geringste Empfindlichkeit habe. Sie sagte mir auch, weil ich sie darumb befragte, daß sie solches freywillig, und ungezwungen thäte, und von nie mand darzu beredet worden; und als ich mich bey dieser Gelegenheit bey andern erkundigte, ob niemand darzu gezwungen würde, sagte man mir, daß solches ins gemein nicht, aber wohl bißweilen unter vornehmen Leuthen geschehe, wann eine schöne junge Wittib vorhanden, und zu besorgen seye, daß sie sich entweder wieder verheurathen, welches bey ihnen für eine grosse Schande gehalten würde, oder einen andern Fehler begehen möchte, in welchem Fall ihres Mannes Blutsfreunde, wann sie ihnen seine Ehre hoch angelegen seyn lassen wolten, dieselbe nöthigten, sich auch wieder ihren Willen, verbrennen zu lassen, umb hierdurch allen Ungelegenheiten, welche, wann sie bey Leben bliebe, entstehen könten, zu begegnen.

Dieses ist in Warheit ein Barbarisches und allzu grausames Gesetz, worzu aber die *Giaccamà*, wie sie sagten, nicht gezwungen, noch darzu beredet würde, sondern daß sie solches auß ihrem freyen Willen thäte; worüber sie dann ihre Verwandten, und sie selbst, als über eine großmüthige

Digitized by Google

That, wie sie dann in der Warheit war, und unter ihnen für eine grosse Ehre gehalten wird, höchlich rühmeten.

Als ich mich auch wegen ihres Geschmücks, und der Blumen, so sie trug, befragte, sagten sie mir, daß dieses also gebräuchlich seye, zu einem Zeichen der Frölichkeit der *Masti*, (*Masti* wird die Frau genennet, welche sich mit ihrem Mann will verbrennen lassen) daß sie bald zu demselben kommen würde, und deßwegen Ursach hätte, sich zu erfreuen; da hingegen die Wittwen, welche nicht sterben wolten, in immerwährender Traurigkeit und Wehemuth lebten, das Haupt beschüren, und ohne Auffhören den Verlust ihrer verstorbenen Männer beklagten.

Endlich lies sie mir durch einen Dolmetsch sagen, daß sie ihrs für ein grosses Glück und Ehre halte, daß sie mich gesehen, beydes wegen meiner Besuchung und Gegenwart, als wegen deß guten Gerüchts, so ich von ihr in mein Land bringen würde; und daß sie mich noch vor ihrem Todt, in meinem Hauß besuchen, und, wie sie im Gebrauch haben, bitten wolte, ihr etwas, gleichsam zu einem Allmosen zu steuren, worvon sie Sachen zu dem Scheiterhauffen, auf welchem sie verbrand werden solte, erkauffen könte. Ich gab ihr hierauf zur Antwort, es würde mir ihre Besuchung sehr lieb und angenehm seyn, und daß ich ihr von Hertzen gern etwas geben wolte; und solches nicht zwar zum Holtz, sie darauff zu verbrennen, weil ich an ihrem Todt höchliches Mißfallen trüge, und denselben, wo es in meinen Mächten stünde, gern verhindern wolte; sondern etwas anders, und was ihr mehrers belieben möchte, damit zu thun. Ich versprach auch, ihren Nahmen, so viel meine schwache Feder vermöchte, durch die gantze Welt unsterblich zu machen. Hiermit nahme ich, wegen ihres Todts viel trauriger, alß sie selbst, von ihr Abschied, und verfluchte den gottlosen Gebrauch in Indien, daß man so unbarmhertzig mit den Weibern verfähret. Es war diese *Giaccamà* eine Frau von ohngefähr dreyssig Jahren, und vielleicht noch nicht so alt, für eine Indianerin, sehr braun, ja schier schwartz, jedoch nicht heßlich an Gestalt, groß von Person, und von Leib und Gliedmassen wohl gestaltet. Ich

Digitized by Google

habe mich nicht enthalten können, sie mit einem Kling-Gedicht, so ich über ihren Todt gemacht, zu besingen, welches ich unter meinen Poetischen Schrifften verwahre."

Mandelslo sah auf seiner Reise in Indien eine Witwenverbrennung. Seine Beschreibung ist interessant genug, um hier ganz wiedergegeben zu werden: „Etlicher Indianischen Heyden Gebrauch, ja *Religion* vermag, daß, wenn der Mann stirbet, die nachgelassene Witwe sich lebendig mit dem todten Cörper verbrenne, welches ich den 24. Octobr. allhier zu Cambaja zum ersten Mahl mit grosser verwunderung gesehen, von einer Rassbutin, ein vornehm schön Weib, so noch nicht über 20. Jahr alt. Dann ihr Mann als ein fürnehm Hauptmann war hinter Lahor, bey 200 Meilen von Cambaja, erschlagen, in mangel dessen Cörper nun, wollte sie ihr fewriges Begräbniß alleine halten. Sie hatte zwar lange zuvor umb diesen Todt bey dem Sulthan oder Gubernator dieser Stadt angehalten, welcher es ihr anfangs nicht erlauben wollen, weil ihres Mannes Cörper nicht zur stelle, wie sie es endlich erhielte, gieng sie mit grosser Frewdigkeit zum Holtzhauffen. Ich halte, sie müssen das *Offion* oder *Opium*, darvon oben (pag. 69) gesaget worden, einnehmen, welches sie so frewdig und behertzt machet, daß sie darzu, wovor die Natur sich sonst entsetzt, so frewdig seynd. Den anfang dieser *Procession* machten etliche Spielleute mit zweyerlei art Paucken und Schalmeyen, darnach folgeten etliche Jungfern und Weiber, welche vor der lebendigen Leiche herspieleten und tantzten, hinter ihr giengen auch viel Mann und Weibes Volck neben etlichen Kindern. Sie die Witwe war mit köstlichen Kleidern angethan, mit Ringen, Armbändern an Händen, Armen, Bein und Füssen nach ihrer Art wol gezieret, als sie zum Holtzhauffen kam, nam sie Abschied von allen ihren Freunden, theilte ihre beste Kleinodien und Geschmeide unter sie, davon mir das unvermüthliche Glück auch etwas bescherete. Dann wie ich neben zween Engelländern zu Pferde nahe bey ihr hielte, mochte sie vielleicht an unsern Geberden vermerken, daß wir sie beklagten, risse sie etliche Brasoletten vom Arme, und warff sie nach uns, darvon ich

Digitized by Google

eines ergriffe, und zum Gedächtniß behielte. Demnach satzte sie sich auff einen gar hoch auffgestaffelten Holtzhaufen, welcher meist von Apricos oder Morellen Holtz mit Zimmet und Sandel durchgeleget, und mit wolriechenden Oel begossen, wie solches auff ihren Befehl angezündet ward, goß sie über ihren Kopff und gantzen Leib aus einem grossen Kruge ein wolriechendes köstlich Oel, welches die Flammen des Fewers vermehrete und zu ihr führete, daß sie also ohn einigen Geruff oder übel Geberde von Qual, in einem Hui und Augenblick, gleich als mit einem Blitz getödtet wurde. Es stunden etliche ihrer Freunde, welche auch gantze Krüge voll Oel zu der Glut gossen, damit der Brand desto eilfertiger alles aufffraß, die Asche wurde hernach ins Wasser geschüttet.

Dieser Gebrauch, daß die Weiber sich mit verbrennen, sol daher gekommen seyn: weil die Indianer mehr als ein Weib nehmen, geschiehets, das, wenn sie wegen grosser Geilheit von Männern nicht so offt, als sie es wol gerne sehen, besuchet werden, oder der Mann sich mehr zu der einen als zur andern hält, sie dem Mann gram geworden, und ihn mit Gifft umbbracht, daß man in einem Jahr viermahl mehr Männer als Weiber Leichen gehabt. Darumb hat der König in Indien dieselbige Verordnung getan, daß, was ehrliche Weiber seynd, sich mit ihres Mannes Leiche verbrennen sollen, damit die Weiber den Todt ihrer Männer nicht befördern, sondern so viel müglich verhüten helffen. So aber das Weib sich nicht verbrennen wil, wird sie zwar nicht darzu gezwungen, aber vor eine Hure gehalten, und in keiner ehrlichen Gesellschaft unter ihnen zu sitzen gelitten, sie sollen gemeiniglich, so sie tüchtig seynd, Täntzerinnen geben. Die Englischen sagten: es gebe doch Frauenvolk, und solche Gattung gnug in Indien, könte nicht schaden, daß etwas von dem Unkraut verbrand würde." (S. 73.)

Nach Barbosa (p. 92) ist das Pferd, auf dem die Witwe zu ihrem Scheiterhaufen reitet, grau oder womöglich ganz weiß, damit sie mehr auffällt.

Auch auf Bali war früher die Sitte allgemein verbreitet, daß die Witwe ihrem fürstlichen Gemahl in den Tod folgte,

Digitized by Google

indem sie sich lebendig verbrennen ließ. Offiziell ist dieser Brauch abgeschafft, doch scheint er in den unabhängigen Ländern hier und da noch vorzukommen. Die heldenmütigste Art dabei ist es, wenn das Schlachtopfer sich erst mit einem *kris* durchbohrt und dann neben der brennenden Leiche in die Feuersglut stürzt. Eine solche Frau erwirbt dadurch den Ehrentitel *satya*, höher als *béla*, wie man diejenigen Frauen nennt, die sich einfach auf einen zweiten Scheiterhaufen niederfallen lassen und so das „getreu bis in den Tod" bekunden. (*Encyclopaedie* I, 92.)

In Nepal hat Jan Bahadur, der energische Reformator dieses Landes, die Verbrennung von mit Kindern gesegneten Witwen überhaupt verboten und es im übrigen jeder anderen Witwe freigestellt, noch im letzten Augenblick von ihrem furchtbaren Vorhaben zurückzutreten, ohne deshalb Zurücksetzungen in ihrer Kaste ausgesetzt zu werden. Völlig ausgerottet ist die gräßliche Sitte noch nicht, doch wird sie jetzt in Nepal nur selten beobachtet, während früher derartige Verbrennungen am Bagmati, dem Ganges von Nepal, überaus häufig waren. (Boeck 285.)

Digitized by Google

§ 5. Embryologie, Schwangerschaft und Geburt.

Wie man Knaben oder Mädchen zeugt. Mädchenmord. Unfruchtbarkeit. Wundertätige Götterbildnisse. Die sieben Pagoden. Wundertätige Brunnen. Schläge mit der heiligen Kette. Magische Quadrate. Heilige Gräber. Brandstiftung. Hingerichtete. Durchkriechen. Wundertätige Früchte. Dämonen verursachen Sterilität. Gebräuche im Archipel. Mittel zur Vermeidung der Konzeption; künstlicher Abortus. Schwangerschaft nach der Lehre der altindischen Mediziner. Anzeichen. Verhalten. Diät. Embryologie. Schwangerschaftsgelüste. Geschlechtsbestimmung des erwarteten Kindes. Die Zeremonie zur Erzielung eines Knaben. Die Vorschriften zur Erzielung von Kindersegen bei den Erotikern; zur Verhütung einer Fehlgeburt. — Entbindung im alten Indien. „Haus der Wöchnerin." Der Geburtsakt. Abortus. Die Lagen des Kindes. Der Barbier bei der Entbindung. Geburtszeremonien. Hebammen. Aberglaube bei der Geburt. Der Vater darf das Kind nicht sehen. Dämonen, die Mutter und Kind bedrohen. Zeremonien bei den Parsen. Gebräuche im Archipel. Nabelschnur. Säugen. Couvade: in Vorderindien; im indischen Archipel. Namengebung.

Nach der Ansicht der indischen Mediziner wird bei einem Überwiegen des Sperma ein Kind männlichen Geschlechtes geboren, bei einem Ueberwiegen des „weiblichen Geblütes" (Vullers) ein Mädchen, bei Gleichheit beider aber ein Hermaphrodit. Zwillinge entstehen, wenn der durch die beiderseitigen Winde eingepresste Samen entzwei geht.

Eine andere Lehre besagt, daß an den geraden Tagen Knaben, an den ungeraden Mädchen gezeugt werden. Daraus könnte man einen Widerspruch mit dem eben Gesagten herauslesen, wenn die Sache nicht längst durch Kommentatoren-Weisheit klar gelegt wäre. Videha sagt nämlich, daß an den geraden Tagen der Zeugungsstoff der Frau nur ganz gering ist; wer da also zur ehelichen Vereinigung

Digitized by Google

schreitet, wird einen Knaben zeugen; und an den ungeraden Tagen ist es umgekehrt.

Seit den ältesten Zeiten ist in Indien der Wunsch der Eltern darauf gerichtet gewesen, einen Sohn zu bekommen, während die Geburt einer Tochter (wenigstens für das brahmanische Indien) beinahe Trauer und Bestürzung hervorrief. Diese Meinung hat bis heute bestanden, und daher pilgern viele Frauen zu dem Heiligtume der Ujali Mātā, der Weißen Mutter, im Distrikte Muzaffarnagar, und tun Gelübde zur Erlangung männlicher Nachkommenschaft. (Crooke I, 127.)

Man kann sagen, daß das indische Kind, gleichgültig ob Knabe oder Mädchen, inmitten einer Wolke von absonderlichen abergläubischen Praktiken zur Welt kommt; ein liebevoller Empfang wird aber von Eltern und Großeltern einem Mädchen nicht bereitet. Denn Wochen zuvor haben Mutter und Schwiegermutter jede mystische Verrichtung mühselig beobachtet, die die himmlischen Mächte günstig stimmen sollen, um einen Sohn zu bekommen; sie haben Blumen um jeden wundertätigen Reliquienschrein gewunden, sie haben Lampen angezündet, sie haben Spezereien verbrannt — und wenn nach alledem ein kleines Mädchen zur Welt gekommen ist, scheint es in der Düsterheit der zenana, — wo die Türen eifersüchtig geschlossen sind und die Luft von dem qualmenden Feuer verdorben ist, das unaufhörlich brennen muß, um die bösen Geister zu verscheuchen, die sonst einen verderblichen Einfluß auf die Zukunft des Kindes ausüben könnten — daß die Götter erzürnt sind; und es ist die arme junge Mutter, die deren majestätische Hoheit beleidigt hat! (Billington 1.)

„Time was, and not so very far back either, when it was regarded as quite justifiable to end a baby girl's unwanted life by some such summary process as strangling. Upon that view advancement has assuredly been made, though still even, if the little one die, her little body is often thought not worth the expense of burning, and, with incantations and charms, it is carried out by some of the

Digitized by Google

women folk to the jungle, where it is left to jackals and carrion birds with the words.

Thus we drive you forth, O daughter!

Come not back, but send a brother." (Billington 2.)

Nach Boeck (S. 183) ist auch die Furcht vor den unerschwinglichen, zum wirtschaftlichen Untergang führenden Kosten der Vermählung ein Grund, Töchter ums Leben zu bringen. Der Aberglaube tut das Seinige, die Mutter in diesem Vorsatze zu bestärken: sie ist überzeugt, wenn sie ihre kleinen Mädchen vor dem Bilde des elefantenköpfigen Gottes Ganeśa in einem Kessel mit siedender Milch ertränkt, werde sie sie als Knaben wieder gebären! „Ganz allgemein wurden in früheren Zeiten, namentlich in der Radschputana, den Brahmanen beträchtliche Geldopfer erlegt, damit sie halfen, den unerwünschten Überfluß an Mädchen auf solche Weise zu vermindern."

Seit 1802 hat die englische Regierung gestrebt, diese grausame Sitte zu beseitigen; 1870 versuchte sie, durch einen Gesetzerlaß Geburtsregister einzurichten, und 1888 begann eine wohltuende Bewegung in Rajputana zu dem Zwecke, die Ursachen des Kindermordes zu beheben. Aber durch tausend ebenso heimliche als hinterlistige Mittel wissen die Eltern sich aller Beaufsichtigung zu entziehen und sich der unschuldigen Geschöpfe zu entledigen. Die Parsen freilich haben diese grausamen Vorbilder nie nachgeahmt, die sie vielmehr laut verurteilen. (D. Menant, Musée Guimet II, 7, 147 Anm.)

Kindermord kommt auf Nias nur vor bei Zwillingsgeburten und unehelichen Kindern. An einer dazu bestimmten, aus einem Stück Holz geschnitzten Puppe, die zwei Kinder darstellt, orakelt man, welcher von den Zwillingen verschont bleiben soll. (*Encyclopaedie* III, 20.)

Trotzdem ist es immer noch besser, Töchtern das Leben zu geben als unfruchtbar zu bleiben; denn das ist bis auf den heutigen Tag der schwerste Fluch geblieben, der eine Hindufrau oder Mohammedanerin treffen kann.

„Gayâl, or sonless ghost, . . . is the spirit of a man who has died without any issue competent to perform the

Digitized by Google

customary rites; hence he is spitefull, and he is especially obnoxious to the lives of the young sons of other people. Accordingly in every Panjâb village will be seen small platforms, with rows of little hemispherical depressions into which milk and Ganges water are poured, and by which lamps are lit and Brâmans fed to conciliate the Gayâl; while the careful mother will always dedicate a rupee to him, and hang it round her child's neck till he grows up." (Crooke I, 234.)

Gewisse Götter des Hindu-Pantheon sollen — so schreibt Frances Billington p. 13 — den Bitten unfruchtbarer Frauen zugänglich sein, die, um den ersehnten Segen der Fruchtbarkeit zu erflehen, oft lange, mühselige und kostspielige Wallfahrten zu gewissen Reliquienschreinen unternehmen. Die Sieben Pagoden zwischen Madras und Masulipatam sind ein besonders beliebter Ort für jenen Zweck, und Miss Billington hörte südindische Frauen versichern, daß günstige Erfolge sehr häufig eintraten. Aber die Riten und Zeremonien, die dabei stattfinden, sind nach allen Berichten von einer etwas mystischen („tantric") und phallischen Art, so daß es vielleicht am besten ist, nicht zu eingehend den Einzelheiten der Opferhandlungen nachzuspüren, die dabei zu erledigen sind. In Benares befindet sich an den Ufern des Ganges, dicht bei dem Nepaul Temple und dem Burning Ghat, eine ungeheure liegende Figur des Gottes Bhim, die, wie man glaubt, zu gewissen Zeiten besondere Kräfte in dieser Hinsicht besitzt. Zu dieser Zeit kommen junge und verhältnismäßig bejahrte Frauen hunderte von Meilen weit, das so ernstlich ersehnte Gut zu erflehen, indem sie Spenden von Öl, Spezereien und Blumen darbringen . . . Es gibt außerdem viele andere Zufluchtsorte in verschiedenen Teilen des Gebietes, von denen man glaubt, daß sie die gleiche Wirkung haben, und zu denen jährlich Hunderte und Tausende in festem Glauben, nach vielen Vorbereitungen durch Fasten und Andachtsübungen, wallfahrten.

In Indien haben auch manche Brunnen einen Ruf dafür, Unfruchtbarkeit zu heilen, die man allgemein für eine Krank-

Digitized by Google

heit und das Werk übernatürlicher Kräfte ansieht. Man sammelt in der Nacht der Diwâlî, des Lampenfestes, Wasser von sieben Brunnen, und unfruchtbare Frauen baden darin, um durch dieses Mittel Kinder zu bekommen. An einem Brunnen in Orissa werfen die Priester Betelnüsse in den Schlamm, und unfruchtbare Frauen greifen danach. Diejenigen, welche sie finden, werden in kurzer Zeit ihre Sehnsucht nach Kindern gestillt sehen. (Crooke I, 50.)

In Bijapur verehren unfruchtbare Frauen eine nackte weibliche Figur (l. c. 68).

Bei den Hindus blickt die sterile Frau, die sich ein Kind wünscht, nackt in die Sonne und ruft deren Hilfe an, ihre Unfruchtbarkeit zu beseitigen. [Weil Schwängerung durch bloße Bestrahlung durch die Sonne erfolgen kann, erlaubt man den Mädchen nicht, sich während der Menstruation den Sonnenstrahlen auszusetzen. Crooke I, 11.]

Der Gott Hanumân verleiht Nachkommenschaft; daher gehen in Bombay bisweilen die Frauen am frühen Morgen in seinen Tempel, ziehen sich nackend aus und umarmen den Gott. Sein grobes, mit Oel und rotem Ocker beschmiertes Bildnis trifft man allenthalben in fast jedem ansehnlichen Hindu-Dorfe (l. c. 87).

Wie bei den Luperkalien im alten Rom Peitschenhiebe gegen Unfruchtbarkeit angewendet wurden, so hält man bei den Gonds Schläge mit der heiligen Kette für ein gutes Mittel dagegen (ibid. 100).

In Gujarât ist „Mutter" Asapurâ die Helferin in der Not, indem sie die Hoffnung der Frauen auf Kinder erfüllt, wie ihr Name sagt.

Ein beliebter Talisman ist das magische Quadrat, in dem gewisse Zahlen in einer bestimmten Weise eingetragen werden.

Um Unfruchtbarkeit zu heilen, ist es zum Beispiel ein gutes Mittel, eine Reihe von Zahlen auf ein Stück Brot zu schreiben, die zusammengezählt nach beiden Richtungen 73 machen, und damit einen schwarzen Hund zu füttern, der der Diener Bhairons, des Verleihers von Nachkommenschaft, ist. (Crooke I, 160.)

Digitized by Google

Der berühmte Salîm Chishti von Fatehpur Sikri, der durch seine Gebete dem Kaiser Akbar zu einem Erben verhalf, hat dadurch seinen Ruhm begründet: „bis auf den heutigen Tag besuchen kinderlose Frauen sein Grabmal und hängen, um ihren Wunsch zu kennzeichnen, Lappen an die zarten Marmorzierraten seines Grabes" (l. c. I, 191).

Ähnliche Wirkung hat ein Besuch des Grabes des Sakhi Sarwar oder Sayyid Ahmad, des Schutzheiligen der Sultânis im Panjab.

In Bombay glaubt man, die Ursache, daß jemand keine Kinder bekomme, müsse die sein, daß der Mann oder seine Frau in einer früheren Existenz eine Schlange getötet habe, deren Geist sie plagt und die Frau unfruchtbar macht. Um von diesem Geiste befreit zu werden, verbrennt man das Bild einer Schlange und vollzieht die Bestattungsgebräuche.

Ein außergewöhnliches Mittel zur Erlangung von Kindern, welches lange Zeit die englische Obrigkeit in Upper India beunruhigte, bestand für die nach Mutterfreuden verlangende Frau darin, die Hütte irgend eines Nachbars niederzubrennen. Die Panjâbi-Frau, die nun jetzt unter der britischen Herrschaft daran gehindert ist, das Haus eines Nachbars in Brand zu stecken, nimmt nun ein wenig Gras von sieben Dächern und verbrennt das.

Bei einer anderen Form des Zaubers führt der Priester die Frau an die Vereinigungsstelle zweier Ströme, besprengt sie mit Wasser, um sie von dem gefährlichen Einflusse des Geistes zu befreien und bringt dem Geburtsgotte ein Opfer dar.

In manchen Ländern schreibt man einen besonderen Einfluß einer öffentlich hingerichteten Person zu, ebenso dem von dem Henker benutzten Handwerkszeuge.

Kürzlich beobachtete man in Bombay, wie der Henker sorgfältig den Strang und besonders den Teil davon, der den Hals des Hingerichteten umgeben hatte, verwahrte. Er bestätigte, daß er jeden Viertelzoll davon verkaufen könnte, da das böse Geister und Dämonen abwehre . . . Aus demselben Grunde baden unfruchtbare Frauen unterwärts einer

Digitized by Google

gehängten Person; und Frauen der mittleren Klassen suchen ein Stück vom Galgen in derselben Absicht zu bekommen.

Eine andere Praktik besteht darin, daß man zur Verscheuchung des Dämons unter einem gebogenen Baume oder durch einen durchlöcherten Stein hindurchkriecht . . . Aus diesem Grunde versuchen in Gujerât die Frauen, welche Kindersegen wünschen, das zu erreichen, indem sie unter der Matte hindurchkriechen, auf welcher der Leichnam eines verstorbenen Asketen der Dündiya-Sekte fortgeschafft wird.

Eine zu demselben Zwecke ausgeführte Handlung beruht auf einer Art symbolischer Zauberei zur Erzielung von Fruchtbarkeit. An den Straßen kann man häufig Bäume sehen, die vollständig von einer schädlichen Kriechpflanze zerstört sind, die als Akäsh Bel bekannt ist. Frauen, die auf Nachkommenschaft hoffen, verpflanzen diese nun häufig von einem Baume auf den andern und sind so entschiedene Feinde für einen Bezirksbeamten, der Sinn für Baumzucht hat.

Aber das bewährteste Mittel ist, ein heiliges Grab zu besuchen, welches in dem Rufe steht, derartige Krankheiten zu heilen. Dort bekommt die Patientin eine Kokusnuß — die eine magische Kraft besitzt[1]) — eine Frucht, oder nur ein Weizenkorn von dem „holy of holies".

Die gleiche Vorstellung begegnet einem fortwährend in der indischen Folk-lore. Die unfruchtbare Königin bekommt von einem Fakir den Saft eines Granatapfels, oder der König pflückt einen der sieben Mangos, die auf einem bestimmten Baume wachsen, oder ein Bettler gibt der Prinzessin die Arznei, welche bewirkt, daß sie Zwillingen das Leben gibt. Selbst im Rāmāyaṇa lesen wir, daß König Daśaratha die Opfergabe unter seine Frauen verteilt, die nun empfangen . . .

Es muß zugegeben werden, daß manche heilige Männer in Hinsicht auf diese Seite ihrer Befugnisse den bösen Zungen der Verleumder nicht entgehen!! (Crooke I, 225 ff.)

Als Dämonenscheucher dienen auch Blumengirlanden

---

[1]) Vergl. Crooke II, 106.

Digitized by Google

und verschiedene Früchte wie Datteln, Kokusnüsse, Betelnüsse und Pisangs, die man der Braut oder der Schwangeren in den Schoß legt, um die bösen Geister zu verscheuchen, die Unfruchtbarkeit bewirken (l. c. II. 36)

In Konkan glaubt man ganz allgemein, daß Unfruchtbarkeit durch umherschweifende böse Geister verursacht wird und daß, wenn man durch das Anpflanzen von Bäumen für sie ein Heim schafft, sie sich dort niederlassen und der Fluch der Unfruchtbarkeit so behoben wird (l. c. II, 86).

Zahlreich sind auch die Fälle, wo die Frauen, um Nachkommenschaft zu erzielen, ein Idol wie das des Hanuman oder einer anderen Schutzgottheit umfangen. Möglicherweise ist auch das Umfangen eines Baumes bei der Hochzeit eine Art sympathetischer Magie, dem Paare Fruchtbarkeit und Zeugungskraft zu verleihen. (Crooke II, 121.)

Über das Ansehen, in welchem eine fruchtbare Frau in Altindien stand, brauche ich hier also kein Wort mehr zu verlieren; auch heute noch gilt Kinderlosigkeit für eine Schande, die in Madras z. B. zur Verstoßung der Frau berechtigt, während die Badagas am Nilagiri-Gebirge sich durch Verheiratung mit der Schwester der Unfruchtbaren zu helfen suchen. Auf Bali beten die Jungvermählten zu Dèwa Dutuh-aja (oder Dèwa Sambangan), der „mit einem entsetzlich hypertrophischen penis in stadio erectionis dargestellt" wird, um Kindersegen (Jacobs bei Ploss-Bartels I, 666). Dieselbe Wertschätzung der Fruchtbarkeit besteht auf den Aru- und Babar-Inseln, während sonst auf fast allen Inseln des alfurischen Meeres Abortiva sehr beliebt sind.

Nach einer mündlichen Mitteilung von Prof. Hultzsch betrachten in Südindien die Frauen eine Termitenkönigin als unfehlbar: sie wird lebendig in eine Bananenfrucht getan und in ihrer vollen Größe verschluckt.

Als Mittel gegen Unfruchtbarkeit auf Ceylon bezeichnet Percival (Sprenger XI, 92) das Blut des Schafes, welches bei dem „Hakenschwingen" geopfert wird. Man spritzt davon unter das Volk, und besonders sterile Frauen suchen davon einige Tropfen zu erhaschen.

Nach Ives I, 129 sind die indischen Fakire Spender

Digitized by Google

von Kindersegen. Verheiratete Frauen kommen nämlich zu ihnen und küssen ihnen das membrum, „da jene unterdessen ihre Köpfe streicheln und Gebete murmeln. Dies sieht man täglich auf den Heerstraßen!!"

Auf Java gilt eine — alte holländische Kanone für wundertätig; sie liegt bei Batavia auf freiem Felde, und die hilfesuchenden Weiber setzen sich in ihren besten Kleidern, mit Blumen geschmückt, rittlings darauf; die Opfergaben bestehen in Reis, Früchten, kleinen Sonnenschirmen etc. (Ploß-Bartels I, 684.)

Auf Sumatra muß die sterile Frau zwei Holzfiguren, eine männliche und eine weibliche, auf dem Rücken tragen, die Debata idup heißen und vollständig nackt dargestellt sind.

Unfruchtbare Weiber auf den Watubela- und Aaru-Inseln suchen mit ihren Männern die Grube der Eltern oder, falls sie Mohammedaner sind, das heilige Grab auf, um von den Toten Hilfe zu erflehen.

Im Südosten von Groß-Atjeh auf Sumatra dient zu demselben Zwecke das Grab des *Tuan Déboh* (Penismann), oder, wie die Frauen ihn nennen, des *Tuan salah nama* (des Mannes mit dem obscönen Namen). „In diesem Grabe ruht der Penis eines Mannes, dessen eifersüchtige Frau ihm die Genitalien abschnitt, als sie ihn in cohabitatione mit der für diesen Tag unberechtigten Nebenfrau überraschte." Die Frauen bringen hier ein Opfer dar und essen etwas Erde von dem Grabe (l. c. 691).

Die Frauen der Schins im Himalaya richten nach U j f a l v y ihre Gebete um Kindersegen an den Tschili-Baum.

Auf Keisar nehmen die Frauen „das erste Ei einer Henne, gehen damit zu einem sachverständigen alten Manne und fragen ihn um Hilfe. Er legt das Ei auf ein Nunu-Blatt (Ficus altimeraloo) und drückt damit die Brüste der Frau unter dem Murmeln von Segenswünschen, kocht dann das Ei in einem zusammengefalteten Koli-Blatt (Borassus flabelliformis), nimmt ein Stückchen davon, legt es wieder auf das Nunu-Blatt und läßt es die Frau essen. Darauf drückt er mit dem Blatt die Nase und die Brüste der Frau aufs

Digitized by Google

neue und bestreicht die rechte Hand und linke Schulter von oben nach unten, wickelt darauf wieder ein Stück von dem Ei in das Nunu-Blatt und läßt es in den Zweigen eines der höchsten Bäume in der Nachbarschaft der Wohnung aufbewahren" (l. c. 695).

Um einen Knaben zu bekommen, trinkt die Nayar-Frau „einen Monat nach der Empfängnis sieben Tage lang gewisse Kräuterbrühen. Am Abend des 7. Tages wird das goldene oder silberne Bild eines männliches Kindes in einen Topf mit kochender Milch versenkt und nach einigen Stunden herausgenommen. Die von einem Priester durch Gebete und Zauberformeln vorbereitete Frau trinkt dann die Milch in Gegenwart des Gatten. Dieser zermalt einige Tamarinden-Blätter und träufelt den Saft in das rechte Nasenloch der Frau, falls ein Knabe, in das linke, falls ein Mädchen gewünscht wird" (Ploss-Bartels I, 711).

Mittel zur Verhütung der Konzeption finden wir bei den jüngeren Erotikern angegeben (*Erotik* p. 889). Der eine Autor glaubt dabei sein Gewissen entlasten zu müssen und sagt, fromme Männer sollten derlei Rezepte für sich behalten und nicht zur Anwendung bringen; bei Hetären allerdings seien sie sehr am Platze! Wir finden dort empfohlen: einen halben Monat lang drei Jahre alte Melasse zu genießen; die Wurzel von Semecarpus anacardium, mit sauerem Reisschleime gekocht; die Frucht von Nauclea kadamba, Samen vom roten Lotus etc. Daneben finden wir jetzt eine Art Uterusmassage, die bezweckt, durch Kneten der Bauchdecken der Gebärmutter eine für die Empfängnis ungünstige Lage zu geben, eine Knickung nach vorn oder hinten zu bewirken. So bei den Munda-Khols und in Niederländisch-Indien, wo eine *dukun*, eine heilkundige Alte, fast ein Geschäft daraus macht.

Ebenso beliebt ist dieser Brauch auf Ambon, den Uliasers, auf Babar, Keisar und den Watubela-Inseln. Auf Keisar geschieht es gegen den Willen des Mannes, um keine Kinder mehr zu bekommen als zwei. Auf Babar wird der künstliche Abortus von den Frauen eingeleitet, um nicht der Kohabition entbehren zu müssen, die während der

Digitized by Google

Schwangerschaft strengstens verpönt ist. In Atjeh gehört die Einwilligung des Gatten dazu. Von den Aru-Inseln wird berichtet, daß dort eine Art Dreikindersystem besteht: das Abtreiben der Leibesfrucht ist da erlaubt und bewirkt hauptsächlich mit, daß die Zahl der Bevölkerung stetig abnimmt.

Bei den Orang Lâut auf Malakka wurde die Abscheulichkeit der Abtreibung nicht für möglich gehalten, wohlbekannt war sie jedoch bei den Orang Djâkun auf derselben Halbinsel. Allerdings hatte der Ehemann das Recht, seine Frau dafür streng mit einer Keule zu bestrafen; und wenn sie dabei den Tod fand, ging er straffrei aus. Bei einer vorzeitigen Geburt wurde ein förmliches Gericht von Hebammen und älteren Frauen abgehalten, welches entscheiden mußte, ob alles mit rechten Dingen zugegangen war.

In Brunei auf Borneo haben die Eingeborenen eine solche Fertigkeit, mit den Abortiva zu hantieren, daß von einer Gefährdung der Gesundheit keine Rede ist.

Sumatra und Java stehen nicht zurück, und was Bali anlangt, so kennt dort jede Frau Abortivmittel in Menge. Die leibeigenen Weiber des Fürsten von Badong auf Bali müssen sich sofort bei ihm melden, wenn sie schwanger sind. Er gibt ihnen dann ein chinesisches Obat (pèngĕrèt genannt) von schwarzer Farbe und herbem Geschmack, welches nach dem Gebrauche ein Gefühl von Wärme verursacht und beinahe stets den gewünschten Erfolg hat. (Jacobs l. c. 845.)

„Bei den Hindu beschäftigen sich sowohl die Hebammen, als auch die Barbierfrauen sehr viel mit Fruchtabtreibungen. *(G. Smith.)* In keinem Lande der Welt, sagt *Allan Webb* in Kalkutta, sind Kindesmord und künstlicher Abortus so häufig, als in Indien, und wenn es auch der englischen Regierung gelungen ist, die Tötung der Neugeborenen zu verhindern, so kann sie doch nichts gegen den Mißbrauch der Abortusbeförderung ausrichten, die schon so manche Mutter mit ihrem Leben bezahlt hat; überall gibt es dort Leute, die sich gewerbsmäßig mit dem Abtreiben der Frucht beschäftigen.

Nach *Sonnerat* I, 94 verstehen sich besonders die

Digitized by Google

Wäscherfrauen auf das Abtreiben des Fötus, wozu sie heftige Purgiermittel, z. B. die Purgiernüsse (pignon d'Inde) und Raute, benutzen; mit welchem Erfolge, läßt sich leicht denken!

Als besondere Ursache des häufigen Vorkommens von künstlichem Abortus bei den Indern bezeichnet *Huillet* die Sitte, daß die Mädchen schon im zartesten Alter verheiratet und hierdurch häufig schon früh zu Witwen werden; in diesem Witwenstande ergeben sich viele der Prostitution, um nur ihren Lebensunterhalt zu finden, schreiten dann aber nach eintretender Schwangerschaft zum Abortus, um die Schande von sich selbst und von der Familie abzuwenden.

Bei den Munda-Kohls in Chota-Nagpore kommt es nach Missionar *Jellinghaus* vor, daß ärmere Ehefrauen, wenn ihnen die Schwangerschaften zu rasch aufeinander folgen, zu alten Weibern gehen und Abtreibungsmittel anwenden.

In Kutsch, einer Halbinsel nördlich von Bombay, fand *Macmurdo* die Weiber sehr ausschweifend und den künstlichen Abortus allgemein. Eine Mutter rühmte sich, daß sie sich fünfmal ihre Leibesfrucht abgetrieben habe.

Wenn bei den Kafir in Mittel-Asien eine Frau den Abortus vornehmen will, mit oder ohne Vorwissen des Mannes, so ist sie straflos, ebenso der Heilkünstler, der den Abortus vollbringt. Das Töten der Kinder nach der Geburt jedoch gilt als ebenso strafbar wie ein Mord. (*Maclean.*)

In Kochinchina ist die Abtreibung ein sehr gewöhnliches und dort zu Lande durchaus nicht als verbrecherisch betrachtetes Mittel, der Unannehmlichkeit außerehelicher Schwangerschaft rasch ein Ende zu machen. (Crawfurd.)" [Ploss-Bartels I, 845 f.]

Was die heutigen Abortivmittel betrifft, so gibt es in Siam ein pflanzliches Präparat, welches von den Eingeborenen vielfach benutzt, aber geheim gehalten wird.

In Karikal, einer französischen Besitzung in Ostindien, wird unter der Bezeichnung schwarzer Kümmel die Nigella sativa (eine Helleborus-Art) benutzt, deren scharfätherische

Digitized by Google

Samen in kleineren Gaben (bis 15 Gran) als Emmenagogum, in größeren als Abortivum wirken sollen; sie werden gepulvert und mit Palmzucker als Paste genommen. *(Canolle.)* Die dort wohnenden Mainaten führen auch ein Stäbchen oder eine zugeschnittene Binse in den Uterus ein und lassen sie darin liegen.

Der Saft der frischen Blätter vom Bambusa arundicea, der Milchsaft verschiedener Euphorbiaceen (E. tirucalli, E. fortilis, E. antiquorum und Calatrapis gigantea), auch Asa foetida, vermischt mit verschiedenen wohlriechenden und gewürzhaften Substanzen, wird viel benutzt. Als das wirksamste Mittel wird jedoch die Plumbago Zeylanica angesehen, deren Wurzel gewöhnlich innerlich gereicht, aber auch lokal angewendet wird. Die Wurzel wird dann zugespitzt und muß mit großer Gewalt in den Uterus geschoben werden, da *Shortt* die Wurzel in mehreren Fällen noch daselbst antraf, während die Frucht bereits ausgestoßen war. In der Leiche einer Frau, die abortiert hatte, ward der Fundus uteri an drei verschiedenen Stellen perforiert gefunden. Solche Fälle sollen nicht selten sein, wie denn anderweitige Gebärmutterkrankheiten infolge solcher Behandlung dort in Indien sehr häufig sind.

Unter den Hindus in Kalkutta gibt es Leute, die sich berufsmäßig mit dem Geschäft des Abortus befassen und sich dazu entweder des Eihautstiches oder medikamentöser Tränke bedienen, in welchen Asa foetida eine große Rolle zu spielen scheint. *(Webb.)*

Nach einem älteren Berichte (von *Krünitz*) sollen in Ostindien die liederlichen Frauenzimmer sich ihr Kind durch unreife Ananas abtreiben, und hiermit steht es vielleicht in Zusammenhang, daß den Schwangeren auf Keisar, selbst wenn sie an Gelüsten leiden, die Ananas zu essen verboten ist.

Auf Babar trinken die Frauen, um Abortus einzuleiten, einen Auszug von spanischem Pfeffer in Arrak. Außerdem aber tritt derjenige, der sie schwängerte, täglich im Hause oder im Walde vorsichtig ihren Leib, um die Frucht zu entfernen. Bei den Galela und Tobeloresen auf Djailolo

Digitized by Google

sind Abortiva, aus Kalapa-Öl, Zitronensaft und verschiedenen Baumwurzeln bereitet, vielfach im Gebrauch.

Die Weiber auf Bali gebrauchen nach *Jacobs* u. a. einen kalten Auszug von zerkleinertem Bast der Sterculia foetida L., ferner einen kalten Auszug von Magnifera foetida. Auf Java gebraucht man zu demselben Zwecke die unreifen Früchte desselben Baumes. Unter den mechanischen Mitteln ist vor allem das Reiben und Kneifen des Bauches bei ihnen viel im Schwange; sie nennen das ngu-ut; malaisch urut.

In Kroë auf Sumatra rufen nach *Helferich* die Hebammen dadurch Abortus hervor, daß sie der Schwangeren mit Eidotter geschlagenen Arrak oder Branntwein zu trinken geben und ihr warme Asche oder einen warmen Stein auf den Bauch legen und den letzteren massieren.

Von den Mädchen von Lampong in Sumatra berichtet *Harrebomée*, daß sie sich zu einer dukun begeben und um Einleitung des Abortus bitten. Dann werden die Anfangsbuchstaben ihres Namens in eine Zitrone geschnitten, und das Mädchen wird, unter dem Sprechen von Gebeten, gebadet. Jedesmal, wenn die dukun durch Drücken der Zitrone einige Tropfen auf den Kopf der moeli niederfallen läßt, wird die Formel gebraucht: ‚Kind, das du noch nicht geboren, ja noch nicht einmal geformt bist, komm vor deiner Zeit heraus, sonst bringst du Schande über deine Mutter.“ Dieser werden ekelhafte Tränke gegeben, die zu bestimmten Zeiten, mit gegen Osten gekehrtem Antlitz, eingenommen werden müssen. Die ausgepreßte Zitrone muß dann unter Zeremonien in einen hohlen Baum, in die rimba, gestopft werden. Zuletzt tut meistens das *pidjet* (die Massage) die gewünschte Wirkung, wenn die stark adstringierenden Tränke nicht schnell genug von Erfolg sind. (Ploss-Bartels I, 856 f.)

Auf Buru werden nach Ploss-Bartels I, 844 Emmenagoga viel gebraucht, um keine Kinder zu bekommen, ebenso wird der künstliche Abortus allgemein geduldet und geübt, ohne daß anscheinend böse Folgen für die Frau entstehen.

Kunstmäßige Abtreibung der Leibesfrucht kommt bei den Dayaks vielfach vor; sie geschieht sowohl durch äußer-

Digitized by Google

liche Hantierungen als auch durch innerliche Mittel. (*Encyclopaedie* I, 420.)

*

Anzeichen der Schwangerschaft sind für die erste Zeit: Müdigkeit, Übelkeit, Durstgefühl, Erschlaffung der Schenkel, Zurückhaltung der Menstruation und Zucken in der Vulva. Bei vorgeschrittener Schwangerschaft bekommen die Brüste an den Warzen dunkle Färbung, die Härchenreihe (vom Schoße zum Nabel) tritt hervor, die Augenwimpern schließen sich ganz besonders fest. Die Frau erbricht sich unfreiwillig, entsetzt sich vor schönen Düften, das Wasser läuft ihr im Munde zusammen, und Erschlaffung tritt ein.

Nach *C. M. Pleyte* (Bijdragen V, 7, 573) wissen auch die Bewohner des Archipels die anderwärts bekannten Anzeichen der Schwangerschaft richtig zu deuten: das Ausbleiben der Menstruation, Erbrechen, Schwindelanfälle, Hautausschlag, Ödeme an einem oder beiden Füßen, Schwellen der Brüste und des Leibes.

Von nun an soll die Frau Anstrengung, Koitus, Hungern, Abmagerung, Schlafen am Tage, Wachen in der Nacht, Kummer, Absteigen von einem Wagen, Schreck und ganz besonders hockendes Sitzen, eigenhändige Anwendung von Fettmitteln etc., Blutverlust zur Unzeit und das Verhalten der Ausleerungen vermeiden. Welcher Körperteil der Schwangeren auch immer von schädlichen Einwirkungen zu leiden hat, ebenderselbe wird an dem in ihrem Mutterleibe befindlichen Kinde in Mitleidenschaft gezogen.

Vom ersten Tage an sei die Schwangere fröhlich, trage glänzenden Schmuck und weiße Kleidung, sei auf Gemütsruhe, glückverheißende Dinge, Götter, Brahmanen und Respektspersonen bedacht, berühre keine schmutzigen, verunstalteten und mangelhaften Körper, meide schlechte Gerüche, häßliche Anblicke und aufregende Erzählungen, genieße keine trockene, abgestandene, stinkende, in Verwesung übergegangene Speise, vermeide das Ausgehen, suche keine Zuflucht in leeren Häusern, an Grabmalen, auf Leichenverbrennungsstätten oder unter Bäumen, meide Zorn, Furcht

Digitized by Google

und Mist (?), Lasten, lautes Sprechen etc. und alles, was den Fötus tötet. Sie soll nicht oft das Einreiben und Salben mit Öl etc. vornehmen, den Körper nicht anstrengen und das oben Erwähnte meiden. Das Lager soll sie mit weichen Decken versehen, nicht zu hoch machen, einen Halt anbringen und sorgen, daß es nicht zu wenig Raum bietet. Sie genieße mundende, flüssige, vorwiegend süße, milde, zur Beförderung der Verdauung zubereitete Nahrung; und zwar gilt dies im allgemeinen bis zur Geburt. Im besondern aber nehme die Schwangere im ersten, zweiten und dritten Monat hauptsächlich süße, kalte, flüssige Nahrung zu sich. (Einige lehren aber im besondern, sie solle im dritten Monat Brei von Sechzigtagereis mit Milch essen, im vierten mit saurer Milch, im fünften mit Milch, und im sechsten mit zerlassener Butter.) Im vierten Monat nehme sie ihre Mahlzeit ein mit Milch und frischer Butter versehen, und genieße mundgerechten gekochten Reis mit Wildpretfleisch; im fünften mit Milch und zerlassener Butter versehen; im sechsten lasse man sie ein Quantum zerlassener Butter, die mit Asteracantha longifolia zubereitet ist, oder Reismehlbrühe trinken; im siebenten zerlassene Butter, die mit Hemionitis cordifolia zubereitet ist. Auf diese Weise gedeiht der Fötus. Im achten Monat gebe man, um zurückgetriebene Exkremente zu entfernen und den Wind in die gehörige Richtung zu bringen, Klystiere mit Wasser von Zizyphus Jujuba, vermischt mit Sida cordifolia, S. rhombifolia, Anethum Sowa, zerriebenem Sesamsamen, süßer Milch, saurer Milch, saurem Rahm, Öl, Salz, der Frucht von Vangueria spinosa, Honig und Schmelzbutter. Darauf gebe man Ölklystiere, bereitet mit einem Dekokte von Milch und Sirup. Denn, wenn der Wind die gehörige Richtung einschlägt, gebiert die Frau leicht und bleibt von Unfällen verschont. Von da an behandele man sie mit geschmeidigen Reismehlbrühen und Wildpretsuppen. Ist sie auf diese Weise bis zur Entbindung behandelt worden, so ist sie geschmeidig und kräftig und gebiert leicht, ohne einen Unfall zu erleiden.

Eine schwangere Frau arbeitet nicht während einer

Digitized by Google

Finsternis, weil sie sonst glaubt, daß ihr Kind entstellt wird; und zwar nimmt man an, daß diese Entstellung in Beziehung zu der Arbeit stehe, die sie zu der Zeit vorgenommen hat. Wenn sie z. B. etwas nähen wollte, würde das Kind eine Öffnung im Fleische bekommen; gewöhnlich am Ohre; wenn sie etwas schneidet, bekommt es eine Hasenscharte. (Crooke I, 22.)

Die Patāris und Majhwārs glauben, daß, wenn eine Frau während der Schwangerschaft oder der Zeit der Unreinheit stirbt, sie ein *Churel* wird. Sie erscheint dann in der Gestalt eines hübschen jungen Mädchens in weißen Kleidern und führt sie weg in die Berge, bis der *Baiga* gerufen wird, um eine Ziege zu opfern und das Schlachtopfer zu befreien. (l. c. 271.)

Wenn bei den Bhandāris in Bengalen eine schwangere Frau vor der Entbindung stirbt, schneidet man ihr den Leib auf und nimmt das Kind heraus; beide Leichen werden in demselben Grabe bestattet. In Bombay wird die Leiche einer während der Schwangerschaft gestorbenen Frau gebadet, mit Blumen und Schmucksachen bedeckt und nach der Verbrennungsstätte gebracht. Hier besprengt ihr Gatte ihren Körper mit Wasser vermittelst eines Wedels aus heiligem Darbha-Gras und spricht heilige Sprüche. Dann schneidet er mit einem scharfen Messer ihre rechte Seite auf und nimmt das Kind heraus. Sollte es leben, dann nimmt man es mit nach Hause und pflegt es; ist es tot, dann begräbt man es da und da. Die Öffnung in der Seite der Leiche wird mit geronnener Milch und Butter gefüllt, mit Baumwollenfäden bedeckt, und dann die gewöhnliche Weise des Verbrennungsaktes vollzogen. (l. c. 272.)

Man glaubt auch, daß die Schlange erblindet, auf die der Schatten einer schwangeren Frau fällt. (l. c. II, 143.)

Im ersten Monat bildet sich der Embryo *(kalala)*, im zweiten wird das Aggregat der durch das Kalte, das Heiße und den Wind reifenden Elemente dicht; ist es kugelig, so wird es ein Knabe; ist es eiförmig, ein Mädchen; ist es länglich rund, ein Hermaphrodit. Im dritten Monat bil-

Digitized by Google

den sich die fünf Rundungen für Hände, Füße und Kopf, und die Teilung der Haupt- und Nebengliedmaßen geht vor sich, allerdings noch schwer zu erkennen. Im vierten Monat geht die Teilung in alle Haupt- und Nebengliedmaßen ganz deutlich erkennbar vor sich; und da der Fötus nun ein deutlich entwickeltes Herz besitzt, ist auch die Substanz des Vorstellungsvermögens deutlich vorhanden, aus dem Grunde, weil es dort seinen Sitz hat. Daher zeigt der Fötus im vierten Monat Verlangen nach Gegenständen der Sinne, und man nennt eine solche Frau mit zwei Herzen (dvihṛdayā) „mit Schwangerschaftsgelüsten behaftet" (dauhṛdinī). Wenn die Frau ihre Schwangerschaftsgelüste unbefriedigt läßt, gebiert sie ein buckliges, an den Armen gelähmtes, hinkendes, geistesschwaches, zwergenhaftes, an den Augen mißgestaltetes oder augenloses Kind. Darum soll man ihr alles geben lassen, was sie auch immer verlangt; denn, wenn sie ihre Gelüste gestillt bekommt, gebiert sie einen Knaben, der reich an Kraft ist und lange lebt. Welche Sinnesgegenstände auch immer die Schwangere zu genießen wünscht, der Arzt soll sie alle herbeiholen und ihr geben lassen, aus Furcht, dem Fötus könnte sonst Schaden zugefügt werden. Wenn sie ihr Gelüst befriedigt bekommt, dürfte sie ein mit Vorzügen ausgestattetes Kind gebären; wenn sie aber ihr Gelüst nicht gestillt bekommt, dürfte sie an dem Fötus oder an sich selbst Schaden nehmen. Welchen Sinnesgegenständen gegenüber auch immer ein Schwangerschaftsgelüst unbefriedigt gelassen wird, an dem entsprechenden Sinnesorgane bekommt das Kind ein Gebrechen. Wenn die Frau das Gelüst verspürt, den König zu schauen, so gebiert sie einen Sohn, der begütert und überaus ausgezeichnet sein wird. Bei einem Gelüste nach feinen Zeugen und Geweben, Seide, Schmucksachen etc. gebiert sie einen Sohn, der nach Putz verlangen und schmuck sein wird. Bei dem Gelüste nach einer Einsiedelei gebiert sie einen Sohn, der sich selbst bezähmen und tugendsam sein wird. Bei einem Gelüste aber nach einem Götterbildnis gebiert sie einen Sohn, der den Beiwohnern einer Versammlung gleichen wird. Bei einem Gelüste nach dem Anblick

Digitized by Google

von Raubtieren gebiert sie einen Sohn, der mordgierig sein wird. Bei einem Gelüste nach dem Genusse von Eidechsenfleisch gebiert sie einen Sohn, der schläfrig sein und das einmal Erlangte festhalten wird. Bei einem Gelüste nach dem Genusse von Kuhfleisch gebiert sie einen Sohn, der kräftig sein und alles ertragen wird. Bei dem Gelüste nach Büffelfleisch gebiert sie einen Sohn, der ein Held, rotäugig und behaart sein wird. Bei dem Gelüste nach Eberfleisch gebiert sie einen Sohn, der mutig und gut zu Fuß sein und sich immer im Walde aufhalten wird. Bei einem Gelüste nach srmara (?) gebiert sie einen Sohn, der bestürzten Sinnes sein wird; wenn nach Rebhuhnfleisch, einen, der beständig in Furcht sein wird. Auf welche Dinge sonst noch die Frau ihr Gelüste richtet — sie wird immer ein Kind gebären, welches denselben an Körper, Verhalten und Wesen ähnlich wird. Damit das vom Karma verhängte, dem künftigen Wesen bevorstehende Geschick sich erfülle, erzeugt es durch Schicksalsfügung in dem Herzen der Schwangeren das Schwangerschaftsgelüst.

[Von einer merkwürdigen Industrie in Korat weiß Aymonier (II, 317) zu berichten. Man fertigt dort Erdkügelchen zur Befriedigung der Schwangerschaftsgelüste! „La terre, délayée avec de l'eau, est filtrée à travers un linge. L'eau, après dépôt, est décantée; le résidu terreux est roulé en boules, cuit un peu au feu de balle de riz qui lui donne de l'odeur. Les boules sont cassées en fragments de la grosseur du doigt. On vend ces fragments pliés dans des feuilles de bananier, au prix d'un petit sou siamois, le quart de livre indigène, soit les cent cinquante grammes."]

Im fünften Monat ist das Denken ganz erwacht; im sechsten der Verstand; im siebenten ist die Teilung in Haupt- und Nebengliedmaßen ganz deutlich erkennbar. Im achten Monat ist die Lebenskraft noch schwach. Wenn der Fötus da geboren wird, bleibt er nicht leben, da die Lebenskraft fehlt und er dem Verwesungsdämon verfallen ist. Darum lasse man diesem eine Opfergabe in Gestalt von gekochtem Reis mit Fleisch reichen. Entweder im neunten, oder zehnten

Digitized by Google

oder elften und zwölften Monat wird der Fötus zur Welt gebracht; außerhalb dieser Zeit ist er Mißgeburt.

Das Nabelgefäß des Fötus aber ist an dem säftezuführenden Gefäße der Mutter befestigt, und dies führt ihm die Kraft der Säfte von der Nahrung der Mutter zu. So kommt sein Wachstum von der dadurch bewirkten, fortwährenden Befeuchtung. Ehe aber die Teilung in Haupt- und Nebengliedmaßen erfolgt ist, ernährt den Fötus von der Einspritzung des Sperma an die Befeuchtung seitens der durch alle Körperteile verteilten, Säfte zuführenden, seitwärts laufenden Adern . . .

Wenn eine Frau in der rechten Brust zuerst Milch zeigt, ihr rechtes Auge größer ist, und sie den rechten Schenkel zuerst hebt; wenn sie häufig auf Dinge ihr Gelüste richtet, die männlichen Geschlechts sind; wenn sie in ihren Träumen Nelumbium speciosum, blauen Lotus, Nachtlotus, Spondias mangifera u. a. Dinge mit männlichem Geschlechte erblickt und einen heiteren Gesichtsausdruck zeigt, so kann man von ihr behaupten, daß sie einen Knaben gebären wird: im umgekehrten Falle ein Mädchen. Eine Frau, deren beide Seiten gewölbt sind, und deren Leib nach vorn heraustritt und mit den früher genannten Merkmalen versehen ist, die bekommt, wie man wissen muß, einen Hermaphrodit. Eine Frau, deren Leib in der Mitte vertieft ist und mehr wie ein Trog aussieht, gebiert ein Zwillingspaar.

Vom Vater bekommt der Fötus Kopfhaar, Bart, Haar am übrigen Körper, Knochen, Nägel, Zähne, Adern, Sehnen, Gefäße, Samen u. a. Festes; von der Mutter Fleisch, Blut, Fett, Mark, Herz, Nabel, Leber, Milz, Eingeweide u. a. Weiches.

Soweit Suśruta, dessen Angaben mit denen der übrigen Mediziner im wesentlichen übereinstimmen. Aber nicht sie allein sind es, die sich mit dem Wunder der Zeugung und des Wachsens der Leibesfrucht befaßt haben: vor allem auch die Ritualbücher für das häusliche Leben, die sogenannten Gṛhyasūtras, beschäftigen sich eingehend mit dem Schicksale des zukünftigen Weltbürgers.[1]) Zuerst

[1]) Vergl. Hillebrandt, Ritual-Literatur § 9.

Digitized by Google

schreiben sie das puṃsavana, die Zeremonie zur Erzielung eines Sohnes vor, die meistens im dritten Monat der Schwangerschaft stattfindet. Ein glückverheißendes Sternbild und überhaupt ein dies faustus gehört notwendig dazu. Die Gebräuche dabei sind natürlich im einzelnen recht abweichend; aber ein Bad und schmucke Kleidung sind selbstverständliche Erfordernisse. Der Gatte berührt mit seiner Rechten ihren entblößten Nabel, oder gibt ihr in die rechte Hand ein Gerstenkorn samt zwei Senfkörnern oder Bohnen; dazu einen Tropfen saure Milch (von einer Kuh, die ein gleichfarbiges Kalb hat). Am beliebtesten ist aber die Verwendung eines auf dem Mühlsteine zerriebenen nyagrodha-(Ficus indica-)Schößlings, dessen Eigenschaften genau festgelegt sind: er soll auf beiden Seiten Früchte haben und darf nicht von Würmern angegriffen sein. Als Ersatz dient ein Kuśa-Dorn, ein Soma-Schoß, eine Seidenraupe etc. Der Gatte oder ein noch nicht mannbares Mädchen, ein Brahmanenschüler, eine gelübdeübende Ehefrau und dergl. zerreibt den Schoß, und diese Masse wird dann der Frau mit dem Daumen oder mit Daumen und Ringfinger in das rechte Nasenloch gesteckt. Soll der gewünschte Sohn besonders stark sein, dann bekommt die Frau auch wohl Schildkrötengalle in den Schoß gelegt. Heilige Sprüche pflegen diese Feier zu begleiten.

Zur Verhütung einer Fehlgeburt soll die Frau dreimal mit ihrer feuchten Hand oberhalb des Nabels aufwärts streichen, wobei ein Spruch zu murmeln ist.

Zauberhandlungen zur Erzielung eines Sohnes, zur Verhütung einer Fehlgeburt, zur Begünstigung der Empfängnis und zur Festigung der Frucht finden wir im Kauśikasūtra (Caland, Altindisches Zauberritual p. 107 ff.).

Die jüngeren Erotiker begnügen sich mit der Aufzählung von verschiedenen Rezepten, *Erotik* p. 891 ff. Um Kindersegen zu erzielen, lehrt das *Ratirahasya:* „Die Liebende, welche am Tage nach der Beendigung der Menstruation mit Schmelzbutter versehenen Blütenstaub einer jungen Mesua Roxburghii genießt, Milch nachtrinkt und sich dann mit dem Geliebten vereinigt, wird schwanger. Die Wurzel

Digitized by Google

von Hemionitis cordifolia (oder Uraria lagopodioides) mit reichlich Schmelzbutter durch die Nase getrunken und ebenso mit Reiswasser getrunkene Nardostachys Jatamansi verleiht einen Sohn. Durch die Milch einer einfarbigen Kuh bekommt selbst eine Unfruchtbare eine Leibesfrucht, wenn sie damit die Wurzel der Kekiśikhā (?) oder des Putranjiva Roxburghii trinkt. Wenn eine Frau, nachdem sie nach der Menstruation gebadet hat, die Wurzel der Hemionitis cordifolia mit eben solcher Milch trinkt und Nahrung genießt, die mit sieben Wassern gespült worden ist, bekommt sie einen Sohn."

Zur Verhütung von Fehlgeburten (*Erotik* p. 896) empfiehlt der *Anaṅgaraṅga:* „Der an der Hand des Töpfers haftende Schlamm, mit Honig vermengt und mit Ziegenmilch getrunken, festigt die Leibesfrucht hinlänglich. Das Pulver von Süßholz, Symplocos racemosa und Emblica officinalis, mit Milch zusammen getrunken, festigt sicherlich nach sieben Tagen eine aus der richtigen Lage geratene Leibesfrucht gut. Die Frau, welche eine Knolle des roten Lotus, mit Milch, Opferschmalz und Honig verbunden, gut kochen und abkühlen läßt und sieben Tage lang davon trinkt, beseitigt damit ohne Zweifel Fehlgeburt, Erbrechen, Kolik, Blähung infolge einer Störung der drei Körperflüssigkeiten (Galle, Blut und Schleim) und mancherlei andere Krankheiten."

Wenn in Madras eine Frau vorzeitig niederkommt, legt man das Kind auf ein mit Öl bestrichenes Platanen-Blatt, wechselt es täglich und fährt damit so lange Zeit fort, als das Kind der Berechnung nach zu früh auf die Welt gekommen ist (Crooke II, 108).

Auf Amboina gebraucht man bei Abortus Essig, weiße Zwiebeln, gintang (Bisschofia Javanica), Muskatnuß, ein Stück verbrannten schwarzen Kattun, untereinander gemengt und eingerieben. (*Bijdragen* III, 3, 185.)

Crooke II, 97 nennt als Mittel gegen Abortus eine Abkochung des Saftes des Umbar (Sanskrit Udumbara, auch Kṣīravṛkṣa, „Milchbaum", und Hemadugha, „Gold-

Digitized by Google

milcher", Ficus glomerata), aus dessen fleischigen Wurzeln man in Zeiten der Dürre Wasser entnehmen kann.

Für die Entbindung ist im alten wie im modernen Indien ein besonderes „Haus der Wöchnerin" nötig. Davon sprechen Mediziner so gut wie Ritualiehrer. Man hat darunter eine Hütte von 12 : 6 engl. Fuß zu verstehen, die je nach der Kaste, der die Frau angehört, aus verschiedenen Holzarten gebaut wird. Dasselbe gilt von dem darin befindlichen Ruhebette. Das Hausgerät soll in Ordnung sein, alle Bequemlichkeit muß beschafft werden, Butter, Öl, Honig, Salze, chirurgische Messer etc. müssen bereit liegen. Ehrenwerte, geschickte Frauen, die schon öfter geboren haben, und Brahmanen, die den Zauber-Veda kennen, sollen zugegen sein. Unbedingt nötig ist vor allem das schreckliche Wöchnerinnenfeuer, das noch heute mit der Hitze und dem Qualme, den es in dem engen Raume verbreitet, die Leiden der Wöchnerin ins Unerträgliche steigert. Nach dem Glauben der Inder freilich scheucht es die bösen Geister fort, die gerade in dieser kritischen Zeit besonders gefährlich sind; darum steht es auch gleich am Eingange zu dem Entbindungszimmer. Man opfert Körner, die mit Senf vermischt sind, unter Sprüchen, die Verwünschungen der Dämonen enthalten. Das geschieht bis zum Aufstehen der Mutter, also bis zum zehnten Tage, in der Morgen- und Abenddämmerung. Die Hütte der Wöchnerin wird auch ringsum mit Zweigen umgeben, vor die Tür wird eine Mörserkeule quer über den Weg gelegt, über der Tür ein Bündel dämonenscheuchender Zweige und Kräuter (rakṣoghna) aufgehängt.

Die Kreißende wird mit Wasser besprengt, welches mit einer noch ungebrauchten Schale in der Richtung der Strömung geschöpft worden ist; zu ihren Füßen legt man eine Türyantī-Pflanze, zu ihren Häupten stellt man einen Wassertopf.

Nach dem Kauśikasūtra XXX soll man über dem Haupte der schwangeren Frau vier Muñja-Gräser (Saccharum munja Roxb.) so auseinander reißen, daß man die Blattscheiden nach Osten, die Halme nach Westen zieht. Zerbrechen die

Digitized by Google

Halme dabei, so ist Gefahr im Verzuge; im anderen Falle darf man eines glücklichen Ausgangs sicher sein. Auch alle im Hause befindlichen Knoten werden gelöst; und die Kreißende bekommt ein an beiden Enden mit einem Stricke versehenes Jochband um die Hüfte.

Bei den Medizinern sieht nun die Entbindung so aus:[1]) „Das Herannahen des Geburtsaktes kündigt sich durch folgende Symptome an: Abgeschlagenheit der Glieder, Müdigkeit im Gesicht und in den Augen, Schlaffheit und gleichsam Lockerwerden der Bänder der Brust, Herabsinken des Bauchs und ein Gefühl von Schwere im Unterleib, Stechen in der Brust, Blase, Hüfte, den Seiten, dem Rücken, Schmerzen und Zucken in der Schamgegend, Appetitlosigkeit, Auswurf, Ausleerungen und Urinlassen, schleimiger Ausfluß aus der Vagina. Hierauf beginnen die Wehen und der Ausfluß des Fruchtwassers. Sobald die Wehen beginnen, binde man ihr ein Amulett um, spreche Segenswünsche über sie aus, gebe ihr Früchte mit Namen männlichen Geschlechtes in die Hand, lasse ringsum Knaben sich aufstellen, salbe und bade sie in warmem Wasser und gebe ihr reichlich Reisschleim mit Butter zu trinken. Sie soll mit gebogenen Schenkeln und gekrümmtem Rücken, das Gesicht nach oben gekehrt, auf einem niedrigen, weichen Lager liegen, das mit Kissen und einem roten Stierfell bedeckt ist, umgeben von vier erfahrenen, mutigen Frauen reifen Alters, in reinen Kleidern, vor denen sie keine Scheu hat, die sich die Nägel geschnitten haben und die Wöchnerin mit freundlichen Reden aufheitern. Dann lasse man sie wiederholt an Riechpulver riechen, räuchere sie und reibe sie mit lauwarmem Öle ein, besonders an den Genitalien, wodurch das Hinausfallen des Fötus mit dem Kopf nach unten befördert wird; daß die Umdrehung des Fötus erfolgt ist, erkennt man daran, daß er, von dem Herzen der Mutter losgelöst, in den Bauch tritt und den Blasenhals erreicht, wobei die Wehen häufiger werden. Nach C[araka]. S[Aṣṭāṅgasaṃgraha]. A[ṣṭāṅgahṛ-

[1]) Jolly, Medizin p. 56 f. (im Grundriß f. indo-arische Philologie, III. 10.)

Digitized by Google

daya]. soll man sie nun auf ihr Bett legen. Sie muß dann suchen, den Fötus hinauszupressen, wobei eine der Frauen ihr zuredet. Darüber, ob sie, wenn nach den Wehen die Geburt nicht erfolgt, aufstehen und mit einem Stößel Getreide in einem Mörser stoßen soll, offenbar um durch diese kräftige Bewegung die Wehen zu verstärken, sind die Ansichten geteilt. C. S. erklären sich dagegen, weil die Schwangere zu jeder Zeit starke körperliche Anstrengungen vermeiden müsse und bei dem Geburtsakt besonders empfindlich und in Lebensgefahr sei; dagegen empfehlen C. S. A. Umhergehen und Gähnen. Auch unzeitiges Pressen ohne vorhergängige Wehen ist vom Uebel und schadet der Mutter wie dem Kind, das dadurch verkrüppelt oder kränklich auf die Welt kommt. Zuerst presse sie nur allmählich, dann immer stärker, zuletzt, wenn der Fötus heraustritt, sehr kräftig, bis die Geburt erfolgt ist. Während sie preßt, sollen ihr, um sie zu erfreuen, die Frauen zurufen: Geboren, geboren, einen reichen, reichen Sohn. Wenn der Fötus stecken bleibt (Su. S. A.), räuchere man die Vagina mit der Haut schwarzer Schlangen oder mit der Piṇḍītapflanze, oder binde eine Hiraṇyapuṣpīwurzel um ihre Hände und Füße, oder sie halte gewisse Pflanzen in der Hand. Ein ähnliches Verfahren findet statt, wenn die Nachgeburt nicht herauskommt. Zunächst soll eine Frau die Wöchnerin untersuchen, um festzustellen, ob die Nachgeburt herausgekommen ist oder nicht. Wenn nicht, soll eine der Frauen sie mit der rechten Hand oberhalb des Nabels kräftig drücken, mit der linken Hand sie am Rücken anfassen und tüchtig schütteln. Dann soll sie ihr mit der Ferse auf die Hüfte treten, ihre Hinterbacken umfassen und dieselben mit aller Kraft zusammendrücken, hierauf mit einer Haarflechte oder mit einem mit Haar umflochtenen Finger ihr in den Hals fahren [was auch heutzutage beliebt ist]; der hierdurch zu bewirkende Brechreiz kann auch durch die Verabreichung gewisser Brechmittel und ekelerregender Substanzen, wie Urin, erzielt werden. Auch Räucherungen der Vagina und Einspritzungen in dieselbe, Einreibung der Genitalien mit scharfen Substanzen, Ölklystiere, Bestreichung der Stirn mit Wolfsmilch, oder

Digitized by Google

der Fersen und Handflächen mit Lāṅgaliwurzel, Genuß gewisser Arzneien wie z. B. eines Dekokts von verschiedenen Pflanzen, in die man das abgerissene rechte Ohr eines lebendigen männlichen Esels eingetaucht hat, Herausziehen der Nachgeburt mit der Hand, jedoch nach Einölung derselben und Beschneidung der Nägel, und andere Mittel werden empfohlen . . ."

Abortus wird herbeigeführt (außer durch verbrecherisch angewandte Abtreibungsmittel) „durch allzu schwere, warme oder scharfe Speisen oder Getränke, insbesondere Fleisch und berauschende Getränke, ungenügende Nahrung, Fasten, Unverdaulichkeit, ungewohnte körperliche Anstrengung, geschlechtlichen Verkehr, heftige Bewegungen, Fahren in einem stark stoßenden Wagen, Laufen, Straucheln, Stürzen, Fallen in eine Grube oder einen Brunnen, unbequemes Sitzen, Nachtwandeln, Unterdrückung der natürlichen Ausleerungen, Zorn, Kummer, Angst, Schrecken, unangenehme Gehör- und Gesichtseindrücke, Durchfall, Brech- und Purgiermittel" (Jolly l. c. 61).

Von den verschiedenen Lagen des Kindes im Mutterleibe waren die altindischen Aerzte wohl unterrichtet. Suśruta kennt acht und beschreibt sie folgendermaßen: „1. Das Kind gelangt mit beiden Beinen (*sakthi*, eig. Oberschenkel) in den Muttermund; 2. nur mit einem, während das andere eingebogen ist; 3. mit eingebogenen Beinen und Oberkörper, mit der Steißgegend, in Querlage; 4. es bedeckt mit der Brust (v. l. mit dem Bauch) oder der Seite oder dem Rücken den Muttermund; 5. der Kopf ist nach der Seite geneigt. ein Arm vorgestreckt; 6. der Kopf ist gesenkt, während beide Arme vorgestreckt sind; 7. die Mitte des Körpers ist eingebogen, während die Hände, Füße und der Kopf vorgestreckt sind; 8. das eine Bein gelangt in die Scheide, das andere nach dem After zu." (Jolly l. c. 64. Daselbst noch zwei andere Aufzählungen.)

Lebt eine solche „verirrte" Frucht noch, so soll sie die Hebamme mit Anstrengung herausziehen, indem sie die mit zerlassener Butter gesalbte Hand in die Vagina einführt. Empfohlen werden auch entsprechende Sprüche, Bestreichen

Digitized by Google

des Unterleibes mit Pasten, Einnehmen von siebenmal gesegneter Milch und Vorhalten eines Diagramms. Verboten ist die Zerstückelung eines noch lebenden Fötus, dagegen ist es erlaubt, die Sectio caesarea an der Toten vorzunehmen. Zur Vornahme von chirurgischen Eingriffen bei schweren Geburten muß der Arzt die Erlaubnis des Landesherrn einholen. Nach dem Bhāvaprakāśa ist eine Frau mit solchen Operationen zu betrauen, die schon viele schwierige Entbindungen mit Glück geleitet hat. Sie muß in der Chirurgie bewandert, geschickt und furchtlos sein.

*

Bei den Hindus ist die wichtigste Person während der Geburtszeremonien, nächst der *dhai* (Hebamme), der Barbier. Sie bilden eine Kaste für sich, sind in Bengalen als *Napit* bekannt und nehmen eine geachtete Stellung in der Gesellschaft ein. Der Barbier ist der erste Mann nächst dem Gatten, der die Frau nach ihrer Entbindung zu sehen bekommt; er hat ihr an dem Tage, da diese stattgefunden hat, die Nägel zu schneiden und diese Operation am neunten und vierzehnten Tage danach zu wiederholen. Sollte das Neugeborene an einer Krankheit oder an Krämpfen leiden, so wird er um Rat befragt; sein Heilverfahren besteht gewöhnlich in Zaubersegen und Besprechungen. Für das Nägelschneiden hat er, wie seine armen Nachbarn wissen, einen festen Satz von zwei oder drei pice; aber von seinen reichen Kunden erwartet er eine bessere Bezahlung und bekommt oft eine Rupie und ein Kleidungsstück, außerdem weitere Geschenke an Reis, Salz und Räucherwerk. (Billington 5.)

Nicht nur die Frauen des Hauses, sondern auch Freunde und Verwandte kommen von nahe und fern, um die junge Mutter zu besuchen, und drängen sich in den kleinen engen Raum, in dem die Hitze oft zu einem Grade gebracht ist, daß der Aufenthalt dort einfach unerträglich sein muß. Das kommt nicht nur von dem Mangel an Lüftungsanlagen, wofür regelmäßig kaum die geringste Fürsorge getroffen wird, sondern auch von dem Glauben, daß, so oft das Kind schreit,

Digitized by Google

mehr Brennmaterial auf das Feuer gelegt werden muß. Gebräuche wie diese werden indessen nicht rein als gesundheitsförderlich, sondern als religiöse Pflichten angesehen. (Billington 3.)

In kleineren Einzelheiten sind die Geburtsgebräuche jedoch je nach dem Stamme, der Sekte und der Sippe des *Dependency* verschieden. In Nordmalabar, wo ein Teil der Bevölkerung Karavas sind, wird die Frau nach einem Schuppen in einiger Entfernung vom Hause gebracht und dort achtundzwanzig Tage ohne jeden Beistand gelassen. Sogar ihre Arzneien wirft man ihr von weitem zu, und abgesehen davon, daß man ihr einen Krug mit warmem Wasser um die Zeit ihrer mutmaßlichen Entbindung bringt, tut man nichts für sie. (Billington 4.)

Bei den Goals wird die in guter Hoffnung befindliche Frau in eine abgesonderte Behausung gebracht, die glühend geheizt und festverschlossen gehalten wird, während gewisse symbolische Pflanzen und Laubwerk an der Tür aufgehängt sind. Das neugeborene Kind wird in Wasser gebadet, in dem andere Blätter und Sämereien abgekocht worden sind. (Billington 5.)

Wie groß die Masse Aberglauben ist, die man hier zu bekämpfen hat, kann man sich wohl nur vorstellen, nachdem man einiges von der landesüblichen Hebammenkunst gesehen hat. Als Wissenschaft soll sie den Chamains angehören, den Frauen der Chamars, der Kaste der Gerber und Lederarbeiter in Bengalen, Behar, Ober- und Mittelindien. In den nordwestlichen Provinzen ist ein gereimtes Sprichwort im Schwange, welches besagt, es sei unratsam, einen Fluß in demselben Boote zusammen mit einem schwarzen Brahmanen oder einem Chamar zu durchqueren; und von ihren höher stehenden Nachbarn werden sie auch als ganz niedriges Volk angesehen, die nur für die allergewöhnlichsten, entehrenden Beschäftigungen zu gebrauchen sind. Es gibt nun gewisse, mit der Niederkunft verbundene notwendige Dienste, die zu leisten Hindufrauen von Stande verboten ist; aber die Chamains haben keine Skrupel der Art und tuen jede Handreichung, die man von ihnen ver-

Digitized by Google

langt. In Ermangelung einer Chamain holt man wohl auch eine Frau aus der Caṇḍāla- oder Śūdra-Kaste — beides dienende Stände — jedoch machen diese letzteren selten ein wirkliches Geschäft daraus; nur haben die orthodoxen Hindus die Ansicht, daß der Hausstand unrein werde, in dem nicht wenigstens bei einer Entbindung eine Chamain zugegen gewesen sei.

Die Hindufrau niedriger Kaste und die nicht in der purdah eingeschlossene mohammedanische Frau wird von keinem Gedanken an Schonung in Hinsicht auf ihren Zustand angekränkelt. Sie versieht ihre täglichen Arbeiten in der Wirtschaft bis zuletzt, solange wahrlich, daß alle Wöchnerinnen-Hospitäler Beispiele genug aufzählen können, wo das Kind geboren wurde, ehe die Mutter die Tür erreichte. Es ist allgemein bestätigt worden, daß die indischen Frauen im Vergleich zu den europäischen sehr wenig zu leiden haben; und das kann bei einer vollkommen normalen und gesunden Frau gewiß zutreffen. Indessen ist in den Hospitälern die Zahl der schweren Fälle, die die Anwendung von Instrumenten nötig machen, ungebührlich groß, und Mißbildungen sowie innere Verletzungen sind erschreckend häufig. Sie sind oft die Folgen der barbarischen Behandlung, zu der die unwissenden *dhais* oder Wehmütter greifen: diese bringen bei den ersten Anzeichen für das Einsetzen der Wehen die arme Frau in das *asancha ghar* oder *chatthi ghar*, das Entbindungshaus oder -zimmer, und als eine Art vorläufigen Beistandes rollen und stoßen sie sie herum, unbekümmert um die Qualen, die sie ihr nun so noch extra bereiten. Als die Marchioness of Dufferin and Ava es als eine der Veranlassungen zu ihrem Hilferuf nach ärztlichem Beistande bezeichnete, daß unter anderen Grausamkeiten, die diese Weiber verübten, auch die sei, daß man einen tüchtigen Balken auf das arme Geschöpf lege und sich auf jedes Ende ein Diener setze, wurde die Tatsache angezweifelt, da diese Vorstellung doch gar zu schauerlich sei; aber das Mittel wird bei beschwerlichen Entbindungen keineswegs selten angewendet.

Um Hämorrhagie nach der Entbindung zu stillen,

Digitized by Google

haben sie ein gefährliches Verfahren: die Anwendung starken Druckes. Man läßt die eben entbundene Frau sich an die Wand stellen, während die *dhai* mit dem Kopfe oder den gekrümmten Knieen mit aller Kraft gegen ihren Unterleib drückt. Was ihre sonstige Behandlungsmittel anlangt, so verwenden sie eine Bähung aus den Blättern der Artemisia vulgaris, um die contractio uteri herbeizuführen; um allzu reichliche Milchabsonderung zu beheben, verwenden sie ein Pflaster aus Erbsenblüten und der getrockneten Rinde von Cucurbita. (Billington 97.)

An einer anderen Stelle sagt dieselbe Schriftstellerin: Daß die Sterblichkeit unter den Kindern sehr groß ist, kommt nicht auf Rechnung böser Absicht, sondern ist die Folge der erschreckenden Unwissenheit der *dhais*, der Klasse gewerbsmäßiger Wehmütter und Monatspflegerinnen, deren Behandlungsweise einfach barbarisch ist und, im Lichte unserer abendländischen wissenschaftlichen Kenntnis betrachtet, wirklich vollauf genügend scheint, jedes unglückliche Opfer zu töten, bei dem sie vorgenommen wird. Viele dieser *dhais*, die man als getreue orientalische Vorbilder der verwichenen Mrs. Sarah Gamp bezeichnen kann, gleich an Unwissenheit, Grausamkeit und Habsucht, unterbrechen oft die Ausführung ihrer notwendigen Handgriffe, um eine höhere Bezahlung zu erpressen als verabredet war, und weigern sich, ihre Pflicht weiter zu tun, bis ihnen eine Gewähr gegeben worden ist, daß man ihre unverschämten Forderungen erfüllen werde!! (*Billington* 2, 3.)

Vollständig im Widerspruch mit unseren Ansichten von Gesundheitspflege steht das mit Holzkohle unterhaltene Geburtsfeuer, welches im Osten und Westen, Norden und Süden, bei den Tamulen und Punjabis, brahmanischen und mohammedanischen Frauen in gleicher Weise unter dem *charpai* (Bett) qualmt, auf dem die junge Mutter liegt. In Bengalen hat es seinen Platz an der Tür des *chatthi ghar*, während drinnen eine Öllampe Tag und Nacht hell brennend erhalten wird, da, wie man annimmt, Dunkelheit das Eindringen böser Geister begünstigt. Bei manchen Kasten darf

Digitized by Google

nicht das geringste aus dem Zimmer entfernt werden, und keine Waschung ist erlaubt, außer, wenn es sich um die Kleidungsstücke des Kindes handelt; und selbst diese müssen in dem dämpfenden Zimmer getrocknet werden. Eine mohammedanische Frau muß dieses Fegefeuer zehn Tage aushalten; ihre glücklichere Hindu-Nachbarin kommt mit sechs Tagen davon. Nicht früher als am dritten Tage nach der Entbindung darf die Mutter ihren gewohnten Brei und Reis essen, denn bis zu dieser Zeit werden Curcuma, Melasse, Gewürze und andere heftig stimulierende Sachen gegeben. Daß Puerperalfieber nicht noch weit häufiger vorkommt als es schon der Fall ist, ist eins der medizinischen Probleme von Indien . . .

Nach einer vorzeitigen Entbindung oder Totgeburt ist es eine sehr gebräuchliche Gewohnheit bei den *dhais*, eine Abkochung von Bambusblättern zu reichen, in der man eine Kupfermünze hat ziehen lassen. Dieser augenscheinlich gewagten Behandlungsweise liegt der Gedanke zu Grunde, das innere Gift unschädlich zu machen, welches das Unglück verschuldet hat. Sterben im Kindbett betrachtet man als einen Fluch, der sich viel weiter als bloß auf die Umgebung der betreffenden Frau erstreckt; bei den Kols und Santals glaubt man, daß die Seelen solcher Frauen als *kitschni* das teufelischste Unheil in dem Bezirke anzurichten imstande sind. Bei den Oraons wird jede Frau, die innerhalb vierzehn Tagen nach der Entbindung stirbt, zu einem *chorail*, und von solchen Geistern gilt der Glaube, daß sie mit umgekehrten Füßen wandeln, das heißt, mit den Zehen nach hinten. (*Billington* 97 ff.)

Der Gedanke, daß das Kind in Gefahr schwebt, durch seinen Vater dämonischen Einflüssen ausgesetzt zu werden, scheint die Erklärung für eine andere Klasse von Geburtszeremonien abzugeben. In Nordindien blickt der Vater in feinen Familien sein Kind nicht eher an, als bis die Astrologen einen geeigneten Augenblick dafür ausgewählt haben. Findet die Geburt unter der unheilbedeutenden Konstellation Mûl statt, so darf es der Vater oft jahrelang nicht ansehen

Digitized by Google

und hat obendrein eine umständliche Sühnezeremonie zu begehen, die als Mûl-sânti bekannt ist.

In Bombay lassen die Belgaum Chitpavans den Vater nicht das neugeborene Kind selbst, sondern sein Spiegelbild betrachten, wie es sich in zerlassener Butter widerspiegelt.

Die Dharwâr Radders lassen den Vater nicht auf die Lampe blicken, die um das Standbild der Satvâi, der Geburtsgottheit, geschwungen wird. Wenn der Vater sie sieht, glaubt man, daß Mutter und Kind krank werden.

Die Jainas von Karnâtak lassen jedermann den Säugling mit Honig und Biberöl bestreichen, ausgenommen den Vater.

Wenn bei den Beni Israêls der Knabe beschnitten werden soll, sitzt der Vater abseits, mit einem Schleier verhüllt.

Bei den Mohammedanern von Puna werden die Freunde eingeladen, von der Speise zu essen, die als ein Opfer bei der Geburt eines Kindes dargebracht wird. Alle vereinigen sich zu dem Feste, ausgenommen der Vater, der bei dem Opfer nicht mitessen darf. Wahrscheinlich aus demselben Grunde essen bei den meisten niedrigen Kasten Vater und Mutter am Hochzeitstage ihrer Kinder nicht eher, als bis die Feier beendigt ist. (*Crooke* I, 277.)

Durch ganz Nordindien glaubt man ganz allgemein an die Heiligkeit der Erde. Darum wird die kreißende Frau auf den Fußboden gelegt. (Crooke I, p. 27.)

In Orissa ist die Mutter gehalten, nach der Entbindung dem Brunnen des Ortes ihre Verehrung darzubringen. „She walks round it in the course of the sun and smears the platform with red lead, which is probably a survival of the original rite of blood sacrifice." (Crooke I, 51.)

Über „birth fiends" berichtet Crooke I, 264 und nennt zuerst den Jilaiya von Bihâr, der die Gestalt eines Nachtvogels annimmt und imstande ist, das Blut jeder Person zu saugen, deren Namen er hört. Darum hüten sich die Frauen sehr sorgsam, ihre Kinder nachts zu rufen. Man glaubt, daß, wenn dieser Vogel über das Haupt einer schwan-

Digitized by Google

geren Frau wegfliegt, ihr Kind schwächlich zur Welt kommt.

Hence it closely approximates to the birth fiends which beset the mother and child during the period of impurity after parturition. So glauben die Orâons von Chota Nâgpur, daß der Feind Chordevan in der Gestalt einer Katze kommt und den Mutterleib zerfleischt.[1]) Die Frauen der Brahmanen, Prabhu, und anderer hoher Kasten von Bombay glauben, daß in der fünften und sechsten Nacht nach der Entbindung Mutter und Kind den Angriffen des Geburtsgeistes Satvâî ausgesetzt sind, der in Gestalt einer Katze oder einer Henne kommt. Infolgedessen behalten sie die ganze Nacht hindurch eine Wache in der Wochenstube und bringen die Zeit mit spielen, singen und erzählen zu, um den bösen Feind zu verscheuchen. Die Marāthas von Nāsik glauben, daß in der fünften Nacht, gegen zwölf Uhr, der Geist Sathī, begleitet von einem männlichen Dämon, genannt Burmiya, in die Wohnstube kommt, die Mutter empfindungslos macht und das Kind entweder tötet oder entstellt. Die Vadāls von Thāna glauben, daß in der fünften Nacht der Geburtsgeist Sathī in der Gestalt einer Katze, einer Henne oder eines Hundes kommt und das Herz und die Hirnschale des Kindes verschlingt. Daher umgeben sie das Bett mit Ranken einer Schlingpflanze, legen ein eisernes Messer oder eine Sense an die Bettstatt der Mutter, Feuer in eine eiserne Pfanne am Eingange der Wochenstube und halten die Nacht Wache. Die Gebräuche durch ganz Nordindien sind völlig von derselben Art. Es ist wesentlich, daß das Feuer beständig im Brande erhalten wird, weil sonst der böse Geist über die kalte Asche hinweg eindringt und sein verhängnisvolles Zeichen an der Stirn des Kindes anbringt.

Wenn in den Hills eine Frau während der Menstruation oder der Entbindung stirbt, wird der Leichnam mit den fünf Erzeugnissen der Kuh gesalbt und gewisse Texte hergesagt. Eine geringe Menge Feuer tut man auf den Sarg, verbrennt die Leiche oder wirft sie in fließendes Wasser.

[1]) Vergl. auch Crooke II, 271.

Digitized by Google

In den Hills wird die Stelle, wo eine schwangere Frau gestorben ist, sorgfältig ausgegraben und die Erde beseitigt. Dann sät man Senf darauf. (Crooke I, 273.)

Wenn die Entbindung bevorsteht, machen sich die Frauen oft ein Zeichen mit Schwarz, um den Dämon abzuwenden, der Verzögerung der Entbindung verursacht. (l. c. II, 3.)

Ein Schwert oder Messer legt man in das Bett der jungen Mutter. Sie ist in jener Krisis besonders dem Einfluß böser Geister ausgesetzt. (l. c. II, 12.)

Mātā Januvī oder Janamī, die Geburtsgottheit, ist eine Art Juno Lucina bei den Rajputen, wie die griechische Ilithyia oder die Carmenta der Römer. Ihre Kraft sitzt in einem Kügelchen, und über ganz Nordindien tragen die Wehmütter als einen Talisman zur Erzielung einer leichten Entbindung eine besondere Art von Kügelchen, bekannt als Kailās Maura, die Krone des heiligen Berges Kailāsa.

Auf der heiligen Ebene von Kurukṣetra stand einst ein Fort, Cakravyūha, jetzt Cakābu Kākila genannt, von dem bis auf den heutigen Tag gelegentlich gewaltige alte Backsteine ausgegraben werden. Der Volksglaube schreibt ihnen große Kraft zu, und in Fällen verzögerter Entbindung weicht man einen solchen Backstein in Wasser auf, welches man dann der Patientin zu trinken gibt. Bisweilen zeichnet man eine Abbildung des Forts, welches die Gestalt eines Labyrinthes oder Irrgartens hat, auf eine Schüssel, zeigt sie zunächst der Mutter und wäscht sie in Wasser ab, welches man dann der Mutter verordnet. Durch ganz Nepal und die benachbarten Bezirke benutzt man die ortsübliche Rupie, die mit Śivaitischen Emblemen bedeckt ist, in derselben Weise, und Akbars viereckige Rupie, bekannt als Cāryārī, weil sie die Namen von den vier Begleitern (cār-yār) des Propheten trägt, soll dieselbe Kraft besitzen. Es gibt auch zahlreiche *mantra* (mystische Formeln), die zu dem gleichen Zwecke verwendet werden. (l. c. I, 115.)

In Kolhapur befindet sich ein sehr geschätzter arabischer

Digitized by Google

Stein, der, wenn eine Frau in Kindsnöten ist, gewaschen wird; das Wasser bekommt sie zu trinken. (II, 19.)

Nach der Entbindung gibt man der Frau Asa foetida, weil schlechte Gerüche die bösen Geister verscheuchen. (ibid. 21.)

An einem von dem Brahmanen festgesetzten glückverheißenden Tage, zwei oder drei Tage nach der Entbindung, nimmt man zum Schutze der jungen Mutter und des Neugeborenen die Zeremonie des Nahâwan, des feierlichen Badens, vor. (ibid. 25.)

Nach der Verunreinigung des Hauses durch den Geburtsvorgang wird es sorgfältig mit einer Mischung von Kuhdünger und Ton gepflastert.

Auch das mystische Zeichen der Hand mit ausgespreizten Fingern spielt hier eine Rolle: „The Thâkurs on the fifth day after the birth of a child dip a hand in red powder and water and make a mark on the wall of the lying-in room, which they worship." (Crooke II, 40.)

Wenn eine Frau mehrere Male hintereinander totgeborene Kinder zur Welt bringt, glaubt das Volk, daß dasselbe Kind bei jeder Gelegenheit wieder erscheint. Um also die Absichten des bösen Geistes, der von dem Kinde Besitz ergriffen hat, zu vereiteln, schneidet man die Nase oder einen Teil des Ohres ab und wirft den Körper auf einen Misthaufen. (l. c. 67.)

Die Macht des Nîm-Baumes (Azadirachta indica) über Geister und dämonisches Unheil ersieht man daraus, daß man in Bombay, wenn eine Frau von einem Kinde entbunden ist, Nîm-Blätter und Kuhurin regelmäßig am Eingange in die Wochenstube bereit hält, damit Mutter und Kind nicht von einem bösen Geiste belästigt werden. (l. c. 105.)

Wenn bei den Konkan Kunbis eine Frau in Wehen liegt und nicht bald entbunden werden kann, trägt man einen Goldschmuck von ihrem Haare zu einer Rûî-Pflanze, (in Nordindien Dhâk, Calotropis gigantea), gräbt die Erde an den Wurzeln auf, nimmt eine von den Wurzeln heraus und gräbt den Schmuck an ihrer Stelle ein. Dann nimmt man sie mit nach Hause und tut sie der kreißenden Frau.

Digitized by Google

in das Haar. Man meint, daß durch dieses Mittel die Frau eine leichte Geburt hat. Sobald sie von einem Kinde entbunden ist, nimmt man die Wurzel aus ihrem Haare, bringt sie zu der Rūī-Pflanze zurück, gräbt die Erde an ihren Wurzeln auf, nimmt den Schmuck heraus und setzt die Wurzel an ihre alte Stelle. Die Vorstellung scheint dabei die zu sein, daß der üble Einfluß, der die Niederkunft hindert, auf diese Weise auf die Pflanze übertragen wird. (l. c. II, 120.)

Die Kunbis von Kolāba legen einen Mühlstein in die Wochenstube und setzen darauf ein Frauenbildnis aus Reismehl, welches als Gottheit verehrt wird; und das Neugeborene wird davor hingelegt. (l. c. 166.)

„The fetish bowl, the washings of which are administered by midwives to secure easy parturition." (Crooke III, 183.)

Grierson beschreibt (p. 388 in seinem *Bihār Peasant Life*) die Geburtszeremonien bei der Geburt eines Hindu-Kindes, von denen etwa folgendes zu entnehmen wäre: Die Hebamme (camāïni oder camainī, auch dagrin genannt), macht mit Mennige einen Fingerabdruck an die Wand. Das soll die Entbindung beschleunigen. Ist das Kind da, dann wäscht sie der Mutter Stirnlocke und Füße. Dann wird die Nabelschnur abgeschnitten und entweder weggeworfen oder, wenn von derselben Mutter schon ein lebendes Kind da ist, im Vorraume des Wöchnerinnenzimmers verbrannt und darüber das Feuer angezündet. Ist dann das Neugeborene abgerieben und gebadet, dann wirft es die Wehmutter fünfmal in die Luft und fängt es wieder. Währenddem schlägt eine andere Frau eine messingene Schüssel, und die Mutter hält eine Handvoll Korn in der Hand. Dann wird die Nachgeburt in ein Gefäß getan und weggeworfen. Zwei oder drei Tage danach, je nachdem der Hauspriester bestimmt, folgt ein Bad von Mutter und Kind in einer Abkochung von Azadiarachta indica-Blättern. Senfkörner (Sinapis racemosa) schwingt man um das Haupt der Mutter und verbrennt sie dann in einem irdenen Topfe, den die Mutter danach mit dem linken Fuße zertrümmert. Es wieder-

Digitized by Google

holt sich das Körnerhalten, das Schlagen der Schüssel und das Hochwerfen des Kindes, um den bösen Blick abzuwenden. Die Kleider werden von dem Wäscher abgeholt, die Nägel der Mutter geschnitten, am siebenten oder achten Tage ißt sie zum ersten Male wieder gekochten Reis, das Kind bekommt Collyrium auf die Augen und wird von nun an zum Salben mit Öl auf das Gesicht gelegt.

Noch bevor das Parsen-Kind zur Welt kommt,[1]) wird die künftige Mutter gewissen Zeremonien unterworfen. Ihr Gatte darf sie nicht mehr ansehen, sobald sie vier Monate und zehn Tage schwanger ist: denn dann ist das Kind ausgebildet, und die Seele wird mit dem Körper vereint; und wenn er durch seinen Blick das Kind verletzt, so ist das ein Verbrechen, welches den Tod verwirkt hat.

Sobald die frohe Kunde bekannt geworden ist, bekunden beide Familien große Freude darüber: der Zweck der Ehe ist ja, Kinder zu bekommen; je fruchtbarer der Ehebund also ist, desto glücklicher ist er.

Im fünften Monat der Schwangerschaft schenkt die Schwiegermutter ihrer Schwiegertochter ein neues Gewand. Diese beeilt sich, es anzuziehen und sich zu ihren Eltern zu begeben, die ihr ihrerseits einen Beweis ihrer Zufriedenheit geben.

Im siebenten Monat, bisweilen auch im neunten, verschreitet man zu der Feier des *Agharni*, eines wesentlich indischen Brauches, den fast nur die unteren, ungebildeten Klassen der Gemeinde feiern. Man wählt dazu einen günstigen Tag; am Morgen bekleidet die Schwiegermutter die junge Frau mit neuen Sachen und macht ihren Eltern ein Geschenk, welches aus Fischen, geronnener Milch, Zucker usw. besteht. Diese senden diese Geschenke merklich vermehrt zurück; und zu Mittag wird den Familienangehörigen und Freunden ein reichliches Mahl gegeben. Am Nachmittage breitet man auf dem Fußboden eines nach Westen gelegenen Zimmers Kalk *(chunam)* und Pulver von ver-

[1]) Musée Guimet II, 7, 115 ff.

Digitized by Google

schiedenen Farben aus, in die man Figuren zeichnet, Fische, Pfauen, Vögel und Blumen. Die junge Frau setzt sich auf einen zwei bis drei Zoll hohen Schemel aus Holz; man kleidet sie in ein neues Gewand und macht ihr auf die Stirn ein kleines Mal mit rotem Pulver *(kunku);* in die Falten ihres *sari*, nahe am Busen, tut man eine Kokosnuß, Betelblätter, Datteln und andere trockene Früchte, als Symbole der Fruchtbarkeit.

So ausstaffiert, begibt sie sich zu ihren Eltern, begleitet von ihren Angehörigen und Freundinnen, die als Sinnbilder des Überflusses und Glückes in einem Korbe Weizen und Bonbons tragen. Wenn sie in der elterlichen Wohnung ankommt, wird sie am Eingange von ihrer Mutter empfangen, die einen Regen von Reiskörnern über sie wirft und auf dem Erdboden ein Ei und eine Nuß zerbricht. Dann tritt sie mit dem rechten Fuße in das Haus und begibt sich stracks in das Zimmer, in dem sie niederkommen soll. Mit einem Lichte in der einen und einer Tasse voll Wasser in der anderen Hand, schreitet sie dort siebenmal das Zimmer ab, indem sie den Fußboden besprengt, damit ihre Nachkommenschaft keine Finsternis kenne und sie, nach dem heiligen Ausspruche, „die Sonne des Lebens genieße und niemals des Wassers ermangele". Ihre Mutter nimmt ihr die Kleider ab, tut ihr ein neues Kleid um, bietet ihr Bonbons und Zuckerwerk an und schickt sie mit den an Zahl und Menge vermehrten Weizen und anderen Geschenken zu ihrem Gatten zurück. Bald danach gibt die Mutter desselben ihrem Sohne Geschenke, wie neue Gewänder, Ringe, Schals, alles auf einer Platte mit Bonbons in Form von Kegeln, in Silberpapier eingewickelt. Die Frauen, welche diese Geschenke bringen, werden zu Tische geladen und singen im Verlaufe des Mahles Lieder, die auf die besonderen Umstände Bezug nehmen. Wenn die Stunde der Niederkunft herannaht, schickt die Schwiegermutter der jungen Frau einige Silbermünzen, eine Kokosnuß, und sendet sie zu ihren Eltern zurück, nachdem sie ihr die Stirn mit rotem Pulver gezeichnet hat.

Einige Tage vor der erwarteten Entbindung macht man

Digitized by Google

das Zimmer der jungen Mutter zurecht, und sobald diese Wehen verspürt, bringt man sie dorthin. Sie findet dort ein mit Seide verziertes eisernes Bett und eine ebensolche Wiege, weil man solche leicht waschen kann, ein hölzernes Bett aber nicht mehr zu benutzen wäre. Zehn oder mindestens fünf Frauen müssen in dem Zimmer anwesend sein, deren Amt darin besteht, alles für das Kind Nötige zu besorgen, der Mutter beizustehen und die Handreichungen der weisen Frau zu verrichten. Drei Tage und drei Nächte unterhält man in diesem Zimmer ein großes Feuer, um die Geister zu verscheuchen. Auch Sünder dürfen nicht zugelassen werden.

Am Tage der Entbindung kommt die Schwiegermutter zu Besuch und legt auf das Bett einige Rupien und Reiskörner als glückverheißende Symbole. Die Mutter der jungen Frau gibt derjenigen des jungen Gatten ein Mahl und bekommt vor ihrem Weggange ein neues Gewand als Geschenk. Am folgenden Tage schickt die Mutter des Gatten ihren Eltern und Freunden Bonbons.

Dem Ritus entsprechend gilt die Frau vierzig Tage lang nach ihrer Entbindung für unrein. Während dieser Zeit darf sie nichts anfassen, ausgenommen ihr Bett und die Wiege; niemand darf sich ihr nähern, auch darf sie nicht auf einen Teppich treten. Reiche Leute, welche geräumige Häuser bewohnen, haben einen besonderen Raum für die Frauen; aber wo mehrere Familien zusammen unter einem Dache hausen, reserviert der Eigentümer ein Zimmer im Erdgeschoß für seine Mieter.

Diese Sitte der Absperrung ist für Mutter und Kind sehr verhängnisvoll, indem sie frische Luft entbehren, die sie beide gerade recht nötig hätten. Die große Dame, die von ihren Dienerinnen besorgt wird, kann sich zu Hause Bewegung machen; und da das Kind nicht von seiner Mutter gesäugt wird, gibt man es der Amme, die es in ein anderes Zimmer bringt, wodurch jede unreine Berührung vermieden wird. Aber die bedürftige Parsi-Frau kann sich solche Erleichterungen nicht verschaffen: sie bleibt eingeschlossen in einem engen, fast immer im

Digitized by Google

Erdgeschoß gelegenen Raume, wo sie verdorbene Luft einatmet; trotz ihrer Schwäche ist sie gezwungen sich selbst zu bedienen, und bezahlt oft diese mörderischen Gebräuche mit dem Leben. Das Puerperalfieber, noch begünstigt durch das Einsperren in ungesunde Räume, ist eine der Hauptursachen der Sterblichkeit der Parsi-Frauen. Dazu kommt die geringe Sorgfalt der Hebammen, die am allermeisten durch ihren Mangel an Sauberkeit zur Übertragung jener schrecklichen Landplage beitragen. Andererseits helfen die Kleidungsstücke der Wöchnerin die Ansteckung verbreiten: anstatt sie zu vernichten, schenkt man sie den *Bhangis* oder *Halalcores*, die sie weiter verkaufen, ohne sich zu vergewissern, daß sie nicht etwa von einer an Infektionsfieber verstorbenen Frau stammen: sie werden auf diese Weise die wirksamsten Verbreiter der Ansteckung.

Am vierzigsten Tage nimmt die Frau ein Bad, und sobald sie wieder rein ist, kann sie sich ihrer Familie wieder widmen.

Übrigens haben die Parsen längst eingesehen, daß diese Behandlung der Wöchnerin und des Neugeborenen so fehlerhaft wie möglich ist; nur wagte es niemand, mit dem alten Schlendrian zu brechen. Wenn jedoch der Arzt in Hinsicht auf die Schwere des Falles das Umquartieren von Mutter und Kind anordnete, gehorchte man ihm gewöhnlich; in den besseren Familien rief man sogar europäische Ärzte. Der fortschreitende Einfluß europäischer Bildung und das Vorgehen der Ärzte läßt hoffen, daß bald ein gründlicher Wandel geschaffen wird. Dazu trägt der Bau zweckmäßiger Hospitäler noch ganz besonders bei. Erwähnung verdient da in erster Linie Dr. Temulji B. Nariman, der, nach eingehenden Studien davon überzeugt, daß das Puerperalfieber aus leicht zu behebenden Ursachen hervorginge, den Mitgliedern der *Grant College Medical Society* und dann auf Anraten europäischer Freunde der Versammlung im *Framji Kavasji Institute* unter Vorsitz von Sir Jamshedji Jijibhai am 16. August 1884 seine Ansichten vortrug und es als ein dringendes Erfordernis der Gesundheitspflege bezeichnete, für die Parsi-Frauen während ihrer Entbindung besser

Digitized by Google

Sorge zu tragen als bisher. Es gelang ihm, einen zunächst noch kleinen Kreis für diese Sache zu gewinnen und eine bescheidene Summe Geld zur Einrichtung eines Hospitales aufzubringen, wo man versuchen wollte, durch sachgemäße Behandlung der Wöchnerin den Gefahren des Kindbettfiebers entgegen zu arbeiten. Am 21. März 1887 eröffnete man das Hospital in einem kleinen Hause nahe bei der Station der Marine Lines of the B. B. and C. I. Railway. Auf Grund der günstigen Ergebnisse des ersten Jahres beschloß eine Versammlung der Parsen-Gemeinde am 30. Juni 1888, diese zunächst nur vorläufige Einrichtung zu einer ständigen zu machen. Beträchtliche Summen wurden dank dem Eifer gewisser Glieder der Gemeinde, so der Herren Sorabji Shapurji Bengali und Sorabji Framji Patel, aufgebracht, um ein Grundstück zu erwerben und ein passendes Gebäude aufzuführen. Die Regierung gab den Bauplatz zur Hälfte des Wertes her; im übrigen besorgte alles das Vorgehen der Parsen allein. Am 28. März 1893 wurde in Hornby Road der Grundstein in Gegenwart des Statthalters von Bombay, Lord Harris, gelegt.

Inzwischen gedieh das provisorische Krankenhaus: die Gesuche um Aufnahme wurden immer zahlreicher. Die Kranken waren in drei Klassen eingeteilt: ein Fünftel wurde kostenlos verpflegt, drei Fünftel zahlten 1 r. 8 und ein Fünftel 3 r. täglich. Im ersten Jahre zählte man 77 Aufnahmen, im zweiten 100, im dritten 131, im vierten 136, im fünften 142, im sechsten 165. Im Januar 1895 hatte die Summe der Behandelten die Höhe von 1100 erreicht, und nicht ein einziger Fall von Puerperalfieber war vorgekommen!

Das neue Hospital wurde am 11. Januar 1895 eingeweiht, ebenfalls in Gegenwart des Statthalters von Bombay, Lord Harris. Es hat drei Eingänge, den Haupteingang auf der Nordseite. Sechs große, gut gelüftete Zimmer, die zwanzig Kranke aufnehmen können, nehmen das Erdgeschoß ein, wo sich die Armenapotheke und der Aufenthaltsort der Wärterinnen befinden, ein Zimmer für Fieberkranke und eine mit Marmor belegte Leichenkammer. Eine grosse Treppe

Digitized by Google

aus blauem Stein mit einem Geländer aus Schmiedeeisen führt zu dem 40 Fuß hohen Operationssaale, der durch Türen aus durchbrochenem Eisen gelüftet wird; vier Zimmer sind dort zur Aufnahme von 16 Kranken vorhanden. Im zweiten Stock sind zwei geräumige Zimmer, die deren 6 aufnehmen können, so daß im ganzen 42 Betten zur Verfügung stehen. Der Bau ist so angelegt, daß Erweiterungen vorgenommen werden können, falls es sich als notwendig erweisen sollte.

Sobald das Kind geboren ist, drückt ihm die Mutter ein wenig Seide in den Mund und gibt ihm dann Milch. Danach muß man es dreimal mit Kuhurin und einmal mit Wasser waschen, weil es unrein ist. Sollte es jemand vor dieser Behandlung berühren, so würde er genötigt sein, sich zu reinigen. Unterbleibt jene Waschung, so begehen die Eltern Sünde. Eine Beschneidung wie bei den Mohammedanern gibt es nicht; wohl aber eine Art Taufe, indem das Kind einige Tage nach seiner Geburt mit Wasser gewaschen wird, in dem man einige Blumen hat kochen lassen; dabei pflegt der Priester Gebete herzusagen. (Chinon, Relations nouvelles du Levant, 444). Natürlich tritt auch baldigst der Astrolog auf, um dem Neugeborenen das Horoskop zu stellen, die Stunde der Geburt genau zu bestimmen, seine Lebensdauer und Schicksalswege zu prophezeien und ihm einen Namen zu geben. Dieser Astrolog bei den Parsen ist von den Hindus entlehnt, wo er als *Joşi* — korrumpiert aus Sanskrit *jyotişa* — eine hervorragende Rolle spielt. Hier läßt man ihn am zehnten oder zwölften Tage nach dem Erscheinen des jungen Weltbürgers kommen, damit er seine Weisheit in dem sogenannten *janmapattra*, der Geburtsurkunde, in Sanskrit verfaßt und, bei reichen Eltern auf einer Rolle von 60 Yards Länge, niederschreibe, was drei oder vier Monate dauert und ein gewaltiges Stück Geld kostet.

Nach Dosabhai Framji Karaka (I, IV, 160 ff.) geht es bei den Parsen in diesem Falle so zu: Sobald eine Frau die ersten Wehen verspürt, gibt man einem Gliede der Familie eine Uhr in die Hand, um die Zeit der Geburt auf

Digitized by Google

die Minute genau zu bestimmen. Wenn alles gut geht, schicken die Eltern der Entbundenen am fünften Tage denen des Ehemannes ein Mahl. In der Nacht des sechsten Tages findet eine wesentlich indische Handlung statt: Man stellt neben dem Bette der jungen Mutter eine Platte auf mit einem Blatt Papier, Tinte und Feder, einer Kokosnuß und rotem Pulver zur Verfügung der Gottheit, die, wie man annimmt, das Schicksal des Kindes in den Händen hat und ein glückliches Leben verschafft. Die gewöhnliche Ansicht in Indien geht dahin, daß diese Entscheidung in der sechsten Nacht, von der Geburt an gerechnet, getroffen wird.

Am anderen Morgen befragt man das Papier: natürlich sieht man darauf keine Spur von Schrift, aber die Eltern trösten sich in dem Gedanken, daß das Geschick des Neugeborenen unwiderruflich festgelegt worden ist. Einige Tage danach schickt die Schwiegermutter Kleider für das Kind und die junge Mutter, silberne Kleinodien, ein seidenes Taschentuch, Betelnüsse und -blätter, Muskatnuss etc. An demselben Tage oder später, je nach den Umständen, läßt man einen Parsi- oder Hindu-*Joşi* kommen. Sobald er eingetreten ist, setzt er sich auf einen auf die Erde gebreiteten Teppich und bemüht sich, Haltung und Aussehen eines Weisen anzunehmen, der in dem Buche der Zukunft zu lesen versteht. Die Kinder umringen ihn und würden gern losplatzen, wenn nicht die strengen Blicke der alten Eltern wären, denen der *Joşi* Achtung und Schrecken einflößt. Dieser beginnt würdevoll damit, die älteste Dame nach dem genauen Datum der Geburt zu fragen. Heftig beunruhigt durch das Gelärme um sie her, verfehlt jene nicht, die Kinder wegzuschicken, und beschränkt sich darauf, eine Verwandte zu bitten, das Papier zu bringen, auf dem der Tag, die Minuten und die Sekunden angegeben sind. Der Joşi zieht aus seinem Turban ein langes Stück Kreide und zeichnet auf eine hölzerne Tafel eine bestimmte Anzahl von Figuren, während er die Sterne zählt, unter deren Einfluß das Kind geboren ist. Der ganze weibliche Teil der Versammlung ist dabei gewöhnlich sehr aufgeregt und voller Neugierde, den Lebenslauf des Neugeborenen zu vernehmen. Der

Digitized by Google

Joşi macht dann die verschiedenen Namen bekannt, die man ihm geben kann, und die Eltern wählen.

Alle diese abergläubischen Gebräuche sind in schneller Abnahme begriffen; aber ein Gutes hatte das Horoskop doch: es diente zum Eintragen des Geburtstages des Kindes und des Namens seiner Eltern! (*Musée Guimet*, II, 7, 115 ff.)

In Laos helfen bei der Entbindung erfahrene Nachbarinnen. Die Placenta verscharrt man sofort in der Asche des Herdes. Ein erfahrener Mann umzieht das Bett mit Seidenfäden; ein lebhaftes Feuer wird unterhalten, aber nicht unter, sondern neben der Wöchnerin, und zwar 3 bis 13 Tage; als Getränk verschlingt sie heißes Wasser. (Aymonier I, 172.)

*

Schon während der Schwangerschaft müssen bei vielen Völkern des indischen Archipels Opfer gebracht werden, besondere Festlichkeiten werden abgehalten und vom Gewohnheitsrechte geheiligte Gebräuche beachtet, die den Zweck haben, Götter und Dämonen günstig zu stimmen und Unheil von der Schwangeren und ihrer Leibesfrucht abzuhalten. Solches droht besonders von den *pontianaks* (bei den Atjeh als *burong* bekannt), gegen die sich die Schwangere dadurch schützt, daß sie bestimmte Wurzeln, Eisen, Talismane etc. trägt, abends das Haus nicht verläßt oder überhaupt nicht ausgeht. Um zu verhindern, daß eine verstorbene Wöchnerin als Quälgeist erscheine, drückt man ihr in jede Achselgrube ein Ei und sticht ihr Nadeln oberflächlich in die Hand. Aus Furcht, die Eier fallen und die Nadeln sich tiefer einbohren zu lassen, wagt sie sich nun nicht hervor, um aufzufliegen und jemand anzufallen. (*Encyclopaedie* I, 216.)

Auch finden sich bei fast allen Völkern des Archipels bestimmte Speiseverbote, denen die Mutter nachkommen muß, wenn sie nicht will, daß das Kind allen möglichen Gefahren ausgesetzt ist. Andererseits darf die Frau alles, auch die absonderlichsten Speisen, genießen, sobald sie das

Digitized by Google

Gelüste danach hat. Die Sitte der Couvade überträgt alles dies auch auf den Mann.

Opfer werden bei verschiedenen Völkern des Archipels während der Schwangerschaft dargebracht; meist in bestimmten Monaten. Auf Java geschieht es vom dritten Monat an; das richtigste Opfer aber fällt in den siebenten Monat, weil die Schwangere dann am meisten dem Einfluß böser Geister ausgesetzt ist. In Atjeh findet im vierten und sechsten Monat ein feierlicher Besuch der Mutter des Ehegatten statt; bei den Malaien von Menangkabau wird im fünften oder sechsten Monat ein Festmahl gegeben; in Kauer (Benkulen) wird die Schwangere am 13., 14. und 15. des sechsten Monats beräuchert, während bei den Nord-Niassers im vierten Monat ein Opfer an den Geist der Treppe oder des Zuganges zum Hause gebracht wird; denn sonst erfolgt unvermeidlich Abortus. Massieren der Schwangeren ist ziemlich allgemein verbreitet, baden und einreiben auf verschiedenen Inseln in Gebrauch, während das Tragen einer Bauchbinde bei gesitteteren Völkern allgemein, doch auch bei den Orang benuwa von Malakka bekannt ist.

Die Entbindung findet im allgemeinen in der ehelichen Wohnung statt; aber bei verschiedenen Stämmen (Enganesen, Alfuren von West-Ceram, den Bewohnern von Buru, den Kei-, Tenimber- und Timorlaut-Inseln, Babar-Archipel, Kisser, Wetter, Romang, Dammer, Teun, Nila, Serua) muß die Frau dazu nach dem Strande oder dem Busche gehen; bei einigen der genannten Völkerschaften wird die Entbindung auf einer prauw in See abgemacht. Einige Stämme auf Ceram und die Savunesen errichten eine Hütte, wo die Entbindung abgewartet werden muß.

Die Behandlung der Wöchnerin ist im allgemeinen sehr primitiv und fordert zahlreiche Opfer, woran natürlich auch die mancherlei abergläubischen Gebräuche nichts ändern; z. B. bei den Atjeh die Gewohnheit, daß der Mann siebenmal über den Leib der Frau hinwegschreiten muß, oder die Forderung auf Java, daß der Mann zugegen sein müsse und nach seinem Tode eine Reisstampfe, deren eines Ende mit einem Kopftuche umwickelt wird. Erwähnung verdient noch

Digitized by Google

die auch in Hinterindien bekannte Sitte, die Wöchnerin einige Tage über einem Feuer gleichsam zu rösten; wahrscheinlich zur Vertreibung böser Geister. (*Encyclopaedie* I, 544.)

Mit den Hebammen steht es so schlecht wie in Britisch Indien. Einige Jahre bestand zu Batavia eine Schule zur Heranbildung eingeborener Frauen zu Hebammen. Aber die meisten derselben fanden bei der Bevölkerung keinen Anklang, da sich die Wöchnerinnen lieber durch die dukuns („kluge Frauen") mit ihrem Hokuspokus behandeln lassen; sie wurden vielmehr, da sie sich einige Bildung angeeignet hatten, — Konkubinen der europäischen Beamten! (Ibid. 556.)

Sehen wir nun zu, wie sich die einzelnen Völker des Archipels bei einem „freudigen Ereignis" verhalten.

Bei Schwangerschaft und Entbindung finden bei den Buginesen folgende Festlichkeiten statt: Im siebenten oder achten Monat der Schwangerschaft wird ein Fest gegeben, wobei allerlei Leckereien genossen werden; Mann und Frau nehmen auf dem Ehebette Platz, und zwei von den vier Ärztinnen, die aus den *bissus* (Priesterinnen) ausgewählt werden, müssen der schwangeren Frau gehörig den Bauch reiben, wonach Mann und Frau sich eng aneinander auf das Bett setzen, um das Mahl zu verzehren, wobei kein einziges Gericht von Tieren sein darf, welche Pfoten haben. Mann und Frau sind gerade wie ein Brautpaar durch ein Prunkgewand in der Form eines sarong verbunden, während zwei brennende Kerzen um das Paar herumgetragen werden, die eins von beiden ausblasen muß. Wer das zuerst fertig bringt, bleibt Meister in dem Haushalte. Am zweiten Tage wird dies Mahl durch eine eigenartige Festlichkeit ersetzt: unter das Hinterteil der schwangeren Frau wird eine Art von Bauchbinde geschoben und die Frau damit vorsichtig hin und her geschüttelt, worauf man die Bauchbinde an der Treppe ausklopft. Den ersten Tag geschieht dies zu drei Malen, während die Frau selbst auch an der Tür ausgeschüttelt wird, um die bösen Geister zu vertreiben; den zweiten Tag hat dieses Schütteln mit der Bauchbinde

Digitized by Google

zweimal und den dritten Tag einmal statt. Wenn die Entbindung nahe bevorsteht, wird die Wohnung mit Erlenbäumen gegen die bösen Geister geschützt, und manchmal auch noch eine Art von Wurfnetz unter einem viereckigen Betthimmel ausgebreitet. Unter die Stelle, wo die Entbindung vor sich gehen soll, wird bei vornehmen Leuten ein Gestell errichtet, in dessen Mitte eine Sklavin Platz nimmt, um das Blut aufzufangen, welches während der Entbindung durch den Fußboden sickert; als Belohnung erhält sie dafür die Freiheit. Ein Büffel, der an einer der vier Ecken des Hauses angebunden wird, darf danach nicht mehr vor den Pflug gespannt oder als Lasttier gebraucht, noch viel weniger geschlachtet werden. Bei geringeren Leuten wird das Gestell durch einen Pandanus-Baum ersetzt, der mit Blättern versehen ist. Bei der Entbindung sind bei Vornehmen vier sanros (Hebammen), bei gewöhnlichen Leuten nur eine zugegen, die zuvor etwas von Eisen bekommen haben, um es als Vergegenwärtiger des Lebensgeistes der Wöchnerin zu bewahren. In derselben Absicht wird die Bauchbinde stark angezogen, um dem Lebensgeiste den Ausweg nach außen zu verlegen. Ist der Augenblick der Entbindung gekommen, dann wird allerlei getan, um die bösen Geister zu verjagen: lärmende Musik, Anbrennen von gewissen Holzarten, Blättern, Haar und Gras. (*Encyclopaedie* I, 218.)

In Mandaïling sind bei der Entbindung nur Frauen zugegen, darunter meistens eine alte als Hebamme. Bei kleinen Leuten, deren Wohnung nur aus einem Raum besteht, wird ein Stück Tuch quer hindurch gespannt. Nur dann, wenn die Entbindung unglücklich zu verlaufen droht, ruft man den Beistand eines männlichen Geburtshelfers an.

Nach den Eingeborenen ist die beste Stellung für eine Gebärende, auf den Knien zu liegen, während der Rücken mit Kissen gestützt wird; ein herabhängendes Tau dient dazu, sich festzuhalten und das Gleichgewicht zu bewahren. Kann eine Frau diese Stellung nicht beibehalten, weil ihre Kräfte dazu nicht ausreichen, so nimmt sie die Rückenlage ein.

Digitized by Google

Ebenso wie viele andere Völker haben auch die Bewohner von Mandaïling den Glauben an Geister, die die Kreißende belästigen und ihr Krankheiten, ja sogar den Tod bringen. Es sind die Seelen von im Kindbett verstorbenen Wöchnerinnen, die auf alle mögliche Weisen trachten, der Frau das Gebären zu erschweren. Um das zu verhüten, wird sie mit feingeriebenen, stark stinkenden Blättern eingerieben.

In dem Gedanken, daß alles offen und los sein muß, um die Entbindung zu erleichtern, werden alle Deckel von Kisten, Dosen, Pfannen etc. geöffnet; alles was festgebunden oder festgeknüpft ist, wird losgemacht. Hilft das alles noch nicht, so muß der Mann gegen die hervorstehenden Enden der untersten Balken schlagen, die in die Pfosten seines Hauses greifen, damit auch diese etwas lockerer sitzen lernen.

Weitere Hilfe können weder Hebammen noch Geburtshelfer leisten, so daß man bei einer verkehrten Lage des Kindes sicher sein darf, daß entweder die Mutter oder das Kind stirbt.

Ist die Geburt vorüber, so wird die Nabelschnur mit rotem und weißem Garn abgebunden und mit einem scharfen Stückchen Bambus auf drei Fingerbreiten Abstand vom Körper abgeschnitten, sobald die Nachgeburt ausgetrieben ist. Bleibt diese zu lange aus, so wird bisweilen die Hilfe eines männlichen *dukun* angerufen, der angeben muß, ein Geist halte die Nachgeburt fest, so daß sie so lange ausbleibe.

Nachdem Mutter und Kind gewaschen sind, geschieht dasselbe mit der Nachgeburt; sie wird dann unter dem Hause vergraben oder auch wohl in einen irdenen Topf getan, der gut verschlossen dem Flusse übergeben wird. Dadurch hofft man den ungünstigen Einfluß der Nachgeburt auf das Kind zu verhüten, daß es zu kalte Füße und Hände bekommt.

Das Stückchen Nabelschnur, das später vertrocknet abfällt, wird aufgehoben und dient als Heilmittel bei Erkrankungen des früheren Eigentümers. Die heilende Kraft wird

Digitized by Google

schon dadurch übertragen, daß man sie einfach einmal in einen Aufguß von Blättern wirft.

Nachdem Mutter und Kind gewaschen sind, verbleiben sie auf einer Art Bank aus Bambuslatten, unter der 14 Tage bis 3 Wochen lang rauchendes Feuer unterhalten wird, welches verderbniswehrend und wärmend wirken soll. (Ris in Bijdragen VI, II, 503 ff.)

Von den Makassaren berichtet C. M. Pleyte, dass sie der schwangeren Frau bunte Reiskörner auf den Leib streuen und sie von einem Huhne oder Hahne oder von beiden zugleich aufpicken lassen, um, wie sie sagen, alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten zu beseitigen. Haben jene Orakelvögel zufällig keinen Hunger, so ist das ein sehr bedenkliches Zeichen, und man hat zu gewärtigen, daß das erwartete Kind nicht lange leben wird.

Die Alfuren von Nord-Celebes haben den Brauch, daß die Frau, sobald sie von ihrer Veränderung sicher überzeugt ist, mit ihrem Manne ein Tau aus dem Baste des lola[1])-Baumes dreht, *tali rarahum*, womit sie sich zum Priester begeben, um das Orakel zu befragen. Dieser schlachtet dann ein Huhn und lädt die Götter ein, den Wunsch der angehenden Eltern zu erfüllen. Wünschen sie einen Jungen, dann geben sie dies dadurch zu erkennen, daß sie um ein Schwert bitten; hätten sie dagegen lieber ein Mädchen, dann verlangen sie Korallen zu einem Ohrzierrate. Hierauf händigt der Priester ihnen diese Sachen unter Hinzufügung eines sarong ein, den die Frau während ihrer Entbindung tragen muß. (Pleyte, Bijdragen V, 7, 581.)

Auf den Ceramlaut-Inseln und im Goram-Archipel trägt die Frau ein Stück Ingber zu dem Priester, um es von ihm weihen zu lassen. Er tut es, indem er draufbläst und die 112. Sure des Korân darüber ausspricht. Der Ingber bewahrt die Frau vor bösen Einflüssen, wenn sie ihn fortwährend bei sich trägt und auch Stückchen davon kaut und sie um sich her ausspeit. (C. M. Pleyte l. c. 581.)

Auf den Tenimber- und Timorlaut-Inseln ist die Schwan-

[1]) Ploss-Bartels I, 712 hat Cola.

Digitized by Google

gere verpflichtet, nicht nur ein Opfer darzubringen, sondern sich auch die Zähne feilen zu lassen, falls dies nicht schon vor der Hochzeit geschehen sein sollte.

Die Bewohner der Babar-Gruppe schlachten ein Schwein, wenn die Frau zum ersten Male schwanger ist und lassen danach weissagen. Besonders richtet man sich dabei nach dem Herzen. Entdeckt man nämlich bei dem Aufschneiden eine Ader mit einer Verdickung, so bedeutet dies, daß die Frau einen Knaben zur Welt bringen wird; findet man aber eine Verengerung, so deutet dies auf eine weibliche Geburt.

Die Bewohner von Romang, Teun, Nila und Serua schlachten jeden Monat ein Huhn und bringen seinen Kopf sowie ein Stück von Zunge und Leber als Opfer dar. (l. c. 581.)

Was die Therapie der Schwangerschaft anlangt, so dürfen nach C. M. Pleyte (Bijdragen V, 7, 590) die Frauen der Sulanesen während ihrer Schwangerschaft nicht mit ausgespreiteten Beinen sitzen; die von Ambon und den Uliaser-Inseln dürfen sich nicht auf den Rücken schlafen legen. Bei den Gorontalesen ist es verboten, das Haar offen hängen zu lassen, oder, wie auf Saparna, das Haar zu schneiden, während man auf der Südküste von Ceram die Nägel nicht verkürzt; auf den Ceramlaut- und Goram-Inseln müssen die Schwangeren vor allem viel in der Wohnung hin- und herlaufen.

Das Massieren der Schwangeren ist besonders auf Nias in Gebrauch, wo die dukuns sich vorzüglich darauf verstehen; daher auch ihr Name *saló mótalu*, Bauchreiberin. Der Zweck ihrer Tätigkeit ist erstens, eine möglichst leichte Entbindung herbeizuführen und zweitens, die gute Lage des Fötus zu einer dauernden zu machen. Die Masseuse betastet zunächst den Leib der hochschwangeren Frau und trachtet, die Lage des Kopfes des Kindes ausfindig zu machen, was sie sehr gut versteht. Fühlt sie ihn unten, dann verspricht sie einen günstigen Verlauf; im anderen Falle beginnt sie mit ihren Kunstgriffen. Sie reibt erst den Leib der Patientin mit Öl ein und übt dann durch Handgriffe von außen einen Druck auf die Frucht aus, bis der Kopf nach unten weicht und dort stehen bleibt.

Digitized by Google

Nicht minder sind diese Manipulationen auf Java beliebt, sogar unter europäischen Frauen; auch auf Celebes, bei den Buginesen, Makassaren und Lima-lopahalaa, während auf Dawaloor der Gatte Masseusendienste verrichtet.

Baden und einreiben der Schwangeren mit Öl (von Kokosnüssen) ist besonders auf den Sula-Inseln beliebt, ebenso auf Ambon, den Uliasers, Ceramlaut und der Goram-Gruppe; auf Saparua, Haruku und Nusalaut müssen sich die Frauen außerdem den Leib noch täglich mit zerstampften Pinen- und Warear-Blättern einreiben.

Bei den Orang Benua wird der Gebärenden kein Beistand geleistet außer vom Gatten, falls er gerade zugegen ist; ebenso bei den Orang Sabimba im Süden von Malakka. Eine Abkochung von adstringierend wirkenden Kräutern bildet die ganze innere Behandlung.

Bei den Orang Mantra hilft die Mutter ihrer Tochter. Sobald die Wehen beginnen, gibt sie ihr geweihtes Wasser zu trinken und schneidet dann nach der Entbindung die Nabelschnur mit einem Bambusmesser durch. Dann zündet sie ein Feuer an, dadurch daß sie zwei Stücken Holz übereinander reibt, um den bösen Geistern zu wehren; die Frau legt sich daneben nieder.

Ihre Nachbarn, die Orang Mukakuning, allein rufen eine Wehmutter zu Hilfe, *bidan*, die für ihre Dienste bei der ersten Entbindung 4000, bei der zweiten 3000, bei der dritten 2000 und für jede folgende 1000 Stück *rotan* bekommt.

Bei den Bataks tun solche Frauen Hebammendienste, die schon mehrere Entbindungen durchgemacht haben. Auch hier wird die Nabelschnur mit einem scharfen Stück Bambus oder einem Messer abgeschnitten, nachdem man sie, um Blutung zu verhüten, oberhalb der Schnittstelle unterbunden hat. Die Wöchnerin nimmt mit dem Kinde an einem Feuer Platz, dem sie den Rücken zukehrt.

Wenn bei den Menangkabaus eine Frau schwanger ist, hat sie auf eine Menge Dinge acht zu geben, die für sie verboten sind. So darf sie z. B. nicht aus beschädigten Gefäßen essen oder trinken, nicht in der Türöffnung sitzen, nicht unbewaffnet aus dem Hause gehen etc. Im fünften

Digitized by Google

oder sechsten Monat wird im Hause der künftigen Mutter ein Fest gegeben, zu dem die geladenen Frauen für das erwartete Kind ein kleines Geschenk mitbringen. Sobald die Geburtswehen beginnen, werden alle Kisten und Luken aufgemacht, und falls ein Koran im Hause ist, wird dieser entfernt, damit er nicht unrein wird. Die Männer müssen dann die Wohnung verlassen, Kinder und heiratsfähige Mädchen dagegen dürfen bleiben. Treten bei einer ersten Entbindung Erscheinungen auf, die auf einen schlimmen Ausgang schließen lassen, dann wird oft das Gelübde getan, zur Feier des Ereignisses oder der Beschneidung ein Fest zu feiern. (*Encyclopaedie* II, 490; *Pleyte*, Bijdragen V, 7, 595.)

Die *dukun* läßt die Frau auf einer Matte Platz nehmen und spannt über ihr ein Tuch aus, was diese mit beiden Händen festhalten muß, während an jeder Seite der Patientin eine Frau sich hinsetzt, um sie zu stützen. Die Entbindung geschieht dann in sitzender Stellung.

Um die Schmerzen zu lindern, reibt die *dukun* die Gebärende mit Kokos- oder *sălusuwq*-Öl ein, worin einige Zeit ein eiserner Schlüssel gelegen hat; und wenn die Entbindung schwer von statten geht, wird ein Schlüssel, ein getrockneter Aalschwanz, eine Gewehrkugel und ein wenig Reis in ein *sukê*[1]) mit Wasser gelegt, das Wasser dreimal auf das Haupt der Frau gespritzt und ihr dreimal ein Schlückchen davon zu trinken gegeben, worauf das andere ihr über den Leib geschüttet wird. Sobald das Kind geboren ist, teilt die dukun der Familie mit, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist; dann bläst sie dem Kinde auf den Kopf, bis es zu schreien anfängt, und nun erst schneidet sie mit einem Messer aus Bambus die Nabelschnur ab, worein sie ein Pfefferkorn steckt.

In dem Bezirke Kaür wird niemand zur Entbindung zugelassen als die dukuns (ein Mann und eine alte Frau). Sobald die Wehen sich zu zeigen beginnen, bringt man die Kreißende in sitzender Haltung auf eine Planke, *lusi*, mit dem Gesichte nach der Wand der Wohnung. Ein über

[1]) Vier gantang (à 8.5766 l.).

Digitized by Google

ihrem Kopfe hängendes Seil von slendang dient zur Stütze. Die hinter ihr sitzende alte Frau reibt ihr die Magengegend und die Lenden. Hinter beiden Frauen steht die dukun, die durch Auflegen von feuchten Kräutern auf das Haupt der Kreißenden die Entbindung zu beschleunigen sucht. Wie man behauptet, sterben viele Frauen auf dieser Gebärplanke.

In dem Bezirke Kroë und Ampat Lawang behandelt man die Schwangere ebenso, nur reicht man ihr noch einen Trank aus Zitronenwasser, in dem Tausendfüße, die eines natürlichen Todes gestorben sind, gezogen haben. Man gebraucht dies Mittel, um den land-setan, Stankal Maut, der es vor allem auf Schwangere abgesehen hat, unschädlich zu machen.

Auf Engano erwartet die Frau in hockender Stellung ihre Niederkunft. Über ihr wird eine wagrechte Latte angebracht, an der sie sich festhält. Eine dukun schlingt dann die Arme um die Lenden und den Bauch der Kranken und übt damit aus aller Kraft einen Druck nach oben und unten aus, um dadurch die Entbindung zu beschleunigen, während eine andere dukun die Kreißende *piddjit*, d. h. sie halb stark, halb schwach in die schmerzenden oder müden Körperteile kneipt.

Auf Nias geht die Entbindung in sitzender Stellung vor sich; die Frau umspannt dabei fest ihre Kniee oder hält sich an einem vom Dache herabhängenden Seile an. Sie setzt sich dabei auf die Erde, um, sobald das Kind in der Schamspalte sichtbar wird, niederknien zu können (aber nicht à la vache!). In dieser knieenden Stellung muß auch die Placenta geboren werden, denn die Unterbindung der Nabelschnur darf nicht eher stattfinden, als bis jene ausgestoßen worden ist. Sofort nach der Geburt des Kindes wird ein Tuch fest um den Bauch der Mutter gebunden, damit die ferneren Geburten nicht verzögert werden.

Unter den Badujs, einem Bergvolke auf Java, nimmt die Gebärende eine halbliegende, halb sitzende Haltung ein, mit einer geringen Erhöhung des Rückens. Dauert die Entbindung lange, sind die Wehen schwach oder ist die Frau nicht kräftig genug, dann unterstützt die Helferin die Wehen.

Digitized by Google

indem sie mit der flachen Hand den Bauch in der Längsachse des Uterus reibt. Nach der Geburt des Kindes wird erst noch das Erscheinen der Placenta abgewartet und dann die Nabelschnur mit einem kattunenen Faden abgebunden und schließlich vier Fingerbreiten vom Bauche abgeschnitten.

Auf Bali beschränkt sich die Wirksamkeit der Hebamme während der Entbindung auf einige unschädliche Handgriffe, Opfern und Murmeln von Gebeten.

Auf Borneo gibt man in der Abteilung Tanah-laüt der Frau gegen Ende der Schwangerschaft einen Trank in Form eines Aufgusses von *lungsur* oder einen Brei aus gerösteten und gestampften Blättern von *djarak merah*, der auf die Kniescheibe gelegt wird. Tritt danach die Wehennot ein, dann erscheint die dukun mit zwei oder drei Helferinnen, die der Frau mit Zureden und durch Kneipen der Lendengegend die Schmerzen der Wehen zu erleichtern suchen. Nach der Geburt des Kindes wird die Nabelschnur bis auf drei Zentimeter vermittelst eines scharfen Stückchens Bambus abgeschnitten, worauf der Bauch mit einem langen Streifen Kattun fest umwickelt wird.

In derselben Weise handelt man bei den Olo Ngadju-Dayaks. Die Hebamme bekommt für ihre Mühe ein bis sieben Gulden, ein bis sieben Bündel Rotan, ein Damar-Licht, ein bis zwei gantang Reis, sieben Eier und ein Messer. Das Geld dient zur Bezahlung für ihre Dienste; den rotan bekommt sie, damit das Kind lange leben möge; das Licht, damit es verständig werde und so zu Ehren kommen möge; den Reis und die Eier, damit es viele Nachkommen erziele, und endlich das Messer, welches übrigens nur bei der Geburt eines Knaben geschenkt wird, damit das Kind tapfer sei.

Bei den nördlichen Stämmen von Celebes, z. B. den Topantunuasu, setzt sich die Hebamme vor die Kreißende, die auf einer Kokosnußschale sitzt und dabei die Füße an sich zieht.

Auf den Sula-Inseln hockt die Gebärende nieder und hält sich an einem Tau fest, das ihr Mann vorher angebracht hat. Nach der Entbindung legen die Hebammen ein Kata-

Digitized by Google

plasma von feingestoßener Curcuma longa, Zingiber officinale und Allium cepa auf die Wunde.

Auf Buru, Ambon und den Uliasers geschieht die Entbindung à croupetons, unter anhaltendem Massieren der Kreißenden, die einen Aufguß von Kamferia galanga zu trinken bekommt. Sie sitzt mit weitgespreizten Beinen auf einem Stück Holz, oder mit den Fersen an die clunes gedrückt. Auch wird eine Art Schließlaken benutzt.

An der Südküste von Ceram, bei den Patasiwa maselo, hocken oder stehen die Kreißenden. Nach der Entbindung setzen sie sich an das Feuer, um Kindbettfieber zu vermeiden, und gebrauchen täglich den Saft von Carica Papaya.

Die Nabelschnur wird bisweilen von einem Manne abgebissen; bei manchen Stämmen besorgt dies der Vater, um anzudeuten, daß das Kind ihm gehört. Sonst nimmt man mit Vorliebe ein Bambusmesser. (C. M. Pleyte, Bijdragen V, 7, 603.)

Nur bei den Alfuren der Nordküste von Ceram, besonders denen von Wahaai und bei den Galela- und Tobeloresen auf Halmahera benutzt man zum Abschneiden der Nabelschnur ein eisernes Messer. Die Frauen der Watubela-Inseln gebären in knieender Stellung.

Ein Stück der Nabelschnur „is placed among the clothes of the mother and infant to avert the Evil Eye and scare the demons which are then particularly active." (Crooke II 38.)

Auf den Mentawei-Inseln wird die Nabelschnur abgeschnitten, abgebunden, mit Asche bestrichen und in einem Bambus-Behälter aufgehoben. Der Eigentümer betrachtet es als ein Heiligtum und läßt es sich mit in das Grab geben. (*Encyclopaedie* II, 499.)

Die javanische Frau läßt nach der Geburt die Placenta, mit Früchten und Blumen umgeben und von einigen Lichtern beleuchtet, abends den Fluß hinabschwimmen, als Opfergabe für die Krokodile oder vielmehr für die Ahnen, die in diesen Tieren verkörpert sind. (*Encyclopaedie* III, 57a.)

Bei den Atjeh wird die Mutter so bald als möglich

Digitized by Google

nach der Entbindung auf eine Bank über einem Ofen gelegt, in dem beständig Feuer unterhalten wird. Diese Kur dauert 44 Tage! (Encycl. I, 71.)

Bei den Dayaks sind dem Ehepaare, welches Elternfreuden entgegensieht, verschiedene Dinge verboten. Bei den Olo Ngadju z. B. dürfen sie einen Monat vor der Geburt des Kindes kein Feuer anmachen, weil sonst das Kind gefleckt zur Welt kommt; keinerlei Früchte genießen, weil das Kind sonst an Bauchkrankheiten leidet, etc. Ferner hat sich die in der Hoffnung befindliche Frau vor den *pontianak*-Geistern zu hüten; ebenso müssen während der Entbindung verschiedene Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, um einen guten Ausgang zu sichern; danach, daß es Mutter und Kind wohlgehe, wozu es bei den Dayaks von Serawak gehört, daß der Vater sich stellt, als wäre er die Wöchnerin, derweil Mutter und Kind im Flusse baden. Werden Zwillinge geboren, so betrachtet man das vielfach als ein ungünstiges Zeichen; so bei den Dayaks von Matan, Simpang und Sukadana, namentlich, wenn sie von verschiedenem Geschlechte sind. Der Knabe wird dann als Sklave weggegeben. (*Encyclopaedie* I, 419.)

Alleingebären im Freien findet man auf den Inseln Buru und Serang, Keei-, Tanembar- und Timorlao-Inseln, im Babar-Archipel und auf den Inseln Keisar, Eetar, Romang, Dama, Teun, Nila und Serua. Die unmittelbare Nähe eines Gewässers wird gern gesehen, um sich und das Neugeborene sogleich waschen zu können; die Gebärende setzt sich wohl gar gleich ins Meer.

Öffentliche Entbindungen gibt es bei den Karau-Bataks im Gebiete von Deli auf Sumatra; auf den Aru-Inseln werden Freunde und Verwandte dazu eingeladen, die dann einen höllischen Lärm durch Geschrei, Gong- und Trommelschlagen machen. In Niederländisch-Indien sehen auch häufig die Kinder bei Geburten zu; auch auf den Keei-Inseln; dann auch in Vorderindien bei den Munda-Kolhs in Chota Nagpore. In Südindien werden nur weibliche Verwandte und Bekannte zugelassen. Eine Entbindung auf offener Straße, unter erschwerenden Umständen, sah

Digitized by Google

Haeckel (Reisebriefe p. 65) in Walkeschwar, die „mit den sonderbarsten Instrumenten" ausgeführt wurde; „ein Hindukonstabler oder „Police-Man" hielt dabei die versammelten Zuschauer in Ordnung und erklärte mir sehr gefällig die Bedeutung des Aktes."

Zu ebener Erde kommen die Frauen der Parsis in Bombay nieder; auf Serang, den Watubela- und Aru-Inseln, ebenso in Atjeh findet die Niederkunft im Wohnhause statt.

Besondere Entbindungshäuser, richtiger Entbindungshütten, fanden und finden wir noch heute bei den Hindufrauen. Auch die Todas führen ihre schwangeren Frauen, wenn ihre Stunde gekommen ist, in eine kleine, im Walde erbaute Hütte, wohin der Ehemann täglich die nötige Nahrung schafft. Jedes Dorf der Badagas im Nilagiri-Gebirge besitzt seine besondere Entbindungshütte, in der die Wöchnerin nach der Entbindung 2—3 Tage zu bleiben hat. Dasselbe geschieht bei den Kaders der Anamally-Berge. In Travancore baut man für die Schwangere in geringer Entfernung vom Hause eine Hütte, in der sie 16 Tage nach der Niederkunft bleiben muß.

Die Annamitin in Kochinchina darf auch nicht im Hause gebären; je nach ihrer Stellung bekommt sie mit mehr oder weniger Umständlichkeit einen besonderen Ort angewiesen.

Auf Serang sucht sich die Alfurenfrau im Busche dicht bei fließendem Wasser einen passenden Ort aus, an dem die Niederkunft vor sich gehen soll. Dort wird aus Stöcken und Blättern ein Schutzdach, *paparissan*, gebaut; ein altes Weib bleibt zur Pflege dabei.

Die Geburten verlaufen in unserem Gebiete im allgemeinen sehr leicht und glücklich. In Java sieht man häufig die junge Mutter eine halbe Stunde nach der Geburt an den Fluß gehen, um ein Reinigungsbad zu nehmen. Ebenso leicht geht die Entbindung vor sich auf Nias, bei den Singhalesinnen, bei den Hindus, in Siam etc. Natürlich sind auch hier schwere Fälle durchaus nicht unbekannt.

*

Digitized by Google

Zur Linderung der Schmerzen bei den Wehen genießen die Hindu-Frauen das Fleisch des großen Nashornvogels (Meniceros bicornis). Andere Mittel zur Erzielung einer leichten Entbindung findet man in meinen *Beiträgen zur indischen Erotik*, p. 897 f.

Was das Säugen anlangt, so will ich hier nur ganz kurz daran erinnern, daß nach Crooke II, 97 eine Abkochung der fleischigen Wurzeln des Udumbara-Baumes (Ficus glomerata) die Absonderung der Muttermilch vermehrt. Derselbe Gewährsmann erwähnt auch (II, 2) eine besondere Vorsichtsmaßregel, den Säugling vor bösen Geistern zu schützen:

„When a child is born, an invisible spirit is born with it; and unless the mother keeps one breast tied up for forty days, while she feeds the child with the other (in which case the spirit dies of hunger), the child grows up with the endowment of the Evil Eye, and whenever any person so endowed looks at anything constantly, something will happen to it."

Interessant ist es, mit allen diesen indischen Gebräuchen diejenigen der moslemischen Völker zu vergleichen und verweise ich hierfür auf das bereits von mir erwähnte Werk von Bernhard Stern, „Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei", Band II, Seite 261—376.

*

Die Ansicht, daß man durch den Geburtsakt unrein werde, findet man die ganzen West-shores von Indien entlang sehr streng festgehalten; und in der Tat glaubt man, daß dadurch schlimmere Befleckung verursacht werde als selbst durch die Berührung mit einem Toten; manches von der übertrieben streng beobachteten Sitte läßt sich klärlich auf jüdischen Einfluß zurückführen.

Die Anteilnahme des Vaters an der Unreinheit der Mutter ist nicht auf die Westküste beschränkt. Man findet das auch bei den Kols von Ost-Bengalen, obwohl bei ihnen die Unfähigkeit des Vaters nur eine volle Woche dauert, während welcher Zeit der Mann für seine Frau zu kochen

Digitized by Google

und ihr aufzuwarten hat. Unter den Goalas, jenem großen Hirtenstamme der Dependency, betrachtet man den Vater auf drei Wochen für unfähig zur Verrichtung seiner gewöhnlichen Tätigkeit. Bei den Rautiyas, die der Legende nach aus Ceylon ausgezogen, wahrscheinlich aber ein entarteter Schößling der stolzen Râjputen-Rasse sind, ist der Mann je reicher, desto länger unrein. Während die Mittelklassen ungefähr am zwölften Tage wieder rein werden, muß ein wirklich wohlhabender Mann einundzwanzig Tage und auch noch länger warten, ehe er für lauter erklärt wird. (Billington 4, 5.)

Crooke I, 274 spricht seine Verwunderung darüber aus, daß in Indien selbst so wenig Beispiele von Couvade aus der Gegenwart bekannt sind, während es ihm ganz sicher erscheint, daß diese Sitte früher allgemein herrschte und in Nordindien wenigstens unter besonderen Geburtszeremonien von großer Strenge und voll umständlicher Einzelheiten versteckt wurde, die ersichtlich späteren Ursprungs sind als der sehr primitive Brauch der Couvade.

Ein einziges Beispiel wirklicher Couvade gibt Monier-Williams aus einer sehr niedrigen Kaste von basket-makers in Gujarât. Hier ist es für die Frau hergebrachte Sitte, gleich nach der Entbindung wieder ihrer Beschäftigung nachzugehen, als wäre nichts geschehen. Die Schutzgottheit des Stammes aber, die „Mutter" (mâtâ), überträgt nach Ansicht der Leute die Schwäche der Frau auf ihren Mann, der nun seinerseits das Bett hütet und für einige Tage mit gutem, nahrhaftem Essen gepflegt wird.

Unter vielen der dravidischen Stämme von Mirzapur ist der Vater verpflichtet, den ersten Schluck von dem Molken- oder Würztrank zu nehmen, den man für die Frau nach ihrer Entbindung zurecht macht; und bei all diesen Leuten arbeitet der Mann nicht, verläßt auch das Haus nicht, solange die Unreinheit infolge der Niederkunft andauert, und kocht für seine Frau. Wenn man die Leute fragt, warum er von seiner Arbeit wegbleibe, so sagen sie einfach, er freue sich über den guten Gesundheitszustand seiner Frau und über die Geburt seines Kindes, daß er

Digitized by Google

einen Feiertag halte. Sicherlich aber liegt der Sitte ein Überrest der Couvade zu Grunde. Die gleiche Vorstellung findet sich in umgeänderter Gestalt bei den Pomaliyas, Goldwäschern von Süd-Gujarât. Diese nehmen sich des Gatten nach der Geburt mit großer Sorgfalt an, geben ihm Nahrung und erlauben nicht, daß er ausgeht; und wenn einem Deshasth-Brahmanen ein Kind geboren wird, stürzt er sich völlig bekleidet in einen Brunnen.

Wilken berichtet (Gids III, 2, 280) nach Tylor, daß in Madras, Seringapatam und an der Küste Malabar der Mann bei der Geburt des ersten Kindes seiner vornehmsten Frau, und später bei jedem Sohne, der ihm geschenkt wird, einen Monat lang das Bett hütet, sich an Reisspeise hält, keine reizende Kost genießt und nicht raucht. „The people of this district of India may be described as mainly of the indigenous Dravidian stock, more or less mixed with Aryan Hindu. They are Hinduized to a great degree in religion and habits, but preserve some of their earlier customs; among which the couvade, which is not known as an Aryan Hindu practice, must probably be counted."

Couvade — „in het kraambed liggen der mannen in stede van de moeder" — scheint auch im indischen Archipel bestanden zu haben. Von den Alfuren auf Buru erzählt ja *Schouten* (um 1660), daß die Frau sofort nach der Entbindung an den Fluß geht, um mit dem Kinde zu baden, und dann wieder ihre gewohnte Beschäftigung aufnimmt, daß jedoch der Vater als Mann der Wöchnerin „seer behagelijk en als sickelijk weet aan te stellen en laat hem wel mooytjens koesteren . . . En ondertussen moet de zwakke vrouw aan 't werk, voor desen kraamheer wat lekkers toe te maken."[1]) *Wilken* (l. c. 281) berichtet von

[1]) Wörtlich steht bei Wouter Schouten, Reistogt naar en door Oost-Indiën, Utrecht u: Amsterdam 1775, I, 71: „Maar daarentegen, wanneer eene zwartin in de kraam komt, laat de man, die zig zeer zieklijk en belachlijk weet aantestellen, zig, als kraamheer, ter deege koesteren en oppassen, terwijl de zwakke kraamvrouw aan het werk moet, om den man wat lekkers toe te bereiden, en hem wat voedzaams te geven, opdat hij spoedig weêr op de been mag komen" (Wilken

Digitized by Google

Völkern der polynesischen Rasse, bei denen der Vater sich vor, während oder nach der Entbindung verschiedener Dinge enthalten muß oder gewisse Handlungen nicht verrichten darf. So bei den Bewohnern der Uliasers, den Tagela (Philippinen), den Olo Ngadju (Borneo) und den Niasers vor der Entbindung; bei der Bevölkerung von Leti und Kisser, den Bahau-Dayaks, den Dayaks von Sanggam und den Orang benuwa von Malakka nach der Entbindung; bei den Land-Dayaks von Serawak sowohl vor als nach der Entbindung. (*Encyclopaedie* s. v. Couvade, I, 394.)

Von den Bewohnern von Leti und Kisser wird vermeldet, daß, wenn eine Frau niedergekommen ist, der Aberglaube ihrem Manne verbietet, während einiger Monate zu pflügen, Land umzukehren, zu graben, zu hacken etc.

Als ein Überbleibsel der Couvade ist ferner wohl der Brauch auf den Timorlaut-Inseln zu betrachten, daß der Vater in der ersten Zeit das Kind tragen und versorgen muß, während die Mutter, nachdem sie gebadet hat, ihre gewohnte Hausarbeit verrichtet.

Bei den Bewohnern der Uliasers ist es dem Manne verboten, während der Schwangerschaft seiner Frau Gegenstände wie Tische, Stühle, Türen, Fenster und dergleichen mehr zusammenzufügen, irgend einen Nagel einzuschlagen etc., um eine schwere Entbindung zu verhüten. Auch darf er kein Bambusrohr spalten, um zum Beispiel eine Hacke zu machen; sonst bekommt das Kind eine Hasenscharte. Ebensowenig ist es ihm gestattet, Kokosnüsse zu öffnen, Haar zu schneiden oder das Ruder eines Fahrzeuges festzuhalten.

Bei den Bahau-Dayaks darf der Mann nach der Entbindung seiner Frau drei Tage lang kein Wasser trinken und fünf Monate hintereinander kein Salz essen, noch sirih kauen oder rauchen; auch ist es ihm nicht erlaubt, mit jemand zusammen zu essen oder Umgang mit einer Frau zu haben.

l. c. 281). — Das bestätigt *Van der Hart*, Reize naar het eiland Celebes . . ., 137. Das Zitat im Texte nach der Ausgabe Amsterdam 1708, I. 73. (Wilken, Bijdragen V, 4, 252.)

Digitized by Google

Etwas Ähnliches scheint bei den Dayaks von Sanggau, in der Westabteilung von Borneo vorzuliegen. Hier kommt der Vater bei einer Niederkunft seiner Frau in einen Zustand von *pantang* oder *pĕmali*, das heißt, nach der Bedeutung des Wortes, in einen Zustand, in dem ihm gewisse Dinge verboten sind. So darf er z. B. vier Tage lang das Dorf nicht verlassen.

Eine ganze Reihe von Enthaltungsgebräuchen während der Schwangerschaft finden wir auf Nias, und zwar sind sie nicht etwa bloß von der Frau zu beachten, sondern auch der Mann nimmt daran ebenso Anteil. So dürfen die Eltern kein Ferken, keine Schlange, Henne oder Fliege töten, keinen Bananenbaum pflanzen, keinen Nagel einschlagen, nicht zimmern, sich nicht im Wasser spiegeln, an keinem Orte vorübergehen, wo ein Mensch ermordet oder ein Büffel oder ein anderes Tier geschlachtet worden ist. Alle diese verbotenen Handlungen werden unter dem Begriffe *mamoni* zusammengefaßt. Wird von dem Manne oder der Frau gegen solche Vorschriften gesündigt, dann kann daraus viel Unglück entstehen: die Placenta kann in der Gebärmutter zurückbleiben, das Kind tot geboren oder mit einem Gebrechen, z. B. einer Hasenscharte, einem schiefen Halse, krummen Beinen und schielenden Augen, zur Welt kommen, und das Neugeborene kann von Krämpfen, Ausschlag, Augenkrankheiten etc. befallen werden.

Die Orang-Bĕnuwa haben den Aberglauben, daß, solange das Kind noch nicht laufen kann, die Eltern bestimmte Fische und Tiere nicht essen dürfen; diese heißen bei ihnen *pantang*, verboten. Sollte dies Verbot übertreten werden, dann glaubt man, daß das Kind die Krankheit *busong* bekommen werde, die von Schwellung des Magens — pĕrut-kĕmbung — herrührt.

Was die Makassaren und Buginesen anlangt, so meinen sie, daß der Mann während der Schwangerschaft seiner Frau, geradeso wie diese, sich häufig launenhaft benimmt und Gelüste hat nach Speisen, die man sonst nicht genießt — alles Erscheinungen, die ursprünglich mit der Couvade

Digitized by Google

zusammengehangen haben. (Nach *Wilken*, De Couvade bij de volken van den Indischen Archipel, *Bijdragen* V, 4, 250.)

Bei den Dayaks dürfen die Eltern des zu erwartenden Kindes ungefähr einen Monat zuvor kein Feuer anzünden oder erhalten, weil das Kind sonst gefleckt zur Welt kommt; sie dürfen keinerlei Früchte essen, weil das Kind sonst Bauchkrankheiten bekommt; sie dürfen keine Löcher in Holz machen, weil das Kind sonst blind geboren wird; sie dürfen nicht unter Wasser tauchen oder andere Körper unter Wasser halten, weil sonst das Kind im Mutterleibe ersticken und tot zur Welt kommen würde.

Dasselbe meldet *Spenser St. John* von den Dayaks von Sarawak. Bei ihnen darf der Ehemann bis zur Entbindung seiner Frau nicht mit scharfen Instrumenten arbeiten, ausgenommen, was zur Bearbeitung seines Ackers unbedingt nötig ist; er darf nichts mit Stricken zusammenbinden, kein Tier töten, keine Flinte abschießen, überhaupt nichts Gewalttätiges begehen, weil man annimmt, daß alle solche Handlungen einen ungünstigen Einfluß auf das Wachstum und die Entwickelung des Kindes ausüben. Auch nach der Geburt desselben hat sich der Mann gewissen Regeln zu unterwerfen: acht Tage lang darf der Unglückliche nichts weiter essen als Reis und Salz und vier Tage lang nicht in die Sonne treten noch baden.

Wilken sieht (mit anderen!) in der Sitte des Männerkindbettes weiter nichts als „een middel, primitief aangewend, om het abstracte begrip van het vaderschap onder concreten vorm te brengen" und schließt sich *Giraud Teulon* (Les origines de la famille, 194) an, der da sagt: „Comment indiquer des rapports de consanguinité entre le père et le fils? D'après le système de la parenté maternelle, c'était chose simple: les liens entre la mère et l'enfant, résultant de l'acte même de la mise au monde, la notion de consanguinité découlait du fait le moins contestable. Quant à l'homme, dans l'impossibilité de prouver son intervention, et surtout exclusive, il ne pouvait fonder sa paternité que sur une présomption ou une fiction légale. Or, les peuples dans leur enfance sont quelque peu rebelles à l'intelligence

Digitized by Google

des fictions et des idées abstraites: il faut leur en faciliter l'admission au moyen d'un acte sensible ou d'une cérémonie extérieure . . . On se crut obligé, pour établir des liens de parenté entre le père et le fils, de copier l'acte qui rattache l'enfant à sa mère, de parodier l'accouchement et d'assimiler le père à la mère en faisant de lui une *seconde mère*. Le mari fut donc condamné au rôle d'une femme en couches, et dut se prêter à un simulacre d'enfantement."

Die Einrichtung der Couvade deutet also auf ursprüngliches Matriarchat und ist eine Art Reaktion dagegen. Der Vater wünscht damit nicht allein seine nahe Beziehung zu dem Neugeborenen zu bekunden, sondern auch noch besonders zu betonen, daß diese Beziehung von nicht geringerer Art, das Band zwischen ihm und dem Kinde nicht minder stofflich, nicht minder fleischlich sei, als zwischen Mutter und Kind. Die Couvade ist eine imitatio naturae, wie eben gesagt wurde, indem der Mann dort sogar Schwangerschaftsgelüste bekommt! Was anfangs Nachahmung war, wurde später Wirklichkeit!

Die Benennung des Neugeborenen wird zwar auch in Vorderindien mit großer Feierlichkeit vorgenommen; hier möge aber der Hinweis auf Hillebrandt, Ritualliteratur genügen. Interessanter sind die Gebräuche im Archipel.

In Niederländisch-Indien sind Geschlechts- oder Familiennamen bei den Eingeborenen nicht gebräuchlich; und wo sie geführt werden, ist das auf europäischen Einfluß zurückzuführen, wie z. B. bei den inländischen Christen in der Minahasa, auf den Molukken und bei einigen Völkern der Inseln im Südosten des Archipels, wo Portugiesen sich niedergelassen haben.

Auf Java bekommt das Kind seinen Namen gewöhnlich am dritten Tage nach der Geburt. In der Regel geschieht dies auf festliche Weise in einer Zusammenkunft der Stammesgenossen, der Name wird meistens vom Vater bestimmt, der aber die Billigung der älteren unter den Anwesenden nachsucht. Bei der Auswahl wird häufig willkürlich zu Werke gegangen; sie ist nicht selten von allerlei

Digitized by Google

äußeren Umständen abhängig, z. B. von den Schmerzen der Mutter, häuslichen Schwierigkeiten etc. Bisweilen nimmt man einfach den Wochentagsnamen des Geburtstages des Kindes; auch werden wohl wenig delikate Namen gegeben. In der Regel jedoch empfängt das Kind den Namen der Großeltern, falls diese noch am Leben sind. Die hier in Betracht kommenden „Kindernamen" sind in Übereinstimmung mit dem Stande der Eltern: bei gewöhnlichen Javanen sind es polynesische Benennungen, wie Sidin, Sariman; bei den Vornehmen sind es Hindunamen. Kinder von hadjis oder anderen frommen Leuten bekommen wohl auch den Namen des Propheten oder anderer Heiligen des Islam, bisweilen in sehr verballhornter Form, wie z. B. Bubar von Abu Bakr.

Obschon nun die Javanen diese Kindernamen im späteren Alter gewöhnlich gegen andere vertauschen, scheinen jene doch ein festeres Kennzeichen zu bieten als die später angenommenen Benennungen; wenigstens verlangt die Regierung bei Gesuchen von Eingeborenen um Überlassung von Land Angabe des Kindernamens.

Namensänderungen kommen bei verschiedenen Gelegenheiten vor; um die Polizei irre zu führen, beim Verlassen eines Bezirkes, auch ohne einen solchen Grund; aber ausser diesen hier nicht in Betracht kommenden Fällen ändert der gewöhnliche Javane seinen Namen besonders bei der Geburt des ersten Kindes, was man ***karan anaq*** nennt, „sich nach seinem Kinde nennen". In diesem Falle werden die Eltern nach dem Kinde genannt, indem man für den Vater Paq (Bapaq = Vater) und für die Mutter Boq (Emboq = Mutter) hinzufügt, so daß ein Mann, der früher Sidin hieß und einen Sohn namens Sariman hat, nun Paq-Sariman heißt. In der Regel behalten nun die Eltern diesen Namen, und die Geburt weiterer Kinder hat darauf keinen Einfluß; stirbt jedoch das erste Kind, dann nimmt in Mittel-Java der Vater seinen Kindernamen wieder an; in Ost-Java nimmt er den Namen des zweiten Kindes an oder behält den des gestorbenen Kindes, wenn kein zweites geboren wird. Bisweilen wird der Name eines Kindes verändert,

Digitized by Google

um es bösen Einflüssen zu entziehen, z. B. wenn es gesäugt wird und kränklich ist; und dann nehmen die Eltern den neuen Namen zugleich als Elternnamen an. Auch in späteren Jahren vertauscht man aus denselben Gründen wohl seinen Namen: wenn man z. B. mit allerhand Mißgeschick zu kämpfen hat und nun glaubt, durch Namenvertauschung dem entgehen zu können. Übrigens geschieht es wohl auch, daß ein eben erst verheirateter Mann, der in der Behausung seiner Schwiegereltern Wohnung nimmt, von diesen einen Namen empfängt, zum Zeichen, daß er ihnen folgt.

Eine Veranlassung, einen anderen Namen anzunehmen, liegt in der Änderung von Rang und Stand. Während es selten vorzukommen scheint, daß man bei einer Rangerniedrigung seinen Kindernamen wieder annimmt, ist es allgemein gebräuchlich bei Rangeserhöhungen den Namen zu verändern; ja es ist sogar ungehörig, dies zu unterlassen. Das Herkommen gibt an, welche Namen für den neuen Rang passen; die Susuhunan und der Sultan nehmen bei ihrer Thronbesteigung die seit langer Zeit feststehenden Namen an; Regenten sollen solche wählen, die ihrer Würde entsprechen und aus der Kawi-Sprache (oder der dafür gehaltenen Sprache!) entlehnt sind, wie z. B. Sastra Adiningrat, Tjakra Negara, Suria Winata. Niedrigere Beamte, wie patihs oder wedanas, wählen wieder andere Kawi-Namen. Andere Personen von hohem Stande ersetzen auch wohl ihren Kindernamen durch eine Benennung, die sie von ihrem Geburtsbezirke entnehmen, unter Beifügung des Titels Kjahi, z. B. Kjahi Madja. Priester und hadjis legen ihren arabischen Kindernamen nicht ab, sondern fügen öfters den Namen eines mohammedanischen Gelehrten oder Heiligen bei, z. B. Mohammad Idris; einige von ihnen führen aber auch Hindunamen, wie Prawiranata, Adi Widjaja. Zum Christentume bekehrte Javanen nehmen in der Regel bei der Taufe zu dem alten Namen einen neuen an; bisweilen, aber nicht immer, einen biblischen oder europäischen.

Für die Sundanesen und Maduresen gilt in den Hauptzügen das bezüglich der Javanen bemerkte; bei den zuerst

Digitized by Google

genannten wird der Elternname an den Kindernamen angefügt und ersetzt diesen nicht.

Bei den Atjeh geschieht die Namengebung meistens erst nach der Wochenzeit von 44 Tagen und ohne besondere Feierlichkeit; vorher werden die Kinder mit Namen angerufen, die ganz allgemein und nichtssagend, bisweilen sogar trivial sind, aber für viele doch die einzigen bleiben, mit denen sie ihr Leben lang gerufen werden. Absichtliche Veränderung von einmal gegebenen Namen aus abergläubischen Beweggründen kommt bei ihnen nicht vor.

Bei den Menangkabaus wird ebenfalls bald nach der Geburt, in der Regel, in Übereinstimmung mit dem mohammedanischen Gesetz, am siebenten Tage dem Kinde ein Name gegeben, ***nama kètè (ketjil)***, ein echter Kindername, da man ihn nur als Kind trägt; im L Kotas und Tanah-Datar besteht aber die Gewohnheit, diesen Namen auch als Erwachsener zu behalten, es sei denn, daß man als Häuptling Anspruch auf einen bestimmten *galar* (Ehrentitel) hat. Der Kindername wird auch mehrmals gegen einen anderen vertauscht; Vater und Mutter werden, wenn sie keinen galar besitzen, nach der Geburt eines Kindes mit dem Namen des Erstgeborenen bezeichnet; auch werden Großväter wohl nach dem Enkel, Oheime nach dem Neffen genannt. Das ist *gala imbanan*. Auch wird jemand nicht selten mit dem *gala kiasan* bezeichnet, der ein Beiname ist, ein Spitzname, dem Berufe, einer Äußerlichkeit, einem Körpergebrechen etc. entnommen.

In diesen Fällen hat *gala* oder *galar* die Bedeutung von Name, während die höheren *galars* am besten mit „Titel" wiedergegeben werden können. In einigen Familien gibt es auch erbliche Titel, *galar pusaka*, die von dem Haupte (panghulu) getragen werden und unveränderlich mit dieser Stellung verknüpft sind. Ursprünglich ging dieser Erbtitel über auf den ältesten Neffen (Schwestersohn); jetzt kommt er demjenigen zu, der zum panghulu erwählt wird. Auch der *putjuk* (panghulu putju'a'), das Haupt der ältesten der Familien in der Gemeinde, hat als solcher einen feststehen-

Digitized by Google

den galar, der von dem einen Träger zum andern übergeht. Wenn die Familien sich ausbreiten, so daß die Zahl der panghulus sich vermehrt, dann wird für eine neue Abzweigung von den gesamten Häuptern ein neuer Titel geschaffen, der *galar buatan* heißt und ebenso erblich ist und so pusaka wird. Gewöhnlich führen nur Erwachsene den galar pusaka, aber es kommt auch vor, daß ein zur Zeit unbenutzter galar dem Kinde gegeben wird, welches der Erbe davon sein soll. Der galar pusaka darf bei Strafe von niemandem getragen werden, der kein Recht dazu hat: wobei aber bemerkt werden muß, daß ein galar, der in der einen Genossenschaft pusaka ist, dies in einer anderen nicht ist und dort sehr wohl als galar imbauan angenommen werden kann. Neben den panghulus haben auch die übrigen Würdenträger — manti, dubalang und malim — Anrecht auf einen galar pusaka.

Außer dem galar pusaka kennt der Menangkabau noch als Titel den *galar muda*. Wenn mehrere zu einer Familie gehörigen Personen erwachsen sind und einer von ihnen den galar pusaka hat, nehmen die anderen einen galar an, der sich nur dadurch von dem erblichen galar unterscheidet, daß der Titel „datuq", der nur dem panghulu zusteht, darin nicht vorkommt. Nicht selten werden ganz verschiedene galars angenommen; das eine wie das andere muß aber geschehen nach Besprechung mit den Häuptern und bei Gelegenheit eines Festes. Endlich nimmt auch der panghulu limbogo, das heißt jemand, der den Titel panghulu ehrenhalber bekommt, einen galar an, der aber nicht erblich ist und nicht mit dem galar pusaka gleichlautend sein kann.

Die galars sind im allgemeinen sehr hochtrabend, so daß selbst Prädikate wie sutan, maharadjo, radjo badingo, nicht selten vorkommen. Sie beweisen aber durchaus nicht den hohen Rang dessen, der sie führt, da sie häufig von Leuten aus dem Volke getragen werden. Wie schon angedeutet wurde, kennzeichnet nur das Prädikat *datuq* seinen Träger als eine Hauptperson. An den Küstenstrecken von Sumatra jedoch weisen die Prädikate in der Tat auf höheren oder niedrigeren Adelsstand, wie z. B. radja, sutan, marah,

Digitized by Google

magek, und ihre Träger haben Anspruch auf besondere Ehrerweisungen.

Bei den Bataks geschieht die Namengebung ebenfalls einige Tage nach der Geburt des Kindes. Ist das Erstgeborene ein Knabe, dann gibt die Mutter, der Mutter Bruder oder dessen Frau den Namen, sonst die Tante von Vaters Seite; die folgenden Kinder empfangen ihn von Vater und Mutter. Um nachzukommen, ob der gewählte Name passend ist, wird das Los befragt; je nach der geraden oder ungeraden Zahl von Reiskörnern, die man in die Hand nimmt, wird der gewählte Name behalten oder ein anderer angenommen. Bei den Karo-Bataks ist es nach Wijngaarden[1]) nicht erlaubt, Kinder nach Blutsverwandten zu nennen. Auch die Bataks nennen sich mit Vorliebe nach ihrem Erstgeborenen, unter Beifügung von amang, inang, opa ni, ina ni oder pan und nan oder Abkürzungen davon.

Auch der galar wird bei den Bataks an verschiedenen Strecken getragen, wahrscheinlich unter malaiischem Einfluß. Ein Unterschied zwischen dem galar pusaka und muda besteht da aber nicht; letzterer kommt ausschließlich vor, wird nach dem *gorar danak* (= nama kètè) gebraucht und besteht ebenfalls aus einem Prädikate und einer Umschreibung. Auch Personen niederen Standes führen bei ihnen einen galar; die höheren Stände und vor allem die nächste Umgebung des Fürsten vertauschen den galar in späteren Jahren, bei der Annahme einer Würde, bei der Hochzeit etc. *(gorar magodang* oder *gorar haradjaan)*, wobei dann ein anderes Prädikat, z. B. baginda, sutan, gebraucht wird; das Annehmen eines höheren galar ist jederzeit von einem kostspieligen Feste begleitet.

Das Annehmen des Namens des Erstgeborenen durch die Eltern kommt übrigens bei weitaus den meisten Stämmen vor, die den Archipel bewohnen, den Buginesen und Makassaren, Dayaks etc., und ist auch bei den stammverwandten Howas auf Madagaskar gebräuchlich.

---

[1]) Jets over naamgeving bij de Karau-Bataks. Med. Ned. Zend, XXXVIII, 311.

Digitized by Google

Ebenso wie bei den Bataks wird auch bei den Dayaks und Ambonesen das Los über den Namen geworfen. Bei ersteren werden Stückchen rotang, die jedes einen Namen bekommen, in ein Becken mit Reis getan; die Mutter muß ein Stückchen herausgreifen, dessen Name dann dem Kinde gegeben wird. Bei den Ambonesen, ebenso auf den Aru-Inseln, Babber, Kisser etc., gibt der Vater dem Kinde einen Namen und legt es danach der Mutter an die Brust; wenn es dann saugt, ist der Name passend, sonst versucht man es mit einem anderen, solange bis das Kind die Brust nimmt.

Bei verschiedenen Volksstämmen des Archipels hat man eine Scheu, sich bei seinem Namen nennen zu lassen, was im Zusammenhange mit den allgemein herrschenden Begriffen vom Animismus zu stehen scheint. Es wird dort als sehr unpassend erachtet, jemand nach seinem Namen zu fragen; und wenn der Eingeborene, z. B. vor Gericht, aufgefordert wird, seinen Namen anzugeben, soll er es doch nach Möglichkeit vermeiden, auf die betreffende Frage eine direkte Antwort zu geben, indem er versucht, daß ein anderer ihn nenne, oder indem er antwortet: „Man nennt mich so und so!" Bei Javanen und Malaien besteht dies Vorurteil nicht, wohl aber bei den Menangkabaus z. B. Bei einigen Völkern meint man, daß das Nennen des eigenen Namens oder desjenigen von Verwandten Unheil bringt; bei den Toradjas von Posso meinte man sogar, daß das Aufschreiben des eigentlichen Namens den Tod des Betreffenden zur Folge habe. (*Encyclopaedie* III, 1 ff.)

Digitized by Google

§ 6. Die Prostitution.

Heilige Prostitution. Gastliche Prostitution. Gewerbsmäßige Prostitution, eine uralte Einrichtung in Indien. Verschiedene Arten von Hetären. Zuhälter. Die Hetären kennen auch echte Liebe. Die „lebenden Wunschbäume" der Hetären. Welche Männer sie meiden soll. Die Geldfrage ist wichtiger als alles andere. Das Verhalten gegenüber dem reichen Besucher. Die listigen Mittel, Geld herauszuschlagen. Der gleichgültige Liebhaber. Wie ein lästiger Besucher entfernt wird. Eine altindische Hetärengeschichte. Die heutigen Tänzerinnen; Nautch girls und devadâsi. Lucknow als Paradies der Tänzerinnen. Änderung des Geschmackes in Indien. Urteile über die Kunst der indischen Tänzerinnen. Eine Pascha-Laune. Prostitution in Niederländisch-Indien. Talèdèk und ronggèng; padjogé und panjeroan. Männliche Prostutierte, basir. Soldatenfrauen. Ärztliche Aufsicht. Gesundheitszustand der Prostituierten. Das Giftmädchen.

Wenn wir von den weiter unten zu besprechenden devadâsîs, den „Tempeldienerinnen" absehen, die sich freilich auch im Tempelvorhofe den Fremden preisgeben, gerade so wie es ihre Schwestern in Babylon gemacht haben, so bleiben allerdings nur noch Spuren von zwangsweiser religiöser Prostitution; diese aber finden sich mehrfach in Indien. So verlangt man, daß sich die Santâl-Mädchen diesem Brauche einmal in ihrem Leben zu Telkûpi Ghât unterwerfen; ähnliche Sitten herrschten einst in dem Tempel des Jagannâthâ und sonst. (Crooke II, 118.)

Von gastlicher Prostitution weiß Marco Polo zu erzählen. Er berichtet nämlich von den Bewohnern von Khamil, östlich vom Thian-Sjan-Gebirge: Fremdlinge werden sehr freundlich aufgenommen, und während die Männer sich entfernen, werden die Frauen und Töchter ganz zur Ver-

Digitized by Google

fügung der Gäste gestellt. Man betrachtete das Annehmen dieses Zeichens von Gastfreiheit als eine große Ehre und glaubte dadurch göttlichen Segens teilhaftig zu werden.

In Hunsa (Dardistan) verlangt es nach Ujfalvy 294 die Sitte, daß man dem Gaste seine eigene Frau für die Nacht anbietet.

Von den Dayaks von Sidin, in der westlichen Abteilung von Borneo, lesen wir, daß die Männer bisweilen untereinander auf kürzere oder längere Zeit ihre Frauen tauschen und daß, wenn jemand in den kampong kommt und dort einen Namensvetter findet, er das Recht hat, bei diesem Wohnung zu nehmen, der dann nicht allein sein Haus, sondern auch seine Frau, im wörtlichsten Sinne des Wortes, abtreten muß.

Auch die Prauw-bewohnenden[1]) Orang-Sekah von Billiton scheinen es zu einer Pflicht der Gastfreundschaft zu rechnen, ihre Frauen dem Gaste zu leihen.

Bei ihnen heißt *bĕlontjong*, mit der Frau eines anderen in gutem Einvernehmen stehen. Wenn nämlich (nach *Corn. de Groot*) Orang-Sĕkahs an einen Ort kommen, wo ebenfalls Orang-Sĕkahs wohnen und ihr Fahrzeug eine oder mehrere Nächte verweilen muß, ist es fast sicher, daß die Ankommenden den dortigen verheirateten Frauen ein bĕlontjong-Fest geben. Das erste ist dann, einige junge Frauen des Ortes einzuladen, was nicht viel Mühe macht. Diese kommen dann abends schön geputzt auf das Fahrzeug und bleiben hier bis zum Morgen; dabei wird gegessen und unter Begleitung der gĕndang- und tawak-tawak-Trommeln gesungen. Die Männer nehmen es ihren Frauen nicht übel, daß sie die ganze Nacht in Gesellschaft fremder Männer ausbleiben und sind durchaus nicht eifersüchtig, wiewohl die Zusammenkunft nicht immer in Zucht und Ehren abläuft.

Auf Timor beschränkt sich dies Abtreten der Frau auf solche Personen, mit denen man Blutfreundschaft geschlossen

[1]) Prauw ist ein indisches Schiff.

Digitized by Google

hat. Riedel[1]) berichtet es vom südwestlichen, Forbes[2]) vom nordöstlichen Teile der Insel. (Wilken, Bijdragen V, 4, 451 f.)

Wenn bei den Dayaks von Sarawak und bei den Kajans ein Häuptling oder berühmter Krieger eines anderen Stammes durch das Land reist und die Nacht in einem Dorfe zubringt, ist es Pflicht der Gastfreundschaft, zu seiner Gesellschaft ein Mädchen zu besorgen, wie *Low*, Sarawak, its inhabitants and productions, berichtet.

Die berufsmäßige Prostitution ist im Brahmanismus eine uralte Einrichtung. Bereits im vedischen Zeitalter spielten die circulating beauties eine kulturgeschichtlich überaus wichtige Rolle; das Hetärenwesen war „großartig" (Pischel-Geldner, Vedische Studien I, p. XXV). In den buddhistischen Jātaka-Erzählungen tritt die „Stadtschöne" überaus häufig auf, und wir erfahren, daß bisweilen 1000 Goldstücke für eine Nacht gefordert wurden. Die Literatur der klassischen Zeit wimmelt von fahrenden Frauen, und bis in die Jetztzeit hinein betreiben sie ihren widerlichen Gimpelfang, ohne daß für ein Abnehmen ihres für die Menschheit so beschämenden Standes irgend welche Aussicht wäre.

Die Angaben des Kāmasūtra, auf die wir sogleich eingehen werden, werden gerade durch die Jātakas in recht willkommener Weise ergänzt. Wir hören, daß die Stadtschönen im Sonntagsstaate an den Ufern der heiligen Flüsse saßen, in die die Männer hinabtauchten, um sich von den Sünden rein zu waschen. Die Lusthaine und öffentlichen Gärten, Prozessionen und Wallfahrten, wie überhaupt Feste aller Art waren den feilen Frauen als Gelegenheitsmacher willkommen. „In kochenilleroten Kleidern, duftende Kränze in den Händen, von Wohlgerüchen umwallt und natürlich orientalisch geschmückt, zogen diese Sirenen im Saṃsāra-

[1]) Die Landschaft Dawan oder West-Timor, Deutsche geographische Blätter X, 230.

[2]) A naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago, p. 452.

Digitized by Google

Meere die Gassen dahin, liebevolle Blicke und Worte nicht sparend". (Meyer, Daçakum. 51.)

Hervorragende Kurtisanen standen bei dem Fürsten in großem Ansehen, machten auch gelegentlich Gastreisen und führten den Titel gaṇikā. Das Kāmasūtra kennt folgende Unterarten: die Wasserträgerin (kumbhadāsī), Dienerin (paricārikā), Untreue (kulaṭā), die Freie (svairiṇī), die Tänzerin (naṭī), die Handwerkerin (śilpakārikā), die offen Verdorbene (prakāśavinaṣṭā), die von der Schönheit Lebende (rūpājīvā) und die eben genannte gaṇikā. Andere Einteilungen bei Meyer, l. c. 55.

Gerade so wie es in Griechenland mit Aspasia, Phryne und anderen berühmten Hetären war, stand es auch in Indien: alle Freudenmädchen wurden sorgfältig erzogen, und je geistvoller die Schülerin war, eine um so eifriger gesuchte Meisterin ward sie später.

*

Das erste, was einer indischen Hetäre not tut, ist — abgesehen von der „Mutter", der unerläßlichen Kupplerin — der Zuhälter, der hilfsbereite Freund, der die Liebhaber gewinnen hilft, sie anderen Hetären abjagt, etwaigem Mißgeschicke begegnet, Geld erwerben hilft und sie vor Demütigungen seitens der Besucher schützt. Von ihrer Wichtigkeit für die Wohlfahrt der fahrenden Frauen sind alle Autoren überzeugt, und so sagt *Kṣemendra,* Samayam. V, 60: „Die Allerweltskokette sei zunächst auf die Erwerbung von Freunden bedacht; denn die Wohlfahrt der Hetären und der Taglotusse hängt von dem Freunde ab. Durch die Freunde erfährt sie den Reichtum, die Vorzüge, das Mittel zur Gewinnung des Herzens, den Charakter, die Zuneigung und die Abneigung der Liebhaber."

Dementsprechend ist denn auch die Auswahl dieser Freunde, unter denen uns Männer begegnen, die wir lieber nicht als Beschützer jener Damen genannt sehen möchten. Wir finden nämlich bei Vātsyāyana, auf dessen Angaben wir allein angewiesen sind, soweit die eigentlichen Erotiker

Digitized by Google

in Betracht kommen, außer Kranzwindern, Händlern mit Wohlgerüchen, Schankwirten, Barbieren, Astrologen, Tollkühnen, Helden, Leuten, die an Wissen gleich und in den Künsten erfahren sind, außer dem „Hetärenlehrer" (pīṭhamarda), dem Schmarotzer und dem Spaßmacher, auch noch Wachtleute und Gerichtspersonen!

Selbstverständlich läßt die Theorie auch für die Hetären die Liebe als Triebfeder ihrer Handlungsweise zu: Vātsyāyana und Rudraṭa betonen das ausdrücklich, letzterer fragt sogar ironisch, ob man etwa glaube, daß die Reiher ihr Liebesbedürfnis gefressen hätten. Die Gründe zum Verlieben sind — abgesehen von absonderlichen Launen, die die Allerweltsschönen veranlassen, einen einträglichen Kunden aufzugeben und irgend einen schmutzigen Kerl mit ihrer Zärtlichkeit zu beglücken — dieselben, die auch sonst ein weibliches Herz rühren: das Kāmasūtra zählt p. 308 ff sämtliche gute Eigenschaften auf, die Liebe zu erwecken imstande sind. In den allermeisten Fällen aber spielt die schnödeste Gewinnsucht die Hauptrolle, wozu es nötig ist, daß sich die „Liebesladendienerin" in der Auswahl ihrer Besucher der rechten Vorsicht befleißigt und sich, wie Vātsyāyana sagt, nach „lebenden Wunschbäumen" umsieht. Das sind die Unabhängigen; solche, die in der ersten Jugendblüte stehen; Reiche; solche, die nicht von anderen erhalten werden; Beamte; solche, deren Existenzmittel mühelos einkommen; Nebenbuhler; Leute, die an ihr Glück glauben; Prahler; Impotente, die den Titel Mann beanspruchen; die mit ihresgleichen rivalisieren; von Natur Freigebige; solche, die bei dem Könige oder dem Minister einflußreich sind; Fatalisten; auf ihren Reichtum Stolze; die der Botmäßigkeit der Eltern Entwachsenen; die für ihre Angehörigen gewichtig sind; reiche einzige Söhne; Mitglieder eines Ordens; heimlich Liebende, Helden und Ärzte. Kṣemendra ergänzt diese Liste, indem er (Samayam. V, 63—67) auch noch Betrunkene, Söhne des Königs, Bauern, Sänger, eben angekommene Karawanenführer, auf ihre Kenntnisse eingebildete Gelehrte u. a. nennt.

Meiden soll die Hetäre Schwindsüchtige, Aussätzige,

Digitized by Google

an Würmern leidende, Leute mit übelriechendem Atem, mit geliebten Gattinnen, mit rohen Reden, Knauserige, Hartherzige, von den Eltern Verlassene, Räuber, Heuchler, Leute, die viel mit Wurzeln Zauberkunststücke machen; die sich um Ehre oder Unehre nicht kümmern, die sich für Geld sogar von ihren Feinden kaufen lassen und Schamlose.

Gründe genug zu einem Liebesbesuche nennt Vātsyāyana p. 311. Danach kann man bei einer Hetäre Einkehr halten oder ihren Besuch empfangen, wenn sie handelt: in der Leidenschaft, aus Furcht, aus Geldgier, aus Rivalität, zur Vergeltung einer Feindseligkeit, aus Neugier, aus Parteinahme, aus Kummer, um eine gute Tat zu vollbringen, um Ruhm zu ernten, aus Mitleid, um einem Freunde gefällig zu sein, aus Scham, von der Ähnlichkeit des betreffenden Mannes mit dem Geliebten hingerissen, wegen des Reichtumes des Mannes, um die Leidenschaft zu löschen, weil der Mann ihr ebenbürtig ist, in demselben Hause wie sie wohnt, beständig und würdevoll ist. Für Vātsyāyana, der diese Gründe von den „alten Meistern", d. h. seinen Vorgängern übernommen hat, gibt es freilich nur drei: Gelderwerb, Abwehr eines Mißgeschickes und Liebe. Er bemerkt ausdrücklich, daß die Geldfrage, da sie die Hauptsache ist, von der Liebe nicht beeinträchtigt werden darf.

Wenn nun die „circulating beauty" einen der Bemühung würdigen Mann aufs Korn genommen hat, schickt sie jemanden von ihren Freunden aus, um seine Neigung zu ergründen, ob er lauter oder unlauter, anhänglich oder treulos, freigebig oder knauserig ist. Sieht sie sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht, so führt der Hetärenlehrer den Liebhaber in ihre Behausung, oder sie in die seinige unter dem Vorwande, Wachtel-, Hahnen- oder Widderkämpfe abzuhalten, Papageien oder Stare sprechen zu lehren, ein Schauspiel anzusehen, oder Künste zu treiben. Wenn er angekommen ist, wird er mit irgend einer Kleinigkeit von der Hetäre beschenkt mit den Worten: „Dies sollst Du selbst ganz speziell bekommen!" Die Unterhaltung drehe sich um solche Gegenstände, an denen er Gefallen findet. Betel,

Digitized by Google

Kränze und wohlzubereitete Salben sind die Geschenke, die sie dem Ankommenden anbietet.

Hat sie ihr Ziel erreicht, so führe sie mit dem Manne ein Leben, wie es der einzigen Gattin zukommt; sie ergötze ihn, hänge sich aber nicht an ihn; sondern tue nur so, als wäre sie anhänglich. Sollte sie aber in ihren Grundsätzen schwankend werden, so ist ja ihre geldgierige, auf das Geschäft allein versessene Mutter da, oder eine Stellvertreterin. Diese sucht ihre Tochter dem jeweiligen Liebhaber gewaltsam zu entreißen, wobei letztere Abneigung, Ekel, Scham und Furcht heucheln muss, aber sie handele ihrem Gebote nicht entgegen. Wenn sich ein Grund darbietet, besuche sie unter diesem Vorwande den Liebhaber nicht; wohl aber schicke sie eine Dienerin ab, die sich von ihm Betel oder Reste von seinem Opfer ausbitten soll. Über das weitere Verhalten einer solchen verliebt tuenden Schönen lese man Kāmasūtra § 52. Dass aber der verliebte Gimpel die Wünsche ausführt, die von seiner Auserwählten geäußert werden, unbedenklich ist, in Geldangelegenheiten keine Rücksicht auf seinen Geldbeutel nimmt, ja sogar vertrauensvolle Liebe zeigt, hat er sich selbst zuzuschreiben. Jedenfalls versteht es die Hetäre ganz vorzüglich, für gewöhnliche und außergewöhnliche Bedürfnisse die Kasse des Liebhabers in kurzer Zeit zu entleeren. Die alten Meister lehren zwar, sie solle keine List anwenden, wenn sie auf „natürliche Weise" oder gar über ihre Berechnung hinaus Geld bekommt; Vātsyāyana aber macht die Pedanterie diesmal nicht mit, sondern meint, wenn List zur Anwendung gebracht werde, habe sie doppelten Gewinn, und das ist ja die Hauptsache. Vorwände, Geld herauszuschlagen, sind leicht gefunden: die Hetäre muß sich bei den Geschäftsleuten gegen Barzahlung rechtzeitig Schmucksachen, Speisen, Getränke, Kränze, Kleider, Wohlgerüche u. s. w. verschaffen; sie rühmt in seiner Gegenwart seinen Reichtum; sie gibt vor, Gelübde abhalten, Bäume pflanzen, Gärten, Tempel, Teiche und Lusthaine anlegen, Feste feiern oder Liebesgaben machen zu wollen; sie lügt ihm vor, dass die Stadtwächter oder auch Diebe gelegentlich eines Liebesbesuches bei ihm ihren Schmuck geraubt haben,

Digitized by Google

oder daß durch Feuersbrunst, Einbruch oder Unachtsamkeit in der Behausung ihr Vermögen, die geborgten Schmucksachen und diejenigen des Liebhabers verloren gegangen seien; sie läßt ihm durch Vertrauenspersonen mitteilen, welchen Aufwand die Liebesbesuche bei ihm verursachen; sie macht Schulden um seinetwillen; sie hat Streit mit ihrer Mutter wegen der Ausgaben, die er verursacht hat; sie meidet die geselligen Veranstaltungen ihrer Freunde, da sie keine Gegengaben zu bieten habe; sie erwähnt, was für wertvolle Geschenke diese ihr früher gemacht haben und kramt sie hervor; sie unterlässt die gewohnten Handlungen; sie überträgt den Handwerkern Arbeiten um des Liebhabers willen; sie leistet Ärzten und Ministern Dienste aus bestimmten Gründen; sie unterstützt dienstbereite Freunde bei Misshelligkeiten; sie weist auf die (kostspieligen) häuslichen Verrichtungen hin; sie stattet den Sohn einer Freundin aus; sie schützt Schwangerschaftsgelüste vor oder Krankheit; sie behebt das Unglück eines Freundes; sie verkauft einen Teil ihrer Kleinodien zu Gunsten des Liebhabers; sie bietet ihre besten Kostbarkeiten, Geräte und Geschirre einem Kaufmanne zum Verkaufe an; sind bei einem Ausleihen ihres Geschirres an andere Hetären Verwechslungen bei der Rückgabe vorgekommen, so kauft sie nun besseres, um fernere Verwechslungen zu vermeiden; sie erinnert den Liebhaber an seine früheren Leistungen und rühmt sie; durch Vertrauenspersonen benachrichtigt sie ihn von dem außerordentlichen Gewinne anderer Hetären; diesen gegenüber beschreibt sie in Gegenwart des Liebhabers verschämt ihren eigenen außerordentlichen, tatsächlichen oder erdichteten Gewinn; sie weist die früheren Liebhaber, die, mit außerordentlichen Reichtümern versehen, sich allesamt wieder um sie bemühen, offen ab; sie deutet auf seine freigebigen Nebenbuhler hin und stiftet ein Kind an, welches sagen muss: „Er soll nicht wiederkommen!"

Kṣemendra gibt der Hetäre den guten Rat, die leidenschaftliche Erregung des Liebhabers klug zu benutzen und ihm rechtzeitig sein Geld abzunehmen: „Ein Gesättigter macht sich ja für gewöhnlich nichts aus einer Mangofrucht,

Digitized by Google

wenn sie auch am tief herabhängenden Zweige gereift ist. Sie halte den mit Vermögen Ausgestatteten fest, solange sein Geld noch nicht aufgebraucht ist, gerade so wie ein Lampendocht, dessen Ende immer wieder mit ein wenig Oel angefeuchtet wird, Licht spendet."

Aus zwei Gründen erfolgt gewöhnlich die Trennung des Pärchens: entweder geht dem Liebhaber das Geld aus, so daß er wie eine ausgequetschte Zitrone weggeworfen wird, oder er wird der Hetäre überdrüssig und sucht sich eine andere. Letzteres äußert sich darin, dass er zu wenig oder etwas anderes gibt als verlangt wird; er unterhält Beziehungen zu den Widersachern der Hetäre; er gibt das eine an und tut etwas anderes; er vernachlässigt seine Gepflogenheit; er vergißt seine Versprechungen oder führt sie anders aus; er spricht mit seinen Leuten vermittelst Zeichensprache; er schläft auswärts, indem er das Geschäft eines Freundes vorschützt; er verhandelt mit der Dienerschaft der Hetäre, mit der er früher gelebt hat.

In beiden Fällen bringt die Hetäre, ohne dass er ihre wahre Absicht durchschaut, seine wertvollen Sachen unter einem Vorwand in ihren Besitz. Diese nehme dann ein ins Vertrauen gezogener Gläubiger mit Gewalt an sich; und wenn jener dagegen Widerspruch erhebt, drohe letzterer mit dem Gerichte.

Einem Liebhaber, der nur wenig Gewinn noch bringt, verleide sie den Aufenthalt durch unfreundliches Wesen; hat er gar nichts mehr, so werfe sie ihn ohne Umstände hinaus, wobei sie sich klugerweise bereits auf einen neuen Liebhaber stützt. Sie tut, was ihm unerwünscht ist; sie wiederholt Handlungen, die er tadelt; sie kneift die Lippen zusammen; sie stampft mit dem Fuße auf; sie erzählt von Dingen, die ihm unbekannt sind; bei Sachen, die ihm bekannt sind, zeigt sie Verachtung und Mangel an Teilnahme; sie verkehrt mit Leuten, die ihm überlegen sind; sie behandelt ihn mit Mißachtung; sie tadelt diejenigen, die dieselben Fehler haben wie er; sie verweilt an einsamen Orten; sie ist unruhig bei seinem Verhalten während des Liebesgenusses; sie verweigert ihm ihren Mund; sie verhüllt ihren Leib; sie

Digitized by Google

zeigt Abscheu vor den Nagel- und Zahnwunden; sie hindert ihn, wenn er sie umarmen will, durch die nadelartig vorgestreckten Arme; sie hält ihre Gliedmaßen unbeweglich; sie kreuzt die Schenkel; sie verlangt nach Schlaf; sie fordert ihn zum Liebesgenusse auf, wenn sie merkt, daß er erschöpft ist; sie lacht, wenn er unfähig ist; ist er fähig, dann zeigt sie Mangel an Entzücken; wenn sie merkt, daß er sogar am Tage Verlangen hat, besucht sie Gesellschaften; wenn er spricht, verdreht sie seine Worte; sie lacht, wo es nichts zu lachen gibt; wo es etwas zu lachen gibt, lacht sie über andere Dinge; während er spricht, blickt sie von der Seite nach der Dienerschaft und stößt sie an; sie fällt ihm ins Wort und beginnt eine andere Unterhaltung; sie erwähnt seine Versehen und lächerlichen Gewohnheiten, die er nicht unterlassen kann; sie läßt durch eine Dienerin seine schwachen Seiten bloßstellen; wenn er kommt, verleugnet sie sich; sie bittet um Dinge, um die man nicht bitten soll: und so geht er schließlich von selbst.

Diese Vorschriften, die Vātsyāyana den Lehrsätzen des Dattaka entnommen hat, kehren nur wenig verändert bei Kṣemendra (Samay. V, 78—87) und bei Dāmodaragupta (Kuṭṭan. 606/613) wieder. Ersterer läßt, wenn nichts mehr verschlagen will, eine Dienerin auftreten, die zu dem Liebhaber höhnisch sagt: „Was macht der Eunuch, der das Glück des Genusses nicht kennt, im Hause der Hetäre? Was besteigt derjenige das Schiff, der das Geld für die Überfahrt nicht zur Hand hat? Was macht eine Hetäre mit einem Manne, der zwar schön ist, aber sein Vermögen durchgebracht hat und keine Anstrengung mehr machen kann? Wer mag eine Kuh als nützlich betrachten, der die Milch versiegt ist und die nicht mehr trächtig wird? Vergebens befaßt sich ein Ausgebeutelter damit, Dummköpfe mit liebreichen Redensarten zu gewinnen: bringt etwa die Amme, wenn die Milch ausbleibt, das Kind durch Küsse und Liebkosungen zum Gedeihen?"

Wenn nun auch der Liebhaber auf so schändliche Weise, „wie ein zerstampftes Stück Zuckerrohr", hinausgeworfen worden ist, hat er trotzdem Aussichten, wieder in Gnaden

Digitized by Google

aufgenommen zu werden: sobald er nämlich wieder zu Gelde gekommen ist! Sollte er allerdings inzwischen bei einer anderen Hetäre gewesen sein, so bedarf es seitens der ersten einer reiflichen Überlegung, ob sich die Wiederaufnahme empfiehlt oder nicht. Es sind sechs Fälle möglich, die Vātsyāyana § 56 mit gewohnter Ausführlichkeit erörtert.

Die Einnahmen richten sich natürlich nach den Vorzügen und der Beliebtheit; auch Ort und Zeit sind nicht ohne Einfluß. Wenn ein außerordentlicher Gewinn in Aussicht steht, lasse sie sich nicht die Mühe verdrießen, Boten über Boten an den aufs Korn genommenen Mann zu schicken. Sind mehrere Kunden gleichzeitig vorhanden, die denselben Gewinn zu bringen versprechen, so rät Vātsyāyana, demjenigen den Vorzug zu geben, der Gold spendet; denn erstens läßt sich dies nicht leicht wieder abholen, anderseits kann man sich dafür alles einkaufen, was man braucht. Wie die Hetäre im übrigen ihre Entscheidung zu treffen hat, wenn die Kunden und die von ihnen angebotenen Schätze gleichwertig sind, das lehrt uns eingehend genug das Kāmasūtra § 57; im nächsten Abschnitte handelt dann Vātsyāyana von den Chancen, welche die Venuspriesterinnen haben, und dem Risiko, dem sie sich bei ihrem Gewerbe aussetzen. Den Rat der Freunde dabei zu hören, das augenblickliche Bedürfnis, die Aussichten, die Vorzüge des Besuchers, gelegentlich auch die Stimme des Herzens zu berücksichtigen — das sind Fragen, die von Fall zu Fall zu entscheiden sind; die 64 Künste[1]) aber, die nach Kṣemendra (Kalāvilāsa IV, 2—11) eine Hetäre besitzen muß, werden ja wohl ausreichend sein, ihre Besitzerin vor allzu großem Schaden zu bewahren. Immerhin muß bemerkt werden, daß in der Literatur Klagelieder geprellter Schönen keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Wer sich an der Hand einheimischer Hetärenschriften genauer belehren will, lese *Altindische Schelmenbücher* I., II. Deutsch von Johann Jakob Meyer. Ich will hier zum Schlusse nur die Geschichte von der Kurtisane

[1]) Eine Übersetzung dieser Stelle findet man *Erotik* 791 und bei Meyer Samayam. XLVII.

Digitized by Google

Vilāsavatī wiedergeben, die uns Kṣemendra (Kalāv. IV) erzählt:

Einst begab sich der stolze König Vikramasiṃha, von mächtigen Erdherrschern besiegt, begleitet von seinem Minister Guṇayaśas, nach Vidarbha. Dort trat er in das Haus einer Hetäre, und obgleich er nur wenig Vermögen besaß, genoß er doch die weltberühmte Kurtisane Vilāsavatī, die sonst nur von sehr Reichen besucht werden konnte. Als sie sah, daß jener eine gewaltige Persönlichkeit sei, die ihrem königlichen Abzeichen entsprechende Genüsse haben müsse, stellte sie ihren Schatz an Gold und mannigfachen Edelsteinen zur Verfügung für seinen Aufwand. Der Fürst der Erde, der ihre natürliche Neigung und wunderbare Schicklichkeit sah, sprach, über diese Liebe von Staunen erfüllt, unter vier Augen zu seinem großen Minister: „Wunderbar, daß sie, wiewohl eine Hetäre, das viele Vermögen meinethalben wie Gras verschwendet! Die Leidenschaft der Hetären besteht (doch sonst) nur im Gelde und meidet den Pfad der Liebe; fälschlich zeigen die fahrenden Frauen Zuneigung aus Gier nach ein wenig Geld; aber wenn eine dabei ihr Geld hingibt, welcher Zweifel an deren Liebe könnte da noch bestehen?" Der Minister lachte unwillig, als er dieses Wort des Herrn der Erde vernommen hatte, und sprach zu ihm: „Wer vertraute wohl dem Treiben der Hetären, o König? Diese Hetären, die der Wahrhaftigkeit entbehren, nach einem Stück Geld gieren, nur einen Augenblick Wonne gewähren und einen Honigmund besitzen, dringen in die Herzen derer, die keine Überlegung zeigen. Hoffnungen und Hetären bringen dem Manne Wonne bei der ersten Begegnung, im Verlaufe lassen sie das Mißgeschick reifen, am Ende bringen sie als Frucht das Unglück. Bis auf den heutigen Tag haben sogar Hari, Hara und die übrigen Unsterblichen sie ihrem Wesen nach nicht erkannt, die Irrtum, Wahn und tiefe Betörung erzeugen: die Hetären nämlich und die Trugbilder des Daseins." Als der Männerfürst dies Wort des Ministers vernommen hatte, traf er mit diesem eine Verabredung und stellte sich tot, um die Hetäre auf die Probe zu stellen. Als nun dieser entseelte Körper von

Digitized by Google

dem Minister in das Feuer des Scheiterhaufens gelegt worden war, kam sogleich Vilāsavatī geschmückt nach der Feuerstätte, und wie sie sich eilig in die Flammen des hellen, gewaltig brennenden Feuers stürzen wollte, umarmte sie der Fürst mit beiden Armen und sprach erfreut: „Ich lebe!" Von Liebe erfüllt tadelte der König, der nun dachte, daß diese ihre Liebe fest und echt sei, vielfach den Minister, da er von den Tugenden der Hetäre gewonnen war. Dann nahm der Gebieter der Erde die gewaltige Menge des Geldes der Hetäre in seine Hand und warb dafür ein Heer, gewaltig groß an Fußsoldaten, Reitern und Elefanten, und nachdem der Gebieter der Erde mit den Scharen des gesammelten großen Heerbannes die Oberherren der Welt besiegt hatte, gelangte er in sein Reich, wie der volle Mond, der Wonne bereitet. Vilāsavatī, welche der Erdherrscher an die Spitze der Haremsgeliebten gesetzt hatte, die Zarte, erglänzte wie Śrī, die Locken bewegt von dem Winde der Fächerwedel.

Eines Tages nun sprach sie zu dem Männerfürsten unter vier Augen, die Hände demütig zusammengelegt: „Herr, wie eine Sklavin habe ich Dich lange als einen Wunschbaum verehrt. Wenn ich nun irgendwo die Veranlassung zu Deinem Reichtum geworden bin, Gebieter, dann magst Du mir in Gnaden mein Hoffen erfüllen. Nicht nutzlos ist ja die Vereinigung mit Guten, die wie Wallfahrtsplätze (nur) als Ergebnis frommer Taten zu erlangen sind, fremden Staub wegnehmen und von Natur fleckenlos sind. Ich hatte einen jungen Liebling, anhänglich und teurer als Leben und Geld, der durch Schicksalsfügung als Dieb in der Stadt Vidarbha im Gefängnis liegt. Zu dessen Befreiung habe ich Dich als mächtigsten Herrscher der Erde bedient: heute vollbringe nun, was Deinem Wesen, Deiner Geburt und Deiner Heldenhaftigkeit entspricht!" — Als der Männerfürst dies ihr Wort vernommen hatte, blickte er, gleichsam starr, daß er so betrogen worden war, lange auf die Erde und gedachte der Rede seines Ministers. Dann hieß der König sie darob getrost sein, besiegte in Vidarbha den Gebieter der Erde und vereinigte sie mit dem aus dem Gefängnisse befreiten Diebe.

*

Digitized by Google

Heutzutage sind die Tänzerinnen, die allbekannten *Nautch girls*, Dewa Dasis (devadāsī), die hauptsächlichsten Prostituierten. Man muß dabei allerdings zwischen profanen und religiösen Tänzerinnen unterscheiden: „Die gewöhnlichen, auf allen Straßen oder bei den abendlichen Nautschunterhaltungen ihre Künste darbietenden Tänzerinnen dürfen die festlichen Reigen um die Götterbilder nicht ausführen; für diese feierlichen Tänze wählen die Brahmanen unter den Töchtern der Ortsbewohner diejenigen aus, die sie für würdig erachten, Tempeltänzerinnen zu werden. Da nun aber keine Indierin unvermählt bleiben darf, so werden die Dewa Dasis der Tempelgottheit angetraut, wobei die Brahmanen die mit einer Ehe verbundenen Pflichten dem Götterbilde abnehmen und für den Unterhalt der göttlichen Ballerina sorgen." (Boeck 78.)

Daß der Geschmack auch hier sehr verschieden ist, geht aus der höchst belustigenden Schilderung eines Abenteuers hervor, welches dieser Reisende in Kondscheweram mit Devadāsīs erlebte, als er seinen Wirt bat, aus dem Ballettkorps des Tempels die Besten und Schönsten zu einer Sitzung auszusuchen. „Hätte ich diesen begreiflichen Wunsch lieber nicht geäußert! Hätte ich wenigstens versucht, bei der Ausmusterung selbst zugegen zu sein! Wohl mit der Absicht, mir die taktfestesten und bewährtesten Vortänzerinnen zuzuführen, und entsprechend der bei Asiaten ziemlich verbreiteten Anschauung, daß zu weiblicher Schönheit rundliche Körperfülle gehört, erschienen nach langem Warten ein paar Tamulinnen, die bereits seit einiger Zeit „aus dem Schneider" zu sein schienen und denen eine nachhaltige Kur in Marienbad gewiß recht zuträglich gewesen wäre. Mein Gastfreund, der etwas bestürzt über meine nicht verhehlte Enttäuschung schien, wies auf die kostbaren Fuß- und Handgelenkspangen und die reizend ziselierte Goldplatte hin, die das Haupt der (einen) Tanzenden bedeckte, und auch aus der Würde, mit der die stattlichen Damen ihre Tanzschritte ausführten, konnte ich merken, daß ich es mit ein paar hochangesehenen Altmeisterinnen der Tempeltanzkunst zu tun hatte." (S. 106).

Ein ähnliches Abenteuer, bei dem es sich aber um welt-

Digitized by Google

liche Tänzerinnen handelt, erzählt unser Reisender launig genug S. 131 ff.

Tiefer in die Geheimnisse dieser „Göttersklavinnen" führt uns Sellon (S. 56 f.), der über ihre Bildung, Leistungen und Bezahlung folgendermaßen berichtet: „Zu jedem Tempel von einiger Bedeutung finden wir in Indien eine Schar von Nautch- oder Tanzmädchen zugeteilt. Diese werden gewöhnlich besorgt, während sie noch ganz jung sind, und frühzeitig in alle Geheimnisse ihres Handwerkes eingeführt. Sie werden in der Tanzkunst, Vokal- und Instrumentalmusik unterrichtet, da ihre Hauptaufgabe darin besteht, die heiligen Hymnen zu singen und Nautches vor dem Gotte aufzuführen, wenn die hohen Feste gefeiert werden. Aber das ist nicht der einzige Dienst, den man von ihnen verlangt, denn abgesehen davon, dass sie die anerkannten Maitressen der Tempelpriester sind, ist es auch ihre Pflicht, sich in den Tempelhallen jedem Besucher preiszugeben, und so sammeln sich Fonds an zur Verschönerung der Andachtsstätte, zu der sie gehören.

Da es immer Frauen von bemerkenswerten körperlichen Reizen sind, die durch alle die Verführungskünste der Kleidung, des Schmuckes, der Bildung und der Nachhilfe noch erhöht werden, so bekommen sie häufig große Summen zur Belohnung für die Gunst, die sie gewähren, und man weiß, daß fünfzig, hundert und selbst zweihundert Rupien diesen Sirenen für eine Nacht gezahlt worden sind. Darüber kann man sich nicht groß wundern, da sie unter ihrer Zahl vielleicht die lieblichsten Frauen von der Welt aufzuweisen haben."

Besonders berühmt ist nach *Sonnerat* I, 34 Surat wegen seiner Balladeiras. Er erwähnt auch, daß die Brahmanen, die zu dem betreffenden Tempel gehören, „die jungfräuliche Rosenknospe pflücken; am Ende werden diese Mädchen öffentliche Huren".

Nach Francis Billington geniesst Lucknow den Ruf, die besten Tänzerinnen auszubilden; es gibt hier Schulen zu dem Zwecke, sie das gezierte Lächeln, die Stellungen und das Hantieren mit Draperien zu lehren, was die Hauptgrund-

Digitized by Google

züge der Kunst nach den Begriffen der Eingeborenen auszumachen scheint. Aber das Streben nach der Aneignung europäischer Bildung unter den Rajahs und reichen Leuten, die früher die besten Patrone der Tanzmädchen und ihres Berufes waren, beginnt dem Geschmacke in dieser Beziehung eine andere Richtung zu geben. The faddist and the crank halten eben ihren Einzug, und wiewohl gegenwärtig noch kein Grund vorhanden ist, mit seinem Einfluß groß zu tun, ist es doch ein wenig lehrreich und belustigend zugleich, zu sehen, daß in Madras mit aller Förmlichkeit und Wichtigkeit eine „Society for the Suppression of Nautch parties" gegründet worden ist, „from whose propaganda it is urged that it is a short step from the nautch-party to the nautch-girl's home. And, further, nautch-parties are a sort of advertisement to these women, while the inevitable missionary has delivered his soul upon the subject by sying, „If the rich had money they could thus wast, it would be far better to use it in relieving the poor and the distressed than to squander it to give expensive presents to those who did not need it, and to fill the pockets of bad women who are hired at enormous cost to divert the crowd with unseemly gestures in dancing, which only tend to feed the flame of passion." The reverend gentleman's ire on the subject, it may be added, appeared from the context of his pronouncement to be principally due to the fact as much as a hundred rupees a night are sometimes paid to a popular dancer" (Billington p. 224.)

Übrigens ist zu bemerken, daß der Tanz dieser Nautch girls für europäische Augen „woefully dissappointing" ist. Wenn man gesehen hat, mit welch glänzender, klassischer Anmut die Frauen den Wasserkrug auf dem Kopf tragen, oder wenn man den leichten Schwung ihrer wohlgebauten Glieder bemerkt hat, kann man sich nur schwer vorstellen, daß sie jemals reizender Bewegung ermangeln könnten. Und doch, wenn sie sich anschicken, Haltung und Gesten zum Tanze anzunehmen, scheint das alles bloßen Drehungen und Windungen untergeordnet zu werden, die, glaube ich, auf die Sinne der Männer wollüstig erregend wirken sollen,

Digitized by Google

aber nur in eintönigen Muskelverzerrungen bestehen. (l. c. 68.)

Mandelslo spricht mit etwas mehr Begeisterung von den Tänzerinnen: „Es kamen auch dahin [Brodra] etliche junge wolgestalte und wolbekleidete Benjanische Weiber, mich in meinen deutschen Kleidern, die ich stets in Indien trug, recht zu beschawen und zu betrachten, sie verwunderten sich sehr über mich, dann die Engelländer und alle Europeer daselbst sich der Indianischen Kleidung gebrauchen. Diese Weiber machten mir mit singen und tantzen feine Lust, erboten sich wol gar alle nackend außzuziehen, wenn ich meine weisse Haut gleichfals wolte sehen lassen, dann sie lieben weisse Leute sehr. Gaben derwegen mir ein gar saur Gesicht, daß ich ihrem Begehren nicht Folge leisten wolte." (*Mandelslo* 51.)

In Ahnedabad erlebte derselbe Reisende ein ähnliches Abenteuer. Sein Wirt ließ nämlich zu seiner Unterhaltung „nach des Landes manier her zu bringen sechs von den schönsten Tantzweibern, so in Amadabad zu finden, selbige musten vor uns singen und tantzen, machten mit verliebten Geberden allerhand lustige Sprünge und Possen. Mir wurde vom Wirth angeboten, daß, wenn mir's in der Kammer zu einsam wäre und nicht alleine schlaffen wolte, die Schönste unter ihnen mir zur Gesellschaft dienen solte. Welche Courtesie ich mit Danksagung abschlug, nicht allein wegen meines Leibes Ungelegenheit, in dem auff dieser Reyse meine alte Beschwerung (wiewol nicht so hefftig als zuvor) sich wieder finden wolte, sondern auch, und am allermeisten Gewissens halber, mit einer Heidinne sich Fleischlich zu beschmitzen. Es waren sonst etliche darunter, die einem leichtlich einen appetit hätten erwecken sollen, ob sie zwar nicht weiß von Gesichte, waren sie dennoch jung und von guter *Proportion*, auch den Deutschen und Engelischen sehr *affectioniret*". (S. 55.)

Zu was für Streichen sich die Tänzerinnen bisweilen hergeben müssen, wenn die Paschalaune des Gebieters es verlangt, beweist der „Witz", von dem Mandelslo p. 84 be-

Digitized by Google

richtet: „Es erzehleten mir die Englischen von ihm [Schach Choram] einen lächerlichen Possen, welchen ich Kurtzweil halben mit auffzeichnen wollen. Es hatte der Mogol einen unter seinen *Raschi* oder Fürsten, welchen er seiner lustigkeit auch Tapferkeit haben gern umb sich leiden mochte, auch dessen Gegenwart täglich gebrauchte, und gar viel von ihm hielt. Als dieser eines Tages nicht zu Hofe kam, der König nach ihm fragte, und er sich entschuldigen ließ, daß er Artzung gebrauchet, vnd seinen Leib einmahl außreinigen wolte, hat der König, der eben diesen Tag gar lustiges Gemüths, eine gantze Compagnie Täntzerin zu ihm in sein Haus geschickt, mit ernstem Befehl, daß sie vor des *Raschi* Angesicht sich auffheben, vnd hofieren solten. Der *Raschi* sihet die Weiber kommen, vermeynet anfänglich, der König schicke sie darumb, daß, weil er ein Patient, sie ihn lustig machen solten. Als er aber des Königs Befehl vernimpt, lachet er, und erdenket alsbald einen Fund, fraget: ists nichts mehr? und als sie mit nein antworten, vergönnet er ihnen den eintritt ins Gemach, und saget, sie sollten verrichten, was ihnen der König hätte aufferleget, aber auch nicht mehr, und bedrevet sie hart, dass niemand dabey das Wasser lassen solte, bey höchster Straff, dann ihnen solches nicht anbefohlen wäre, weil aber keine solches zu thun ihr getrawete, haben sie unverrichteter Sache wieder ab ziehen müssen. Diese des Raschi List vnd geschwinde *invention* hat dem König über alle massen wol gefallen."

Für die Prostitution, soweit sie als Erwerb, gegen Bezahlung, von einer bestimmten Gesellschaftsklasse ausgeübt wird, ist dort kein Platz, wo der Geschlechtsverkehr ein freier ist, die Mädchen nicht zur Keuschheit verpflichtet sind und sogar die verheirateten Frauen mit Billigung ihrer Männer Umgang mit anderen haben können. Daher findet man die Einrichtung solcher gewerbsmäßigen Prostitution bei den meisten Völkern des Archipels nicht.

Prostitution im weitesten Sinne kommt in Indien überall vor; am meisten wohl auf Java. Man kann

Digitized by Google

vier Arten Prostituierte annehmen: 1. die ronggèngs auf Java und die balians auf Borneo; 2. die eigentlichen Berufsprostituierten; 3. die Soldatenfrauen und 4. die sogenannten Haushälterinnen (huishoudsters). Unberücksichtigt muß hier bleiben der mehr oder minder freie Umgang der beiden Geschlechter vor der Ehe, besonders bei den Bataks, Dayaks und Alfuren, aber auch bei anderen Stämmen, da ja hier bei diesem außerehelichen Verkehr das quaestum facere keine Rolle spielt und also nicht unter den Begriff Prostitution fällt, wie er uns geläufig ist. Ebensowenig können wir hierher die Verpflichtung rechnen, die die Gastfreundschaft verschiedenen Stämmen des Archipels auferlegt, nämlich ihre Frau oder eine ihrer Frauen dem Gaste als Genossin für die Nacht anzubieten.

Als allgemeine Triebfeder, sich der Prostitution in die Arme zu werfen, mögen genannt werden die bei den eingeborenen Frauen sehr stark entwickelte Sucht nach Putz und einem gemächlichen Leben und ihre starke Leidenschaft. Außerdem wird sie noch dadurch gefördert, daß für die inländische Gesellschaft die Prostituierte keineswegs wie für den Europäer eine Paria ist, so daß spätere Verheiratungen von Prostituierten sowie der Übertritt von vorher verheiratet gewesener Frauen zur Prostitution vielfach vorkommen, während die Begriffe vom Eheleben ganz andere sind als in Europa. Vor allem die Soldatenfrauen und Haushälterinnen sind durchaus nicht mit europäischen Prostituierten auf eine Stufe zu stellen. Von den oben genannten Klassen stehen nur die beiden ersten, jedoch mit Ausscheidung der balians, unter ärztlicher Aufsicht, die außerdem in Indien noch weniger kräftig wirken kann als in Europa, so daß Statistiken über Anzahl, Gesundheitszustand etc. der Prostituierten so gut wie nicht bestehen, und alle Angaben darüber sehr unvollständig sein müssen.

Im allgemeinen findet man unter den Prostituierten nur eingeborene Frauen, doch kommen, vornehmlich unter der zweiten Klasse, auch Farbige und unter diesen und der letzten auch japanische und chinesische Frauen vor.

Digitized by Google

Das Bestehen der Tanzmädchen[1]) auf Java, *ronggèng* im Sundanesischen und *talèdèk* im Javanischen genannt, und ihr Gewerbe als Prostituierte müssen aus gottesdienstlichen Gründen erklärt werden. Sehr wahrscheinlich ist es, daß sie die Nachfolgerinnen der Priesterinnen des Śiva sind, mit dessen Dienst der auch sonst in Indien vorkommende Phallusdienst Hand in Hand ging, und damit auch die Ungebundenheit der Priesterinnen. [Wilken in Bijdragen V, 4, 455.] Für den ursprünglich religiösen Charakter dieser Tänzerinnen spricht es außerdem, daß unter ihnen, wiewohl äußerst selten, Männer in Frauenkleidern gefunden werden, *bèksà*. Viel mehr kommt dies vor unter den *balians*, die auf Borneo die Stelle der ronggèngs einnehmen, und unter welchen die männlichen den Namen *basir* tragen. Letztere gehen ganz als Frauen gekleidet, und man sagt ihnen nach, daß sie „de geheele Dajaklanden door een beroep maken van de gruwelen, die het vuur des Hemels op Sodom deden nederdalen". Es gibt sogar basirs in Mittel-Kahajan, die ganz nach dem Herkommen mit einem Manne verheiratet sind und sein Bett teilen. Sie stehen trotzdem in hohem Ansehen; man gebraucht ihre Dienste lieber als die der balians und bezahlt sie teuerer. Einigermaßen auf gleicher Höhe mit diesen Priestern und Priesterinnen stehen die *bissu*, männliche und weibliche Priester und Prostituierte bei den Buginesen, von denen es jedoch nicht völlig sicher ist, ob sie sich so allgemein der Prostitution hingeben. Als Tänzerinnen treten die ronggèng bei fast jeder javanischen Festlichkeit auf.

Eigentliche Berufsprostituierte findet man an allen größeren Plätzen, sowohl auf Java als auch in den Außenbesitzungen, den Garnisonplätzen und vor allem auf Java auch in kleineren Dörfern in der Nachbarschaft großer Plantagen. Da der größte Teil dieser Frauen sich der Polizeiaufsicht entzieht, kann man aus der Zahl der eingetragenen den wirklichen Bestand nur annähernd kennen lernen. In

[1]) Auch bei den Tänzerinnen des Indischen Archipels besteht die Kunst des Tanzens in gewissen Stellungen, meist langsamen Bewegungen des Körpers und Verdrehungen der Hüften. Arme und Hände, während die Füße nur wenig gebraucht werden.

Digitized by Google

Surabaya sind 600 eingeschrieben, in Batavia 400 und in Semarang 200.

Sie leben in Bordellen zusammen, auf Java *sundelan* genannt. Besonders in den Hauptstädten Riouw und Deli, doch auch auf Java und in anderen Teilen des Archipels trifft man unter diesen Berufsprostituierten viele Frauen von japanischer Herkunft an, die über Singapore eingeführt und dann weiter verhandelt werden; immer unter dem Vorwande, daß ihre Kaufsumme einer Schuld wegen vorgeschossen ist, die sie von dem Bordellhalter empfangen haben sollten. Der Preis für derartige Frauen schwankt zwischen 200 und 500 Gulden, während chinesische Frauen, von Macao oder aus sonstigen Provinzen Chinas mit 1300 fl. bezahlt werden und darum viel weniger in Indien zu finden sind. Auch scheint vornehmlich aus Semarang und von Deli Ausfuhr von inländischen Frauen nach Singapore stattzufinden.

Als eine ganz eigenartige Form von Berufsprostitution müssen hier die *panjeroan* von Bali genannt werden. Das sind die Töchter oder Frauen von Männern aus der niedrigsten Kaste (sudra), die ohne Erben gestorben sind, oder von solchen, die für vogelfrei erklärt worden sind *(bědagan)*, die als Eigentum an den Fürsten kommen und von diesem, soweit er sie nicht in seinem eigenen Harem aufnimmt, in das Land gesandt werden, um in seinem Namen den Beruf einer Prostituierten auszuüben, mit der Verpflichtung, einen bestimmten Teil ihrer Einnahmen an ihn abzugeben. Große Sittenlosigkeit und allgemeine Verbreitung von venerischen Krankheiten sind die Folge dieser tadelnswerten Einrichtung. Auch sonst kommt dies im Archipel vor, z. B. in Indragiri, wo der Sultan und die Großen des Reiches derartige Prostituierte ausbeuten.

Die Soldatenfrauen, die in außerehelicher Gemeinschaft mit einem Militär leben, müssen auch unter die Prostituierten gerechnet werden, weil sie sich zu Zeiten heimlich in der Kaserne prostituieren. Das Leben dieser Frauen in der Kaserne und ihr Zusammenleben mit den Soldaten wird durch sehr viele Nützlichkeitsrücksichten gerechtfertigt, und der günstige Einfluß, den sie vielfach im Leben der Militärs

Digitized by Google

in Indien ausüben, wird so allgemein anerkannt, daß eine Bewegung alle Billigung verdient, die darauf abzielt, diesen Frauen selbst bessere Versorgung von Staatswegen zu verschaffen, die, besonders wenn der Mann weggeht, aus Armut zur Prostitution gezwungen werden; und ebenso ihren Kindern, die infolge ihrer zweifelhaften Volksangehörigkeit und schlechten Erziehung zu unerwünschten Elementen der Gesellschaft werden.

Über die ronggèng nun und die eigentlichen Prostituierten wird ärztliche und polizeiliche Aufsicht geübt, in der Hauptsache ebenso wie wir es in Europa finden. Sie besteht in einer Eintragung in Listen, der Abgabe von Karten an die gesund befundenen Frauen, einer wöchentlichen Untersuchung der Prostituierten durch den Regierungsarzt an den Hauptplätzen und sonst durch den Zivilarzt, der dafür von der Regierung eine monatliche Zulage bekommt, während sie auch in sehr vielen Fällen von den unterstellten doktor djawa's ausgeübt wird; der Polizeiaufsicht über die Bordelle, zu deren Einrichtung eine Erlaubniserteilung nötig ist, und Aufnahme der für krank befundenen Frauen, sei es in gewöhnlichen Hospitälern, sei es in besonderen, zu diesem Zwecke bestimmten Anstalten.

Da aber der größere Teil der öffentlichen Frauen einer solchen Aufsicht zu entwischen versteht, die Mittel zur Untersuchung unzureichend sind und manchmal Räume fehlen, alle verseuchten Prostituierten aufzunehmen oder sie bis zur völligen Herstellung zu behalten, ist diese ärztliche Aufsicht nach dem allgemeinen Urteile gänzlich unzureichend.

An einigen Plätzen sind Anstalten für kranke Prostituierte errichtet, so z. B. zu Batavia, Pontinak, Tandjong, Pinang und Bandjermasin. Der Gesundheitszustand der Prostituierten ist ein sehr trauriger, wie nach dem bisher Gesagten nicht befremden kann. Von 1000 im Jahre 1889 untersuchten javanischen Frauen, fast ausschließlich Prostituierten, zeigten sich nur 16% gesund! 60% hatten retroflexio uteri, 13% Ovarial-Tumoren, 9% Myom, 2% Uterus infantilis, 10% Salpingitis, 2½% Parametritis, 2% Prolapsus. Das ungewöhnlich häufige Vorkommen der retroflexio uteri

Digitized by Google

ist den Kunstgriffen der inländischen Hebammen zur Verhütung der Schwangerschaft zuzuschreiben.

Von 515 im Jahre 1893 zu Surabaya untersuchten öffentlichen Frauen erwiesen sich nur 2% als gesund; venerische Krankheiten hatten 19%, Syphilis 10%; beides zugleich 69%!! Glücklicherweise treten die venerischen Krankheiten in Indien nicht in der heftigen Form auf als in Europa, und außerdem leistet der Bau der Eingeborenen besser Widerstand. —

Die Maßregeln zur Bekämpfung der Prostitution gehen bis in die Zeiten der *Compagnie* zurück. In den Statuten von Batavia von 1642 steht ein Verbot an alle Christen, Haushälterinnen zu halten bei Strafe einer Buße von 100 Realen für die erste, 200 für die zweite und 300 für die dritte Übertretung, während auch Strafen den Frauen angedroht werden, die ohne Erlaubnis auf der Reede liegende Schiffe besuchen. Es bestanden auch Verbote gegen das Zulassen von öffentlichen Frauen in Herbergen und gegen das Offenhalten von nichtkonzessionierten Bordellen, Kneipen und Budiken („ongepermitteerde kitten, kroegen of kraampjes"), da diese die Sammelplätze der Prostituierten zu sein schienen. (*Encyclopaedie* III, 342 ff.)

Kehren wir nun zum Schlusse noch einmal in das alte Indien zurück, um noch eine ganz absonderliche Sorte von Prostituierten kennen zu lernen: das Giftmädchen, *viṣakanyā*, oder die Giftfrau, *viṣāṅganā*. Die Inder — und nicht sie allein — glaubten, daß man durch gewohnheitsmäßigen Genuß eines bestimmten Giftes sich dermaßen imprägnieren könne, daß die bloße Berührung, ja schon das Anhauchen und Anblicken genüge, um den sofortigen Tod des Berührten herbeizuführen. In dieser Überzeugung benutzte man besonders schöne Mädchen, die von Kindesbeinen an mit Gift genährt worden waren, als äußerst wirksame Liebesgeschenke, wenn es sich darum handelte, etwa einen feindlichen Heerführer und seine Mannen schnell zu vernichten: die Umarmung eines Giftmädchens war eben unfehlbar tödtlich! In der Sanskritliteratur sind mehrere solche Fälle er-

Digitized by Google

wähnt; am bekanntesten ist darunter wohl die viṣakanyā, die in dem Drama Mudrārākṣasa (deutsch von Fritze, Reclam) verwendet wird; allerdings hier ohne Erfolg.

Die indischen Quellen sagen meines Wissens nichts über die Art, wie man den zu viṣakanyās bestimmten Mädchen das Gift beibrachte. Aus Kazwinis Bericht ersehen wir aber, daß das Kraut *el-bīṣ*, das angeblich nur in Indien gefunden wird und ein tödliches Gift ist, dem neugeborenen Kinde zunächst einige Zeit unter die Wiege gestreut, dann unter seine Bettpolster, dann unter seine Kleider gestreut wird. Endlich gibt man es in Milch zu trinken, bis es eben von dem heranwachsenden Mädchen ohne Gefahr für das eigene Leben gegessen wird. Dieses Gift nun ist nichts weiter als die Wurzel von Aconitum ferox, im Sanskrit viṣa genannt. Weiteres, auch über die Verbreitung des Glaubens an die Giftmädchen, findet man bei Hertz, Die Sage vom Giftmädchen. Abhandl. d. Bayer. Akademie d. Wissensch., München 1897, p. 91 ff.

Digitized by Google

Sachregister.

Abhira-Frauen 112. 155.
abhisārikā 116.
Abortivmittel 208. 482 ff.
Abortus 146 f. 498.
Ärztinnen 65 ff.
Affenkot 165. 166. 169.
Alexander der Große 9.
Alexandra-Institution 59.
Alter der Frau 105.
Amor lesbicus 260.
ampallaṅg 181 ff.
Amulette als Liebeszauber 165.
Andhra 134. 143.
Aṅga (Frauen) 155.
apadravya 180.
aṛśas 266 ff.
āsava 45.
Assam (Frauen) 144.
Augensalben als Liebeszauber 169.
auparişṭaka 256 f.
Avanti-Frauen 112.

Bachstelze 169.
Bärenpenis 170.
bālā 106.
Bālh-Frauen 142.
Barbier als Ehestifter 323.
— bei der Hochzeit 370.
— bei der Entbindung 499.
basir 263.
Baumhochzeiten 405 ff.
Behramji Kharshedji Ghandhi 58.
Bengalen (Frauen) 141.
Berauschende Getränke 44 f.
Beschneidung 186 ff.
— Zweck 190 ff.
— bei Mädchen 188. 191.
Bestialität 255.
Betelkauen 48.
Betelnuß, gelbe, als Liebeszauber 171.
bījastambha 200 f.
Birmaninnen 55.
Blut b. d. Hochzeit 402. 403. 411.
Blutschande 301 f.
Bräutigam wird entblößt 16.
— Eigenschaften 304.
Braut mit roter Farbe bestreichen 371.
— falsche 399 f.
Brautprobe 305.
Brautschatz 320. 353.
Brautstand 325.
Brautvater 306.
Brunnen bei Unfruchtbarkeit 176 f.
burong 516.

candrakalā 245 ff.
Cantharidin 281.
carşaṇi 131.
Ceylon (Frauen) 146.
Cholera, Mittel gegen 17.
citriṇi 104.
Coitus, Arten 229 ff. 250.
— je nach den Maßen 229.
— je nach dem Temperamente 230.
— je nach dem Eintritt des Orgasmus 230.
— Empfindung der Frau beim Coitus 200 ff.
— je nach den Monatstagen 245 ff.
— je nach der Tageszeit 245 f.
— im Wasser 251.
— Verhalten nach Beendigung 251.
— Waschung danach 251 f. 265.
— inversus 252 f.
— ore conficiendus 256 ff.
— verboten 130 f.

Digitized by Google

Cola (Frauen) 115.
Confarreatio 411.
Couvade 530 ff.
Cunnilingus 260.

Datura 165. 169. 171. Anm.
Dayamava 17.
Defloration 225 ff.
— durch Stellvertreter 225.
— durch Götzenbilder 226.
devadāsi 556 ff.
Dextrarum iunctio 414 f.
drāvaṇa s. Orgasmus d. Frau.
Dravida-Frauen 143.
Dualismus in Indien 8.
Durchkriechen bei Unfruchtbarkeit 479.
Dysgenesia anticipans 200 f.

Ebenbürtigkeit 298 f.
Eberzahn 201.
Ehe 296 ff.
— Wichtigkeit in Indien 297.
— verboten 300 f.
Ehebruch 122 ff. 433 ff.
— Bedenken bei der Frau 122.
— Parsen 149.
— Pegu 150.
— Siam 434 f.
— Tonkin 435.
— im Archipel 435 f.
Eheformen der Hindus 326 f.
Eherecht der Birmanen 375 ff.
Ehescheidung 437 ff.
— in Birma 448 ff.
— in Tonkin 452.
— im Archipel 453 ff.
Ejakulation 200.
— Mittel zur Verzögerung 200 f.
— bei der Frau 212.
Eisen b. d. Entbindung 506.
Eisenbahnreisen 54.
Elefantensperma 172.
Elefantenzahn 166.
Embryologie 473. 489 ff.
Entbindung 495 ff.
Endogamie 351 ff.
Entblößung 15 f.
— des Bräutigams 16.
Entführung 345 ff.
Enthaarungsmittel 198.
Erotische Literatur 71 ff.
Eulenfleisch 171.
Exhibitionismus s. Entblößung.
Exogamie 349 ff.

Falkenknochen 169.
Familien, zu meidende 298.
Fehlgeburt, Verhütung 494.
Fellatio s. Irrumatio.
Flirt in Mandaling 322.
Frauen, Einteilung nach der Vulva 195.
— in padmini etc. 103.
— nach dem Temperamente 105.
— nach dem Alter 105 f.
— nach dem sattva 106 ff.
— in svakiyā etc. 111 ff.
— gemeinsame 114.
— zu meidende 129 ff.
— schwer zu gewinnende 120.
— mühelos zu gewinnende 128.
— verheiratete 113. 122.
— gesellschaftliche Stellung 312. 357.
— verschiedener Länder 142 ff.
Frauenbildung 51. 56 ff.
Frauenleiden 64.
Freiwerber 313.
Fußaufsetzen b. d. Hochzeit 415 f.

Gändhär (Frauen) 145.
Gandharvenehe 314 ff.
Gandhya (Frauen) 145.
gandrung 262.
Gauḍa-Frauen 144. 155.
Geburtsfeinde 504 ff.
Geburtsgebräuche 503 ff.
Geierknochen 169.
Geschlechtsbestimmung 473. 492.
Geschlechtskrankheiten 265 ff.
Geschlechtsleben der Parsen 146 ff.
— in Pegu 150. 185.
— der Nairs 150.
Gonorrhoea benigna 275.
Griechischer Einfluß in Indien 9.
Gujerat-Frauen 144.

Hahnenkämpfe 14. 49 ff.
Handabdrücke b. d. Entbindung 507.
Haremsfrauen, Ausschweifungen 132 ff.
Haremsintrigen 132 ff.
Haremsleben 151 f.
— in den verschiedenen Ländern 134. 155.
Harnkrankheiten 282 ff.
Harnsteine 286 ff.
Harnstrenge, Harnverhaltung 289 ff.
hastini 101.
Haustiere, Mittel bei Erkrankungen 17.
Hebammen 64. 500 ff. 518. 523.
Heiratsalter 306.
Heiratsorakel 397 f.
Hetäre 101.
Himālaya (Frauen) 155.
Hindufrau 52 f.
Hingerichtete im Aberglauben 478 f.

Digitized by Google

Hochzeit in Altindien 363 ff.
Hochzeitsbaum 402 f.
Hochzeitsfarben 401.
Hochzeitsgebräuche 362 ff.
— der Hindus 366 ff.
— der Nambutiris 371.
— der Santals 372 f.
— der Mohammedaner 379 ff.
— der Parsen 383 ff.
— der Tamulen 397.
— abergläubische 398 ff.
— im Archipel 109 ff.
Hodenschwellung 270 f.
Holi 15 f.
Hündin, schwarze 166. 169.
Hundeknochen 166.
Hungersnot, Mittel gegen 17.
Hyänenauge 165.

Impotenz 277 ff.
Indische Literatur 30 ff.
Indusland (Haremsleben) 155.
Infibulation 228.
Irrumatio 256 ff.

Jungfräulichkeit, Wertschätzung 220 ff.
— öffentliche Feststellung 223.
Jus primae noctis s. Defloration.

Kabraji, J. K., 62.
Kádambari-Schnaps 45.
Kähi ka Mela 16.
Kajari 15 f.
kalahántaritā 116.
Kaliṅga-Frauen 155.
Kāma 11, s. auch Liebe.
Kāmarūpa (Frauen) 141.
kambi, kambiong 183.
Kāmboja (Frauen) 145.
Kamelknochen 165. 169.
Kapuzinade gegen die Weiber 36 ff.
Karama 16.
karihasta 243.
Kaśmīr (Frauen) 145.
Kastenwesen 9.
Katzenknochen 201.
Kauchiluas 20.
Kaufehe 328.
khanditā 116.
Kinderheiraten 307.
Kindslagen 198.
Körnerwerfen b. Hochzeiten 401. 417 ff.
Kokosnuß bei Hochzeiten 403.
Konzeption, Mittel gegen, 182 ff.
Kośalā-Frauen 143.
Krankenhäuser 69. 513 f.
Künstliche Glieder s. Penis.
Kuntala (Frauen) 145.
Kupplerin 123. 156 ff.

Lāṭ-Frauen 143.
lépas-kain-kadu 218.
Leviratsehe 358 ff.
Liebe, Definition 80 ff.
— besondere Formen 84 ff., s. śṛṅgāra.
Liebesleben hoher Herren 131 f.
Liebeslieder 316.
Liebesstadien 94 f.
Liebestränke 173.
Liebeswerben 123 f.
Liebeszauber 161 ff.
— Zaubersprüche 162 ff.
— — für die padmini etc. 164.
— sympathetische 171 f.
Liebhaber, vierzehn Arten 98.
— vier Klassen 99.
Liebhaberinnen 101 ff.
— svādhinapatikā 115 ff.
Linga-Dienst 13. 19 ff.
— Hauptheiligtümer 20.
— Legenden v. seiner Entstehung 22 ff.
— Sekten 27.
— Aberglauben 28.
— in Niederländisch-Indien 27.
Linker Fuß 170.
Linke Seite 164.
Literatur, indische 30.

mádhvika Schnaps 45.
Mädchen 101.
Mädchenmord 174 f.
Männer, Einteilung in Hasen etc. 177.
Männer, b. d. Frauen erfolgreiche 127 f.
Magnet als Liebeszauber 173.
Mahārāṣṭra-Frauen 143.
maireya 45.
Mālava-Frauen 142.
Malaya (Frauen) 145.
Manakji Kharshedji 59 f.
Mārwāris 16.
Masochismus 253.
Massieren der Schwangeren 532.
Masturbation 251. 261.
Matriarchat 338 ff.
Menschenknochen b. Liebeszauber 165.
Menschenopfer 12.
Menschenschädel 169.
Menstrualblut, Beschaffenheit 205.
— im Aberglauben 207.
— als Liebeszauber 168.
Menstruation 202 ff.
— Legende v. d. Entstehung 203.
— Verhalten d. Menstruierenden 203 f.
— Coitus während d. M. verboten 205. 215.

Digitized by Google

Menstruation, Regelung d. Coitus n. d. M. 205. 206.
— Störungen 207.
— Eintritt b. d. heutigen Inderinnen 209.
— — bei den Singhalesinnen 210.
— — Atjeh, Siam, Kochinchina 210.
— Mittel zur Beförderung 210 f.
— Einsperren d. Menstruierenden 211 f.
Mesalliancen 209.
Milieu 43.
Mittelindien 142.
Mohammedanerinnen 55.
mukrī 31.

Nabelschnur 520. 523. 526. 527.
Nachgeburt 508. 516. 520.
Nairs, Geschlechtsleben 150.
Namenänderung 344 f. 537 ff.
Namengebung 536.
Nautch girls 556 ff.
Nepāl (Frauen) 146.

Obscöne Abbildungen 13.
Obscöne Darstellungen in Büchern 33 f.
Obscönitäten beim Opfer 12.
— zum Verscheuchen der Dämonen 15.
Obscönitäten ästhetisch betrachtet 34 f.
Odor di femina 263.
Onanie 81. 152 f. 180. 251. 261.
Orchitis 270.
Orgasmus der Frau, Anzeichen 243.
— Mittel z. Erzielung 166. 244.
Orgien, fromme 29.
Osphresiologie, sexuelle 199. 280.

padminī 103.
Paederastie 260. 262 f.
Palmwein 46 ff.
Panjab-Frauen 142.
parakiyā 111. 113 f.
Parsen, Geschlechtsleben 146 ff.
Parsenfrauen, Bildung 57 ff.
Pāṭaliputra-Frauen 143.
patianak 18.
Pauṇḍra (Frauen) 145.
Pegu (Frauen) 150.
Penis 177.
— humoristische Bezeichnungen 178.
— Mittel zur Vergrößerung 179.
— — mechanische 180.
— künstlicher 152 f. 180.
— Perforation 181 ff.
— bei Liebeszauber 165. 166. 167. 170.
Peniskrankheiten 278.
Perforation glandis 181 ff.
Perversitäten 253 ff.
Pfauenauge 165.
Pfauenknochen 165.
Phallus s. Linga-Dienst.
Philtra 173, s. Liebeszauber.
Polyandrie 332 ff.
Polygamie 336.
Pontijanaq, Puntijanaq 18. 516.
Potenz, Anzeichen 277.
prameha 282 ff.
prauḍhā 106.
priti 84 ff.
Promiskuität 330.
proṣitabhartṛkā 117.
proṣyatpatikā 117.
Prostituierte, Arten 546.
— ihre Kunden 547 f.
— Verhalten 548 ff.
Prostitution 543 ff.
— religiöse 543.
— gastliche 543 f.
— gewerbsmäßige 545 ff.
— im Archipel 560 ff.
Puder als Liebeszauber 169.
punarbhū 101.
Puppen 315.
puruṣāyita 252 f.
Puṣpapura (Frauen) 145.

Quadrat, magisches 177.
Quecksilber bei Syphilis 272 f.

Räucherungen 170 f.
rāga 87 ff.
raktayoni 207.
Ramoshi 16.
Rasikaraṅjana 31. 32.
Reizmittel 181.
Ringfingerblut 167.
Roßopfer 12.
ṛtu, ṛtumati 205. 206.

sādhāraṇī 111.
Sadismus 255.
Salben als Liebeszauber 170.
śaṅkhinī 104.
Sarsaparille 272.
sattva 106 ff.
Sauvira (Frauen) 145.
Schlange bei Unfruchtbarkeit 478.
Schmollen 95.
Schönheitsideale 53.
Schoß, Knaben darauf setzen. 365. 416. 417.
Schwangerschaft, Anzeichen 487.
— Verhalten der Frau 487 f.
— Sterben während der 489.
— Gelüste 490 f.

Digitized by Google

Schwangerschaft, bei den Parsen 509 ff.
Selbstwahl 308 ff.
Sexuelles im Kultus 12 ff.
Shirin Kharshedji 60.
Sinnengenuß 10 ff.
Sinnengenuß verpönt 35 ff.
Sohnerzeugung 193.
Soma-Opfer 12.
Somaprabhācārya 36.
Sorabji Shapurji Bengali 59.
Speisen als Liebeszauber 169.
Sperling 167.
Sperma, Beschaffenheit 200.
— als Liebeszauber 166. 167. 168. 169. 170.
— des Elefanten 172 f.
śṛṅgāra 93 ff.
Stein 286 ff.
Steinoperation 287.
Stelldicheinsplätze 117.
Stierfell bei der Hochzeit 364. 365.
— bei der Entbindung 496.
Strirājya 143. 155.
Strohwitwe 117 f.
surá 45.
Surāṣṭra 134.
suttee, cold 149. Anm.
svādhinapatikā 115.
svairinī 102.
svakiyā 111.
svayaṃvara 308 ff.
Syphilis 271.
— Mittel gegen 273.

Tagwählerei bei der Hochzeit 301.
taruṇi 106.
Taubenkot 170.
Tempelkuppeln, Mittel zur Errichtung 18.
Temperament der Frau 105.
Tiger (im Liebeszauber) 171.
tilaka als Liebeszauber 168.
Tilaṅga (Frauen) 145.
Tirabhukti (Frauen) 145.
tithi 245 ff.
Tobiasnächte 365.
Trennung der Liebenden 91.
Tribadie 260 f.
Trinker, Strafen 15.
Trousseaux 325.

Unfruchtbarkeit 475 ff.
— Mittel gegen 17. 475 ff.
Unzüchtige Literatur. 31.
upadaṃśa 265 ff.
uparikriḍā 252 f.
utang 182. 184.
Uterusmassage 482.
Utkala (Frauen) 144.

Vakil, Meherbai und Ratanbai 61.
Vanavāsa, Frauen 144.
Vaṅga-Frauen 144. 155.
vāsakasajj(ik)ā 115.
Vatsagulma 134. 155.
Verliebtheit, Anzeichen, bei Mädchen 119.
— bei Frauen 126.
Verlöbnis 324.
Vidarbha 135. 155.
viparita 252.
vipralabdhā 116.
virahotkaṇṭhitā 115.
viṣakanyā 565.
vṛddhi 270.
Viṣṇu-Dienst 30.
Vulva 195.
— Anatomie 197.
— Eigenschaften 198.
— Mittel zur Enthaarung 198.
— Mittel zur Verschönerung 199.
— Mittel zur Verengerung 228.

Wachtelkämpfe 51.
Wein, Weib und Gesang 43.
Weltfreude 10 ff.
Widernatürliche Unzucht 81.
Wiederverheiratung 456 ff.
Witwenverbrennung 463 ff.
Würfel 43.
Wüstling, ein fürstlicher 134 ff.

Zoten beim Opfer 13.
Zuhälter 546.
Zusammenbinden von Braut und Bräutigam 370. 414.

Digitized by Google

Setzmaschinensatz und Druck von **Pass & Garleb**, Berlin W. 35.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE APR 4 49

DUE JUN 11 '49

AUG 21 '67 H

CANCELLED

6/6/68

WIDENER

SEP 10 2003

BOOK DUE

WIDENER

MAR 09 2003

CANCELLED

Digitized by Google